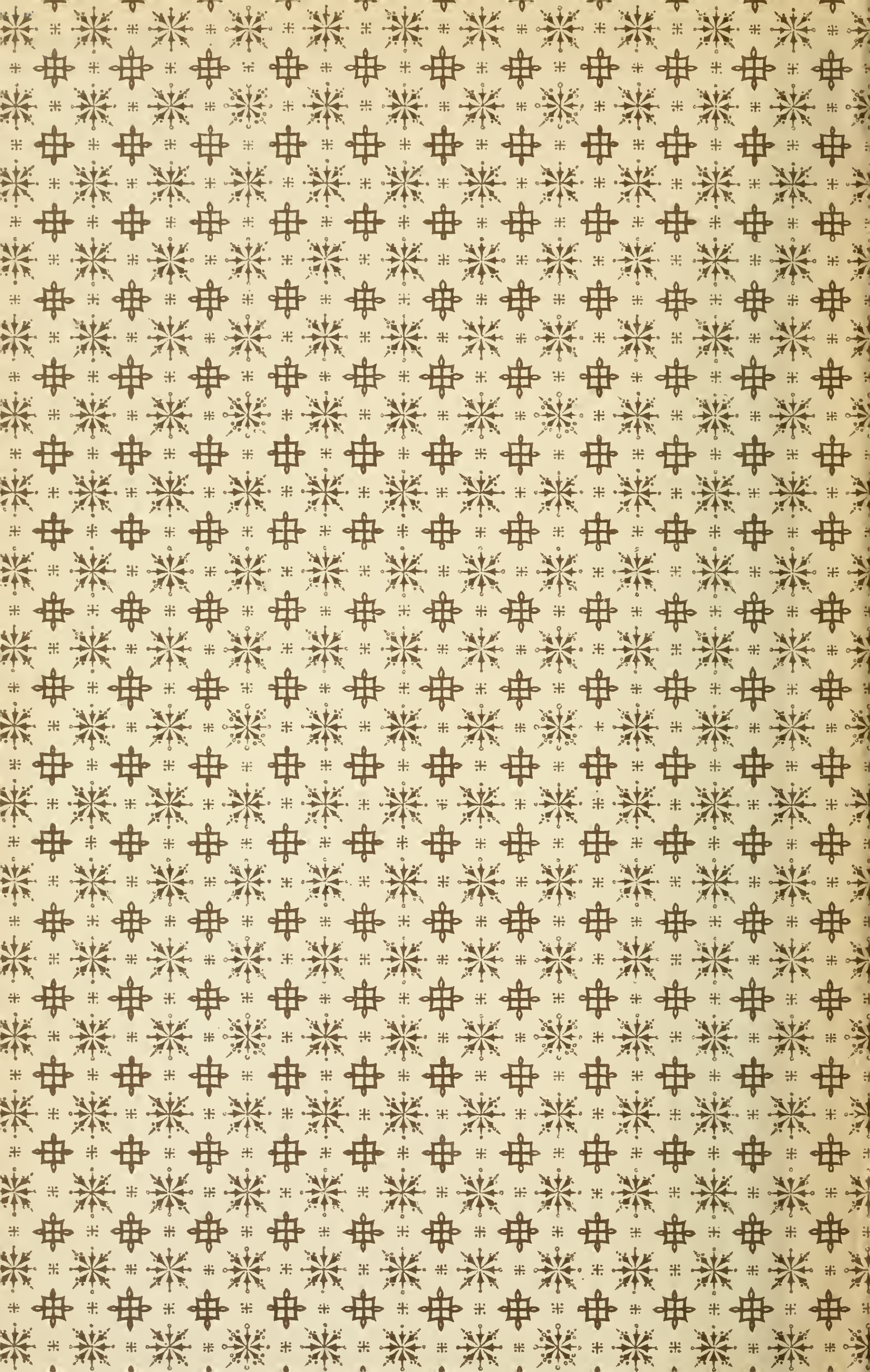


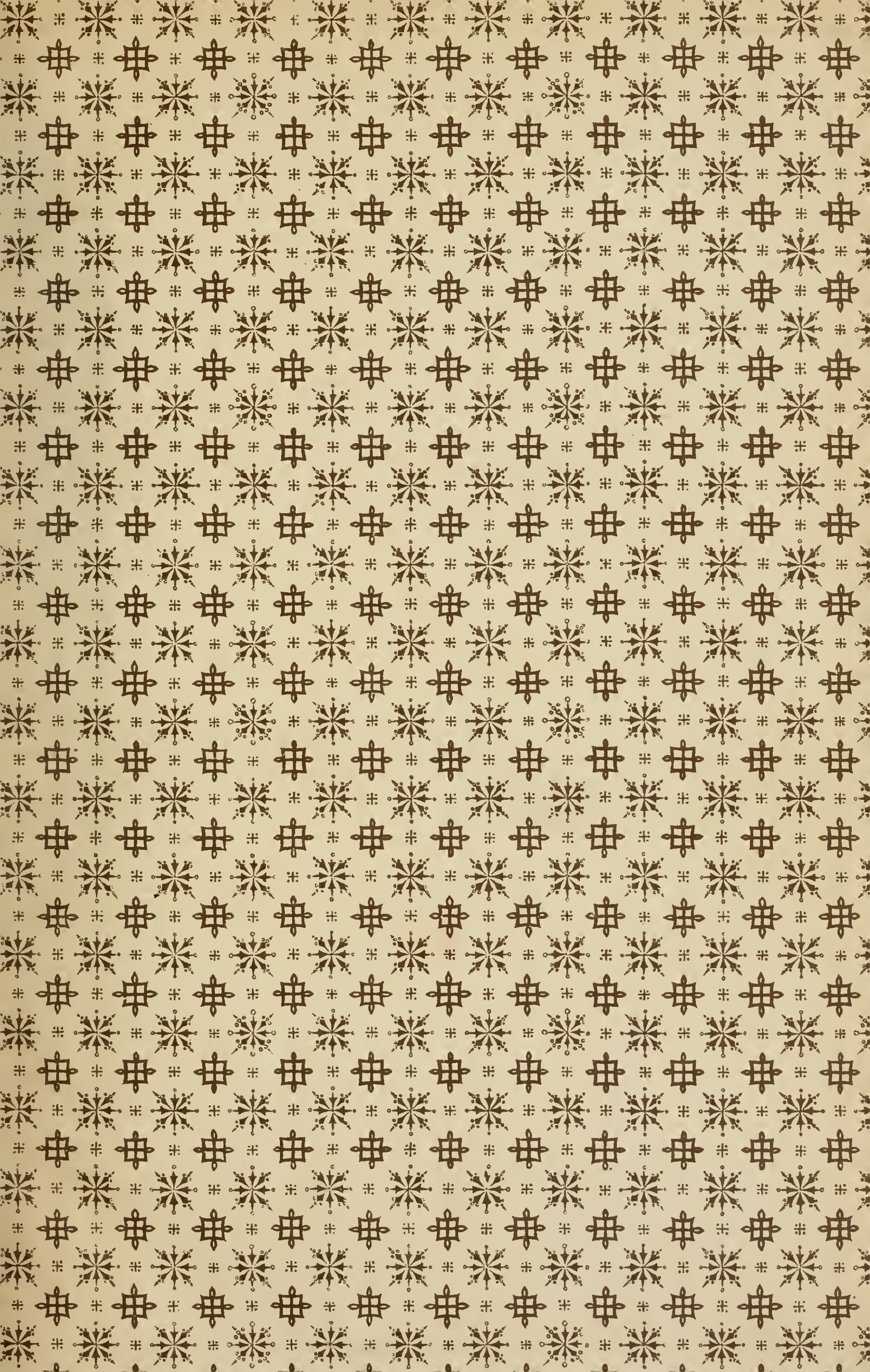


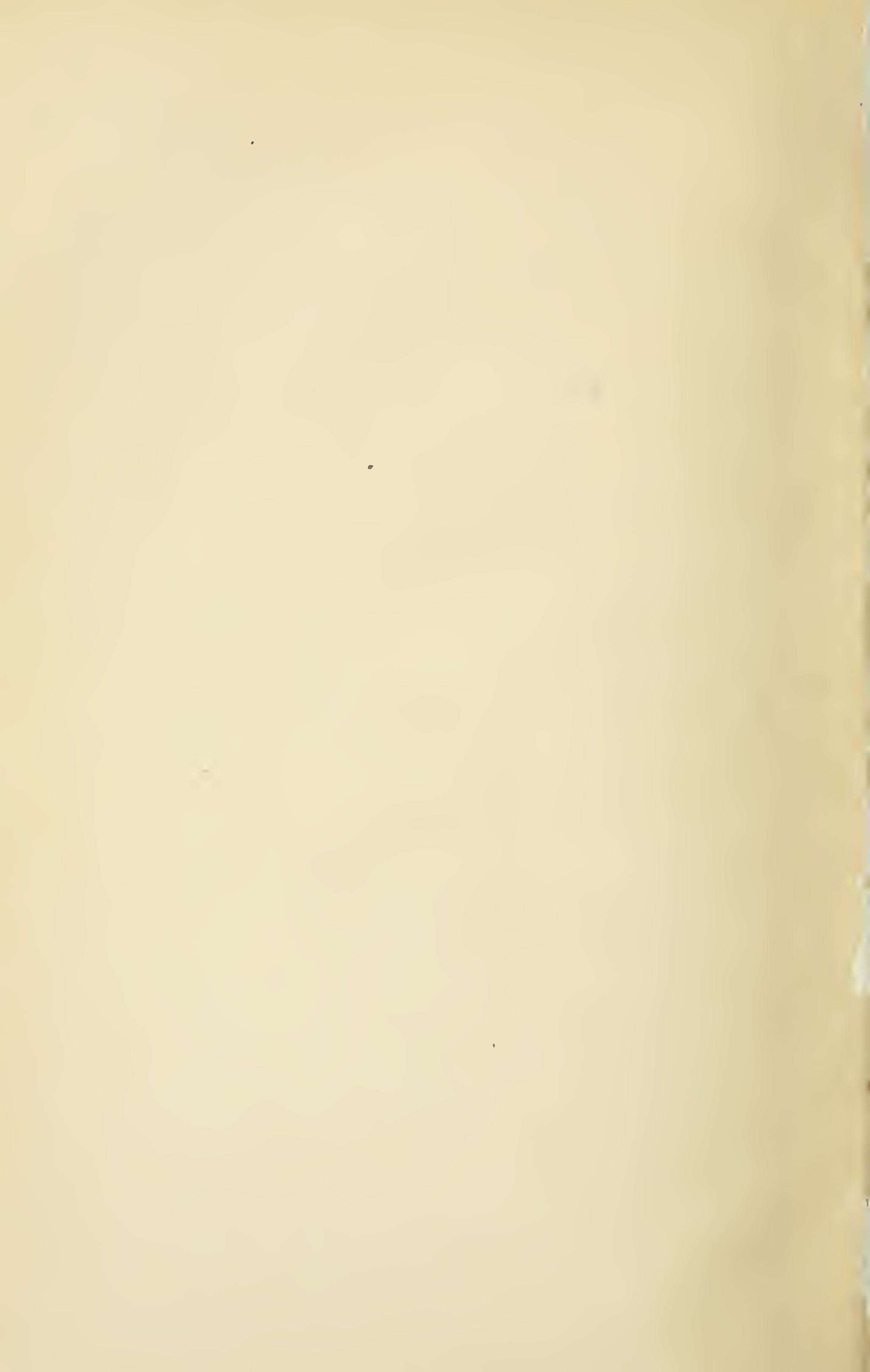
Aufzeichnungen aus meinem Leben

III.

1864-1870









Nach dem Gemälde des Prof. Freyberg.

Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen auf den Höhen von Chlum.

Aus meinem Leben.

Aufzeichnungen

des

Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen,

weiland Generals der Artillerie

und

Generaladjutanten Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I.

Dritter Band.

Die Kriege 1864 und 1866. Friedenszeit bis 1870.

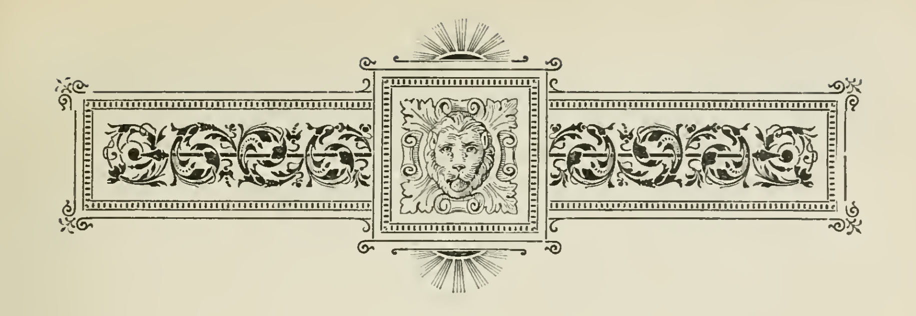
Siebente Auflage.

Mit einem Titelbild und vier Skizzen im Text.

Berlin 1906.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.







Vorwort.

Zeigte uns der zweite Band der Aufzeichnungen den Prinzen im persönlichen Dienst der beiden Könige Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. und brachte neben treffender Würdigung ihres Charakters und Wirkens viele bisher nicht bekannte Aufschlüsse über Vorgänge, die ihrem eigensten Entschlusse entsprangen, so führt uns dieser dritte Band unmittelbar in die große Zeit der Begründung des Deutschen Reiches.

Wir begleiten hier den Prinzen in den Krieg 1864 gegen Dänemark, den er im Hauptquartier mitmachte. Mit scharfer Feder kennzeichnet er die vielen schädlichen Friedensgewohnheiten des Heeres nach fünfzigjähriger Friedenszeit, weist aber auch überall auf den trefflichen Kern und den unvergleichlichen Geist der Truppen hin, der sie zu den Siegen von Düppel und Alsen führte. Die Stoßtaktik der mit uns verbündeten Österreicher, die ihnen 1866 so verderblich werden sollte, erfährt hier schon eine scharfe Beurteilung. Die mancherlei Sonderbarkeiten des achtzigjährigen Oberbefehlshabers, des Feldmarschalls Wrangel, werden mit Humor erzählt. Daneben tritt lichtvoll schon die jugendliche Heldengestalt des künftigen Thronfolgers, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm hervor, der hier unter schwierigen Verhältnissen mit sicherem Takt und fester Hand zum eigentlichen Leiter der Operationen wird und sich durch die Natürlichkeit und Frische seines Auftretens aller Herzen gewinnt.

Die kurze Friedenszeit bis zum Ausbruch des Krieges 1866 gibt dem Prinzen Gelegenheit, sich als Kommandeur des Garde-Feld-

artillerie-Regiments mit Eifer dem praktischen Truppendienst, dem er so lange entzogen war, zu widmen und sein Regiment mit allen Kräften auf die seiner harrenden Aufgaben vorzubereiten.

Als Befehlshaber der Garde-Reserveartillerie zieht er 1866 ins Feld, und während in den Kämpfen dieses Jahres die Artillerie, den damals herrschenden Anschauungen entsprechend, überall weit hinten in den Marschkolonnen gelassen, spät oder gar nicht zur Wirkung kommt, gelingt es seinem unermüdlichen Drängen, seine Batterien bei Königgrätz so frühzeitig auf die Höhen von Chlum vorzubringen, daß sie zur Entscheidung des Tages wesentlich beizutragen vermögen. Von den hervorragenden Führereigenschaften des Kronprinzen erfahren wir manchen schönen Zug. Wie nach abgeschlossenem Waffenstillstande auf dem Rückmarsche die Cholera unheimlicher in den Reihen des Heeres wütete, als die feindlichen Geschosse es getan, wird hier mit erschreckender Deutlichkeit geschildert.

Mit unermüdlichem Eifer widmet sich der Prinz nach dem Kriege wieder der Ausbildung seines Regiments und nimmt zugleich hervorragenden Anteil an der Abfassung aller neuen Bestimmungen für die Artillerie, die sich aus den Erfahrungen des Krieges ergaben. Seine 1868 erfolgende Ernennung zum Kommandeur der Garde-Artillerie-Brigade gibt ihm Gelegenheit, auch auf die Ausbildung des Festungskrieges, zuerst bei dem ihm unterstellten Garde-Festungsartillerie-Regiment, dann auch in weiteren Kreisen, Einfluß auszuüben.

So liefert dieser Band wertvolle Beiträge zur Geschichte unserer letzten großen Kriege wie der geschichtlichen Entwicklung unseres Heeres und seiner Taktik, zeigt aber auch dem Laien in frischer, anregender Darstellung, wie es in Krieg und Frieden in unserm Heere in großer Zeit zuging.

Ein demnächst erscheinender vierter Band, der den Erinnerungen des Krieges 1870/71 gewidmet ist, bildet den Schluß dieser Aufzeichnungen.

v. Bremen.



Inhaltsverzeichnis.

Siebentes Buch.

Der Krieg von 1864.

2. Von Hamburg bis Flensburg.

3. Von Flensburg bis Hadersleben.

4. Kolding.

5. Düppel und Ballegaard.

Achtes Buch.

Die Friedenszeit 1864 bis 1866.

2. Das Frühjahr nach dem Düppelsturm.

3. Bei den Sommerübungen als Regimentskommandeur.

4. Der Herbst 1864.

5. 1865. 1866.

Neuntes Buch.

Der Feldzug 1866.

3. Die ersten Tage auf feindlichem Boden.

4. Der 3. Juli.

5. Nach der Schlacht bis zur Waffenruhe.

6. Die Waffenruhe und der Waffenstillstand.

7. Der Friede und der Rückmarsch.

Zehntes Buch.

Die Friedenszeit 1867 bis 1870.

1. Das Jahr 1867.

2. 1868 und 1869.

3. Bis zum Ausbruch des Krieges 1870.



Siebentes Buch.

Der Krieg von 1864.







1. Vorgänge.

Am 15. November 1863 war König Friedrich VII. von Dänemark gestorben, König Christian IX. bestieg den Thron. Dies steigerte die Verwicklung, in die Dänemark mit Deutschland dadurch geraten war, daß es durch ein Patent vom 30. März 1863 seine Gesamtstaatsverfassung von 1855 auch auf Holstein und Lauenburg, die zum Deutschen Bunde gehörten, ausdehnte und dadurch das Londoner Friedensprotokoll von 1853 verletzte. Ein Bundesbeschluß vom 1. Oktober 1863 hatte schon eine Exekution gegen Holstein-Lauenburg verfügt, wonach Sachsen und Hannover je 6000 Mann nach Holstein senden, Österreich und Preußen je 5000 Mann zur Reserve bereitstellen sollten.

Das Londoner Protokoll von 1852, welches die Einheit der dänischen Gesamtmonarchie sicherte, war nicht vom Deutschen Bund als solchem, sondern nur von Österreich und Preußen als europäischen Großmächten mitunterzeichnet, und der Deutsche Bund erkannte somit Christian nicht als Beherrscher des deutschen Bundesstaates Holstein-Lauenburg an. Daraus ergab sich eine Verschiedenheit der Auffassung des Deutschen Bundes von der Österreichs und Preußens. Denn der Deutsche Bund hielt die Sache mit einer Exekution gegen Holstein für abgemacht, während Österreich und Preußen schon jetzt zu den Waffen zu greifen für nötig hielten.

Während nun die deutschen Bundestruppen, eine sächsische, hannoversche, österreichische und preußische Brigade, unter dem sächsischen Generalleutnant v. Hake, im Dezember 1863 Holstein und Lauenburg besetzten, ohne daß dänischerseits dagegen Widerstand geleistet worden wäre, forderten Österreich und Preußen vom Könige von Dänemark die

Zurücknahme des dänischen Grundgesetzes vom 14. November 1863, während Dänemark zu Lande und zur See rüstete. Österreich und Preußen machten je ein Armeekorps mobil. Preußischerseits wurde noch außerdem eine Garde-Division bereit gestellt.

Der König von Dänemark entließ zwar zu Weihnachten den Minister Hall, aber der neue Minister, Bischof Monrad, bewog den König, auf dem bisherigen Wege zu verharren, und die neuen Grundgesetze sollten mit dem 1. Januar 1864 in Kraft treten.

Es war in allen militärischen Kreisen schon im November 1863 klar, daß die Frage nur mit dem Schwerte entschieden werden konnte. Im Berliner Garnison-Kriegsspiel wurde sofort ein Krieg gegen Dänemark durchgespielt, und es wurden, wie immer im Spiele merkwürdigerweise, die Preußen gottsjämmerlich aus Holstein herausgeschlagen. Allgemein wurde dies als ein sehr glückliches Omen betrachtet, da wir all unser Unglück auf dem Papiere abmachten, also für die Wirklichkeit nur Glück übrig bleiben werde.

Ich war für meine Person zu Weihnachten 1863 bei meinen Eltern zum Besuch und im Verein mit meinem Bruder Friedrich Wilhelm und einem noch von der polnischen Revolution her in Koschentin zum Grenzschutz kommandierten Leutnant v. Blücher auf der Saujagd sehr glücklich. Es wurde fast täglich ein starker Keiler gemeldet, der aus Polen übergetreten war, und wir brachten ein jedes solches Ungetüm sofort nach Hause, so daß zur Freude meines Vaters, der seiner Gesundheit wegen nicht mehr auf die anstrengenden Saujagden bei großer Kälte hinausgehen konnte, bald fünf bis sechs Stück Schwarzwild an der dazu bestimmten Wand hingen, die ein Gesamtgewicht von nahezu dreitausend Pfund Schweinefleisch repräsentierten. So deutete mir das „Schweineglück" auch auf einen weiteren glücklichen Winter.

Aber diese Weihnachtsfreude wurde mir vorübergehend durch eine andere Erfahrung verleidet. Mein Vater erzählte mir nämlich, der Feldmarschall v. Wrangel, der zum Oberkommandierenden der Armee gegen Dänemark ernannt sei, habe ihm gesagt, es solle ihn ein Flügeladjutant des Königs im Hauptquartier begleiten, und da habe er den König darum gebeten, mich dazu auszuwählen. Nun halte er, mein Vater, dafür, daß bei diesem Kriege gegen Dänemark keine Kriegserfahrung zu sammeln sei, ich würde mir dort nur erfrorene Füße holen, und er sei besorgt, daß ich den Anstrengungen eines Winterfeldzuges erliegen werde. Er habe deshalb mit dem Kriegsminister v. Roon im entgegengesetzten Sinne gesprochen.

Diese Mitteilung erregte mich gewaltig. Es sollte mir durch das Dazwischentreten meines eignen Vaters verwehrt werden, endlich einmal einen Krieg zu erleben! Meine Erregung war um so größer, als ich sie verbergen mußte. Denn mein Vater hatte ja nur aus Vorsorge für mich gehandelt, wenn auch seine Besorgnis bei seinem zunehmenden Alter zu weit gegangen war.

Bei meiner Rückkehr nach Berlin zum neuen Jahre bemerkte ich zu meinem Troste bald, daß der Kriegsminister v. Roon mehr zu tun hatte, als sich um die Kommandierung eines einzelnen Offiziers zu kümmern, und der Vortragende in militärischen Angelegenheiten, General v. Manteuffel, sagte eines Tages zu Rauch und mir, die wir uns im Vorzimmer befanden, der König sei im Zweifel, wen von uns beiden er zu Wrangel kommandieren solle. Wir seien die einzigen Flügeladjutanten, die noch keinen Feind gesehen, und zwischen uns beiden stehe die Wahl. Es würde dem Könige angenehm sein, wenn wir uns einigten. Ich stellte darauf dem General v. Manteuffel vor, der König könne doch einen Familienvater wie Rauch nicht den Kriegsgefahren aussetzen, worauf Rauch protestierte und seinerseits geltend machte, ich hätte vor kurzem erst an einem tüchtigen Husten gelitten und müßte in einem Winterfeldzuge bei achtzehn Grad Kälte, die wir gerade hatten, umkommen. Darauf lachte Manteuffel und sagte, wenn wir uns nicht einigen könnten, werde das Patent entscheiden. Ich war der ältere und rief sofort: „Krieg ist Kommando d'honneur und wird von oben nach unten kommandiert". Rauch aber protestierte, Winterfeldzug sei Kommando de fatigue und gehe von unten nach oben. Manteuffel lachte und schwieg. Ich aber verschwieg die Konversation vollständig allen Menschen, besonders meinem Vater, welcher bald darauf zum Landtage nach Berlin kam, denn ich fürchtete, er werde von neuem Schritte gegen meine Kommandierung tun.

Im Laufe des Monats Januar wurden die Mobilmachung und die Konzentration der österreichischen und preußischen Truppen ins Werk gesetzt. Es sollte alles derart geregelt werden, daß die Armee am 28. Januar operationsfähig sei.

Preußen hatte zum ersten Male Gelegenheit, Truppentransporte auf Eisenbahnen im großen Maßstabe durchzuführen. Weder Kriegsministerium und Generalstab noch die Bahnverwaltungen hatten darin Erfahrungen, und allgemein wurden die größten Schwierigkeiten vorausgesagt. Stockungen wurden prophezeit, welche all und jede Operation im Felde zunichte machen mußten. Diese Schwarzseherei hatte den günstigen Erfolg, daß alles mit der größten Sorgfalt über-

legt ward und trotz Kälte, Schnee und Eis gar keine nennenswerte Stockung vorgekommen ist.

Die politische Situation ließ an Konfusion nichts übrig. Der Deutsche Bund erkannte den König von Dänemark als Herrn von Holstein nicht an und betätigte dies im Wege der Exekution, zum Teil durch österreichische und preußische Truppen, aber Dänemark und Deutschland betrachteten sich nicht als im Kriege miteinander. Österreich und Preußen trafen offen alle Vorbereitungen zu dem Kriege, weil sie den König von Dänemark als den rechtmäßigen Herrn von Holstein betrachteten und ihn für die dort getroffenen Maßregeln verantwortlich machten. Aber obgleich noch kein Krieg erklärt war, stellten diese beiden Staaten ihre Armeen im Gebiete des dänischen Königs auf.

Der Deutsche Bund, wovon Österreich und Preußen einen Teil ausmachten, billigte das Vorgehen Österreichs und Preußens nicht. In logischer Konsequenz hätten die österreichischen und preußischen Truppen gegen die Bundes-Exekutionstruppen des sächsischen Generals v. Hake in Holstein kämpfen müssen, also auch gegen die darunter befindlichen österreichischen und preußischen Brigaden, ehe sie gegen Dänemark schlugen. Soweit kam es nun nicht, aber schwierig blieb die Lage, bis der erste Kanonenschuß fiel.

Der Erbprinz von Augustenburg kam im Januar nach Berlin. Er hatte viele Anhänger in Schleswig und in Holstein, und es wäre für Preußen augenblicklich politisch nicht ungelegen gewesen, wenn man die Interessen des Erbprinzen mit denen Preußens in Einklang hätte bringen können.

Die meisten österreichischen Truppen wurden über Berlin nach Holstein auf der Eisenbahn transportiert. Als das Regiment König der Belgier durch Berlin kam und auf dem Hamburger Bahnhofe gespeist wurde, fand ich mich ein, begrüßte den Regimentskommandanten, meinen Vetter, den Herzog Wilhelm von Württemberg, und sagte ihm zum Abschiede, hoffentlich würde ich beim ersten Kanonenschuß bei ihm sein. Ich konnte dieses Wort wahr machen.

Wenn ich auch den ganzen Monat Januar täglich darauf gewartet hatte, zur Armee des Feldmarschalls kommandiert zu werden, so hatte ich doch immer noch keinen Befehl erhalten. Vorbereitungen hatte ich auch noch nicht treffen können. An einem der letzten Tage des Januar sagte mir der König endlich, als er mich des Mittags aus dem Dienst entließ: „A propos, ich habe Sie zur Armee des Feldmarschalls v. Wrangel kommandiert. Sie werden sich übermorgen früh in Hamburg bei ihm melden. Die schriftliche Ordre erhalten Sie heute." Somit hatte ich anderthalb Tage Zeit zur Vorbereitung für einen Winterfeldzug.

Es klingt fast wie eine Ironie, ist aber ein Faktum, welches ich hier, in der Zeit vorgreifend, erzählen will, daß ich am 3. Februar abends, bei meiner Rückkehr aus dem ersten Gefecht in mein Quartier, die Kabinetts-Ordre vorfand, nach welcher meine Mobilmachung angeordnet wurde, mit dem Bemerken, daß die Intendantur des Gardekorps in Berlin mit der Ausführung meiner Mobilmachung beauftragt sei!

Ich besaß zur Zeit zwei ganz vortreffliche Pferde, eine Neustädter Schimmelstute und eine Trakehner kleine Fuchsstute, außerdem ein leidlich gutes Pferd für einen Diener. Mein Reitknecht war an der Schwindsucht gestorben. Ich hatte einen mir zustehenden Burschen vom Kaiser Franz Grenadier-Regiment kommandiert erhalten. Es kam mir jetzt sehr zustatten, daß ich diesem Menschen seit dem Oktober einen beschleunigten Reitunterricht hatte erteilen lassen, zum Teil selbst erteilt hatte. Seit dem Ende Oktober mußte er schon Karriere reiten und über Gräben und Barrieren springen, und wenn er dabei auch erst vor Angst Mütze und Zügel verlor, so gewann er doch bald etwas Sicherheit im Sattel, und er konnte auf einem gutwilligen Pferde sitzen, auch ein gleiches an der Hand führen. Es fehlte mir nun noch ein Pferd, denn ich wollte doch auch meinen Privatdiener, einen kühnen Reiter, mitnehmen und mußte für mich zwei Pferde haben, in Voraussicht großer Anstrengungen. Aber ich hatte keine Zeit, um Pferdehandel zu betreiben. Ich richtete mein Gepäck so ein, daß ich alles, was ich brauchte, im Notfalle auf die Pferde laden konnte, kaufte dazu Packtaschen und besorgte für meine Diener je einen ungeheuren weißen Schafpelz mit einer runden Pelzmütze. Für mich hatte ich einen Militärpelz. Für die Pferde kaufte ich Marschhalftern und für jedes eine eiserne Kramme und einen Freßbeutel. Die Kramme sollte dazu dienen, wo es auch sei, in Schaf- oder Kuhställen, Schuppen oder Scheunen, wenn an die Wand geschlagen, eine Öse zu bilden, an die man die Pferde anbinden konnte. Diese Krammen haben mir vortreffliche Dienste geleistet. So war meine Ausrüstung beendet. Ich besorgte noch die Verladung meiner Pferde, die ich dem Infanteristen anvertraute, und empfing meine Ordre.

Sie lautete dahin, daß ich in das Hauptquartier des Feldmarschalls v. Wrangel kommandiert sei, um über die bevorstehenden Ereignisse zu berichten, und daß Seine Majestät den Tag meiner Ablösung bestimmen würden. Beim Abschied sagte mir der König: „Adieu! Lassen Sie sich nicht totschießen!", und ich fuhr am Abend nach Hamburg ab, der auf den Tag folgte, an welchem ich den mündlichen Befehl erhalten hatte, den Winterfeldzug mitzumachen.

---

2. Von Hamburg bis Flensburg.

Den 27. Januar, früh 5 Uhr, kam ich in Hamburg an und fand noch eine Stube in dem Hotel, in welchem Wrangel abgestiegen war. Sobald der Marschall sichtbar war, ließ ich mich bei ihm anmelden. Ich kann nicht leugnen, daß ich auf einen freundlichen Empfang rechnete, da ja der alte Wrangel meinem Vater gesagt hatte, er habe darum gebeten, daß ich ihn im Kriege begleitete. Um so erstaunter war ich über den Empfang, der mir zuteil wurde.

Als ich mich meldete, sagte Wrangel: „Haben Sie eine Legitimation?" Ich langte in die Brusttasche und überreichte ihm die Allerhöchste Kabinetts-Ordre. Der Marschall las sie und sagte dann in voller Wut: „Berichten? — Berichten? — So? — Tag der Ablösung? Dieser Tag wird mir der angenehmste im ganzen Feldzug sein; denn dann kommt Rauch, mein Rauch, den ich kenne, und um den ich gebeten habe und nicht um Sie." Damit gab er mir die Ordre zurück. — Ich stand stramm militärisch vor ihm und sagte: „Haben Euer Exzellenz sonst nichts für mich zu befehlen?" — „Nein, ich danke!", schrie er mich an. Als ich darauf linksum kehrt machte und mit dem rechten Hacken fest beitrat, um fortzugehen, rief er mir nach: „Um zwölf Uhr ist Vortrag, und" — hierbei stand er auf und machte ein Kompliment — „der Flügeladjutant Seiner Majestät des Königs ist alle Tage mein Gast."

Am liebsten hätte ich diese letzte Einladung nicht angenommen, aber ich konnte sie nicht ablehnen, denn Wrangel empfing meine Verpflegung, also mußte er mich, meine Leute und Pferde füttern. Ich begab mich nun zum General v. Falckenstein, dem Chef des Generalstabes der Armee. Als ich ihm meinen Empfang erzählte, sagte mir Falckenstein, so gehe Wrangel mit allen um. In Berlin habe er den Liebenswürdigen gespielt. Von dem Augenblick der Ankunft in Hamburg an behandele er alle mit der ausgesuchtesten Grobheit. Dabei gebe er lauter unausführbare Befehle und mache nichts als Konfusionen. Podbielski, der General-Quartiermeister, den Wrangel wegen seiner blauen Husarenuniform nur den „blauen Obersten" nannte, bestätigte, was Falckenstein sagte. Beide standen bereits mit Wrangel auf dem Fuße, daß er stets „Nein" zu allem sagte, was sie vorschlugen. Der einzige, der zur Zeit sein Vertrauen hatte, war der Major Stiehle vom Generalstabe, später kommandierender General des V. Armeekorps.

Dieser Offizier war zum Glück so taktvoll, daß er immer vorher zu Falckenstein und Podbielski ging und dann mit Wrangel allein die Angelegenheiten im Sinne jener beiden besprach. Zu den Eigenheiten des

Marschalls oder des „Alten", wie er im ganzen Hauptquartier genannt wurde, gehörte in erster Linie seine fixe Idee, daß im Kriege nicht gelesen und geschrieben werden dürfe. „Ich schreibe mit das Schwert und nicht mit die Feder und will kein Stück Papier sehen." Der tägliche Vortrag gestaltete sich somit zu einer wahren Komödie. Er wurde stehend abgemacht. Der Stab umstand den Marschall im Kreise, jeder mit Säbel an der Seite, Kopfbedeckung in der Hand. Der Marschall allein war ohne Säbel, im offenen Kürassierwaffenrock und ging von einem zum anderen. Jeder mußte aus dem Gedächtnis das vortragen, was in seinem Ressort vorkam, und die Befehle erfragen, die der Marschall nun gab. Da sah man dann diejenigen, denen er den Rücken zudrehte, eifrigst ihr Pensum aus den mitgebrachten Papieren memorieren, wie Schuljungen beim Schullehrer, und, sobald sich der Alte herumdrehte, die Akten schnell hinten in der Rocktasche verbergen.

Am übelsten erging es dabei dem Armee-Intendanten, dem alten Rat Weidinger, der sofort Meidinger genannt wurde. Der kleine schüchterne Mann mit dem kurz gestutzten Schnurrbart zitterte schon, wenn Wrangel sich vor ihn stellte, denn er hatte kein Gedächtnis. Unwillkürlich fuhr er mit den auf dem Rücken gehaltenen Akten vor die Augen, wenn er anfing: „Das österreichische Armeekorps fragt an ....." Patsch! schlug ihm der Alte mit der flachen rechten Hand auf das Papier und sagte: „Herr Intendant Meidinger, wir haben hier Vortrag und keine Vorlesung. Wenn ich befehlen werde: »Lesen Sie«, dann erst werden Sie lesen." Dann stellte sich der Marschall dicht vor ihn, erhob die rechte Hand, deren Finger weit auseinander gespreizt wurden, zum neuen Schlage bereit hoch in die Höhe, streckte die Linke als Gegengewicht ebenso ausgespreizt hinter sich weg und sagte: „Nanu vortragen!" Diese Positur gewöhnte sich der Alte allmählich so an, daß er gar nicht mehr anders auf den unglücklichen Intendanten zuging.

Nach dem ersten Vortrage mußte ich dem General v. Falckenstein und dem Obersten v. Podbielski zugeben, daß der Marschall der Armee viel mehr Schwierigkeiten bereiten werde als die ganze dänische Armee.

Es ward befohlen, daß das Hauptquartier übermorgen nach Bordesholm verlegt werden sollte. Morgen sollten Major Graf Eulenburg und Leutnant Graf Nostitz vorausgehen, Quartier zu machen.

Am ersten Tage meiner Anwesenheit in Hamburg sammelte ich diverse Nachrichten. Die österreichischen Offiziere des ganzen Korps, vom kommandierenden General v. Gablenz an bis auf den jüngsten Leutnant, waren von der ausgesuchtesten Zuvorkommenheit gegen alle preußischen Offiziere und Behörden.

Die Bevölkerung von Hamburg war, von der zügellosen Presse bearbeitet, gegen Österreicher und Preußen aufgebracht, schwur zur Fahne des Nationalvereins, demonstrierte mit Fahnen gegen den Marschall, welche aber bald wieder entfernt wurden, und schimpfte gelegentlich. Dagegen wurden die Truppen von den Quartiergebern äußerst freundlich aufgenommen, und der Magistrat wie die Behörden machten bei der Einquartierung keine Schwierigkeit. Zwar schrieb der Senat dem Marschall, er wolle ihm und seinem Stabe den Aufenthalt in Hamburg so lange gestatten, wie der Durchzug der verbündeten Truppen dauere. Aber nachher disputierten die einzelnen Senatoren die Unart hinweg, die darin lag, und als der Marschall ihnen erklärte, es gefalle ihm so schlecht in Hamburg, daß er schon vor Beendigung des Durchmarsches, und zwar am 29. weitergehen werde, da wurde er gebeten, so lange als möglich dazubleiben.

Der Marschall war heute zum Diner beim Oberbürgermeister von Hamburg. Das Hauptquartier speiste daher ohne ihn. Nach dem Essen begab ich mich ins Theater und sah eine sehr mangelhafte Vorstellung der in Berlin schon veralteten Posse „Pech-Schulze", in welche eine Menge Couplets und Witze eingelegt war, die ihre Spitze gegen Österreich und Preußen kehrten. Das nationalvereinliche Publikum begrüßte jede uns feindliche Redensart mit stürmischem Applaus. Wenn man daran jetzt zurückdenkt, so sieht man deutlich, wie die große Menge der Menschen nur mit Gewalt und gegen ihren Willen zu dem gebracht werden kann, was ihr nützlich ist.

Den 28. Januar brachten die Zeitungen Nachrichten von einem Einspruch Englands gegen unseren Übergang über die Eider. Die Haltung von ganz Deutschland, außer Österreich und Preußen, ging ebenfalls darauf hin. Die demokratische nationalvereinliche Presse jubelte, die Truppen von Österreich und Preußen würden mit Schimpf und Schande, ohne einen Schuß zu tun, unverrichteter Sache an der Eider wieder umkehren müssen.

Mittags fünf Uhr waren alle Stabsoffiziere des Hauptquartiers, der österreichische Stab, der sächsische General v. Hake, der preußische Gesandte, Bürgermeister und Senatoren der Stadt Hamburg zum Diner beim Prinzen Albrecht (Vater) eingeladen.

Dieser Prinz machte den Feldzug als Zuschauer mit. Ein Hofmarschall und zwei Adjutanten begleiteten ihn. Gepäck und Lakaien waren zahlreich. Auch war noch ein Prinz von Altenburg in seinem Gefolge kommandiert. Die Zahl der Pferde kennzeichnet die Größe seines Stabes. Er brauchte Quartier für 40 Pferde. Man war

berechtigt, dies etwas viel für einen Stab zu halten, der eigentlich keinen Kombattanten enthielt. Es traf weniger den Prinzen als seine Umgebung, wenn auch die besten Quartiere für ihn beansprucht und stets mehr Schwierigkeiten erhoben wurden, als bei der Unterbringung einer Kavallerie-Brigade.

Der 29. Januar. Früh sieben Uhr marschierten Pferde und Gepäck nach dem Bahnhofe von Altona, um dort für den Eisenbahntransport nach Bordesholm*) verladen zu werden. Die Abfahrt sollte um elf Uhr stattfinden. Ich begab mich zur Verladung nach dem Bahnhofe, um meine Pferde zu überwachen. Auf dem Wege nach Altona traf ich an dem Alsterbassin den Prinzen Heinrich von Hessen, der in größter Aufregung den Stab des Grafen Münster suchte, zu dem er kommandiert war. Er fürchtete zu spät zu kommen. Ich tröstete und orientierte ihn.

Das Verladen des Stabes auf dem Bahnhofe machte einen geradezu erschreckenden Eindruck. Niemand wußte Bescheid. Weder die Bahnbeamten noch die Truppen hatten die geringste Übung im Verladen von Truppen auf Eisenbahnen. So kam es, daß alles den Kopf verlor, obgleich nur sechs Züge täglich auf einer Linie fortgeschafft wurden! Welch ein Unterschied gegen jetzt,**) wo man 48 Züge täglich abläßt, ohne eine Störung zu befürchten. Es kamen zu den durch Mangel an Übung entstehenden Schwierigkeiten hinzu: das Glatteis auf Wegen, Rampen und in den Transportwagen, gegen welches weder durch Stroh noch Sand Maßregel getroffen war, ferner die Trunkenheit und Unpünktlichkeit der meisten Trainsoldaten, die sich in Hamburg recht gut amüsiert hatten, endlich der Mangel an Vorrichtungen zum Verladen so vieler Pferde und Wagen. Der Anblick des Wirrwarrs erfüllte mich mit der Besorgnis, daß die Operationen der Armee hinter den vorher angestellten Berechnungen weit zurückbleiben müßten. Aber ich bedachte nicht, daß unter den Trainsoldaten eines Hauptquartiers weit weniger Disziplin herrscht als unter den organisierten Truppen. Am allerübelsten war mir zu Mute, als der Wagen, in dem meine Pferde verladen wurden, anrückte und sofort Leute und Pferde in einem Knäuel am Boden lagen, so glatt war der Boden der Wagen bei zehn Grad Kälte gefroren! Zum Glück war nichts gebrochen. Ich besorgte selbst Sand, um den Wagen zu bestreuen.

Um halb zwölf Uhr war der Zug reisefähig, und wir dampften ab mit der bei Militärtransporten üblichen Geschwindigkeit oder, besser

---

*) 30 Kilometer südöstlich Rendsburg gelegen.

**) 1882, wo die Erinnerungen niedergeschrieben wurden.

gesagt, Langsamkeit. Ich saß mit Falckenstein in einem Coupé und sah bei einer scharfen Kurve zum Fenster hinaus. Da traf mein Blick auf eine recht üble Szene. Ein Trainsoldat war aus dem Pferdewagen heraus in den Schnee gefallen. Er lief neben dem Zuge her, wollte auf einen Tritt springen, glitt aus und mit beiden Beinen unter den Wagen. So ward er überfahren. Ich sah ihn noch einigemal mit dem Oberkörper krampfhafte Bewegungen machen, dann lag er still. Er hatte seinen Geist aufgegeben. Später erfuhr ich, daß er, stark betrunken, sich an die offene Tür des Pferdewagens gestellt, den Säbel gezogen und Hurra geschrien hatte. Davor erschreckten sich die Pferde und drückten ihn in ihrer Unruhe zur Türe hinaus. Wäre er nicht so stark betrunken gewesen, so wäre er nicht auf die Idee gekommen, auf den fahrenden Zug loszuspringen, nachdem er in dem weichen Schnee ein gefahrloses Lager gefunden. So aber kostete seine durch Trunkenheit erzeugte unzeitige Tapferkeit ihm das Leben. Es war der erste Tote in diesem Feldzuge. Er war Pferdebursche beim Major G e e r z vom Generalstabe, dem berühmten Kartographen.

Der Wirrwarr, den ich bei dem Verladen und dem Transport des Hauptquartiers von Altona nach Bordesholm sah, ist nicht ohne Nutzen geblieben, im allgemeinen wie im besonderen; das Verladen von Truppen behufs Transports auf Eisenbahnen ist seitdem Gegenstand der Übung im Frieden geworden. Insbesondere habe ich mir eine Lehre daraus entnommen, und als zwei Jahre später mein Regiment plötzlich aus der Gegend von Cottbus nach Schlesien beordert ward und mit seinen eben mobil gemachten Batterien und ganz neu formierten Munitionskolonnen von Guben nach Brieg fahren sollte, ließ ich von jedem Truppenteil einen Offizier und eine Anzahl Unteroffiziere beim Verladen des zwei Stunden früher abgesandten Transports zusehen, damit sie sähen, was zu tun und was zu vermeiden sei. Da ging alles glatt und ohne Störung.

Das Ausladen auf dem Bahnhofe von Bordesholm war noch unerquicklicher als das Verladen in Altona. Der Bahnhof war nicht darauf eingerichtet, Pferde zu verladen. Die Bahn ging auf einem hohen Damm. Da wurden einige gebrechliche, steile, hölzerne Rampen an die Pferdewaggons angelegt. Meine Pferde sprangen mit einem Satze aus dem Waggon, in dem ihnen der Aufenthalt gar zu ungemütlich war, auf die Rampe. Aber diese war bei der Kälte von zehn Grad mit einer glatten Eiskruste bedeckt, die der Nebel darauf verbreitet hatte, und ein Pferd nach dem anderen machte seine Rutschpartie bis zum Fuß der Rampe, wo es sich mit Sack und Pack im Schnee überkugelte. Ich war nicht wenig, aber angenehm überrascht, daß sich keins ein Bein gebrochen.

Als Sättel und Zäune in Ordnung gebracht waren, setzte ich mich auf und ritt nach dem drei Viertelmeilen entfernten Orte.

Dort existierte ein Gutshof, der einem dänischen Grafen gehörte. Ein Amtmann war anwesend und nahm den Marschall auf, weil er mußte. Ich ward mit dem Leutnant Grafen Kalnein in einem Zimmer ebenda untergebracht und hatte ein Bett, was im Kriege schon viel wert ist. Aber meine Pferde waren eine Viertelmeile von mir ziemlich weit untergebracht. Das war mir recht unbequem, wenn ich auch kein Wort darüber verlor.

Beim Essen war der Feldmarschall sehr guter Laune. Er hatte die kommandierenden Generale zu morgen früh einhalb elf Uhr zu einer Konferenz berufen.

Der Tag ging zu Ende, der Alte legte sich um einhalb neun Uhr zu Bette und stand um 7 Uhr auf. In der Zwischenzeit durfte ihn niemand wecken, es mochte vorkommen, was da wollte. Damit er nicht gestört werde, mußte der Adjutant vom Dienst mit Helm und Schärpe die Nacht im Vorzimmer sein.

Am Abend kam der Prinz von Altenburg zu uns hereingestürzt, als wir mit Schreiben beschäftigt waren. „Was ist denn heute los?", fragte er. „Na gar nichts", war die Antwort. „Aber es muß doch hier ein Hotel oder ein Theater sein!" Lachend wies man ihm aus dem Fenster die Schneedecke, die das einzige Hotel oder Theater bildete. Schließlich beruhigte er sich bei einem Glase niederträchtigen Punsches, das ihm der Prinz von Aremberg, ein österreichischer Ordonnanzoffizier beim Marschall, vorsetzte.

Der 30. Januar. Die Konferenz mit den kommandierenden Generalen fand um einhalb elf Uhr statt. Ich ward nicht zugezogen, erfuhr aber unmittelbar darauf, was beschlossen war.

Der Marschall hatte nämlich den Grafen Nostitz mit der Bitte an den König gesandt, die Feindseligkeiten bereits am 1., statt, wie es früher beschlossen war, am 4. Februar zu eröffnen. Der auf den 4. angesetzte Termin war nämlich bekannt geworden, und durch einen früheren Beginn hoffte der Marschall ebensowohl die englischen Diplomaten wie die dänischen Verteidiger zu überraschen.*)

*) Der Entschluß Wrangels, schon am 1. Februar vorzugehen, wurde durch die eingegangene Nachricht hervorgerufen, daß die Dänen vom 1. Februar an Gewaltmaßregeln gegen diejenigen Landesbewohner zwischen Eider und Schlei angedroht hatten, die Holz und Stroh zu liefern hatten, aber entschlossen waren, nicht zu liefern, falls ein baldiges Einrücken der Verbündeten zu erwarten stände. Ferner hatte man erfahren, daß die Dänen erst für den 6. Februar ein Einrücken erwarteten und daher

Es fehlte am 1. Februar zwar noch eine österreichische Brigade, die aber Tags darauf nachrückte, also zu einem entscheidenden Gefecht immer noch zurechtkam. Der König erteilte die Genehmigung, und der Marschall wollte den kommandierenden Generalen die detaillierten Befehle für die Eröffnung des Feldzuges geben.

Bei dieser Zusammenberufung der Generale zeigte sich der Alte auch den Österreichern gegenüber in seiner ganzen Eigenartigkeit. Falckenstein hatte eine kurze Disposition zum Einmarsch mitgebracht und wollte sie vorlesen. Der Alte schrie wütend: „Fort mit das Papier. Kein Stück Papier. Ich kann's nicht sehen." Darauf hielt er eine etwas konfuse Rede und befahl, ein jeder der beiden kommandierenden Generale solle, wenn er am Abend des 31. Januar die Losung erhielte: „In Gottes Namen drauf", die Eider am 1. Februar früh überschreiten, wo er wolle, und immer weiter auf den Feind losmarschieren und ihn schlagen. Den 1. Februar abends wolle er, der Marschall, dann in Schleswig schlafen. Prinz Friedrich Karl und Gablenz sahen sich lächelnd an und antworteten: „Zu Befehl".

Darauf entließ Wrangel die Generale. Dieselben fanden sich jetzt im Zimmer des Generals v. Falckenstein zu einer Besprechung zusammen. Es stellte sich heraus, daß jeder die Absicht hatte, die Brücke von Cluvensiek über die Eider zu benutzen. Wäre es also bei den Anordnungen von Wrangel geblieben, so wäre am 1. Februar bei Cluvensiek eine heillose Konfusion von österreichischen und preußischen Truppen entstanden. Auf Rat von Falckenstein einigten sich die beiden Kommandierenden dahin, daß Gablenz die Brücken (Chaussee- und Eisenbahn-) von Rendsburg, Prinz Friedrich Karl die von Cluvensiek und östlich davon benutzen würden.*) Während sie noch einige Einzelheiten besprechen wollten, erfuhr der Alte, daß sie bei Falckenstein waren, geriet in Wut über solche Abmachungen hinter seinem Rücken und ließ Falckenstein holen, um die Besprechung zu stören. Seitdem war sein Haß gegen seinen Chef des Generalstabes nicht mehr zu besänftigen, den er fortan nur „den alten Ränkemacher" nannte.

---

noch nicht versammelt waren. So hoffte man sie zu überraschen. (Vgl. den Deutsch-Dänischen Krieg 1864 vom Großen Generalstabe I. S. 80.) Am 31. Januar hatten auch der österreichische und preußische Gesandte Kopenhagen verlassen. Die Vorschläge Englands und Frankreichs, die Operationen noch aufzuschieben, waren schon abgelehnt, so daß eine Rücksicht auf diese Mächte augenblicklich nicht maßgebend war.

*) Für das Vorgehen wurde eine schriftliche Disposition beiden kommandierenden Generalen übergeben, die das Vorgehen der Österreicher auf Rendsburg, der Preußen auf Missunde vorschrieb. Vgl. Deutsch-Dänischen Krieg 1864, I. S. 121.

Nach der Konferenz der Generale sprach ich den Prinzen Friedrich Karl und den ihn begleitenden Prinzen Albrecht (Sohn), der seinem Stabe attachiert war. Der Prinz meinte, er kenne den alten Wrangel lange genug. Er werde schon mit ihm fertig werden. Ich konnte aber ernste Besorgnis nicht unterdrücken, denn heute war es noch gegangen, weil die beiden kommandierenden Generale sich hinter dem Rücken Wrangels geeinigt hatten. Aber wie sollte es möglich sein, einen Erfolg zu erringen, wenn solche Einigung nicht zustande kam, sei es, daß die Zeit zu einer Beratung fehlte, sei es, daß die Herren verschiedener Meinung blieben?*)

Falckenstein stellte mir im Namen von Wrangel die Frage, wie ich meine Stellung auffasse, ob ich bereit sei, Aufträge auszuführen, die mir der Marschall geben werde, oder ob ich solches als unvereinbar mit meiner Stellung als Berichterstatter des Königs hielte. Ich antwortete, daß ich jeden Auftrag gern erfüllen werde, der mich von den Ereignissen nicht entfernte, da ich ja darüber berichten sollte. Im speziellen würde ich jeden Auftrag gern erfüllen, der mich auf den Feind zu führe. Solle aber der Marschall die Absicht haben, mich nach hinten zu schicken, beispielsweise etwa, um die Bagage zu führen, dann müßte ich einen solchen Auftrag für unvereinbar mit dem Zweck meiner Anwesenheit im Hauptquartier erklären.

Ich ließ an dem Tage noch meine Pferde Revue passieren, wovon eins nicht fressen wollte und mich dadurch in Unruhe versetzte, dann folgte ich einer Einladung des Prinzen Albrecht (Vater) zum Essen. Dieser liebenswürdige Herr war voller Freundlichkeit gegen mich während des ganzen Feldzuges. Ich sollte ihm immer die Operationen auseinandersetzen. Das war manchmal recht ermüdend. Indessen gab ich mir Mühe, seinen Wünschen nachzukommen, denn er war immer freundlich und rührend bescheiden, wenn er als alter Herr und Königlicher Prinz mich um Entschuldigung bat, daß er mich so sehr langweile und mit Fragen belästige.

Am Abend ward im Hauptquartier der Befehl erteilt, daß am folgenden Tage, den 31. Januar, das Hauptquartier nach Jevenstedt**) marschieren werde.

---

*) Der Feldmarschall Wrangel war zum Oberkommandierenden ernannt worden, weil Österreich in den vorausgehenden diplomatischen Verhandlungen erklärt hatte, daß es mit einem preußischen Oberbefehl einverstanden sei, wenn ein älterer preußischer Führer, der Kriegserfahrung besitze, damit betraut würde. Nun war aber Wrangel in der Tat damals der einzige höhere preußische General, der Kriegserfahrung besaß und auch, trotz seiner bekannten Eigenart, eines bedeutenden Rufes genoß.

**) 8 Kilometer südlich Rendsburg gelegen.

Der 31. Januar. Früh wurde gepackt. Um elf Uhr sollte Frühstück sein, um ein Uhr Abmarsch. Ich ward auf den Bahnhof gesandt mit einem Auftrage an General Manteuffel, der um zehn Uhr mit der Eisenbahn auf der Durchfahrt erwartet wurde. Der Zug verspätete sich, Manteuffel saß nicht darin. Als ich zurückkam, wurde das Frühstück, welches das Mittagessen ersetzen sollte, eben weggepackt. Ich hatte gerade noch Zeit, mich mit hungrigem Magen zu Pferde zu setzen und mitzureiten, denn es war dem Alten mit einem Male eingefallen, uns früher abmarschieren zu lassen.

Er selbst war mit Falckenstein zu Wagen nach Rendsburg gefahren, wo er in einem Gasthofe als Reisender abstieg, denn Rendsburg war von der Exekutions-Armee des Generals v. Hake besetzt. Es war überhaupt fraglich, ob sie unsere Truppen durch Rendsburg marschieren lassen werde.

Der Marsch nach Jevenstedt an trübem, kaltem Wintertage zwischen den einförmigen holsteinischen Knicks, die mit Schnee bedeckt waren, und auf gefrorenem, holperigem Wege, war recht langweilig.

In Jevenstedt trafen wir mit Einbruch der Dunkelheit ein. Der Kronprinz kam im Hauptquartier an. Die Verteilung der Quartiere in trüber Winternacht hatte ihre Schwierigkeit. Mir fiel für meine Pferde eine Scheunentenne in Gemeinschaft mit vielen anderen Offizierpferden zu. Ich mußte meinen Leuten lehren, wie sie mit Hilfe der Krammen die Pferde befestigen, das Packzeug unterbringen sollten. Die Leute schliefen bei den Pferden. Mir wurde eine Kammer daneben angewiesen. Im Dunkeln konnte ich nicht erkennen, ob sie eigentlich für einen Schweinestall oder für die Lagerstelle eines Ochsenknechts bestimmt war, Heizvorrichtungen befanden sich nicht darin, aber viel Öffnungen ohne Fenster.

Um einhalb neun Uhr abends wurden wir ins Hauptquartier berufen, das beim Pastor des Orts aufgeschlagen war. Jeder erhielt eine Schrippe und ein Glas Punsch. Die Schrippe war mir willkommen. Ich hatte den ganzen Tag noch nichts zu essen erhalten. Der Kronprinz saß mitten unter uns und teilte unser splendides Souper.

Während wir bei der Schrippe zusammensaßen, kam eine Ordonnanz aus Rendsburg an. Oberst v. Podbielski öffnete die Depesche und sagte: „Meine Herren, der Befehl lautet: »In Gottes Namen drauf. Um vier Uhr gibt es Kaffee, um einhalb sechs Uhr wird abmarschiert.«" Es erfolgte ein Hurra, und wir trennten uns.

Stiehle und Gottberg waren nämlich des Morgens, wie sie mir nachher erzählten, von Rendsburg per Extrapost nach Schleswig gefahren und hatten dort, vor der Wohnung des dänischen Oberkomman-

dierenden de Meza vorfahrend, sich bei demselben anmelden lassen. Sie waren unangehalten bis an die Wohnung gelangt. Überall, wo Wachen standen, riefen dieselben „Heraus!“ und präsentierten das Gewehr. General de Meza empfing sie so eilig, daß er sich nicht einmal Zeit nahm, seinen Schlafrock mit einem anderen Kleide zu vertauschen. Sie übergaben ihm das Schreiben des Marschalls, in dem derselbe ihm mitteilte, er werde den anderen Morgen früh sieben Uhr die Eider überschreiten, um Schleswig auf Befehl des Kaisers von Österreich und des Königs von Preußen zu besetzen, und ihn aufforderte, zur Vermeidung von Blutvergießen die dänischen Truppen zurückzuziehen. Die Gesichtszüge des kleinen, mageren, alten Herrn verrieten die Überraschung. Er soll den Brief zerknittert und stark gezittert haben. Dann aber hat er sich zusammengenommen und geantwortet: „Wenn der Marschall Gewalt brauchen will, ich bin bereit.“ Die beiden Herren erklärten dem General, daß sie im Gasthofe sechs Stunden lang auf die Antwort warten und dann abreisen würden.

Diese sechs Stunden benutzte Gottberg, um den alten Meza zu zeichnen, wie er im Schlafrock Wrangels Schreiben las. Es war allerdings eine Parodie auf einen Feldherrn, dieses Bild. Der arme alte Herr tat mir sehr leid. Er hatte eine ruhmvolle militärische Vergangenheit. Seine Entschlossenheit im Kugelregen ward rühmend erwähnt. Von jeher soll er aber sehr kränklich gewesen sein und namentlich Zugluft nicht haben vertragen können. Da ward erzählt, daß er in einem Gefecht 1849 in einem Bauernhause einen Befehl diktierte, als eine Kanonenkugel durch das Zimmer fuhr. Alles war erschreckt. Meza aber sagte sehr ärgerlich: „So stopft doch das Loch zu, Ihr wißt ja, daß ich den Zug nicht ertragen kann.“

Als die Offiziere nach sechs Stunden eben abreisen wollten, erhielten sie die schriftliche Antwort. Sie enthielt kurz den Bescheid, Meza werde der Gewalt Gewalt entgegensetzen. Somit war der Krieg erklärt. Bei der Rückfahrt sahen die Offiziere viele eilige Arbeiten. Die Brücke über die Sorge bei Sorgbrück ward unterminiert. Die Wachen salutierten nicht mehr.

Ich begab mich in meine Hütte und legte mich nieder. Trotz Pelz, Filzstiefeln und Mantel fror ich sehr. Es waren mehr als zehn Grad Kälte, und der Wind pfiff über meine Lagerstätte hin, die aus schlechtem Stroh bestand.

Der 1. Februar. Eröffnung des Feldzuges. Am 1. Februar früh setzte sich das Hauptquartier um einhalb sechs Uhr in Bewegung.

Es war noch dunkle Nacht. Ein dichter Nebel verhinderte den Schnee, etwas Licht in die Finsternis zu bringen.

Schon der alte Y o r c k sagte in einem Schreiben an B l ü c h e r, er fürchte die Nachtmärsche mehr als den Feind. Ich begriff diesen Ausspruch heute praktisch. Insbesondere nachteilig ist es im Kriege, im Dunkeln abzumarschieren. Die Beleuchtungsmittel sind beschränkt. Die Mannschaften sehen nichts beim Satteln und Packen. Es werden Sachen vergessen, die Decken werden schlecht gelegt, die Schnallen verschnallt, Druckschäden und Marschunfähigkeit sind die Folge. Im Winter, wenn den Leuten beim Packen die Finger vor Frost steif werden, ist es noch schlimmer als im Sommer.

Aber es war des Alten Passion, so früh wie möglich aufbrechen zu lassen. „Stehste morgen um drei Uhr auf, des is im Kriege so. Is Dir nicht recht? So? Is mich ooch janz ejal!", pflegte er zu sagen.

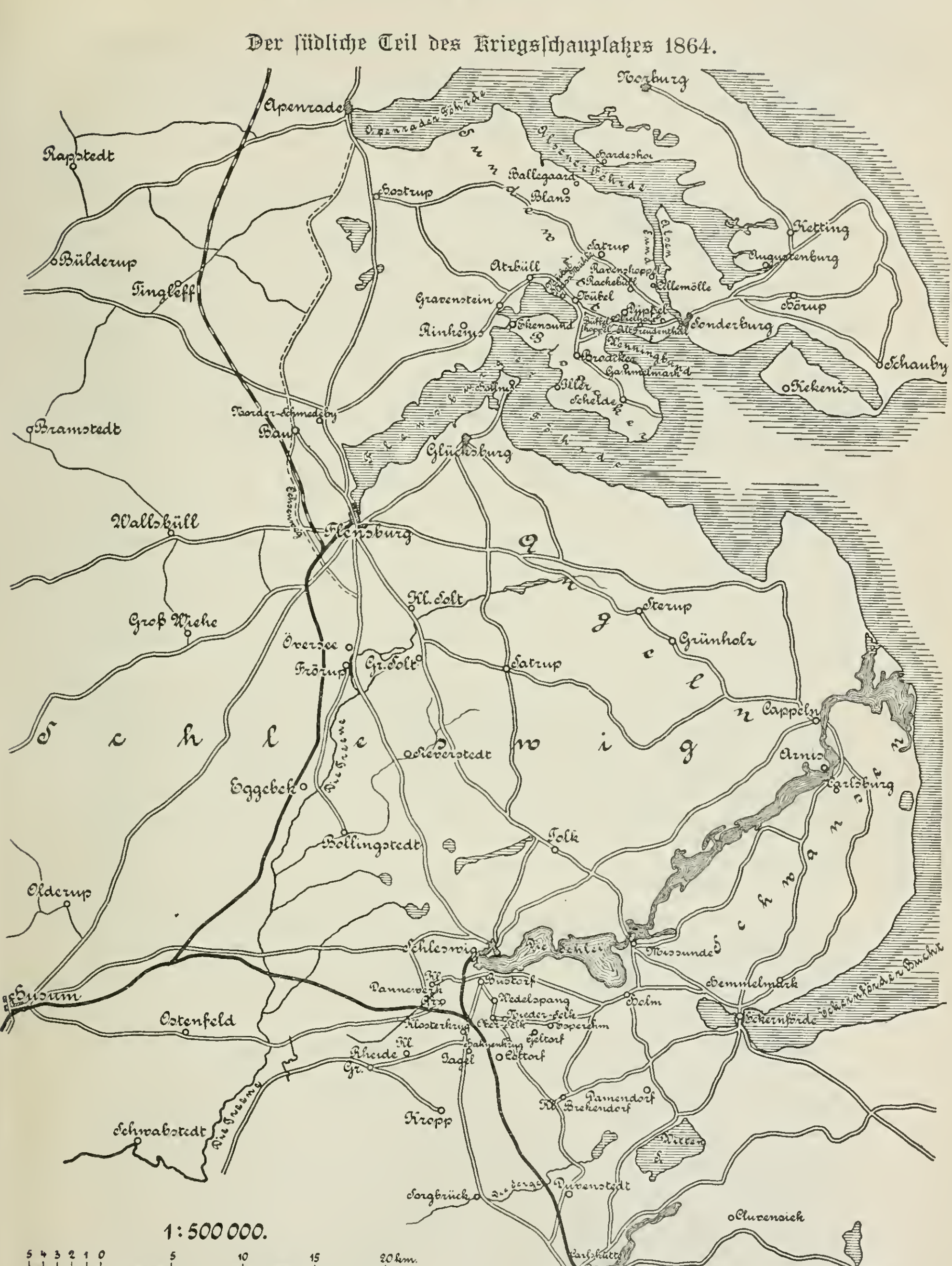
War es an sich ganz gleichgültig, ob man die Eider um sieben Uhr früh oder um neun Uhr überschritt, so war es jedenfalls ganz zwecklos, daß das Hauptquartier um einhalb sechs Uhr aus Jevenstedt abmarschierte, denn bis Rendsburg marschierte man nur eine halbe Stunde, und vor der Avantgarde reitet das Hauptquartier nicht.

Wir ritten nach Rendsburg hinein und hielten seit sechs Uhr früh bei schneidender Kälte auf dem Markt vor dem Gasthofe, in dem W r a n g e l noch schlief. Da hatten wir Zeit, bei beginnendem Tageslicht Sattelung und Gepäck zu revidieren.

Ich war auf zwei Dinge neugierig. Erstens, ob wir ohne Kampf durch Rendsburg marschieren würden, und zweitens, wie sich der Übergang aus dem Friedens- in den Kriegszustand tatsächlich gestaltet.

Die Festung Rendsburg war von der Exekutions-Armee des Deutschen Bundes unter General v. H a k e besetzt, und zwar von Truppen der hannoverschen Brigade. Der Deutsche Bund beabsichtigte nicht, Krieg gegen Dänemark zu führen. General v. H a k e hatte erklärt, es werde eine Verletzung der Neutralität sein, wenn er der Armee Wrangels gestatte, von der Festung Rendsburg aus die Dänen anzugreifen. Unterdessen war W r a n g e l als Reisender nach Rendsburg hineingefahren. Sein Stab ritt früh hinein. Für die Truppen ward unterhandelt; der Kommandant erklärte sich nicht berechtigt, den Einmarsch zu gestatten. Unterdessen marschierte die österreichische Brigade Nostitz, ohne zu fragen, zwischen sechs und sieben Uhr früh hinein, denn die Tore waren offen. Die hannoverschen Truppen standen an den Seiten der Straße. Neid und Ingrimm lag auf ihren Zügen. Sie sollten halb friedlich Rendsburg besetzt behalten, während wir zum Kampfe marschierten! Mir taten diese deutschen Brüder leid.

Der südliche Teil des Kriegsschauplatzes 1864.



Aber sie verhielten sich ruhig. Die österreichischen Truppen marschierten durch Rendsburg, und somit wurden die diplomatischen Verhandlungen und die Entscheidungen über die Rechtsfrage „durch die Tatsachen überholt", wie man sich wissenschaftlich über so etwas ausdrückt.

Um meine Neugierde betreffs des anderen Gegenstandes derselben zu befriedigen, begab ich mich an die Spitze der Brigade Nostitz und begleitete sie bis zur Brücke, die nach dem Brückenkopf hinüberführte. Aus demselben fiel bald, fünfzehn Minuten nach sieben Uhr, ein Pistolenschuß. Ich glaube, er war blind geladen. Alsbald schwärmten die Jäger des Bataillons Nr. 9 zu beiden Seiten am diesseitigen Ufer aus und eröffneten ein Höllenfeuer auf den Brückenkopf. Dann betrat die Spitze des Bataillons wieder die Brücke und ging vorsichtig hinüber. Drüben sperrte eine Palisadierung den Eingang. Einige Axthiebe machten ihn frei, und man fand im Brückenkopf keinen Feind! Einige sehr erschreckte Einwohner der wenigen Häuser, die sich in dieser veralteten und schlechten, absolut verteidigungsunfähigen Befestigung befanden, sagten aus, daß seit gestern alle dänischen Truppen abmarschiert und nur vier Dragoner dageblieben seien; davon hatte einer einen Pistolenschuß abgefeuert, dann waren sie alle fortgeritten. Das war der furchtbare Brückenkopf! Niemand konnte sich des Lachens erwehren.

Während die Brigade Nostitz auf der Chaussee die Eider überschritt, sah man rechts von uns die Brigade Gondrecourt auf der Eisenbahn den Fluß passieren. Letzterer wurde nicht einmal ein Pistolenschuß entgegengesetzt. Übrigens war die Eider gar kein Hindernis, denn sie war bei der strengen Kälte so fest zugefroren, daß man sie überall überschreiten konnte.

Der Vormarsch ging mit der äußersten Behutsamkeit und Langsamkeit vor sich. Das Gros der Brigade Nostitz marschierte zu den Seiten der Straße auf und deckte sich in Linien hinter Knicks gegen einen Feind, der nicht vorhanden war. Dasselbe tat die Brigade Tomas, welche als Reserve durch Rendsburg folgte.

Der Feldmarschall ritt ebenfalls einen Feldweg rechts heraus, stieg an einem Steinhaufen ab und setzte sich auf diesen Feldherrnhügel, um dort zu frühstücken und die vorliegende eintönige Schneelandschaft zu betrachten. Nach einer geraumen Zeit sah man einen Pulverdampf und hörte eine Explosion in der Ferne vor uns an der Straße nach Schleswig.

Nach einigen Stunden traf die Meldung von Gablenz ein, er habe die Sorge nach den getroffenen Verabredungen mit den beiden vorderen Brigaden erreicht und bitte um weitere Direktive. Die Brücke bei Sorgbrück sei von dem Feinde gesprengt, ebenso die von Duvenstedt

(das war die als Kanonenschuß begrüßte Explosion), und er könne mit den Truppen die Sorge nicht passieren. Daraufhin sandte ihm Wrangel einen Adjutanten mit dem Befehl, eine neue Brücke bei Sorgbrück schlagen zu lassen und womöglich noch heute bis Schleswig zu marschieren.

Der Adjutant kam zurück und brachte von Gablenz die Meldung, er habe die Befehle des Marschalls befolgt, Vorposten an der Sorge aufgestellt und schicke die Truppen hinter der Vorpostenlinie in Kantonements.

Ich ritt nun nach Sorgbrück vor. Dort fand ich zwei Eskadrons Liechtenstein-Husaren, die einen Zug als Feldwache jenseits der Sorge vorgeschoben hatten; denn wenn auch die Sprengung der Brücke über den reißenden und deshalb nicht zugefrorenen Bach vollständig war, so konnte man ihn doch unterhalb der Brücke durchreiten, wobei das Wasser den Pferden bis an den Bauch reichte.

Ich stieg ab, um auf einem über die Sorge gelegten Balken das andere Ufer zu Fuß zu erreichen. Das wäre mir fast recht schlecht bekommen. Als ich vorsichtig mitten auf dem beeisten Balken balancierte, faßte der scharfe Wind den Fallkragen meines langen Reitermantels und schlug ihn mir über den Kopf, so daß ich gar nichts sah. Alle Mühe, mich von dieser Umwicklung zu befreien, vereitelte der Wind.

So schwebte ich mit umwickeltem Kopf und Gesicht über der strömenden Sorge, in die hineinzufallen ich gar keine Lust hatte. Zum Glück bemerkte ein österreichischer Soldat meine üble Lage, kam mir nach und befreite mich von meinem Mantelkragen. Drüben bei den Vedetten sah ich mich um. Selbst mit dem Fernrohr sah ich nichts als die vier Dragoner, wahrscheinlich dieselben, die früh im Brückenkopf von Rendsburg gewesen waren.

Als ich eben meinen Vetter Wilhelm von Württemberg begrüßt und so mein Wort wahr gemacht hatte und dann wieder zum Feldmarschall zurückreiten wollte, kam derselbe mit dem ganzen Stabe angaloppiert. Er parierte und sagte: „Hierher nach Sorgbrück will ich das Hauptquartier verlegen.“

Sorgbrück besteht aus zwei elenden Häusern ohne Stallungen. Auf die Vorstellung, daß das Hauptquartier hier nicht unter Dach kommen könne, antwortete er: „Was keinen Platz hat, biwakiert.“ — „Jedenfalls“, sagte Oberst Podbielski, „haben Euer Exzellenz hier den Vorteil, recht intime Bekanntschaft mit den Schleswigschen Läusen zu machen.“ Wrangel sah den kühnen Sprecher mißmutig an, dann blickte er auf die Feldwache und sagte: „Sind des die Vorposten?“ Auf die Bejahung sagte er: „In die Vorpostenlinie kannste nich. Ich reite nach

Rendsburg." Somit waren die Heldentaten des heutigen Tages beendigt, und wir galoppierten eine Meile nach Rendsburg zurück.

Die Brigaden Nostitz und Gondrecourt stellten die Vorposten längs der Sorge bis an den Wittensee auf. Dahinter kantonierte die Brigade Tomas, die einige Bataillone nach Rendsburg ins Kantonement sandte. Die Brigade Dormus kam erst heute aus Österreich per Eisenbahn in Nortorff, zwei Meilen südlich Rendsburg, an. Über Nacht ward die Brücke über die Sorge von den Pontonieren neu geschlagen.

Prinz Friedrich Karl hatte an diesem Tage mit der Spitze Eckernförde erreicht. Wenige Schuß von einer gezogenen Batterie vertrieben die in der Bucht liegenden dänischen Kriegsdampfer, und die preußischen Vorposten reichten vom Wittensee bis an die Ostsee.

Der 2. Februar. Missunde. Sobald ich wach war und Kaffee getrunken hatte, ging ich ins Hauptquartier. Dort erfuhr ich um elf Uhr, daß der Feldmarschall plötzlich den Abmarsch auf ein Uhr mittags angeordnet habe. Ein das Mittagbrot ersetzendes Frühstück war eben beendet, und ich erhielt davon nichts mehr, weil die Geschirre eingepackt waren. Ich eilte, die Leute am Furagemagazin zu finden und sie zu benachrichtigen. Sie schleppten die Naturalien über das Eis nach Carlshütte und packten dort die Pferde, wobei ich eigenhändig half. Immerhin kostete es Zeit, denn wir hatten uns auf den befohlenen Ruhetag eingerichtet.

Um einhalb zwei Uhr war meine Gesellschaft reisefertig. Da wollte ich nach Rendsburg reiten, um zu wissen, wohin wir marschieren würden. Als ich aber aus dem Gehöft herausritt, kam das ganze Hauptquartier angeritten, voraus zwei Kürassiere, dann ein Zug Kürassiere, dann Wrangel und dann die ganze Gesellschaft; den Schluß hinter den bepackten Trainsoldaten bildete der Rest der als Stabswache kommandierten Eskadron von den 7. Kürassieren.

Ich doublierte in die Reisegesellschaft ein und ritt mit. Der alte Marschall war im hohen Grade erregt. Er wollte nach Damendorf marschieren, schlug aber falsche Wege ein. Daraus erwuchs ihm der Vorteil, daß er viel unnütze Zeit verlor, die die Bagagewagen auf dem rechten Wege benutzten, so daß sie früher in Damendorf waren als er. Für mich erwuchs daraus kein Vorteil, denn alles, was ich bei mir hatte, mußte ich auf meinen Pferden mitnehmen. Für meine Effekten war kein Platz auf den Wagen.

Da der Feldmarschall Umwege einschlug, dauerte es bis zum Einbruch der Dunkelheit, ehe wir das auf dem nächsten Wege nur zwei Meilen entfernte Dorf erreichten. Unterwegs erfuhr ich den Grund der

Erregung des Alten. Der Prinz Friedrich Karl rekognoszierte gegen Missunde, und der Marschall war in Besorgnis über den Ausgang der Unternehmung. Während wir ritten, hörten wir den Kanonendonner dumpf. Zwei Offiziere wurden zum Prinzen gesandt, um Nachrichten zu bringen. Unterdessen ritten wir nach Damendorf hinein.

Mir ward ein Gehöft überwiesen, in welchem ich mit dem Oberstleutnant v. Schönfeld zusammen unterkommen sollte, der vom Kaiser von Österreich zu Wrangel kommandiert war, wie ich von seiten unseres Königs. Schönfeld war aber noch nicht anwesend.

Als ich mit meiner Einrichtung und einigen Briefen fertig war, wurde mir die Souperstunde beim Marschall angekündigt. Es sollte Punsch und Schrippen geben.

Als dieser Punsch im Gange war, gewährte es ein himmlisches Bild. Die Bauernstube, in der wir uns versammelten, war für Damendorf ungewöhnlich groß. In der Mitte waren lange Tische gebaut. Es waren nämlich Kommoden, Truhen usw. aufgestellt und mit darauf gelegten Brettern belegt. Zur Bildung von Bänken daneben und ringsherum hatte man Fässer aufgestellt und ebenfalls mit Brettern belegt. Darauf saßen wir nun, und manchmal brach ein morsches Brett unter der Last der Sitzenden zusammen, die dann zur Erheiterung der anderen mit einem Krach unter dem improvisierten Tisch verschwanden. An der Spitze der einen Tafel saß der Feldmarschall und amüsierte sich über die Dürftigkeit der Ausstattung.

Mitten unter den Offizieren des Hauptquartiers, welche Punsch tranken und rauchten, saß Seine Königliche Hoheit der Kronprinz, unser zukünftiger Beherrscher, und rauchte seine kurze Pfeife, vulgo Nasenwärmer genannt, und es herrschte gar keine Etikette, mit der einzigen Ausnahme, daß die Wünsche und Bedürfnisse des Marschalls und des Kronprinzen vor allen anderen befriedigt wurden. Wenige schlechte Talglichter, in leere Flaschen gesteckt, erhellten die niedrige Bude, die übrigens durch den dicken Tabaksqualm in einen ebenso dichten Nebel gehüllt war wie draußen die finstere Winterluft. Kaum konnte einer den anderen erkennen.

In einer Ecke des Raumes kauerte die halb blödsinnig dreinschauende Bauernfamilie und glotzte uns groß an. Ein Säugling wurde abwechselnd gestillt und gewiegt oder blökte, um gestillt oder gewiegt zu werden. Ein dreijähriges Kind schwatzte Unsinn mit einer gellenden Stimme, welche sogar durch das Gewirr der Unterhaltung von mehr als dreißig Offizieren durchdrang. Nicht alle konnten sitzen, sondern manche tranken stehend und lösten sich mit anderen im Sitzen ab, ebenso im Essen. Es ward mit Wolfshunger das schlechteste Essen von den

schmutzigsten Tellern verschlungen. Die Seelenzahl in der Stube ward noch vermehrt durch einige knurrende Hunde und viele hüpfende Flöhe. Der Eingang in diese „gutte Stube" ging auch hier von der Straße durch einen dunklen Stall mit vielen engstehenden Pferden und Ochsen, die dem Eintretenden gelegentlich mit Huf oder Horn einen blauen Fleck beibrachten, nachdem sich derselbe vor der Tür schon an einigen Wagen gestoßen hatte und über einige gefrorene Düngerhaufen gefallen war. Der idyllische Stallgeruch drang durch die bei dem lebhaften Verkehr stets auf- und zugehende Tür und vermengte sich mit dem Tabaksqualm und Punschgeruch zu einem Parfum, das nur die abgehärtete Nase der rohen Soldateska ertragen konnte.

Während wir so zusammensaßen, kehrte Leutnant v. Wrangel von seinem Ordonnanzritt zum Prinzen Friedrich Karl zurück und brachte die Nachricht von der Kanonade von Missunde. Man hatte die Schanzen besetzt gefunden und ein Artilleriegefecht gegen die auf dem diesseitigen Ufer der Schlei befindlichen Werke aus Feldgeschützen durchgeführt, unter dessen Schutz man einen genauen Einblick in die Stellung des Feindes gewann. Zwar verhinderte ein dichter Winternebel eine genaue Beobachtung und Korrektur des Artilleriefeuers und der Wirkung, aber man hatte die diesseitigen Schanzen zum Schweigen gebracht und hätte sie durch die bereits nahe herangeschobene Infanterie stürmen können. Aber jenseits der Schlei standen auf dominierenden Punkten noch weit stärkere Batterien mit schwersten Geschützen, also wäre ein Sturm zwecklos gewesen, denn man hätte in den Schanzen keinen Schutz gefunden und sie wieder verlassen müssen. Prinz Friedrich Karl hatte deshalb gegen Einbruch der Dunkelheit befohlen, die Truppen zurückzuziehen, so waren sie in die Umgegend von Eckernförde in Kantonements gegangen, er selbst nach Hemmelmark bei Eckernförde. Das Resultat der Kanonade von Missunde war die Einsicht, daß ein Übergang über die Schlei daselbst nicht ratsam sei. Prinz Friedrich Karl bat daher um Erlaubnis, bei Arnis übergehen zu dürfen, welchen Punkt er den andern Tag rekognoszieren lassen wollte.

Leutnant v. Wrangel kam in seiner persönlichen Erscheinung mit sehr betrübtem Gesicht an. Er hatte den Eindruck einer Niederlage von dem Gefecht von Missunde gewonnen. In der Tat war man ja auch schließlich zurückgegangen. Die Namen der drei im Gefecht gebliebenen Offiziere nannte er mit einer trauernden Feierlichkeit. Seine mündlichen Erzählungen machten auch einen entsprechenden Eindruck. Eine Zeitlang schwieg alles und war konsterniert. Dann fing man an, Vorwürfe gegen den Prinzen zu hören, der seines Ehrgeizes halber Menschen opfere. Ich konnte mich diesen Vorwürfen nicht anschließen, denn ich

fand das Verhalten des Prinzen sehr maßvoll und eher schüchtern als tollkühn.

Wenn man den Feind sehen will, muß man nahe herangehen, und da riskiert man geschossen zu werden. Wo Holz geschlagen werden soll, fallen Späne. Aber der größte Teil der Herren im Hauptquartier hatte sich vielleicht gedacht, der Krieg werde eine einfache militärische Promenade mit viel Ruhm und wenig Gefahr sein. Daß einige Offiziere tot waren, führte ihnen die nüchterne Wirklichkeit vor Augen, und da sie davon unangenehm berührt wurden, so räsonierten sie über den Prinzen Friedrich Karl. Nach einiger Zeit aber gewann die allgemeine Unterhaltung wieder die vorherige Lebhaftigkeit.

Als der Alte die lukullische Tafel aufhob, begab ich mich in meinen Palast. Die Leute waren sehr mißvergnügt, weil der Bauer widerwillig war und behauptete, er habe gar nichts. Die Kürassiere waren gutmütige Westfalen und hatten nicht nachgesehen. Ich war über den Bauer erzürnt und hielt Revision ab. Da fanden sich bald seine verborgenen Vorräte, und ich befahl, davon zu nehmen, was man nötig hatte, worauf es nach Taxwert bezahlt ward. Die Soldaten gaben ihm zwar außerdem von dem ihnen gelieferten Fleisch, das sie sich kochten, zu essen. Aber er blieb widerwillig und zähe. Er war ein Stockdäne, der gar keine Freude an der Befreiung der Schleswiger hatte.

Ich schlief unter Pelz und Mantel recht gut, denn ich hatte damals auch in Berlin ein sehr unbequemes Bett, was mir den Vorteil brachte, daß ich es auch im Kriege nicht vermißte. Mich peinigte außer den zahlreichen beißenden schwarzen Springern nur der Umstand, daß ich als Artillerist dem ersten Artilleriegefecht nicht hatte beiwohnen können.

Der 3. Februar. Ober-Self. Des Morgens weckte mich ein hübsches Kriegsbild, das ich, um es nicht zu stören, eine Weile beobachtete, indem ich mich noch schlafend stellte. Die Kürassiere und meine Leute tranken zusammen bei einer Tranlampe Kaffee, wovon der Bauer auch etwas erhielt, was er mit mürrischem Gesicht annahm. Dafür neckten und höhnten ihn die Leute, besonders mein Diener Vincenz, dessen Humor mein Zwerchfell in Bewegung brachte. Als ich aber draußen Kanonendonner zu hören glaubte, stand auch ich auf und begab mich ins Hauptquartier. Bei Schnee und Sturm konnte man nicht deutlich unterscheiden, wo der Donner herkam, noch ob es überhaupt Geschützfeuer sei. Ich glaubte aber, der Prinz Friedrich Karl sei wieder im Gefecht, denn der Donner schien von Osten her zu kommen, und ich bat den Marschall um Erlaubnis, zum Prinzen Friedrich Karl reiten zu

dürfen. Er gab mir ein Schreiben an den Prinzen mit nach Hemmelmark, und ich sollte die Antwort zurückbringen.

Es ward mir folgendes mitgeteilt. Die Österreicher erhielten an diesem Tage Befehl, um ein Uhr vorzugehen, Ober- und Nieder-Selk zu besetzen und die Schanzen von Schleswig von Süden her auf Kanonenschußweite zu zernieren. Man erwartete, daß man keinen Feind antreffen werde. Für Nachmittag vier Uhr befahl der Feldmarschall den kommandierenden General zu einer Besprechung nach Ober-Selk.

Ich ritt nach Hemmelmark. Hierbei kam ich durch Eckernförde, dessen Anblick mich historisch wie landschaftlich sehr interessierte. Schnee, Regen und Tauwetter machten die Wege unangenehm.

Ich fand beim Prinzen Friedrich Karl alles in tiefster Ruhe. Der Kanonendonner, den ich früh gehört hatte, stammte von einigen Schüssen, welche die Dänen auf Patrouillen zwecklos verschwendet hatten.

Der Prinz Friedrich Karl empfing mich sehr gnädig und erzählte mir von dem gestrigen Gefecht. Er ging im Zimmer auf und ab und sagte mir, es sei nur schade, daß die übergroße „Ardeur" seiner Brandenburger sie zu nahe an die Schanzen geführt hätte. Beim Zurückgehen seien dann einige Verluste die Folge davon gewesen. Ich war ganz erstaunt, denn ich vermutete, nach Wrangels Bericht, der Prinz werde das Bewußtsein einer erlittenen Schlappe haben. Aber ich sah, daß er ganz klug daran tat, so zu sprechen. Jeder Offizier und Soldat sprach bereits mit Stolz von dem gestrigen Tage. Von einer Niedergeschlagenheit, die man nach einem ungünstigen Gefecht oft findet, und die weit übler in ihren Folgen ist wie die erlittenen Verluste, war keine Rede. Ich erkannte praktisch, daß nur diejenige Truppe geschlagen ist, die sich selbst geschlagen gibt, und wenn man es den Leuten nur geschickt vorredet, sie hätten gesiegt, dann glauben sie es bald selbst und gehen in ein neues Gefecht mit ungeschwächtem Mut. Redet man ihnen aber von unglücklichen Gefechten, etwa gar von Feigheit und dergleichen, dann verlieren sie Selbstzuversicht, Lust und Mut zu neuem Kampf.

Ich mußte etwas auf die Antwort warten, die ich dem Marschall zurückbringen sollte. Unterdessen bot mir Prinz Friedrich Karl Frühstück an, was mir sehr willkommen war. Seit dem 29. Januar hatte ich beim Feldmarschall kein Mittag erhalten. Überdem war der Prinz nicht so unklug, sich die jämmerlichsten Bauerndörfer als Quartier auszusuchen. Er hatte in Hemmelmark ein geräumiges Schloß bezogen. Seine Bouillon, sein Beefsteak und sein Bordeaux taten mir nach dem Hunger der letzten drei Tage sehr wohl.

Ich sah noch den Obersten C o l o m i e r, der mit dem Ingenieurobersten K r i e g s h e i m im Begriff war, nach Arnis zu reiten, dann

den Prinzen Albrecht (Sohn), den der Prinz Friedrich Karl sehr rühmte, denn er hatte ihn gestern durch ernsten Befehl aus dem dichtesten Feuer zurückholen lassen müssen, dem er sich unnütz exponierte.

Als ich expediert war, ritt ich nach Damendorf zurück und kam zur rechten Zeit an, um ein anderes Pferd zu besteigen und den Marschall auf seinem Ritt zu der Besprechung mit den kommandierenden Generalen zu begleiten. Das Mittagessen war wieder eben vorüber, und wenn ich nicht beim Prinzen Friedrich Karl etwas zu essen erhalten hätte, so würde ich gezwungen gewesen sein, wieder ohne Mittagessen zu existieren.

Der Marschall setzte sich mit seinem Stabe nach ein Uhr in Bewegung. Ich war erstaunt, daß er nicht den nächsten Weg auf Selk über Geltorf, sondern den über Brekendorf einschlug, und erfuhr jetzt, daß Selk, wohin er die Generale bestellt hatte, noch gar nicht in unseren Händen war.

Während der Feldmarschall seinen Schimmel in ein kleines Galöppchen gesetzt hatte und der Stab in möglichster Unordnung hinter ihm drein sauste, hörten wir rechts vorwärts von uns Kanonendonner. Alsbald parierte der Alte zum Schritt und wurde immer langsamer. Der Prinz Albrecht (Vater) aber löste sich hinten von der Marschkolonne ab und schlug, von seinem Adjutanten begleitet, die Richtung auf die sichtbare, im Feuer stehende österreichische Batterie querfeld ein. Die vortrefflichen Reiter auf unübertrefflichen Pferden überwanden auch einen Knick, vielleicht auch den zweiten, aber dann war ihre Kraft zu Ende, einige Eisen los, einige Pferde lahm, und nur mit der größten Mühe und nach erheblichem Zeitverlust erreichten die Herren weit hinter uns die Straße wieder, mit den Pferden in einem Zustande, der ein Vorreiten ins Gefecht verbot.

Als wir bei Brekendorf die Straße Duvenstedt—Selk erreichten und uns halbrechts auf das Gefecht zuwandten, wurde der Marschall immer langsamer, statt, wie ich glaubte, vorzureiten und dem Gefecht beizuwohnen. Ich bat ihn daher um Erlaubnis, mich vorn von dem Stande des Gefechts überzeugen zu dürfen. „Reiten!“, sagte er kurz, und ich ritt. Nach einiger Zeit holte mich Hauptmann v. Gottberg vom Generalstabe ein, der auch die Geduld verloren und sich die gleiche Erlaubnis geholt hatte. Als wir vorritten, bewegte sich die österreichische Batterie nach vorwärts. Der Weg, gefroren, holprig und oben etwas getaut, dann eben wieder im Erfrieren begriffen, gestattete keine allzu scharfe Gangart. In der Höhe von Lottorf—Geltorf begegneten wir dem Prinzen Friedrich Karl, begleitet vom Prinzen Albrecht (Sohn), die ohne Adjutanten vom Gefecht zurückkamen und nach dem Marschall fragten.

Der Prinz Friedrich Karl war von Eckernförde nach Ober-Selk, wohin er beordert war, den nächsten Weg über Holm gefahren, nicht ahnend, daß der Ort, in den der Marschall ihn beschieden, vom Feinde besetzt sei. In Holm war er zu Pferde gestiegen und kam zwischen Esperehm und Nieder-Selk mitten in das Gefecht hinein. Dort fand er den Vetter, Prinzen Albrecht (Sohn), der den ganzen Weg zur Schonung seiner von gestern sehr ermüdeten Reitpferde zu Wagen hatte machen wollen, in einer recht fatalen Lage. Eine österreichische Dragoner-Eskadron wich eben in scharfer Gangart aus dem dänischen Infanteriefeuer zurück, dänische Schützen folgten. Der Weg war so schmal zwischen Knicks eingeschlossen, daß der leichte Wagen des Prinzen nicht umdrehen konnte, und so war derselbe mit seinem Adjutanten, v. Massow, ausgestiegen und wartete, mit dem Revolver in der Hand, als Nächster am Feinde, an einem Knick das Weitere ab. Graf Haeseler, der Adjutant des Prinzen Friedrich Karl, gab dem Prinzen Albrecht sein Pferd, und beide Prinzen ritten jetzt über Geltorf auf die Straße Duvenstedt—Selk, auf der ich ihnen begegnete.

Beim weiteren Vorreiten durchritt ich die Brigade Nostitz, die in Reserve stand, und gelangte zur Brigade Gondrecourt in die Gefechtslinie. Bei diesem Vorreiten empfing ich alle die Eindrücke, welche Clausewitz in seinen Werken so treffend schildert, wo er erzählt, wie es einem tatendurstigen Anfänger geht, wenn er von hinten in ein Gefecht vorreitet. Erst sah ich den Verbandplatz mit seinen Greueln, dann sah ich rechts und links Tote und Verwundete liegen, von letzteren viele, denen schon Hilfe gebracht ward, andere, die jeden Vorbeireitenden herzzerreißend anflehten, ihnen zu helfen. Da wird es schwer, dem Mitleid Stillschweigen zu gebieten, und doch muß man es, denn wer, ohne dazu berufen zu sein, den Verwundeten hilft, kommt nie ins Gefecht und ladet den Verdacht auf sich, das Gefecht zu meiden. Und anderseits kommt unmerklich der Gedanke: „vielleicht liegst du selbst in fünf Minuten ebenso hilflos da".

Dann kam ich in den Bereich der weitesten Kugeln und platzenden Bomben, erreichte den Stab der Brigade Gondrecourt, wo ich nur mit sehr mißmutigen Gesichtern empfangen ward, denn die Fechtenden lieben den Zuschauer nicht. Nachdem ich durch einige lakonische Antworten über den Stand des Gefechtes orientiert war, ritt ich weiter vor und kam dazu, wie die in Tirailleurs aufgelösten Jäger vom 18. Bataillon, rechts unterstützt von der Infanterie des Regiments Martini, das Dorf Ober-Selk stürmten und am Eingang ein Geschütz nahmen. Rechts davon nahm ein anderes Bataillon Martini Nieder-Selk.

Jenseits Ober-Selk erhebt sich der spitze Kegel des Königsbergs. Die Eroberung dieses im Bereich des Feuers der Festung liegenden wichtigen Berges war nicht durch den Marschall für heute vorgeschrieben, sondern den Österreichern im Gegenteil anheimgegeben, die Wegnahme dieser starken Stellung einem wohlvorbereiteten Angriffe des folgenden Tages zu überlassen. Dementsprechend wollte Oberstleutnant Eyßeler seine Jäger sammeln, als er Selk genommen. Da kam aber Graf Gondrecourt geritten und ließ die Jäger weiter vorgehen.*) Diese rannten nun hinter den weichenden Dänen drein, den Königsberg hinauf und nahmen so diesen wichtigen Punkt, auf welchen alsbald die Vierpfünder-Batterie placiert ward. Diesseits von Selk traf ich die Adjutanten Massow und Haeseler, welche zu Fuß je einen gefangenen Dänen brachten. Das Vorgehen der österreichischen Tirailleure hatte sie noch rechtzeitig aus der gefahrvollen Lage befreit, in der sie sich befanden. Sie waren dann mit der österreichischen Infanterie vorgegangen. Die beiden gefangenen Feinde waren geborene Schleswiger. Sie hatten sich beim Zurückgehen der dänischen Linie totgestellt und dann in guter deutscher Sprache „gefangen" gemeldet.

Das Gefecht hat ungefähr folgenden Verlauf genommen: Die vorgehende Brigade Gondrecourt war überraschend auf den Feind gestoßen, der, einige Bataillone und eine Batterie stark, in der Linie Lottorf—Geltorf à cheval der Straße Widerstand leistete. Es war eigentlich ein Rencontregefecht, denn der Feind war zu einer Rekognoszierung vorgegangen. Die Stellung des Feindes war sozusagen in der Luft. Die Flanken waren nicht angelehnt und leicht zu umgehen. Aber dazu nahmen sich die Österreicher keine Zeit. Sie wurden, nachdem sie aufmarschiert waren, gerade auf den Feind losgehetzt. Trotz großer Verluste stellten sie ihren Bajonettangriff nicht ein, den der Feind schließlich nicht aushielt. Er wich auf Selk, wo er nochmals Widerstand zu leisten versuchte und ebenfalls überwunden ward, wieder lediglich in der Front angegriffen, ohne Versuch, die Flanken zu umgehen oder zu fassen. Die Österreicher bereiteten auch ihren Angriff nur durch Artillerie-, nicht durch Infanteriefeuer vor und schickten diese letztere Waffe ohne Schuß mit dem Bajonett in den Feind. Wenn die Angriffe trotzdem gelangen, so ist dies zum Teil dem schlechten dänischen Gewehr, zum größten Teil aber der Überlegenheit der Angreifer an Zahl zuzuschreiben.

Bei dem ersten Angriffe auf die Linie Lottorf—Geltorf hatte Graf Gondrecourt ein Bataillon Preußen-Infanterie, den Obersten

---

*) Graf Gondrecourt entschloß sich zur Wegnahme des beherrschenden Königsberges, weil er dies für die Sicherheit der erkämpften Stellung für notwendig hielt.

Benedek an der Spitze, auf Lottorf geschickt. Das Bataillon ging dem General aus der Hand, er wußte nicht, was daraus geworden. Die Dänen, welche in Lottorf gewichen waren, wichen nämlich auf Jagel zurück, wohin das Bataillon folgte. In Jagel wehrten sich die Dänen. Diesmal mißglückte der frontale Bajonettangriff der Österreicher. Der dicke Oberst Benedek wurde selbst durch den Bauch geschossen, ward später aber wiederhergestellt.

Das Bataillon sah sich nach Hilfe um. Da kam links auf der Chaussee die Spitze der Garde-Division anmarschiert. Die vorderste Kompagnie des Regiments Augusta*) nahm Jagel sofort im ersten Augenblick leicht, mit dem Verlust von einem am kleinen Finger verwundeten Mann. Aber sie war auch nicht auf der Straße in das ärgste Feuer hineingestürmt, sondern war links ausgebogen, hatte in Flanke und Rücken des Feindes ein überraschendes Schnellfeuer gegeben und dann den Augenblick benutzt, in dem der Feind außer Fassung war, um in das Dorf zu laufen.

Nach der Besetzung des Königsberges erstarb das Gefecht gegen Beginn der Dunkelheit in einer Kanonade. Die Dänen führten dieselbe aus den Schanzen von Bustorf und Groß-Dannewerk mit Geschützen schwersten Kalibers. Ich sah fünfundzwanzigpfündige Bomben, vermutlich aus Schiffs-Bombenkanonen. Dagegen antworteten die österreichischen Vierpfünder und taten weder den mächtigen Wällen noch den dahinter stehenden Verteidigern etwas zuleide. Auch konnte man, der trüben Luft wegen, nicht beobachten, wohin man traf.

Von den österreichischen Truppen, insbesondere vom Regiment Martini, welche pêle-mêle mit den aus Self weichenden Dänen dem Feinde nachgelaufen waren, rannte der rechte Flügel bis Wedelspang vor und geriet dort der Festungsverteidigung so nahe, daß die Leute Deckung suchen mußten. Erst die Finsternis begünstigte ihren Rückzug in die von den österreichischen Vorposten eingenommene Linie, die sich vom Bahnhof nördlich Jagel über den Kamm des Königsbergs zog. Leider wurden die Verwundeten bei Wedelspang liegen gelassen. Die meisten unter ihnen sind dort den Wunden und dem Frost, der wieder eintrat, erlegen. Drei Tage später, am 6., beim Einzug in Schleswig, fand man noch einen am Leben!

Ich begrüßte noch wieder meinen Vetter Wilhelm von Württemberg, der mit seinem Regiment in der Brigade Nostitz in Reserve stand, und ritt zum Feldmarschall zurück. Nachher hörte ich, daß der Großherzog von Mecklenburg ebenfalls gegen Abend auf dem Königs-

*) Die 10. Kompagnie.

berg gewesen ist. Er hat noch gestern abend in Berlin Gounods „Margarethe“ gehört, heute abend andere Musik.

Der Eindruck, den das erste Gefecht auf den Menschen macht, ist ein bleibender. Später wird man mehr daran gewöhnt und wird stumpfer gegen die Eindrücke. Die meisten Menschen können eine unwillkürliche Bewegung nicht verhindern, wenn sie die Kugeln pfeifen hören oder eine Bombe oder Granate in ihrer Nähe platzt, und bücken sich instinktmäßig, besonders wenn das Geschoß recht plötzlich unerwartet nahe vorbeikommt. Es hilft solches Bücken nichts, denn ehe man es tut, ist das Geschoß vorbei. Es ist dies Bücken aber nicht tadelnswert, und ich habe es von den Bravsten gesehen. Deshalb darf man auch keinen Stein auf jemand werfen. Ich selbst habe mich nie gebückt, ohne deshalb tapferer zu sein als die anderen, obwohl sich diese darüber wunderten und mich um meine Nerven beneideten. Denn mein Instinkt diktierte mir eine andere Bewegung, über die ich innerlich oft lachen mußte, und die von anderen nicht gesehen wurde. Das instinktive Bewußtsein meiner Magerkeit diktierte meinem Körper, wenn ein Geschoß plötzlich an mir vorbeifuhr, sich ganz lang zu strecken, wobei sich meine Ellbogen zu Pferde dicht an den Leib klemmten, so daß ich noch dünner wurde und schwer zu treffen war.

Das taktische Resultat des Gefechts von Ober-Self war, daß die beiden vorgehenden österreichischen Brigaden eine schwache feindliche Rekognoszierung von wenigen tausend Mann in die Festung zurückgewiesen hatten. Dieses Resultat war mit 28 Offizieren und über 400 Mann Verlust recht teuer bezahlt. Man machte etwa 150 Mann Gefangene und eroberte ein Geschütz und zwei Kompagniefahnen. Die Dänen haben weit weniger Tote und Verwundete verloren.*) Die österreichischen Verluste waren nur durch Schußwunden, die feindlichen fast nur durch Bajonett oder Kolben verursacht. Indessen war der moralische Eindruck nicht zu unterschätzen, den das stürmische Draufgehen auf den Feind machte. Die dänischen Truppen waren in ihrer Zuversicht stark erschüttert, und die dänischen Führer hielten seit diesem Abend die Festungswerke mit allen Truppen fortwährend besetzt, jeden Augenblick einen Sturm erwartend. So mußten diese unglücklichen Soldaten Tag und Nacht bis zum 6. Februar im Freien ohne Schutz kampfbereit stehen, während wir dicht vor der Festung in den Dörfern ruhig schliefen und nur die Vorposten biwakierten.

Das ist der materielle Vorteil, welchen die Offensive und Initiative

*) Die Dänen verloren in der Tat doch 9 Offiziere 408 Mann, die Österreicher nur 402 Mann.

über die Defensive gewährt. Ich begriff jetzt praktisch, was Clausewitz darunter versteht, wenn er sagt, man müsse immer im Kriege danach trachten, dem Feinde das Gesetz zu geben, und wer das Gesetz empfinge, der sei schon halb geschlagen. Denn wer immer abwarten muß, was der Gegner tut, bleibt in steter Angst und Kampfbereitschaft und ruiniert seine Truppen physisch und moralisch, wogegen der Gesetzgeber schläft und schlägt, wann er will, seine Truppen gesund, kräftig und fröhlich erhält. Verliert der Angreifer daher auch mehr als der Verteidiger im Augenblick des Kampfes, so verliert er doch weit weniger durch Strapazen.

Die österreichischen Führer waren sehr zufrieden mit ihrem Erfolge. Oberstleutnant Schönfeld, der während des Gefechts eintraf und in Damendorf mein Schlafkamerad wurde, sagte mir, das einzige Korrektiv gegen die ferntragenden Präzisionsgewehre sei das Bajonett. Vergeblich machte ich ihn darauf aufmerksam, daß die dänischen Truppen an Ausbildung, innerem Halt, Zahl und Güte der Gewehre den österreichischen nicht ebenbürtig seien, und daß die österreichischen Truppen, wenn sie gegen einen ebenbürtigen Feind so losrennen wollten, nur als Leichen liegen bleiben könnten, daß auch dann die Ausrüstung mit einem so gut schießenden Gewehr nicht nötig wäre, wie es die Österreicher an dem Lorenzschen haben, sondern daß dann Piken oder Sensen genügten, wenn man nicht schießen wollte. Aber die Österreicher beriefen sich auf den Erfolg und sagten: „Nur schnell drauf, ohne Schuß, dann siegt man." Man sieht, wie selbst die Paradoxe jenes stubengelehrten Militärs, welcher behauptete, die Kriegserfahrung habe doch nur einen sehr bedingten Wert, zutreffen kann.

Während des Gefechts hatte der Marschall die Generale im Hahnenkruge versammelt, statt in Ober-Selk. Es ist der Hahnenkrug eine wüste Fuhrmannskneipe, etwa eine Viertelmeile südlich von Ober-Selk.

Der Rückritt vom Hahnenkrug nach Damendorf war anfangs entsetzlich. Der Feldmarschall schlug wieder den Weg über Brekendorf ein, den er gekommen war. Bis zu diesem Ort ritten wir im Dunkeln neben den requirierten Wagen her, welche die Verwundeten zurücktransportierten. Es war stockfinstere Nacht und die Straße sehr schmal. Da stieß man jeden Augenblick an ein Rad oder an ein Pferd. Auf dem holperigen Wege wurden die unglücklichen Verwundeten, die auf Stroh auf den Leiterwagen lagen, jämmerlich durcheinander geschüttelt. Ihr Ächzen, Stöhnen und gelegentliches Aufschreien ging im Dunkeln noch mehr zu Herzen, als wenn es hell gewesen wäre, denn es ist schrecklich, Leiden zu hören und nicht helfen zu können. Bald sollten aber die Leiden der armen Verwundeten und die Unbequemlichkeiten für uns

Reiter noch gesteigert werden, denn wir begegneten den unabsehbaren Fuhrwerkskolonnen, welche den Truppen, die eben gekämpft hatten, Lebensmittel zuführten. Keine der beiden Kolonnen durfte halten, denn beide hatten Eile. Somit wichen die Wagen soweit als möglich im Dunkeln rechts aus und fuhren mit den rechten Rädern halb im Graben, zu noch größerer Pein und Qual der Blessierten. Wir Reiter aber klemmten uns einer hinter dem anderen im Finstern bald zwischen den Wagen, bald im Graben durch, so gut es ging. Der Marschall ließ sich, sobald er an ein Haus kam, einen Mann mit einer Laterne herausholen, der ihm zu Fuß vorleuchten mußte. Davon profitierten aber höchstens noch der zweite oder der dritte Reiter hinter ihm. Die anderen konnten sich nur dadurch helfen, daß sie dicht am Vordermann blieben, dessen Kopf man, wenn man sich bückte, noch am Horizont schimmern sah, dann und wann rief man nach dem Vordermann. Die Pferde waren auch ängstlich und blieben dicht auf. Geriet der Marsch ins Stocken, dann ritt wohl der Hintermann dem Vordermann auf, dessen Pferd dann wohl schrie und schlug. Dann gab es ein Schreien und Zanken. Für diesen Ritt mußte man noch stärkere Nerven haben als für das Gefecht.

Abends gab's wieder Punsch und Schrippen beim Marschall. Dann schrieb ich meinen Gefechtsbericht an den König bis ein halb zwölf Uhr und legte mich aufs Stroh.

Der 4. Februar. Des Morgens ward wieder Geschützfeuer gehört. Der Feldmarschall wollte nicht ausreiten. Er schickte den Prinzen von Aremberg aus, um sich nach dem Grunde des Geschützfeuers zu erkundigen. Ich begleitete den Prinzen. Der Kanonendonner führte uns nach Ober-Selk und von da nach dem Königsberge, auf dem die österreichischen Vorposten standen. Am diesseitigen Fuße des Königsberges lag ein ganzes österreichisches Bataillon auf Vorposten im Biwak. Das nahe Selk durfte es zur Unterbringung der Truppen nicht benutzen. Ich fand darin eine unnütze Menschenquälerei, denn die Leute biwakierten dicht am Dorf, also konnten sie ebensogut im Dorf liegen.

Die Kanonade rührte von einem kleinen Gefecht und daher, daß die Dänen aus ihrer Festung auf jeden Kopf, der sich sehen ließ, mit schwerem Geschütz schossen. Es war daher Unbefugten verboten worden, auf den Königsberg hinaufzureiten, weil die über die Höhe hinweggehenden Geschosse das biwakierende Bataillon gefährdeten, das schon acht Mann Verluste dadurch gehabt hatte. Da war auch früh wieder der Großherzog von Mecklenburg geritten gekommen und hatte sich oben auf dem Königsberge durch einige Bomben begrüßen lassen. Aber

der anwesende Regimentskommandeur, Oberst Herzog Wilhelm von Württemberg, der den Großherzog noch nie gesehen hatte, also auch nicht erkannte, ließ diesen jungen preußischen Offizier hart an und bedeutete ihm, hier sei es Ernst und Krieg und kein Schauspiel für müßige Zuschauer, und brachte ihn mit harten Worten herunter. Als ich hinkam, fragte mich mein Vetter, er habe gehört, der Großherzog von Mecklenburg sei in der Nähe, ob er ihm wohl vorgestellt werden dürfe. Ich sagte ihm, er habe sich ja dem Großherzog eben recht deutlich präsentiert. Da erschrak der sonst so höfliche Herzog gewaltig.

Das kleine Gefecht, das am Morgen stattgefunden, rührte daher, daß die Avantgarde der Garde-Division Klein-Rheide besetzt und die Dänen daraus vertrieben hatte „zur Freude der zusehenden Österreicher". Ich konnte die Reihe der Schanzen gut sehen. Die nächsten lagen auf 2500 Schritt vor mir und glänzten in dem klaren Wintertage. Sie waren vollkommen fertig, sturmfrei, ganz armiert, und an eine Erstürmung derselben war nicht zu denken, wenn man sie nicht durch schwere Artillerie zerstörte. Es wurden zwar aus der Heimat zwölf Belagerungs-Zwölfpfünder mit der Eisenbahn nachgesandt, welche auf dem Königsberge aufgestellt werden sollten, aber ich konnte dies gegen eine so starke Befestigung nicht für ausreichend halten.

Daß der Feind auf jeden einzelnen Menschen aus den schwersten Geschützen (fündundzwanzigpfündigen, fünfzigpfündigen und vierundachtzigpfündigen Bombenkanonen) schoß und so seine Munition verschwendete, setzte mich in Erstaunen, denn es ist gegen jede Regel, die kostbare Artilleriemunition der Festung gegen einzelne Menschen zu verschwenden, und energische Kommandanten haben in früheren Kriegen wohl durch Tagesbefehl Todesstrafe darauf gesetzt, wenn aus Kanonen auf einzelne Menschen geschossen wurde. Solches unnütze Feuer ist daher ein Beweis von geringer Energie, Furcht oder Indisziplin beim Verteidiger. Wenn ich allerdings gewußt hätte, daß die Dänen in der Nacht vom 5. zum 6. Februar aus Schleswig abziehen und Geschütze mit Munition in unseren Händen lassen würden, dann hätte ich es nicht mißbilligen können, daß sie erst recht viel von dieser Munition verknallten.

Heute erhielt ich einmal warmes Mittagessen beim Marschall. Es war das erste Mal seit dem 29. Januar in Bordesholm. Der Alte war in einer weichen Stimmung und tat liebevoll und zärtlich. „Siehste, mein Sohn", sagte er mir, „und das kannste ooch dem Könige schreiben, ich bin von meinen Königen allen, von einem nach dem andern, so mit Gnade überhäuft, daß ich sagen kann, die Gnade is unendlich. Deshalb brauche ich ooch gar nich mehr zu leben, denn mehr kann mir nich werden. Drum möchte ich ooch bloß so lange leben, bis ich die unendliche Gnade

durch meine Leistungen bezahlt habe." Ich dachte mir im stillen, daß er also die Absicht habe, unendlich lange zu leben. Als ich ihm einen Gruß von meiner jüngsten Schwester ausgerichtet hatte, erhielt ich sogar einen Kuß.

Am Abend traf die Festungsartillerie bei Ober-Self ein und begann in der Nacht den Batteriebau, der bei dem Frost bedeutende Schwierigkeiten hatte. Die Batterien wurden nicht fertig und sollten in der nächsten Nacht vollendet werden, in der auch die Geschütze und die Munition eintreffen sollten.

Der 5. Februar. Früh fand eine Besprechung im Schlafzimmer des Feldmarschalls statt, zu der außer ihm Falckenstein, Podbielski, Stiehle, der Kronprinz und der Oberstleutnant Schönfeld zugezogen wurden. Ich war erstaunt, daß mir etwas geheim bleiben sollte, was der Österreicher hören konnte, also ging ich unaufgefordert mit Schönfeld zugleich zu der Besprechung hinein. Der Alte sah mich mit seinem grimmigsten Gesicht an. Ich machte eine Verbeugung und sah ihm scharf in die Augen. „J, Morjen!", sagte er. „So? Der Fliegeladjutant Seiner Majestät? Eulenburg noch einen Stuhl!" Wir setzten uns.

Es handelte sich nämlich um Feststellung des Befehls für die Operationen des 6. Februar.

In Wahrheit und dem Wesen nach hatte seit dem 4. Februar früh der Kronprinz den Oberbefehl über die Armee übernommen.*)

Damit man am 6. Februar früh die Nachricht von dem beabsichtigten Brückenschlag bei Arnis sobald als möglich erhalte, ob er gelungen sei, wurden am 5. Februar abends die bestberittenen Adjutanten und Ordonnanzoffiziere des Oberkommandos (alle Kavalleristen) zur Bildung einer Relaislinie Arnis—Damendorf abgesendet. Sie wurden mit ihrer Ehre verpflichtet, zu keinem anderen Zweck als zur Meldung über den Brückenschlag bei Arnis ihren Relaisposten zu verlassen. Es sollte sich auch hier herausstellen, wie fehlerhaft es ist, sich im Kriege lediglich auf bestimmte Fälle einzurichten. Schon Clausewitz sagt, im Kriege seien immer nur drei Fälle möglich, und wenn man sich auf diese drei Fälle gefaßt gemacht, dann trete der vierte ein. Ähnlich war es hier. Es waren nur zwei Fälle möglich, daß der Feind nach Süden angriffe oder nach Westen über den Prinzen Friedrich Karl herfalle, dann trat der dritte ein, daß der Feind floh.

*) Das war wenigstens später in der Tat der Fall. Vgl. auch hierzu den Deutsch-Dänischen Krieg 1864 vom Großen Generalstabe, I. S. 82 und die Allerhöchste Kabinettsordre vom 30. März 1864 in Anlage Nr. 39.

Da man sicher annahm, der Feind werde sich mit Übermacht gegen den über die Schlei gehenden Prinzen Friedrich Karl wenden, so war die Stimmung am 5. Februar ziemlich ernst. Die „Zuschauer" begaben sich alle in dessen Hauptquartier, das in Carlsburg, einem großen Schloß in der Nähe von Arnis, aufgeschlagen war, so der Prinz Albrecht (Vater) und der Großherzog von Mecklenburg.

Der 6. Februar. Schleswig, Arnis und Oversee. Zur befohlenen Stunde war ich fertig und erwartete das Alarmsignal. Es blieb aber alles still, und obgleich es schon ganz hell war, hörte ich auch keinen Kanonendonner vom Königsberge her. Ich hatte für mich das Füchschen satteln lassen, das in der großen Gesellschaft des Hauptquartiers am ruhigsten und bequemsten ging.

Um acht Uhr ging ich in das Hauptquartier, um in Gesellschaft zu warten. In der Tür des Ochsenstalles, der den Vorsaal der Salons des Marschalls bildete, begegnete mir Graf Hardenberg mit dem Rufe: „Die Dänen haben Schleswig geräumt. Das Regiment Coronini marschiert in Schleswig ein!" Ich war wie versteinert. Das hatte niemand für möglich gehalten.*) Gleich darauf kamen Falckenstein und Podbielski heraus, mit der Frage, ob ich ein Pferd hätte. Ich sagte: „das schnellste von allen." Sie sagten mir nun, es seien die sämtlichen Adjutanten und Ordonnanzoffiziere, welche gut beritten waren, auf Relais geschickt, um die Nachricht vom Brückenschlage herzubringen. Sie seien aufs heiligste verpflichtet, zu keinem anderen Zwecke ihr Relais zu verlassen, müßten sich also weigern, die Nachricht vom Verlassen Schleswigs nach Arnis zu befördern. Nun habe man keinen, der ein schnelles Pferd besitze, und es sei doch jetzt das Wichtigste, den Prinzen Friedrich Karl so schnell als möglich zu benachrichtigen, damit er nicht auf Missunde und Schleswig marschiere, sondern auf Flensburg, um dort von dem Feinde noch so viel als möglich abzuschneiden. Ich war bereit zu reiten, und lief nach meinem Quartier, ein anderes Pferd satteln zu lassen, denn meine Mafra war viel schneller als mein Fuchs. Dann kam ich wieder. Der Befehl wurde noch geschrieben, den ich mitnehmen sollte, und ich ward persönlich instruiert und über das orientiert, was man wußte, während ich noch eine Tasse Kaffee erhielt. Einwohner von Schleswig waren vor Tagesanbruch zu den österreichischen Vorposten gekommen und hatten

---

*) Der dänische Oberkommandierende General de Meza hatte nach einem am Abend des 4. Februar stattgehabten Kriegsrat die Räumung der Dannewerke beschlossen, um das Heer in die Flankenstellung von Düppel zurückzuführen, da das Heer für eine hartnäckige Verteidigung der ausgedehnten Stellung für zu schwach erachtet wurde. Am Abend des 5. hatte der Rückzug begonnen.

gemeldet, daß die Dänen während der Nacht Schleswig geräumt und den Rückmarsch auf der Straße nach Flensburg angetreten hätten. Man zweifelte, ob es noch möglich sein werde, sie auf der geraden Straße einzuholen. Gablenz hatte sofort den Einmarsch nach Schleswig angeordnet und die Sache gemeldet.

Als der Befehl an den Prinzen geschrieben war, übergab ihn mir der Feldmarschall selbst feierlich und rief mir, als ich fortging, nach: „Sagen Sie dem Prinzen, ich erwarte, ihn heute abend auf der Windmühlenhöhe von Flensburg zu treffen.“ Das war nun wohl kaum möglich, denn die Luftentfernung von Arnis nach Flensburg betrug fünf deutsche Meilen. Ich versprach, binnen zwei Stunden in Arnis zu sein, und ritt fort. Es war neun Uhr.

Es war wieder bitterkalt geworden. Dennoch hatte ich keinen Pelz angezogen, denn ich hatte die Absicht, scharf zu reiten, und fürchtete, zu warm zu werden. Um meine Ohren vor dem Erfrieren zu schützen, schlug ich den Fallkragen des Mantels über den Kopf, wie die Weiber ein Tuch, und setzte darauf den Helm, der den Kragen festhielt. Es war wirksam, aber schön kann's nicht ausgesehen haben. Ich wählte nicht den Weg, auf dem die Relais standen, denn er ging im Zickzack und war nicht leicht zu finden, selbst mit der Karte in der Hand. Deshalb machte ich lieber den geringen Umweg über Eckernförde, den ich bis dahin kannte. Von da führte eine große Chaussee nach Arnis. Die Strecke betrug beinahe fünf deutsche Meilen. In einem guten Jagdgalopp erreichte ich Eckernförde auf etwas holperigem, hartem Wege binnen dreißig Minuten. Durch die Stadt ritt ich Schritt, um das Pferd verschnaufen zu lassen. Jenseits der Stadt wollte ich wieder galoppieren. Da trat mir ein Hindernis in den Weg, an das ich nicht gedacht hatte — das Glatteis. Ein ganzes Armeekorps, dahinter seine endlosen Trains und außerdem noch zwei Pontontrains behufs Brückenschlages waren auf dieser Straße marschiert und hatten sie zwischen beiden Gräben vollkommen geglättet und jedes Atom von Schnee auf dem Wege zu Glatteis geschliffen. Die strenge Kälte verwandelte die Dünste der benachbarten Ostsee in Eisspitzen, welche vom heftigen Winde auf dem Wege entlang getrieben wurden und diesen noch mehr glätteten. Der Anblick des Spiegels, auf dem ich reiten mußte, denn ein Ausweichen auf die Felder war wegen der Gräben und Knicks unmöglich, erschreckte mich anfangs nicht, denn ich vertraute den scharfen Schraubstollen, die ich noch vor dem Fortreiten revidiert hatte. Ich sprengte daher wieder zum Galopp an. Aber mit dem ersten Galoppsprung lag mein Pferd auf der Straße und ich daneben. Als ich es mit Mühe aufrichtete, sah ich zu meinem nicht geringen Schrecken, daß sämtliche scharfen Stollen

abgebrochen waren. Die Schraubenhälse solcher Schraubstollen sind zu dünn und halten nur zu kurzen vorsichtigen Spazierritten. Im Kriege ist der Schraubstollen absolut unbrauchbar. Was aber noch übler war, mein Pferd riß sich beim Aufstehen, indem es sich mit dem Hinterfuß in einen Vorderfuß griff, ein Vordereisen ab. Jetzt mußte ich mit drei glatten Eisen und dem einen Fuß barfuß weiterreiten. Im gewöhnlichen Leben würde man es für unmöglich gehalten haben. Hier hieß es: ich m u ß. Ich stieg also wieder auf und ritt weiter. Mein Pferd ging entsetzlich ängstlich und rutschte und glitt vorwärts. Es ist das Nervenangreifendste von der Welt, auf der Glätte reiten zu müssen, wenn bei jedem Tritt unter dem Leibe mindestens ein Pferdefuß gleitet. Von einem Jagdgalopp konnte keine Rede mehr sein. Indessen glitt es im Trabe weniger als im Schritt. Somit konnte ich wenigstens Trab reiten. Zuweilen fand ich auch am Grabenrande noch Strecken, an denen noch nicht alles geglättet war oder der Wind etwas Erde bloßgelegt hatte. Dennoch glitt das arme Tier oft und griff sich sehr an, denn das Laufen auf dem Glatteis ermüdet sehr. Auch fiel es wiederholt. Im ganzen bin ich fünfmal gefallen. Ich wunderte mich jedesmal, daß weder ich noch das Pferd ein Bein gebrochen. Fast drei Viertelstunden lang war ich so weiter getrabt und mochte bei dem nicht allzu raschen Tempo von Eckernförde aus noch wenig über eine Meile zurückgelegt haben, da kam ich an eine Schmiede. Es war eine Rettung in der Not, der Name der Häuser war der Looser Krug. Zwar war die Schmiede voll von Reitern, welche beschlagen lassen wollten, aber ich trieb sie fort und ließ mein Pferd mit Eisnägeln versehen.

Bis dahin war mir zu Mute gewesen wie jemandem, der im Traume von Alpdrücken geplagt wird. Minute auf Minute war verronnen, und ich kam nicht schnell genug von der Stelle. Landleute, die mir begegneten, und die ich fragte, wie weit es noch bis Arnis sei, wie man es immer tut, wenn man mit der eigenen Geschwindigkeit unzufrieden ist, antworteten mir höhnisch: „Mit das Pärd kommen Sie heute nicht hin.“ Die Anstrengung beim Reiten auf der Spiegelglätte, die Angst, zu spät zu kommen, trieben mir den Schweiß aus den Poren der Haut, der dann bei der Kälte an Händen und Füßen zu Eis wurde. Die Ruhe, während mein Pferd beschlagen ward, tat mir gut. Aber das Beschlagen hielt mich wieder an zwanzig Minuten auf. Die Eisen waren ungeschickt, klobig, aber hatten lange Eisnägel, und ich konnte wieder galoppieren! So flog ich schnell eine weitere Meile dahin, und es konnte nicht mehr weit nach Arnis sein.

Da kam ich an die Queue der Verpflegungs- und Furagekolonnen des Korps; Bauernwagen, die ungeschickt hin und her schlenderten und

der Glätte wegen nicht eine Seite der Straße halten konnten, mußten mir viel Aufenthalt bereiten. Wer je die Proviant- und Furagekolonnen eines Korps gesehen hat, bekommt einen Schreck, wenn er von hinten daran vorbeireiten soll. Nun gar bei Glatteis! Dazu wurde die Straße immer schmaler, die Gräben tiefer, die Knicks höher. Mein Maß war aber noch nicht voll. Plötzlich kam mir der österreichische Pontontrain entgegen! Was konnte das sein? War der Brückenschlag mißlungen? Die Offiziere wußten es nicht. Sie sollten zurück. Zwischen den beiden sich begegnenden Kolonnen konnte ich nicht reiten. Ich versuchte im Graben zu reiten. Mein Pferd brach durch das hohle Lufteis. Ich kletterte mit ihm wieder auf die Straße, neben die Pontonkolonne, die entgegenkam. Eine Querstange, die aus einem Ponton herausragte, packte mich am Knie und schob mich mit dem Pferd wieder in den Graben hinein. Einen Augenblick gab ich es auf, weiterzukommen, führte mein Pferd am Zügel im Graben, fand einen Weg, der seitwärts aufs Feld führte, wo eine Eskadron vom 8. Husaren-Regiment hielt. Die Offiziere sagten mir, die Brücke sei dicht vor mir fertig, der Übergang solle gleich beginnen. Jetzt kam es darauf an, den Prinzen zu finden, ehe die vordersten Truppen einen falschen Weg einschlugen. Ich versuchte auf dem Felde zu reiten. Nach zweihundert Schritten kam ich an einen Knick, aber mein Pferd konnte nicht hinüber, sondern rumpelte zurück. Ich mußte wieder auf die Straße. Dort war an einem Ponton ein Pferd gestürzt und alles verfahren. Ich mußte zehn Minuten warten. Sie wurden mir zu ebensoviel Ewigkeiten!

Endlich löste sich das Gewirr, und ich konnte weiter an die Brücke. Eben passierte das vorderste Kavallerie-Regiment, Zieten-Husaren, die Brücke abgesessen. Noch war kein Mann falsch dirigiert. Ich zog meine todmüde Mafra am Zügel über die Brücke und überreichte dem jenseits haltenden Prinzen den schriftlichen Befehl. Es war fünf Minuten nach 11 Uhr, ich hatte meinen Auftrag trotz aller Hindernisse glücklich durchgeführt. Aber an diesen Ritt denke ich mein ganzes Leben!

Prinz Friedrich Karl war der erste, der die Brücke passierte, und drüben hielt er zu Pferde, neben ihm die Prinzen Albrecht (Vater und Sohn) und der Großherzog von Mecklenburg, hinter ihm sein Stab, und ließ die Husaren an sich vorbeiziehen. Als ich mit meinem todmüden Pferde hinter den Husaren herzog, muß ich kein sehr imposantes Bild abgegeben haben. Auch soll ich nach der kolossalen Anstrengung gespensterhaft im Gesicht ausgesehen haben. Vom wiederholten Stürzen war ich über und über beschmutzt. Der Großherzog sagte zum Prinzen Friedrich Karl: „Um Gotteswillen, was mag der Hohenlohe für eine

Unglücksbotschaft bringen. Er sieht ja aus wie eine Leiche." Ich konnte in der Tat nur mit der größten Anstrengung meine Meldung machen, worauf ich meinen Brief übergab.

Die Nachricht, die ich brachte, erregte natürlich große Freude. Während der Prinz nun die nötigen Anordnungen traf, um zunächst dem Feinde Kavallerie nachzusenden, damit man noch fing, was man erreichen konnte, und baldigst erfuhr, wie weit das österreichische Korps gelangt sei, also Zieten=Husaren, westfälische Husaren und brandenburgische Ulanen in schneller Gangart vorbeorderte, ferner die Befehle gab, um die Infanterie durch Ablegen des Gepäcks und Versorgen mit Lebensmitteln zu dauernd schnellem Marschieren fähig zu machen und dann die Richtung des ganzen Korps auf Flensburg zu ändern, kümmerte ich mich um mein gutes Tier. Der Großherzog von Mecklenburg war so liebenswürdig, mir seine Vorräte und die Hilfe seiner Leute anzubieten. Meinen eigenen Sherry goß ich dem Pferde in den Hals. Der Reitknecht des Großherzogs deckte es mit einer warmen Decke zu und führte es herum, denn es triefte von Schweiß, und wo der Prinz hielt, pfiff ein eisiger Wind. Dann stärkte mich der Großherzog durch Portwein und Butterbrote, und so gewannen wir beide, Makra und ich, wieder Kräfte. Aber daran konnte ich nicht denken, heute noch zum Marschall zurückzureiten. Wußte ich doch nicht, wo er war.

Ich blieb also noch eine Weile neben dem Prinzen und sah dem Brückenübergange zu. Es war ein recht hübsches kriegerisches Bild. Im Gegensatz zu dem Widerwillen der Einwohner der Dörfer südlich von Schleswig beteiligte sich die Bevölkerung hier mit ungeheurem Jubel an unseren Erfolgen. Auf den bloßen Wunsch des Prinzen hatte man ungeheure Massen von Lebensmitteln an der Seite herangeschleppt. Große Haufen von Schinken lagen da. Während des Vorbeimarsches wurde immer dem fünften Mann, abgezählt, eine Flasche voll Branntwein und dem zehnten Mann ein ganzer Schinken zugesteckt. Die Soldaten sahen originell aus. Sie hatten das Gepäck abgelegt, der mit Lebensmitteln gefüllte Brotbeutel hing links herunter, daneben hing das mit dem Bügel in den Leibgurt eingeschnallte Kochgeschirr, von der linken Schulter nach der rechten Hüfte ging der Mantel gerollt. Was aber dem Soldaten den fremdartigsten Anstrich gab, war, daß er den Drillichrock über den Waffenrock angezogen hatte, um letzteren gegen den treibenden Schnee trocken zu erhalten. Zugleich nahm so der Soldat seinen Drillichrock ins Quartier mit, obgleich er den Tornister nicht bei sich hatte. Aber die Truppen sahen nun grau aus, nicht blau.

Prinz Friedrich Karl sah sehr gut aus. Die kräftige Figur saß fest im weiten Mantel Mit Löwenstimme brüllte er den Leuten, einer

Kompagnie nach der andern, zu: „Brandenburger, der Feind flieht vor Euch, jetzt heißt es marschieren, damit Ihr ihn einholt." Trotz der ohne Feuer im Freien bei mehr als zehn Grad Kälte zugebrachten Nacht waren die Leute sehr munter. Sie jubelten dem Prinzen als Antwort entgegen und marschierten fröhlich drauf los.

Neben dem Prinzen hielt der Kommandeur der Avantgarde, Oberst Graf v. der Gröben, und neben diesem auf einem Kommißgaul dessen alter Vater, der General der Kavallerie Graf v. der Gröben, der jetzt schon seit 58 Jahren den Orden pour le mérite trug, also über 75 Jahre alt sein mußte. Er war entzückt von dem „prächtigen Übergang und den herrlichen Truppen", wie er sagte, begleitete seinen Sohn heute noch und ist folgenden Tages über Missunde nach Schleswig geritten, ganz allein, um die Schanzen zu sehen. Dann ist er wieder nach Hause gereist.

Nach einer Ruhe von etwa einer Stunde mußte ich daran denken, die Hufe meines Pferdes wieder in Ordnung bringen zu lassen, denn es hatte wieder ein Eisen verloren, als ich den Versuch gemacht, den Knick zu überklettern. Ich führte also mein Pferd durch die zuschauenden Landleute und fragte nach einem Schmied. Ein diensteifriger Eingeborener erbot sich, mich nach Arnis zu führen. Er hielt an einem Hause und rief den Schmied heraus. Dieser kam, besah mein Pferd bedächtig von allen Seiten und sagte dann phlegmatisch, er sei wohl Schmied, aber beschlagen könne er kein Pferd. Mein Führer brachte mich zu einem andern, der lange gesucht werden mußte und endlich denselben Bescheid gab. Jetzt wurde ich grob gegen meinen Führer, wodurch dieser aus seiner schleswigschen Geistesträgheit aufgeweckt ward und mir auseinandersetzte, daß man hierzulande unter dem Ausdruck „Schmied" einen Schlosser verstehe, und daß ich wohl besser täte, nach einem Hufschmied zu fragen. Das tat ich nun bei ihm selbst, und er beschied mich, es gebe gar keinen Hufschmied in Arnis, sondern der nächste sei in dem ersten Dorfe an der Straße nach Flensburg. Also begab ich mich wieder auf die Straße und zog, neben den Truppen her, mein Pferd am Zügel fort.

Ich kam gerade neben eine Batterie. Dieselbe hatte große Schwierigkeit, fortzukommen, denn die zurückmarschierenden Dänen hatten schon die Straße sehr geglättet. Die Fahrer mußten abgesessen führen, dennoch fielen manche Pferde, besonders auf dem hohen Damm, der von Arnis durch das die Schlei begleitende Tiefland führt. Während ich so wanderte und die dänische schöne Schanze bewunderte, welche den ganzen Damm der Länge nach mörderisch hätte bestreichen können, wenn jemand drin gewesen wäre, um die noch geladenen

schweren Geschütze abzufeuern, kam von hinten, an der Batterie vorbei, eine Eskadron Ulanen Nr. 11 unter Rittmeister v. Rauch getrabt, die an die Spitze beordert war, um sich bei der Verfolgung zu beteiligen. Die Pferde glitten entsetzlich, und viele fielen. Ich ward von den trabenden Ulanen an die rechte Dammkante gedrängt, und ein stürzender Reiter schob mich mit Pferd den Damm herunter. Wir glitten beide glücklich. Das weiche Tiefland war gefroren, und ich sah, daß es sich dort besser marschierte als oben auf dem glatten Damm. So kam ich nach einer kleinen, mir sehr wohltuenden Fußreise nach dem nächsten Dorfe, wo ein verständiger Beschlagschmied schon sehr beschäftigt war. Ich übergab ihm mein Pferd, fütterte es mit Brot satt und ging während des Beschlagens an die Straße, um achtzugeben, ob der Prinz Friedrich Karl vorbeikommen werde.

Die Straße machte da, indem sie ein wenig bergab führte, eine scharfe Ecke, die durch die Artillerie bald so geglättet ward, daß jedes Pferd an dieser Ecke stürzen mußte. Ich bot die Einwohner des Ortes auf, die teils den gestürzten Pferden auf die Beine helfen, teils Sand und Asche bringen und auf die glatte Stelle werfen mußten. Sie waren dazu sehr bereit, denn sie waren froh, von den Dänen befreit zu sein. Es war aber fortwährende Arbeit dabei nötig, denn der fallende Schnee, die scharfe Kälte und die dichten Marschkolonnen verwandelten immer wieder die bestreute Stelle in eine Eisfläche. So machte ich mich doch nützlich, während mein Pferd beschlagen ward. Ich machte hierbei die Erfahrung, daß man bei so großer Kälte kein Stroh nehmen darf, wie viele Bewohner wollten. Es wird selbst glatt. Asche und Sand sind allein anwendbar.

Als mein Pferd gut beschlagen und mit Eisnägeln wieder versehen war, bestieg ich es. Es ging wieder sicher und ziemlich rüstig. Sherry und Brot hatten es gekräftigt. Wäre das Tier nicht von so edlem Blut gewesen (Vater war der berühmte Harlequin im Neustädter Gestüt), so hätte es keinen Schritt mehr gehen können. Als ich eben wieder im Sattel saß, kam Prinz Friedrich Karl mit seinem Stabe an den marschierenden Truppen vorbeigeritten. Ich folgte ihm und bat ihn um Erlaubnis, mich für die nächste Nacht seinem Hauptquartier anschließen zu dürfen. „Heute", sagte er, „wo Sie mir so gute Nachricht gebracht, teile ich, wenn es sein muß, das Schlafzimmer mit Ihnen, aber nur, wenn es sein muß, denn lieber schlafe ich allein im Zimmer." Ich beruhigte ihn mit der Versicherung, daß ich mit einer Scheune vorlieb nähme, und da der Prinz dem Chef des Generalstabes, Obersten v. Blumenthal, befahl, mir Quartier zu geben, heftete ich mich an dessen Fersen und marschierte hinter dem Prinzen.

Als es anfing zu dunkeln und man nur einige wenige versprengte Dänen aufgegriffen hatte, sonst aber mit dem Feinde nicht mehr zusammengestoßen war, ritt der Prinz aufs Feld seitwärts heraus und gab einen Korpsbefehl, dessen Niederschreiben den Adjutanten bei der Kälte und steif gefrorenen Fingern viel Schwierigkeit bereitete. Der Befehl war aber kurz und besagte, jede Kolonne solle in der eingeschlagenen Richtung so weit als möglich vordringen, sich einquartieren und melden, wie weit sie gelangt. Der Prinz werde sein Quartier in Grünholz nehmen.

Dann ritt er mit dem Stabe langsam weiter vor, um in Grünholz zu bleiben. Unterwegs gab es noch manchen Aufenthalt mit marschierenden Bataillonen, bei denen sich der Prinz nach dem Befinden der Leute erkundigte, denn er verstand es vortrefflich, den Leuten Interesse zu zeigen und sie dadurch an sich zu fesseln, und dann ging es langsam weiter vor. Beim Durchreiten eines Dorfes fiel ihm auf, daß jenseits desselben zwei Posten ausgestellt waren, und er erfuhr, dies seien die äußersten Infanterieposten der Avantgarde. Wir waren längst über Grünholz hinaus und befanden uns in Sterup, am vordersten Punkt der Infanterie der Avantgarde. Die Kavalleriespitzen waren wohl weiter, aber der Prinz konnte doch mit dem Hauptquartier nicht über die vorderste Infanterie hinaus. Zurück wollte er auch nicht, also blieb er in Sterup und befahl, jeder möge unterkommen, so gut er könne.

Ich hängte mich an Blumenthal an. Dieser ritt in ein Gehöft, wo er sich einquartierte. Einer seiner Trainsoldaten war gegen Entschädigung bereit, sich meines Pferdes anzunehmen. Ich brachte es selbst neben den Pferden des Obersten unter und sah zu, daß es zu fressen und zu saufen erhielt, dann begab ich mich ins Haus. Dort füllte sich das Gehöft immer mehr. Es war ein großes Zimmer voll Offiziere. Ich glaube, wir schliefen da des Nachts 20 bis 30 auf einer Streu. Auch 250 Mann Soldaten waren unter Dach gekommen. In dem reichen Angeln sind nämlich die Gehöfte sehr groß. — Ich für meinen Teil beanspruchte wenig Raum, denn ich war mager, und Gepäck hatte ich nicht. Ich verlangte nur Schreibmaterial vom Bauern und schrieb einen Bericht an den König auf dem Bauernpapier. Ich glaube nicht, daß Seine Majestät oft Briefe auf so schlechtem Papier erhält.

Während ich schrieb, kochte uns der Bauer etwas. Wir erhielten Milchsuppe, Fleisch und Pfannkuchen mit Speck. Als der Bauer uns das Essen brachte, fragte ich ihn, was das für ein Reiter gewesen, der auf dem Hofe gehalten, als wir eingeritten. Wir hätten ihn für den Besitzer gehalten. „I“, sagte der Bauer, „das war so ein verfluchter

Däne." Jetzt ward hinter dem Spion dreingesandt, der über unser Nachtquartier rapportierte. Aber er war verschwunden. Man hatte eben noch keine Kriegsroutine, auf so etwas zu achten.

Abends kam Nachricht vom Feldmarschall, er habe sein Hauptquartier in Sieverstedt aufgeschlagen und marschiere den nächsten Morgen nach Flensburg. Auf den Feind sei man nicht mehr gestoßen. Von dem Nachmittagsgefecht der Österreicher bei Översee erreichte uns die Nachricht erst früh den andern Morgen.

Wir legten uns daher am 6. Februar abends in der Bauernstube aufs Stroh, wie die Heringe, einer neben den andern. Die Abendtoilette blieb ebenso aus wie die Morgentoilette, wegen Mangel an Raum und Utensilien. Major v. Bonin machte den kühnen Versuch, sich zu waschen. Als er aber ein Waschbecken erobert und auf einen Stuhl gestellt hatte und die daneben Liegenden bespritzte, da ward er mit allgemeinem Gelächter begrüßt und sein Waschbecken vor die Tür in den Schnee geworfen.

Auf dem Stroh lag ich neben Blumenthal. Mitten in der Nacht kam jemand in das Zimmer und rief seinen Namen. Er stand auf und gab Befehle. Ich wurde erst vollständig wach, als er sich wieder neben mich gelegt hatte und gar nicht aufhören konnte zu lachen. Ich fragte, was los sei. „Ich amüsiere mich über die Theorie des Krieges und die Praxis. Soll mir mal ein Gelehrter kommen mit dem Sicherheitsschleier, mit dem man sich umgeben soll! Da ist eben die große Bagage unseres Hauptquartiers angekommen, beschwert sich, daß sie keine Stallung finde, die Artillerie wolle ihr nicht Platz machen. Ich habe gesagt, sie solle weiter marschieren, ins nächste Dorf, das sei noch leer. Nun geht sie über unsere Vorposten hinaus und bildet bis Tagesanbruch die Spitze. Ist das nicht zum Totlachen? Das Hübscheste ist, daß die Kriegskasse mit 300 000 Talern dabei ist. Aber die Dänen unternehmen nachts in diesem Hundewetter auch nichts."

Sobald die Bewohner von Schleswig den österreichischen Vorposten die Flucht des Feindes mitgeteilt hatten, waren, wie ich schon erzählte, die Österreicher in die Stadt eingerückt. Man muß viel Aufenthalt in Schleswig gehabt haben. Auch beorderte der General Gablenz von Schleswig aus die Brigade Nostitz zur Verfolgung. Jedenfalls wurde der Vorsprung, den der Feind hatte, dadurch größer. Vier Eskadrons Liechtenstein-Husaren wurden der Infanterie vorausgesandt, mit dem Auftrage, dem Feinde soviel Abbruch als möglich zu tun und ihn, wo man ihn finde, zum Stehen zu bringen. Eine halbe Vierpfünder-Batterie ward den Husaren mitgegeben.

Auch die Garde-Division hatte die Nachricht von der Flucht des Feindes erhalten. Sie meldete und wartete den Befehl zum Einmarsch ab, der erst nach mehreren Stunden eintraf, da Kropp von Damendorf fast zwei Meilen entfernt ist. Noch mehr ward der Einmarsch dadurch verzögert, daß das Regiment, das auf Vorposten stand, erst seine Vorposten einzog und sich auf das hinterste Bataillon sammelte. So kam es, daß die Österreicher zuerst von Schleswig Besitz ergriffen, auch die Garde-Division so spät kam, daß sie keinen Feind mehr erreichen konnte.

Während also Wrangel in Schleswig einzog, den Jubel des Volks entgegennahm und mit der dicken Gastwirtin, bei der er schon 1848 gewohnt hatte, Scherze austauschte, folgte die Brigade Nostitz den Liechtenstein-Husaren und stieß auf die dänische Arrieregarde.

Nach zwei Tagen besuchte ich das Gefechtsfeld von Översee und sammelte dort die frischesten Nachrichten, die ich hier nach meinen damaligen Aufzeichnungen wiedergebe.

Gefecht von Översee. Die vorderste österreichische Husaren-Eskadron hatte schon um zehn Uhr morgens die letzte dänische Infanterie bei Sieverstedt eingeholt, die sich bemühte, drei stecken gebliebene Festungsgeschütze fortzuschleppen. Die Husaren attackierten auf der Chaussee zugweise und verjagten die Dänen. Das Raillieren der Husaren und ein heftiges Schneegestöber brachten die Verfolgung ins Stocken. Die anderen drei Eskadrons und eine halbe Batterie trafen ein. Als Gablenz dazukam, war er in heftigstem Unwillen über diese Verzögerung und befahl, die Husaren sollten dem Feinde nach und denselben um jeden Preis zum Stehen bringen. Eine Meile weiter nördlich, in der Gegend von Frörup, ward der Feind gegen einhalb zwei Uhr wieder eingeholt. Er breitete sich rechts und links mit Tirailleurs hinter Knicks aus, schloß auf der Straße in Kolonne zusammen und bot so der Attacke die Stirn. Die Husaren konnten fast nur auf der glatten Straße attackieren. Sehr selten war die Möglichkeit, seitwärts auf das Feld zu reiten. Dann stieß man aber beim Anreiten auf einen vom Feinde besetzten und nicht zu überreitenden Knick. Sobald die Husarenattacke abgewiesen war, eröffneten die österreichischen Vierpfünder ihr Feuer und sprengten die Kolonnen des Feindes, der seinen Rückzug fortsetzte. Dies Spiel wiederholte sich viermal. Viermal ritten die Husaren mit großer Bravour an, und viermal wurden sie abgewiesen. Daß die Husaren bei der Attacke ihren Schlachtruf: Bussam u Schwab (der Teufel hole die Deutschen) ertönen ließen, um deutsches Recht zu schützen, erzählten mir die Offiziere lachend.

So kam man, den Feind verfolgend, durch Översee, als jenseits des

Sankelmarker Sees eine dänische Batterie das Feuer der österreichischen beantwortete. Östlich der Straße sah man auf dem Felde feindliche Tirailleurs zurückgehen. Die Husaren hofften, sie einzufangen, und attackierten. Der eben mit Schönfeld bei Gablenz eingetroffene Prinz von Aremberg ritt die Attacke mit. Man stieß auf einen verschneiten Knick, hinter dem dänische Tirailleurs lagen, den man nicht gesehen hatte, fiel in dessen Graben und verlor Leute und Pferde. Dem Prinzen von Aremberg ward das Pferd durch drei Kugeln erschossen. Er kam erst zu Fuß, dann auf einem Husarenpferd zurück.

Jetzt sah man aber den Feind in Stellung, entschlossen, sich zu verteidigen. Er hatte die in der Front recht starke Stellung mit acht Bataillonen besetzt, zu denen im Laufe des folgenden Gefechts noch zwei Bataillone hinzukamen.

Vier österreichische Kompagnien gingen in gerader Front auf die starke Stellung los, zwei Kompagnien wurden von Frörup aus links zur Umgehung des Sankelmarker Sees abgeschickt. Die Jäger avancierten über die Ebene und erhielten plötzlich und unerwartet aus nächster Nähe Salven von einem Knick, der das Südufer des Sees entlang führt, und der, schneebedeckt, nicht gesehen worden war. Die Jäger beantworteten das dänische Feuer nicht, weil ihre Gewehre im Biwak naß geworden waren und nicht losgingen, sondern rannten drauf los und nahmen den Knick mit Bajonett und Kolben. Aber ein Versuch, über den zugefrorenen See gegen die Sankelmarker bewaldete Höhe vorzudringen, scheiterte an dem mörderischen feindlichen Feuer. Jetzt traf das Regiment Belgien-Infanterie, zwei Bataillone, ein und erhielt Befehl, ebenfalls über den Sankelmarker See zu stürmen, also wo die Stellung am stärksten war. Das Regiment ging mit großer Bravour in Divisionsmassen zu zwei Kompagnien vor. Auch hier gingen nur wenig Gewehre los, also schritt man bald zum Bajonettangriff. Die Dänen empfingen das Regiment mit einem Etagenfeuer, denn das Norduser des Sees ist wieder von einem Knick eingefaßt, den die Dänen mit Tirailleurs besetzt hatten, und von der Höhe herab schossen die geschlossenen Truppen auf die dichten Kolonnen der Österreicher. Dennoch nahmen diese den Knick und erstürmten die Höhe, nachdem sie eine große Zahl von Toten und Verwundeten auf der Eisdecke des Sankelmarker Sees hatten liegen lassen. Am Rande des Waldes, in der Nähe der Chaussee, wurde auch der Kommandeur von Belgien-Infanterie, Herzog Wilhelm von Württemberg, schwer verwundet.

Die Österreicher machten über 600 Mann zu Gefangenen und verloren 27 Offiziere und 625 Mann an Toten und Verwundeten, meist

durch Schußwunden. Die Dänen verloren höchstens 100 Mann tot und verwundet, fast nur durch Artilleriefeuer, Kolben und Bajonett.*)

Das Gefecht von Översee bietet viel Gelegenheit zu interessanter Betrachtung. Vier Eskadrons Husaren, von vier Geschützen begleitet, haben in einem Terrain und Wetter, welches die Kavallerie fast ausschließlich auf die Wege verweist, die Verfolgung von noch nicht geschlagener Infanterie durchgeführt und diese durch wiederholte Attacken zum Stehen gebracht. Ein glänzendes Zeugnis für ihre Bravour und ein Beweis, daß Kavallerie auch unter den ungünstigsten Verhältnissen noch etwas leisten kann, wenn sie nur kühn und entsprechend verwendet wird.

Der Entschluß von Gablenz, noch am Abend anzugreifen, war richtig.

Das Resultat der österreichischen Tapferkeit ist ein bedeutendes. Zehn dänische Bataillone, 5000 Mann, in sehr starker Stellung sind von ebenfalls 5000 Mann österreichischer Infanterie überwältigt, die den Stier bei den Hörnern angriff und nur mit Piken bewaffnet war, weil die Gewehre zum Teil nicht losgingen.

Der 7. Februar. Flensburg. Der Prinz Friedrich Karl hatte befohlen, daß die Verfolgung des Feindes früh um vier Uhr fortgesetzt werden solle. Sobald der Morgen graute, sattelte ich meine Mafra, nachdem sie Hafer und ich Kaffee erhalten, und begab mich zum Prinzen, mich abzumelden, denn ich mußte mich nun zum Feldmarschall zurückbegeben.

Der Prinz war in der übelsten Laune von der Welt. Er hatte früh die Nachricht von dem Siege der Österreicher erhalten, die nun zwei günstige Gefechte verzeichneten, während er nach der Kanonade von Missunde zurückgegangen war.

Noch mehr aber war der Prinz über die Befehle aufgebracht, die er von Wrangel erhielt. Als nämlich Gablenz am Abend nach dem Gefecht von Wrangel aufgefordert worden war, die Verfolgung des Feindes mit dem frühesten am 7. energisch fortzusetzen, hatte er melden lassen, seine Truppen seien durch die Biwaks seit dem 3. Februar in den kalten Winternächten und die Gefechte aufs äußerste erschöpft, so daß sie etwas Ruhe dringend bedürften.

Infolge dieser Antwort hatte Wrangel bestimmt, daß am 7. Februar die Garde-Division an Stelle der Österreicher die Verfolgung des

---

*) Der österreichische Verlust betrug 30 Offiziere und 403 Mann, der dänische 206 Mann tot und verwundet und 676 Gefangene.

Feindes über Flensburg und Bau übernehmen sollte, wogegen Prinz Friedrich Karl für den 7. nach Glücksburg dirigiert ward.

Um 7 Uhr früh ritt ich auf Flensburg. Es dauerte nicht lange, bis ich die Infanterie der Avantgarde einholte. Ein heftiger Schneefall, der noch anhielt, hatte das Glatteis von gestern überall da mit einer ansehnlichen weichen Decke überzogen, wo die Straße zwischen Knicks tief lag. Dennoch schleppte sich die Infanterie nur langsam und mühsam vorwärts. Ich sah viele Leute, die sehr lahm gingen. Auf meine Erkundigung, ob sie nicht genug Ruhe oder schlechte Nahrung gehabt, erhielt ich die Antwort, darüber sei nicht zu klagen, aber sie hätten gestern so nasse Füße bekommen und seien die Nacht über ohne Tornister gewesen, hätten also die Strümpfe oder Fußlappen nicht wechseln können. Das Ablegen des Gepäcks hat doch auch seine Schattenseiten. Auch Gablenz hatte für das Gefecht von Översee die Jäger und Belgien-Infanterie das Gepäck ablegen lassen. Die Jäger ließen keine Bewachung zurück, und als sie ihre Tornister wiederfanden, waren dieselben rein ausgeplündert.

Als ich an die Spitze des vordersten Infanterie-Bataillons gelangt war, bekam ich mit einem Male Gesellschaft. Es holten mich nämlich, der ich nur kurzen Trab ritt, im scharfen Galopp der Großherzog von Mecklenburg und der Prinz Albrecht (Vater) ein. Sie wollten auch wieder zum Marschall. Da wir keine Infanterie mehr vor uns hatten, so bat ich die hohen Herren, doch mit einiger Vorsicht zu reiten. Ich bildete mit fertig gemachtem Revolver einige 50 Schritt vor ihnen die Spitze, und sie folgten als die beiden Begleitungsleute. So bildeten wir eine recht vornehme Kavalleriepatrouille und erreichten die Windmühlen von Flensburg.

An der Stadt trafen wir verschiedene Eskadrons Kavallerie, gelbe Ulanen, Zieten-Husaren und westfälische Husaren. Von dem nahen Översee her waren unsere Truppen noch nicht da. Die Kavallerie besetzte Flensburg überraschend. In der Stadt, die mit ihrer einzigen Hauptstraße ein Defilee von fast einer halben Meile Länge bildete, ward noch viel Kriegsmaterial gefunden, und dänische Soldaten, die verschlafen aus den Häusern kamen und ihrer Armee nachfolgen wollten, zu Gefangenen gemacht. Am diesseitigen Ausgange von Flensburg hatte der Feind zwei Geschütze mit der Front gegen uns aufgestellt, aber verlassen. Der zuerst eintreffende Ulanenoffizier hatte sie in Besitz genommen und wollte sie die Höhe hinabrollen lassen. Damit sie nicht zu schnell rollten, band er Furagierleinen daran und wollte sie so aufhalten. Aber bei dem ersten Geschütz, das er selbst an der Leine hielt, glitten seine Beine auf der glatten Chaussee aus, die Kanone rollte mit

Vehemenz den Abhang herunter, und der Leutnant rutschte sitzend hinterdrein.

Die Ulanen eilten nach dem Hafen. Dort lagen noch viel Transportschiffe mit dänischem Kriegsmaterial. Sie wollten die Anker lichten, aber die Ulanen saßen ab und verhinderten die meisten daran. So fielen drei große und acht kleine Schiffe den Ulanen in die Hände.

Als mich viele Klugsprecher in Berlin gefragt hatten, warum denn soviel Kavallerie nach Schleswig gesandt werde, hatte ich geantwortet: „gegen die dänische Marine". Jetzt hat die Kavallerie in der Tat Schiffe genommen.

Die Ulanen trabten weiter gegen Apenrade. Ich hätte den Großherzog von Mecklenburg gern durch Flensburg begleitet, der sich den Ulanen anschloß. Aber ich mußte doch ins Hauptquartier zurück und die Überbringung meines Befehls melden. Demzufolge wollte ich auf der großen Chaussee nach Schleswig dem Marschall entgegenreiten. Es wehte ein eisiger Schneesturm, der die Entfaltung einer Karte sehr erschwerte. Als ich daher am Südende der Stadt in Zweifel war, welche von den Chausseen, die von dem dortigen großen Stern ausliefen, nach Schleswig führe, fragte ich am Wege stehende Einwohner, die mir Bescheid gaben. Ich schlug die Straße ein. Sie führte auf einen hohen Damm, wo der Schnee, vom Sturm gepeitscht, nicht liegen geblieben war, sondern nur die Glätte vermehrt hatte. Somit kam ich trotz Eisnägel nur langsam vorwärts. Ich mochte etwa eine halbe Meile zurückgelegt haben, da sah ich 1500 Schritt vor mir auf einem die Straße schneidenden Wege preußische Infanterie und Artillerie von links nach rechts marschieren. Ein mir begegnender Bauer belehrte mich, daß dies der Ochsenweg sei, auf dem eine Brigade der Garde-Division marschierte, ich aber ritt auf der Straße nach Husum, auf die mich jene Leute bei Flensburg gewiesen hatten, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß ich dem Feinde in die Hände fallen werde. Man soll eben in Feindesland, wenn man eine Karte hat, nie unterlassen, die Aussagen der Einwohner mit derselben zu vergleichen, denn selbst in dem befreundeten feindlichen Lande gibt es gegnerisch Gesinnte. Ich mußte also wieder umkehren und traf fünf Minuten nach dem Marschall in Flensburg ein, der mit der über diesen Ort dirigierten Brigade des Gardekorps marschiert war. Sobald die Einwohner die Massen unserer Infanterie sahen, wagten sie zu jubeln. Die Musikkorps der Infanterie-Bataillone lockten die ganze Bevölkerung auf die Straße. Bukette und Kränze wurden gebracht. Wrangel war der Gegenstand der enthusiastischsten Begrüßung. Der Lärm war sinnverwirrend.

In der Nähe des Rathauses fand ich meine Leute, die auf mich warteten und noch kein Quartier erhalten hatten. Ich ging ins Quartieramt, wo ich den Leutnant v. Roon fand, der auch noch Quartier suchte. Ich schlug ihm vor, uns zusammen ein gemeinschaftliches Quartier auszubitten. „Wenn Sie erlauben", sagte er, „dann profitiere ich und will mich revanchieren" und rief gebieterisch: „Quartier für Prinz zu Hohenlohe und einen Leutnant, vier Mann und sieben Pferde." Ich erhielt Quartierbillett „bei Herrn Calßen für Seine Hoheit den Prinzen zu Hohenlohe und seinen Adjutanten". Calßen war der Gerson von Flensburg, einer der reichsten Leute der Stadt, ein eifriger Preußenfreund, wie alle Kaufleute dieser Seestadt, weil er von dem Anschluß an Preußen mit Recht großen Vorteil für den Handel erwartete.

Ehe ich mich aber in das Quartier begab, ging ich zum Feldmarschall, mich zu melden. Er war sehr gut aufgelegt und empfing mich mit Zärtlichkeit, äußerte sich sehr zufrieden mit mir und sagte dann: „Siehste, mein Sohn, ich habe mit Seine Majestät, meinen König und Herrn, verabredet, daß ich Dir mit die Trophäen nach Berlin senden werde, sobald ich Schleswig erobert habe. Nu weiß ich nicht, was ich machen soll. Ich habe Schleswig genommen, aber der Däne ist ausgerissen. Ich schicke vier bronzene Kanonens nach Berlin. Willste die hinbringen. Ich stelle Dir anheim. Dann bleibste in Berlin und ich kriege meinen Rauch." Ich erwiderte, daß ich auf Grund einer Allerhöchsten Kabinetts-Ordre bei ihm sei und ihn auch nur auf Grund einer ebensolchen Ordre verlassen werde. „Is jut, mein Sohn, bleibste da. Richtig! Kabinetts-Ordre! Sollste haben, Kabinetts-Ordre."

Jetzt ging ich in mein Quartier. Es war für mich ein prächtig möblierter Salon, und ein ebensolches Schlafzimmer eingeräumt. Leutnant v. Roon sollte ein kleines Kämmerchen nach hinten heraus erhalten. Ich befahl, er solle mit mir in einer Stube schlafen, und Herr Calßen war gerührt, wie ich meinen Adjutanten behandelte. An Wein und allen Arten Lebensmitteln ward uns das Beste vorgesetzt, was es überhaupt auf der Welt gibt. Besonders hat man in Flensburg gute Rotweine. Was mir aber am allerfreundlichsten entgegenlächelte, war ein ganz vortreffliches, ganz reines Bett! Seitdem ich Bordesholm am 31. Januar verlassen, hatte ich diesen Luxusartikel nicht gesehen, und wir schrieben den 7. Februar! Auch konnte ich endlich einmal der Reinlichkeit pflegen, das war für mich ein großer Genuß. Wer nie im Winter sieben Nächte auf der Streu zugebracht, zum Teil in Ställen, bestenfalls in schmutzigen Stuben, wer sich dann nie acht Tage lang in der Unmög-

lichkeit befunden hat, sich ordentlich zu waschen, der weiß gar nicht, was es für ein Göttergenuß ist, sich waschen zu können. Ich schwelgte in dem Luxus eines guten Bettes und reinen Waschwassers.

---

3. Von Flensburg bis Hadersleben.

Der 8. Februar. Statt die Verfolgung fortsetzen zu lassen, hatte Wrangel für die Armee einen Ruhetag befohlen. Das war für die Österreicher der zweite Ruhetag. Wenn man auch zugeben kann, daß das Korps des Prinzen Friedrich Karl, das die Nacht vom 5. zum 6. im Freien, vom 6. zum 7. wenig geschlafen und am 7. marschiert hatte, der Ruhe bedurfte, so war kein Grund vorhanden, warum die Garde-Division nicht vorgehen und die verloren gegangene Fühlung mit dem Feinde aufsuchen sollte. So ließ man aber dem Feinde recht bequeme Zeit, sich zu sammeln und zu stärken.*)

Ich fand meine Pferde gesund, aber hatte doch die Erfahrung gemacht, daß ich bei zwei Leuten vier Pferde gebrauchte, denn bei ähnlichen Anstrengungen mußte ich für mich zwei Pferde haben. Ich beauftragte daher meinen Diener, sich danach umzusehen, ob ich ein Pferd kaufen könnte. Dann begab ich mich in den Vortrag. Dort war der Feldmarschall sehr gut aufgelegt. Eine Deputation der Einwohner von Flensburg kam und bat, man möge den Herzog Friedrich VIII. zum Beherrscher des Landes machen. Wrangel empfing die Deputation feierlichst, wir alle standen hinter ihm und bildeten ein imposantes buntes Gefolge. Die Deputation trat ein, und der Sprecher trug das Anliegen vor. Wrangel hörte ihn ruhig an, und als er geendet, sagte er bedächtig: „Kinder, ich will Euch was sagen. Wenn die Kugel ist aus den Lauf, — fliegt sie —, wohin?, weißt Du nicht" — feierlich und mit gehobenem Finger —, „Gott allein kann es wissen, und nun adje Kinder!" Tief ergriffen von diesen Worten, sehr befriedigt von seiner Leutseligkeit, ging die Deputation wieder ab.

Es kam Meldung, daß der preußische Kommandant des Brückenkopfes von Rendsburg, Oberst v. Winterfeld, in Streit mit dem sächsischen Kommandanten des anderen Teils der Festung geraten, und

*) Man war im Hauptquartier in Ungewißheit, ob die Hauptmasse der Dänen in die Flankenstellung bei Düppel oder nach Norden auf Kolding abgezogen sei. Hierüber erst Sicherheit zu erhalten, um keine verkehrte Richtung einzuschlagen, war der Hauptgrund, die Armee einen Tag ruhen zu lassen.

zwar wegen des im Bereich des letzteren gelegenen Munitionsmagazins, das dieser, weil es leer war, für preußische und österreichische Munition zur Benutzung gestattet hatte, wovon er aber den Schlüssel behalten wollte. Wrangel entschied: „Is janz jut. Soll seinen Schlüssel behalten. Dann jeht der Winterfeld hin, schlägt das Schloß ab, läßt ein anderes vorlegen und steckt den Schlüssel in seine Tasche, dann hat jeder einen Schlüssel hinten in die Rocktasche."

Nach dem Vortrage fuhr ich mit Schönfeld nach Frörup zu Gablenz und besah das Schlachtfeld von Översee.

Wir wurden von Gablenz sehr liebenswürdig empfangen, denn wir brachten Erfrischungen und Stärkungen für Verwundete und Gesunde mit, soviel im Wagen Platz hatten. Gablenz hatte selbst eine Miniékugel gerade vor den Magen erhalten. Als er mit der Hand nach der schmerzhaften Stelle fuhr, war sie ihm in die Hand gefallen. Er zeigte sie triumphierend. Dann war er überglücklich gemacht durch ein Schreiben seines Kaisers, das ihm für die Dauer des Feldzuges auch das jus gladii, die Berechtigung, Todesurteile zu bestätigen, verlieh. Auch durfte er für Tapferkeit den Offiziersrang bis zum Hauptmann einschließlich vergeben.

„Schaun's", sagte er scherzend, „ich kann jetzt alle meine Leit derschießen lassen, auch hier meinen lieben Freund, Feldmarschall-Leutnant Colloredo, der mein Adlatus ist, kann ich auch derschießen lassen. So ein Recht hat nur der Radetzky gehabt." Dann wurden manche Kuriosa aus dem Gefecht erzählt. Da war ein Schlachtenbummler, der Gablenz in Zivil begleitete, den das Pfeifen der Kugeln in manche recht komische Positur gebracht haben soll. Er selbst aber erzählte, wie er einem feindlichen Dragoner den Säbel aus der Hand gewunden, und zeigte den Säbel als Trophäe. „Es ist schon wahr," sagte ein Offizier von den Liechtenstein-Husaren, „ich hab's mit angesehen, aber der Dragoner war tot." Dann ward immer und immer wiederholt, gegen die ferntragenden Infanteriegewehre könne man nicht anders siegen, als indem man schnell mit dem Bajonett drauflosgehe.

Das Gefechtsfeld von Översee sah zwei Tage darauf recht abschreckend aus. Solch ein Feld macht einen viel unangenehmeren Eindruck zwei Tage später als während des Kampfes. Nur wer sehr starke Nerven hat, darf sich so etwas ansehen, wenn er selbst noch kämpfen soll. Wenn man es vermeiden kann, muß man solchen Anblick den Kombattanten vorenthalten. Leider ist dies nicht immer möglich. Ich mag hier nichts schildern. Wereschagin hat in seinen Bildern den Anblick so treu wiedergegeben, daß sie mich lebhaft an jenes Gefechtsfeld von Översee erinnerten, wenn auch hier nicht solche Grausamkeiten vor-

gefallen sind wie im Türkenkriege von 1877. Wir kehrten zur Essenszeit nach Flensburg zurück. Es wurde immer um sieben Uhr gegessen.

Mich lud heute der Kronprinz zum Essen ein. Er war in sehr bescheidener Form eingerichtet und konnte immer nur wenig Gäste einladen. Auch für diese wenigen Gäste führte er nicht die genügende Zahl von Eßbestecken mit, daß man Messer und Gabeln hätte wechseln können. Deshalb wurde man von dem servierenden Diener gebeten, sich nach jedem Gang Messer und Gabel selbst mit Brot zu reinigen. Diese Einfachheit war durchaus der kriegerischen Zeit angepaßt. Auch hatte der Kronprinz mit seinen Adjutanten zusammen nur zwölf Pferde mitgenommen, darunter nur zwei Wagenpferde. Bei Wrangel ging es allerdings noch einfacher zu. Es gab immer außer der Suppe nur zwei Gerichte, und diese waren schlecht gekocht und so wenig reichlich, daß nicht jeder etwas erhielt. Trotzdem war Wrangel sehr bereit, all und jeden einzuladen, ohne Rücksicht darauf, ob genügend Lebensmittel oder genügender Platz in seinem Zimmer war. Oft mußten seine jüngsten Ordonnanzoffiziere stehend hinter den Sitzenden und mit diesen von einem Teller essen.

Während meiner Abwesenheit in Översee hatten ernste Mißhelligkeiten mit den dänischen Behörden in Flensburg stattgefunden. Sie widerstrebten durch eine Art von passivem Widerstande, und indem sie die erhaltenen Befehle absichtlich mißverstanden. So war der Marschall gefragt worden, was für Fahnen ausgehängt werden dürften, und er hatte bestimmt, außer preußischen und österreichischen nur die schleswigsche. Sofort wurde, der Wohnung des Marschalls gerade gegenüber, eine ungeheure dänische Fahne aufgezogen und das protestierende Volk bedeutet, der Marschall habe es befohlen. Diesem gegenüber aber sagte man, er habe die schleswigsche erlaubt, die einzige in Schleswig gültige Fahne sei aber die dänische. Es entstand ein Volksauflauf, der aber auf gütliches Zureden zerstreut wurde. Aus Berlin ward telegraphiert, daß Zedlitz, der frühere Polizeipräsident von Berlin, nach Schleswig kommen werde, die eroberten Landesteile zu verwalten.

Ich beendete meinen Tag mit einem Bericht an den König.

Der 9. Februar. Nach dem Vortrage kaufte ich das von meinem Diener ausgesuchte Pferd. Es war ein kräftiger jütischer Frachtgaul, der sich willig reiten ließ und schweres Gepäck tragen konnte. In Berlin erhielt ich bei meiner Rückkehr noch ein paar Taler mehr dafür, als ich bezahlt hatte.

Unterdessen kam ein dänischer Deserteur an, ein Unteroffizier von den Dragonern, und brachte die Meldung, die Dänen hätten auch die

Schanzen von Düppel geräumt und seien damit beschäftigt, ihre Armee von Alsen nach Kopenhagen zurückzuführen. Ich schenkte diesem Gerücht keinen Glauben, wie ich noch denselben Abend an den König berichtete.

Die Garde-Division erhielt Befehl, noch heute gegen Düppel vorzurücken, um zu konstatieren, ob die Nachricht des Deserteurs unrichtig sei.

Der 10. Februar. Nübel und Satrup. Vor vier Uhr früh verließ ich Flensburg im Reisetrab. Leutnant v. Roon, Graf Nostitz und Graf Finckenstein hatten sich mir angeschlossen. Die Nacht war so dunkel und das Schneegestöber so dicht, daß wir nur mit Mühe die Bäume gegen den Horizont sich abheben sahen und so die Straße innehalten konnten, denn diese bildete mit den Feldern und Knicks eine einzige Schneefläche. Alle Augenblicke aber rumpelte einer von uns auf Chausseehaufen oder in den Graben und mußte wieder aufgerichtet werden. Bei einer solchen Gelegenheit bemerkte ich, daß wir nicht vier Reiter, sondern sieben waren. Zwei Offiziere von den Ulanen aus Trier, begleitet von einem Burschen, hatten sich zu ihrem Vergnügen Urlaub nach Hamburg genommen und ritten hier spazieren, gegen den Feind. Sie haben sich noch vierzehn Tage lang als blinde Kombattanten auf dem Kriegsschauplatz aufgehalten.

Eine Meile von Flensburg, unweit Norder-Schmedeby, teilt sich die Chaussee in drei Richtungen. Um sicher zu sein, daß wir nicht falsch ritten, wollten wir den Wegweiser konsultieren, und da mußte einer auf den Sattel steigen, den Schnee vom Arm des Wegweisers abwischen und mit der brennenden Zigarre die einzelnen Buchstaben beleuchten. So dunkel war die Nacht. Eine ganze Garde-Division sollte vor uns hermarschiert sein. Wir fanden keine Spur im Schnee. Und dennoch war diese Division wenige Stunden vorher hier marschiert. Das heftige Schneetreiben hatte jede Spur verweht.

In Gravenstein fanden wir Posten von der Garde. Diese Truppe war um vier Uhr eingerückt und ruhte. Eine leichte Färbung am Horizont zeigte, daß der Tagesanbruch nicht mehr fern. Wir konnten keine Auskunft erhalten, denn es schlief alles. Nur die Posten sagten aus, daß noch ein Bataillon nach Atzbüll vorgerückt sei. Also trabten wir nach Atzbüll. Der Doppelposten am Ostausgange von Atzbüll vom Regiment Augusta sagte uns aus, er sei der vorderste Infanterieposten am Feinde, und es sei nur eine Husarenpatrouille von drei Reitern noch vorn, die wohl bald zurückkehren werde. Vom Feinde habe man noch nichts gesehen.

Unterdessen war der Tag angebrochen, und wir konnten vor uns sehen und aus der Vorpostenlinie heraus nach dem Feinde zu reiten.

Bald hörten wir links von uns einige Schüsse in Nübel und sahen die drei Husaren vom Regiment Zieten-Husaren zurückkommen. Sie waren in Nübel auf einen ziemlich sorglosen Feind gestoßen, der nur den östlichen Teil des Dorfs einnahm, und hatten Feuer erhalten. Auf der geraden Straße gegen Düppel waren sie auf Dragoner in überlegener Zahl getroffen.

Wir ritten dort vor und sahen einige Dragoner, welche langsam zurückwichen. Nachdem ich auch Feuer aus Nübel erhalten, überlegte ich, wie ich wohl noch Genaueres erfahren könne. Da kam eine lange Kolonne vom Feinde her auf uns zu. Es waren leere Bauernwagen. Wir sahen, wie die dänischen Dragoner sie entließen. Dann kamen sie zu uns, 90 bis 100 an der Zahl. Wir examinierten sie unter Bedrohung mit dem Revolver, wenn sie uns etwas verschweigen würden. Aber die einzeln Vernommenen sagten alle ziemlich gleichmäßig aus. Sie waren aus Schwansen und Angeln gewaltsam in Schleswig zusammengeholt worden und hatten Kriegsmaterial auf dem Rückzuge nach Alsen geschafft. Dort hatten sie noch die Geschütze in die Schanze schleppen müssen und waren heute, da man sie nicht mehr brauchte, also auch nicht ernähren wollte, wieder entlassen worden. Sie sprachen sich sehr feindlich gegen die Dänen aus und begrüßten uns als Befreier. Erst seit vorgestern sind die Schanzen armiert und besetzt worden. Hätten wir am 7. Februar die Verfolgung energisch fortgesetzt, so wären wir, nach Ansicht der Bauern, an jenem Tage mit den Dänen zugleich, spätestens am 8. Februar in der ganz unvorbereiteten Schanzenlinie angekommen. Während wir die Bauern examinierten, machten unsere drei Husaren die Arrieregarde und hielten die langsam nachfolgenden feindlichen Dragoner in Respekt. Ich stellte die Aussagen zusammen und sandte Graf Nostitz mit der Meldung nach Flensburg zum Marschall. Der Hauptinhalt meiner Meldung war, daß der Feind die Schanzen vollkommen mit Geschütz armiert und mit etwa 10 000 Mann besetzt habe.

Die drei Husaren wurden jetzt zu den Ihrigen entlassen. Sie sahen mit der Kapuze über dem Kopfe und schneebedeckt recht verwogen aus. Während ich noch mit dem Patrouillenführer sprach, sagte mit einem Male einer der anderen: „Guten Morgen, Onkel!" Da erkannte Graf Finckenstein einen Neffen, der als Offizieraspirant bei dem Regiment stand, und den er vorher, weil er nur mit den Augen aus der Vermummung heraussah, gar nicht bemerkt hatte. Es war ein sehr komisches Zusammentreffen.

Gefecht bei Nübel. Ich ritt jetzt nach Atzbüll zurück, den Vorposten zu erzählen, daß der Feind vor ihnen stehe. Major v. Beeren, Komman-

deur des Bataillons Augusta, brannte vor Begier, den Gegner zu sehen, und er faßte den Entschluß, die Kompagnie, die auf Vorposten stand, stehen zu lassen und mit den anderen drei Kompagnien den Feind so lange zurückzutreiben, bis er auf überlegene Kräfte stoßen werde. Da Beeren niemand hatte, sein Beginnen zu melden, ritt ich nach Gravenstein, teilte es dem Brigadekommandeur, Grafen Goltz, mit und kehrte zu Beeren zurück. Goltz hatte zwar geantwortet, es sei „eigentlich“ nicht seine Absicht, „aber wenn Beeren will, meinetwegen.“ Letzterer sagte, dann werde er „uneigentlich“ vorgehen, und setzte seinen Vormarsch fort, den er eben begonnen. Eine Kompagnie ging links nach Rübel hinein, welchen Ort der Feind räumte, um sich in der Büffelkoppel zum regelrechten Widerstande zu formieren. Es entspann sich jetzt ein Tiraillieren, das damit endete, daß der Feind mehrere Bataillonsmassen an der Lisiere der Büffelkoppel entwickelte. Weiteres Bataillieren war nutzlos, ein Angriff konnte gegen überlegene Kräfte nicht gelingen, also ging Beeren zurück, nachdem er einige Gefangene gemacht und die Dänen einige Tote und Verwundete verloren hatten. Unser Verlust betrug einen Leichtverwundeten.

Beim Beginn des Gefechts kamen viele Zuschauer an, so der Prinz Albrecht (Vater), der Großherzog von Mecklenburg, beide mit vielem Gefolge.

Wir hielten alle, eine Gruppe von 20 bis 30 Reitern, an einem Chausseehause. Rechts von uns, an zwei Eichbäumen, stand eine Gruppe von drei Dänen, die sich mit nichts anderem beschäftigte, als nach uns zu schießen. Die Kugeln schlugen immer hoch über uns an den Giebel des Hauses an und fielen, platt gedrückt, herunter.

Wir wunderten uns über die Kraft, die die Geschosse hatten, denn wir schätzten die Entfernung auf 800 Schritt, und die Geschosse waren ganz platt geschlagen. Diese Kraft auf solcher Entfernung war für Minié-Gewehre, wie sie die Dänen hatten, sehr unerwartet. Später, als ich einmal wieder an dieselbe Stelle kam, habe ich die Entfernung der Bäume von dem Hause abgeschritten; sie betrug wenig über 200 Schritt. So kann man durch eine Schneefläche über die Entfernung getäuscht werden. Der Feind hat es wohl auch für viel weiter gehalten und deshalb immer viel zu hoch geschossen. Getroffen wurde niemand unter uns.

Gefecht bei Satrup. Als Major v. Beeren uns mitteilte, er wolle zurückgehen, begaben wir uns auf den Heimweg. Der Feind folgte nicht. Ich wollte nun nach Gravenstein, ein anderes Pferd besteigen und nach Flensburg reiten. Aber ehe wir nach Atzbüll kamen, sahen wir eine Kolonne von da gegen Satrup vorgehen. Es war das I. Bataillon

3. Garde-Regiments, von zwei Geschützen begleitet, welches über genannten Ort gegen Düppel rekognoszieren sollte. Generalleutnant v. der Mülbe und General Graf Goltz begleiteten die Expedition. Es war recht ein Beweis, wie wenig wir noch den Krieg kannten, daß zwei Generale dabei sein mußten, wenn ein Bataillon vorging.

Der Großherzog folgte dem Bataillon. Ich war zwar schon sehr müde, mein Pferd auch, aber ich ritt ebenfalls mit. Wir versuchten an die Spitze der Kolonne zu gelangen, was uns erst nach vieler Mühe glückte, denn der Weg war schmal zwischen Knicks, hohe Windwehen zogen sich quer darüber, in denen die Geschütze oft stecken blieben, so daß Infanterie ziehen helfen mußte, wodurch Stockungen entstanden, bei denen der Weg versperrt war. Als wir endlich vorn ankamen, sprengte ein Husar mit zwei losen Pferden und einem entsetzlich dummen Gesicht zu uns zurück. Seine Meldung war durch die Aufregung recht unverständlich. Nur das verstand man, daß Leutnant v. Arnim in Feindeshand sei. Jetzt setzten sich alle Berittenen in Galopp.

Dieser Leutnant v. Arnim war Bataillonsadjutant und hatte die drei Husaren, welche als Spitze nach Satrup vorausgeritten waren, begleitet. Dies war ein großer Fehler, der aus falsch angebrachtem Eifer entstand. Als er durch Satrup trabte, fiel aus einem Hause ein Schuß. Das Pferd Arnims erschrak und stürzte, da sich dicke Schneeballen unter den Hufen bildeten. Während ein Husar absaß, um Leutnant v. Arnim aufzuhelfen, erfolgte eine Attacke durch einen Zug dänischer Dragoner, vor welcher die beiden Husaren zurückwichen.

Daß ein Großherzog, ein Generalleutnant, ein Generalmajor, sämtliche Adjutanten und die mich begleitenden Offiziere wie auch ich losgaloppierten, um einem feindlichen Kavalleriezug einen Leutnant abzujagen, war auch ein bezeichnender Vorfall, wie er nur beim Beginn eines Feldzuges in einer Armee vorkommt, die lange keinen Krieg erlebt hat.

Wir jagten durch Satrup. Im Ort wurde einer von den beiden Dragonern gefangen, der aus dem Hause geschossen hatte, ebenso zwei Pferde. Jenseits von Satrup erhielten wir Infanteriefeuer. Unsere Infanterie ging vor und tiraillierte auch. Zwischen beiden Tirailleurlinien sahen wir ein amüsantes Duell. Leutnant v. Arnim kämpfte zu Fuß mit der Scheide seines Degens gegen einen abgesessenen dänischen Dragoner, der mit seinem schweren Pallasch auf ihn eindrang, denn Arnim hatte beim Sturz den Degen fallen lassen, der Revolver hatte ihm versagt, worauf er ihn dem Dänen ins Gesicht geworfen, der ihm zu Fuß über Knicks aufs Feld nachgeklettert war, wohin sich Arnim vor der Kavallerie geflüchtet. Es wurde ein guter Schütze unserer Infanterie

beordert, Arnim zu helfen; er erschoß mit dem ersten Schuß den Dänen, und Arnim kam gesund zu uns zurück.

Der Feind wich tiraillierend. Wir bildeten, mehr als zwanzig Reiter, in der Tirailleurlinie auf dem Wege, weil man nicht aufs Feld hinauskonnte, einen dichten Knäuel, in den der Feind hineinschoß. Doch wurde von uns niemand getroffen. Wohl aber fielen einige Infanteristen zwischen uns. Einer, der zwischen dem Großherzog und mir stand und sich, einen Knick vor sich benutzend, bückte, erhielt eine Kugel zwischen den Augen auf den oberen Teil der Nase. Er war aber nicht tot. Die Kugel ist oben am Gaumen später in den Mund gekommen. Der Mann ward ganz gesund. Ich besuchte ihn später im Lazarett.

Der Feind wich in dünnen Tirailleurlinien auf Nackebüll. In einem Gehöft an dem Wege bemerkte man dichtere Massen. Die beiden Geschütze wurden vorbeordert. Auf einer flachen Höhe östlich Satrup hatte man freie Umsicht, und die Geschütze sollten sie einnehmen, indem sie durch einen Torweg, der den Eingang durch den Knick schloß, vom Wege aus dahin gelangten. Es zeigte sich, welche Schwierigkeiten den kleinsten kriegerischen Operationen durch solches Winterwetter bereitet wird. Das erste Geschütz kam auf seinen Platz, das zweite aber blieb in der Windwehe stecken, weil es die Biegung zu scharf machte. Man schrie den jungen Leutnant Hoffmann v. Waldau von der Garde-Artillerie, der die Geschütze befehligte, an, er solle wenigstens mit einem Geschütz das Feuer schnell eröffnen, aber er erwiderte mit eiserner Ruhe, er werde keinen Schuß tun, ehe er nicht seinen ganzen Zug in Position gebracht. Sofort half eine ganze Kompagnie ziehen, und das Geschütz ward wieder flott. Dann kamen beide Geschütze in Position, und der junge Offizier setzte dem hastigen Befehl seiner Vorgesetzten, schnell zu feuern, wieder eine eiserne Ruhe entgegen, indem er erst sorgfältig laden ließ und dann zur Erprobung der Entfernung nach dem Gehöft feuerte. Bald kam eine dichte Masse Soldaten hinter dem Gehöft vor. Er schoß einige Schrapnells danach, wovon das zweite traf und die feindliche Masse auseinandersprengte, die darauf verschwand. Es lagen zwanzig Feinde auf dem Fleck, darunter ein Hauptmann.

Während des Aufmarsches und des Feuers wurden die Geschütze von den dänischen Tirailleurs lebhaft beschossen, die an einem nahen Knick lagen. Es steckten viel Geschosse in Protze und Lafette. Verluste hatten die Geschütze nicht. Ein Beweis, daß Artillerie das Tirailleurfeuer nicht zu meiden nötig hat, wie uns auf der Artillerieschule gelehrt war. Das kaltblütige Betragen des Offiziers ist sehr anzuerkennen. Die Batterie, Vierpfünder, Hauptmann Bychelberg, war nachträglich mobil gemacht und der Garde-Division nachgesandt. Sie war Tag und Nacht auf der

Eisenbahn gefahren und hatte die Division eben erreicht, als sie den Nachtmarsch machen und dann diesen Zug ins Gefecht senden mußte. Ich freute mich, sowohl zum ersten Male unsere neuen gezogenen Geschütze gegen den Feind in Tätigkeit zu sehen, als auch zugleich die Bekanntschaft eines so tüchtigen jungen Offiziers zu machen. Er hat sich auch später bewährt. Vor Paris verlor er als Hauptmann durch eine Granate einen Fuß und starb nach der Amputation.

Als der Feind sich zurückzog und auch noch ein anderes Gehöft von der Infanterie erstürmt war, sah man auf der Höhe von Rackebüll stärkere Massen. General v. der Mülbe war mit diesem Resultat zufrieden, befahl, die Verwundeten zurückzubringen, einen Offizier, acht Mann, und dann zurückzugehen.

Das Tirailleurgefecht hatte etwa anderthalb Stunden gedauert. Unsere Leute benahmen sich sehr ruhig dabei. Die Feuerdisziplin war sehr gut. Durchschnittlich hatten die Leute zwei bis drei Schuß verfeuert. Der Feind hatte etwa dreißig Mann Verlust durch das Feuer und ließ ebensoviel Gefangene in unseren Händen. Ein Beweis von der Überlegenheit unseres Gewehrs und unserer Feuerdisziplin. Vergleicht man auch diese Zahlenresultate des kleinen Gefechts mit denen der Österreicher, so ergibt sich die große Überlegenheit unserer Fechtweise und Waffe über die der Österreicher.

Ich ritt jetzt mit dem Großherzog von Mecklenburg nach Gravenstein zurück. Auf einem Pferde, das schon elf Stunden ohne Futter unterwegs war, konnte ich nicht noch bis Flensburg reiten. Mit Mühe trieb ich einen Reiter auf, der unsere Pferde nach Flensburg führte, und erlangte einen Vorspannwagen, der mich nach Flensburg brachte. Roon fuhr mit mir. Graf Finckenstein wurde vom Großherzoge in seinem Wagen mitgenommen.

Sobald ich nach einer entsetzlichen Fahrt im Dunkeln auf einem Bretterwagen ohne Federn über den gefrorenen, vier Meilen langen Weg Flensburg erreicht hatte, meldete ich dem Feldmarschall mündlich, was ich gesehen. Er sagte mir: „Na, siehste mein Sohn, ist das nicht prächtig? Nu mußte mir doch sehr dankbar sein, daß ich Dir dahin geschickt habe!"

Sodann schrieb ich den Bericht an den König, der noch zu der abends elf Uhr abgehenden Feldpost fertig ward, so daß er folgenden Tages in den Händen Seiner Majestät war.

Meine Schimmelstute kam gegen Mitternacht nach Flensburg. Sie hat sich nicht wieder vollständig von den beiden Tagen des 6. Februar und 10. Februar erholt.

Der 11. Februar. Für den heutigen Tag war angeordnet worden, daß die Garde-Division durch den Prinzen Friedrich Karl im Sundewitt vor den Düppeler Schanzen abgelöst werden und dann nach Norden über Apenrade hinaus vorgehen sollte.

Frühzeitig wurden Reitpferde nach Gravenstein vorausgeschickt, Wagen und Schlitten wurden angespannt, und um zehn Uhr setzte sich das Hauptquartier in Bewegung, um zunächst nach Gravenstein zu fahren.

General v. Falckenstein hatte die vier Schimmel seines Bagagewagens vor einen prächtigen Schlitten gespannt, den ein Flensburger Kaufherr ihm bereitwillig zur Verfügung gestellt hatte. Mir bot er einen Platz in diesem Schlitten an. Hinter uns saßen Falckenstein (Sohn) und Graf Eulenburg auf. So fuhren wir im prächtigsten Gefährt der Welt eben und gleichmäßig durch den tiefen Schnee, der des Nachts gefallen war, hinter dem Marschall drein.

In der Nähe von Rinkenis angekommen, hörten wir Kanonendonner und wußten nicht, was das zu bedeuten habe. Als wir aber durch Ober-Rinkenis fuhren, kamen Offiziere gelaufen, die dort einquartiert waren, und riefen uns zu, wir möchten um Gotteswillen nicht weiterfahren, wir würden unfehlbar umkommen, „Rolf Krake" sei angekommen und beherrsche die Straße.

Es ist merkwürdig, wie panikartig ein noch unbekannter Feind selbst auf sonst starke Gemüter wirken kann. Weil noch niemand ein gepanzertes Kanonenboot gesehen hatte, glaubte alles, solch ein Untier vernichte gleich die ganze Welt im zweimeiligen Umkreise. Wir fuhren weiter, ohne uns aufzuhalten. Jenseits Unter-Rinkenis flog noch ein Geschoß über die Straße und fiel in den Schnee, ohne Schaden zu tun. Nachher hörten wir noch in der Ferne rechts Geschützfeuer.

Dies hatte folgende Bewandnis. Die Dänen hatten den Panzerdampfer „Rolf Krake"*) nach der Flensburger Föhrde gesandt. Als dies Kanonenboot die Meerenge zwischen Hollnis und Iller passierte, kam gerade Premierleutnant Mente mit seinen Zwölfpfündern anmarschiert, die er in Hollnis in Position bringen, d. h. ihnen eine Batterie bauen sollte. Die Rohre waren auf anderen Wagen verladen als die Lafetten. Er ließ schnell zwei dieser Geschütze zusammenstellen und placierte sie auf oberflächlich hingelegte Bohlen. Unterdessen war das Boot in der Gegend von Rinkenis und Ekensund spazieren gefahren und hatte aufs Geratewohl ins Land hineingefeuert. Als aber Mente von Hollnis aus

*) Es war nicht „Rolf Krake", sondern der Panzerschooner „Absalon", den die Dänen gesandt hatten, um den Batteriebau bei Hollnis zu stören.

einen Schuß feuerte, fürchtete das Kanonenboot, in ein wohl vorbereitetes System von Strandbatterien geraten zu sein, und suchte das Weite. Hierbei mußte es nahe an Hollnis vorbei und wechselte mehrere Schüsse mit den Geschützen von Mente. Es schoß immer zu hoch. Mente will mit mehreren Schüssen getroffen haben. Nach den Zeitungen hat aber der Panzer nur eine Granate erhalten, die ihn nicht durchschlug.

Unterdessen fuhren wir nach Gravenstein und bestiegen dort unsere Pferde. Die Generalität der Garde-Division erwartete den Marschall daselbst und schloß sich ihm an. Er setzte sich in Galopp auf Atzbüll zu. Uns war allen heldenmütig und tatendurstig zu Mute. Nach einem Galopp von 200 Schritten fiel er in Schritt und ritt so gegen das heftige Schneetreiben bis Atzbüll. Am Ostausgange stand ein Doppelposten. Er fragte, ob dies die äußersten Vorposten seien, und auf die Bejahung hielt er noch kurze Zeit im Schneegestöber und wandte sein Pferd. Dann ritt er nach Gravenstein, stieg ab, setzte sich in den Schlitten und fuhr nach Flensburg.

Abends sieben Uhr aß ich bei Prinz Albrecht.

Der 12. Februar. Nach dem Vortrage, bei welchem die weiteren Märsche angeordnet wurden, begab ich mich zu einer Beerdigungsfeier. Es wurden 58 Leichen bestattet, Österreicher, Preußen und Dänen. Sie kamen alle, eingesargt, in ein Grab, wo sie in Frieden beieinander liegen. Ein deutscher Prediger hielt eine deutsche, ein dänischer eine dänische Rede. Soviel man von letzterer verstehen konnte, war sie ganz objektiv gehalten. Es war recht feierlich.

Von da ging ich ins Lazarett, die Verwundeten zu besuchen. Da lagen auch Österreicher, Preußen und Dänen beisammen. Unter den Preußen waren einige, die im Gefecht von Missunde in die Hände der Dänen gefallen waren. Sie äußerten sich sehr zufrieden mit der ihnen von den Dänen zuteil gewordenen Behandlung. Es waren Westfalen von der 13. Division, ein Beweis, daß die „Ardeur", wie Prinz Friedrich Karl gesagt hatte, der Westfalen mindestens ebensogroß gewesen war wie die „seiner Brandenburger".

Daß in unserem Lazarett die feindlichen Verwundeten ebenso gepflegt wurden wie die eigenen, brauche ich eigentlich nicht zu erwähnen.

Um drei Uhr war ich ins österreichische Hauptquartier eingeladen, wo ich einer im Freien bei entsetzlichem Schneegestöber abgehaltenen militärischen Feier beiwohnen mußte. Gablenz machte nämlich Gebrauch von dem ihm verliehenen Rechte, für die Gefallenen Offiziere zu ernennen, und verteilte beim 9. Jäger-Bataillon Orden. Er ernannte zwei Kadetten, Offizieraspiranten, und einen gemeinen Korporal zu

Offizieren. Das Bataillon hatte sich bei Oeversee besonders tapfer gehalten und 200 Mann*) verloren. Deshalb wurde es besonders ausgezeichnet. Es stand in einem offenen Karree, und die vierte Seite ward von Gablenz mit seinem Stabe und den geladenen Zuschauern gebildet.

Gablenz hielt vier Ansprachen. Die erste gedachte der Gnade des Kaisers und der Tapferkeit des Bataillons und schloß mit einem Hoch auf den Kaiser, das von der österreichischen Nationalhymne begleitet ward. Die zweite gedachte des preußischen Königs und derjenigen preußischen Prinzen, die die Gefahren des Feldzuges teilten, wie des Feldmarschalls, schloß mit einem Hoch auf dieselben, und dieses ward von der preußischen Hymne begleitet. Eine dritte Ansprache gedachte der Wohltäter in der Heimat, die Geld und Naturalien für die Verwundeten und Kämpfenden gesendet. Die vierte Ansprache aber handelte von den Witwen und Waisen der Gebliebenen, und Gablenz bestimmte seine einjährige Pension als Ritter des Theresien-Ordens für diese seine Adoptivkinder, wie er sie nannte, für welche er sofort auch, um dauernd für sie zu sorgen, bei den Umstehenden sammelte. Daraus entstand die „Gablenz-Stiftung", der in Österreich ungeheure Summen zuflossen, und durch die er sich einen großen Namen machte. Bei mir wurde mit Sammeln angefangen, was mich eine empfindliche Geldsumme kostete.

Dann marschierte das Bataillon mit dem Radetzkymarsch an Gablenz vorbei, und ich mußte mich neben ihn stellen.

Heute kamen Quartiermacher der Garde-Husaren an. Sie sahen recht glänzend aus in ihren neuen Uniformen. Das Schneegestöber wird sie bald vom Glanz befreien. Auch sonst müssen sie sich an den Krieg gewöhnen. Ein Rittmeister beschwerte sich, daß das Magazin ihm kein Heu liefere. Er dachte, er sei im tiefen Frieden! Auch die Stallungen waren ihm nicht vorschriftsmäßig.

Die Bahn von Schleswig nach Flensburg ist zwar fahrbar gemacht, und der Kronprinz benutzte sie, um nach Schleswig zu fahren, Schanzen und Lazarette zu sehen. Aber als er zurückkehren wollte, hatte das Schneegestöber so zugenommen, daß der Zug stecken blieb. Der Kronprinz erreichte mit vieler Mühe nachts zehn Uhr eine Bauernhütte in Eggebek, in der er kampierte.

Der 13. Februar. Früh fing der Tag recht ärgerlich an, und so folgten sich für mich auch lauter verfehlte Dinge. Ich wollte nach Schleswig, die Schanzen sehen und meinen verwundeten Vetter Wilhelm von Württemberg besuchen. Da mein Diener verschlafen hatte,

*) 9 Offiziere, 160 Mann.

mußte ich ohne Kaffee auf den Bahnhof. Dort wollte man uns keine Billetts geben, wir müßten sie uns auf dem Rathause holen. Nach einigem Hin- und Herreden, klärte sich das Mißverständnis des schwerfälligen Holsten auf. Er glaubte, wir wollten umsonst fahren als Militärs im Dienst. Als er erfuhr, daß wir bezahlen wollten, meinte er, er könne uns wohl Billetts verkaufen, aber die Züge gingen noch nicht, weil die Bahn verschneit sei. Der Kerl hätte uns, wenn wir im Dienst hätten fahren wollen, ruhig nach dem Rathause laufen lassen und wiederkommen, ehe er uns die letzte Mitteilung gemacht hätte. Wir, Schönfeld und ich, gingen sehr ärgerlich zurück und ließen unsere Pferde satteln, um den Garde-Husaren entgegenzureiten, welche aus Potsdam der Garde-Division als Divisionskavallerie nachgesandt wurden. Wir schlugen die Schleswiger Straße ein, während die Husaren von Missunde kamen, und verfehlten sie. Wohldurchnäßt, denn es regnete und taute, kamen wir nach Flensburg zurück, als die Husaren eben in die Quartiere rückten.

Im Vortrage kam die Meldung, daß die Märsche nicht überall hatten ausgeführt werden können. Sturm und Schneegestöber hatten an vielen Stellen unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt.

Zur Verwaltung der besetzten Landesteile war der Präsident v. Zedlitz eingetroffen. Seine Beziehungen zum Feldmarschall waren hochkomisch. Zedlitz kannte ihn von seiner Stellung als Polizeipräsident her und wußte mit ihm umzugehen. Wrangel gab ihm im Vortrage oft Befehle, die nicht ausführbar waren oder mit den Befehlen des Königs oder den Instruktionen des Ministers im grellsten Widerspruch standen. Wenn Zedlitz eine Vorstellung machte, dann antwortete Wrangel gewöhnlich: „Herr Präsident v. Zedlitz. Ich bin der Feldmarschall und habe das Land mit das Schwert in der Hand erobert und habe zu befehlen. Und Du hast zu gehorchen, und wenn Du nicht gehorchst, dann lasse ich Dir erschießen." Dann sagte Zedlitz lächelnd: „Zu Befehl", und tat doch, was er wollte. Im Notfalle telegraphierte er auch wohl nach Berlin, und Wrangel erhielt von dort Gegenbefehl und sagte dann: „Janz jut!"

Sehr erregt war aber Wrangel durch die Ankunft eines Diplomaten, der ihm von Berlin aus nachgesandt wurde, weil die Einsprüche, die England gegen unsere kriegerische Aktion erhob, es wünschenswert erscheinen ließen, einen Diplomaten im Hauptquartier zu haben. Auch mochte man wohl glauben, daß die Dänen vielleicht mit Waffenstillstandsanträgen an den Marschall kommen würden, die zum Frieden führen könnten. Dieser Diplomat, der die unangenehme Aufgabe hatte, den Widerwillen Wrangels auszuhalten, war der Konsul v. Wagener,

früherer Ministerresident in Mexico, ein ältlicher Herr mit grauen Haaren. In seiner Begleitung war ein junger Attaché, ein Herr v. Holstein. Beide Herren wurden sehr übel vom Alten empfangen. „Diplomaten brauche ich nicht, die schreiben mit die Feder, und ich schreibe mit das Schwert. Beides zusammen kannste nich."

Auch die Verhältnisse mit dem Deutschen Bunde schienen sich zuspitzen zu wollen. Die Sachsen hinter unserem Rücken schienen fast Händel anfangen zu wollen. Sie stellten an den Marschall die Anforderung, er solle ihnen den Brückenkopf von Rendsburg einräumen. Sie brauchten ihn, um Rendsburg in gehörigen Verteidigungszustand zu versetzen. Wrangel antwortete, er habe den Brückenkopf mit dem Schwerte in der Hand genommen und habe deshalb die Verpflichtung, ihn selber in Verteidigungszustand zu versetzen. Die Befehle seien gegeben, daß derselbe möglichst formidabel nach allen Seiten hin werde, auch gegen die Sachsen. In der Tat geschah gar nichts!

Im allgemeinen war jetzt durch Witterung und diplomatische Einsprache der Krieg so tatenlos, daß wir daran denken mußten, uns die Zeit zu vertreiben. Wir spielten abends L'Hombre.

Den 14. Februar ritt ich nach Hollnis, die Küste zu rekognoszieren. Roon und Aremberg begleiteten mich. Ich fand die Batterie von Mente als Strandbatterie sehr vorteilhaft angelegt, nachdem ich die ganze Küste von Bockholm über Drei nach Hollnis rekognosziert hatte. Leutnant Mente gefiel mir sehr gut. Er hat sich auch später noch ausgezeichnet.

In Glücksburg sah ich den Stab der Kavallerie-Division Graf Münster, der sich natürlich entsetzlich langweilte. Prinz von Hessen half ihm dabei. Auf dem Rückweg wehte uns ein sehr starker Sturm ins Gesicht.

Nach Tische gingen wir ins Theater, um auch einmal Kunst zu genießen, denn alle Anzeichen sprachen dafür, daß wir wohl nächstens einmal marschieren würden. Das Stück konnte man unmöglich zu Ende sehen. Es wurde schlecht gespielt, aber nicht so schlecht, daß man sich über die Schlechtigkeit des Spiels hätte amüsieren können.

Der 15. Februar. Der Großherzog von Mecklenburg verließ uns und reiste nach Hause. Ich konnte es ihm nicht verdenken, daß er sich langweilte, denn es geschah nichts. Ich sah ihn ungern scheiden, denn er war sehr liebenswürdig.

Es kamen von verschiedenen Truppenteilen Briefe an den Feldmarschall, er möge auf Offiziere fahnden, die sich unbefugterweise auf

dem Kriegsschauplatze herumtrieben. Die beiden Offiziere von den Ulanen aus Trier, die mich am 10. Februar begleitet hatten, gehörten auch dazu. Wrangel antwortete, es sei nicht seine Sache, ihnen die Offiziere in Ordnung zu halten. Sie könnten das selbst besorgen.

Der 16. Februar. Der Marsch, welcher mit so großem Geheimnis ausgeführt ward, ging nach Apenrade, vier Meilen weit. Ein Grund zur Veränderung des Quartiers war eigentlich gar nicht vorhanden. Nur war das Hauptquartier in Apenrade einem etwaigen Bombardement durch feindliche Schiffe eher ausgesetzt als in Flensburg, besonders seit die Geschütze von Hollnis aus die Flensburger Föhrde sperrten.

Es herrschte Schmutz vor, halb Tauwetter, halb Frost. Ein scharfer Nordnordwest trieb uns das Schlackenwetter ins Gesicht, und die kalte Feuchtigkeit drang durch Mantel, Düffelrock, Kapuze bis auf die Haut. Dazu kam, daß der Feldmarschall die unausstehlichste Art von der Welt, zu marschieren, hatte. Er war schon sehr schwach zu Pferde — früher war er ein berühmter Reiter — das Kreuz schmerzte ihn, deshalb hielt er die rechte Hand auf dem Rücken.

Seine Pferde gingen meist den schlechten Paß, halb Schritt, halb Trab. Da konnte man weder Schritt noch Trab reiten, sondern blieb immer etwas zurück und mußte wieder nachtrippeln. So kam die ganze Gesellschaft auseinander und jagte wieder auf und bedeckte in regellosen Haufen die Straße. Das Hauptquartier bestand nämlich aus nicht weniger als 350 Pferden, wovon die Stabs-Schwadron von 150 Pferden allein, und zwar ganz hinten, in guter Ordnung marschierte. Der Chef, Rittmeister v. Pfuhl, sah mit Ingrimm auf das Getreibe vor sich und hielt, im Gegensatz dazu, auf strenge Marschordnung in seiner Eskadron. Dann und wann, aber sehr selten, setzte sich der Alte in Galopp. Da jagte alles hinterdrein, je nachdem man es bemerkte. Aber ehe noch die letzten sich auch in Galopp gesetzt hatten, war der Alte schon wieder mit einem Seufzer in den Schritt gefallen. Nun jagte alles in der Karriere auf, und bei dem plötzlichen Parieren beschmutzte man sich gegenseitig, dann wurde geschrien und gezankt. Die Pferde wurden immer unruhiger. Wir lebten gerade in der Zeit, in der die meisten Erfindungen von allen Arten Waffen gemacht waren. Ein jeder hatte natürlich eine besondere Sorte von Revolver in dem Pistolenhalfter. Wenn nun bei solcher Parade aus dem Galöppchen das ganze Hauptquartier aufprellte, dann entluden sich durch die heftige Bewegung die unpraktisch konstruierten Revolver, und man hörte alle Augenblicke einen Schuß in der Marschkolonne. Da ist einer durch den eigenen Revolver am Fuß verwundet, und ein Pferd blutet an der Schulter

von dem Revolverschuß des Nachbarn. Diese Mordwaffen haben den Dänen nichts getan, wohl aber den Eigentümern.

Wrangel liebte es, sich mit Landleuten zu unterhalten und glaubte, dadurch etwas erfahren zu können. Er hatte aber nicht die Geduld, so lange mit den Leuten zu reden, bis diese vertraut wurden. Meist endigte solche Konversation, die er einschmeichelnd begonnen hatte, bald mit einer kolossalen Grobheit seinerseits. So redete er auch eine Frau an, die ihn nicht gleich verstand, worauf er sie eine Nachteule hieß und weiter-ritt. Bei jedem Marsch mußte auf halbem Wege ein großer Halt gemacht werden, auch wenn der Marsch klein war. Dann mußte alles absitzen und frühstücken. Weder das Wetter, welches, während man absaß, den Sattel mit Schnee und Regen bedachte, noch der Schmutz auf den Feldern luden zum Absitzen ein. Wir mußten aber, wir mochten wollen oder nicht. Es war ein sehr unangenehmes Frühstück.

In Apenrade erhielt ich ein Quartierbillett, und zwar lautend auf den Bürgermeister Lunn, Dänen von Abstammung und Gesinnung. Ich merkte das beim Betreten des Hauses. Der Hauswirt war ausgegangen. Eine kleine Schreiberseele — der Herr Bürgermeister war nebenbei Justizrat — sagte mir kurz und patzig, der Herr sei fort, Quartier für uns und die Pferde gebe es hier nicht; mit mir war Leutnant v. Wrangel dort einquartiert, und wir hatten zusammen acht Pferde. Ich sagte dem Jüngling, das sei ganz schön, zog die Uhr und erklärte, ich werde fünf Minuten warten, und wenn ich binnen dieser Zeit kein Quartier angewiesen erhalten hätte, würde ich mich selbst einquartieren. Damit gab ich dem naseweisen Bengel mein Billett, steckte mir eine Zigarre an, und der Bengel verschwand. Nach Verlauf von fünf Minuten ließ ich eine Wagenremise von unseren vier Leuten aufbrechen, die darin befindlichen Sachen herauswerfen und die Pferde etablieren. Dann bat ich eine erschreckt herzulaufende Frau recht höflich um Stroh. Es sei keins da. Ich sah aber Vorräte und ließ nehmen. Als die Pferde logiert waren, wollte ich eben das Haus revidieren, um mir ein Zimmer zu wählen; da erschien der Herr Bürgermeister aus dem Hause. Ich erklärte ihm, daß ich ihn eben so ungern sähe wie er mich, aber daß er mich nehmen müsse, weil ich auf sein Haus angewiesen sei. Wenn er mir daher keine Wohnung anwiese, so würde ich mich mit Gewalt einquartieren, wie ich eben die Pferde einquartiert hätte. Er war nun höflich und glatt wie ein Aal, wies mir eine Mansarde an und sandte mir, als ich höflich um Frühstück bat, vortrefflichen Portwein und kalte Küche. Einige Wochen später wurde dieser Bürgermeister zur Haft gebracht, weil er militärische Nachrichten über uns nach Kopenhagen beförderte. Erschossen wurde er nicht. Dazu waren wir damals noch zu

zahm. Meine Mansarde war nicht zu heizen, und ich mußte mich mit derjenigen Temperatur begnügen, die Gott werden ließ.

Nach dem Essen beim Marschall erbettelte ich mir im Bureau ein Plätzchen, um schreiben zu können, denn in meiner Mansarde war es zu kalt dazu. Dann wärmte ich mich für die Nacht durch ein Glas guten Eiergrogs in einem schlechten Gasthofe. In Schleswig hat man nämlich sehr viel Übung, gegen die Kälte anzukämpfen, und versteht auch in schlechten Gasthöfen guten Eiergrog zu machen.

Der 17. Februar. In der Nacht trat wieder starker Frost ein. In meiner Mansarde konnte ich es vor Kälte nicht aushalten, sobald ich aufgestanden war. Schreiben konnte ich dort nicht. Ich ging also ins Bureau. Dort war ich zur Bureaustunde allen im Wege, und Platz war für mich nicht. Ich bummelte also, denn weitermarschiert wurde nicht, und reiten wollte ich auch nicht, weil der Boden gar zu hart gefroren war, in den Straßen von Aabenraa, wie die Dänen Apenrade nennen, umher, bis hinaus zu einer Strandbatterie, in die man zum Schutze des Hauptquartiers gegen Kriegsschiffe glatte leichte Feld-Zwölfpfünder gestellt hatte. Das kam mir so vor, als ob man mit Schnepfenschrot nach einem Rothirsch schießen wollte. Unterwegs traf ich mit dem Kronprinzen zusammen, der ebenso beschäftigt war wie ich. Es kamen viel Truppen durch Apenrade marschiert, besonders von der Garde-Division, welche die Richtung nach Norden einschlugen.

Ich hatte vor dem Kriege den Kronprinzen noch wenig kennen gelernt. Bei seiner Zurückhaltung hatte ich da höchstens einige Höflichkeitsworte oder Scherze von ihm gehört. Wenn ich schon am 2. Februar bei der ersten Unterredung, die ich mit ihm hatte, über sein ruhiges und gediegenes Urteil sowie später über seine Festigkeit gegenüber dem Marschall erfreut war, so war ich heute noch mehr überrascht durch die Art und Weise, wie er aus sich herausging. Zunächst unterhielt er sich mit den Leuten über ihre persönlichen und häuslichen Bedürfnisse und konnte so herzlich und zutunlich mit ihnen reden, daß ihnen die Augen leuchteten vor lauter Freude. Dann besah er die Truppe genau, aber von einem ganz anderen Standpunkte aus als von dem der Parade. Daß alle Leute die Hosen in den Stiefeln, zuweilen in den Strümpfen trugen und sich die Stiefelschäfte oben mit einem Riemen fest zuschnallten, damit sie keine nassen Füße bekamen, interessierte ihn sehr. Er folgerte daraus, daß dem Infanteristen Stiefel bis ans Knie oder Gamaschen nötig seien. Man sah viel wollene Schals von verschiedenen Farben zum Schutz des Halses; daß Kapuzen noch besser seien, sagten die Leute. Aber es waren deren noch nicht in genügender Anzahl

angekommen. Der Drillichrock über dem Waffenrock zum Schutz gegen Schnee genügte auch gegen die Kälte, und der Soldat trug den Mantel lieber gewickelt, als daß er ihn angezogen hätte, um wenigstens im Quartier nachts einen trockenen warmen Mantel zu haben, und bestätigte so den Ausspruch jenes Unteroffiziers: „Was nutzt mich der Mantel, wenn er nicht gerollt ist!" Was den Kronprinzen aber am meisten amüsierte, war, daß alle Infanterie-Bataillone in zwei Gliedern marschierten, um, wie sie sagten, wenn es zum Gefecht käme, nicht zu viel Zeit mit der Formation der Schützenzüge zu verlieren, und daß er auf seine Frage, ob sie die dreigliedrige Formation niemals benutzten, die Antwort erhielt: „nur zur Verteilung der Quartierbilletts". — „Im Frieden", meinte er lachend, „braucht man sie auch zum Parademarsch." Um alle diese Einzelheiten kümmerte er sich deshalb genau, weil, wie er sagte, man im Kriege dem Soldaten ablauern müsse, wie er sich selber helfe, damit man dann das Praktische und den Bedürfnissen Entsprechende zur Vorschrift mache.

Im Vortrage wurden die weiteren Befehle über die Operationen gegeben. Moltke hatte dem alten Wrangel vom Könige die Erlaubnis gebracht, sich weiter nach Norden auszudehnen und ganz Schleswig zu besetzen. Damit war aber der bestimmteste Befehl verbunden, die Grenze nach Jütland nicht zu überschreiten, weil England erklärt hatte, es werde eine Besetzung Jütlands nicht dulden, wogegen es sich in eine Besetzung der deutschen Herzogtümer Schleswig und Holstein durch Deutsche nicht einmischen wollte. Diese Beschränkung der kriegerischen Handlung durch die Einmischung der Diplomatie war nun dem alten Wrangel ein Greuel. Er konnte sich nie auf den Standpunkt erheben, daß der Krieg doch nur der Ausdruck, gewissermaßen das Instrument der diplomatischen Verhandlungen sei. Er wollte den Krieg um des Krieges willen, und die Einmischung von seiten der diplomatischen Verhandlungen war ihm zuwider.

Als nun Falckenstein ihm im Vortrage vorstellte, daß in den nächsten Tagen die Grenze Jütlands von unseren Truppen erreicht werden könnte und es nötig werde, um dem Befehle des Königs nachzukommen, den Truppen mitzuteilen, wie die Grenze in spitzen Winkeln in das schleswigsche Land eingreife, verbot er trotzdem jede Mitteilung an die Truppen, und es wurden die Befehle gegeben, wonach die Avantgarde bis Vonsild, eine Meile südlich von Kolding, das zu Jütland gehört, vorrücken sollte.*)

*) Wrangel hatte gefürchtet, durch einen ausdrücklichen Befehl, die Grenze nicht zu überschreiten, niederdrückend auf den Geist der Truppen zu wirken, und in seinem Bericht am 14. Februar gebeten, nach Jütland einrücken zu dürfen. Auf diesen Bericht war noch keine Antwort eingegangen.

Der nördliche Teil des Kriegsschauplatzes 1864.

Vemmelund
Törning
Horsens
Hornumkjaer
Veile
Jerlev
Vorbasse
Velling
Viuf
Bredstrup
Alminde
Fredericia
Egholt
Höirup
Taulov
Eltang
Kolding
Dreiens-Hse.
Middelfart
Kolding Aa
Stenderup
Fänö
Stenderup Hage
Vonsild
Bjert
N. Vamdrup
Binderup
Grenze
Alte Grenze
Vejstrup
Der
Neue (Landes) Grenze
Brandsö
Christiansfeld
Bagö
Woyens
Aarösund
Aarö
Assens
Hadersleben
Kleine
Sandwig
Osterlügum
Barsö
Belt
Apenrade

1 : 550 000.

0 5 10 20 30 40 50 km.

Ich beschloß meinen Tag, indem ich beim Kronprinzen dinierte und abends im Hauptquartier des Prinzen Albrecht L'Hombre spielte, denn in meiner Behausung konnte ich es nur im Bett aushalten.

Der 18. Februar. Wir marschierten nach Hadersleben ab. Ich mußte mein neugekauftes Pferd in Apenrade zurücklassen, weil es lahm war. Der Marsch war recht ungemütlich. Ein eisiger Nordsturm bei zehn Grad Kälte blies uns die Backen blau. Obgleich wir nur zweieinhalb Meilen zu reiten hatten, wurde doch wieder eine längere Ruhe auf dem Felde gemacht, dabei mußte Graf Kalnein allen Wein einschenken. Dem unglücklichen jungen Herrn froren die Finger bei diesem Geschäft so, daß er die Flasche nicht mehr halten konnte. Alles war froh, als das Frühstücken aufhörte und wir endlich weiterritten. Die Kälte bewirkte ein Gutes. Wrangel ritt fortwährend Trab, um sich zu wärmen. So kamen wir bald nach Hadersleben. Dies Städtchen ist in der Mehrzahl deutsch. Es ward ein festlicher Empfang in Szene gesetzt, mit Fahnen, Blumen und was dazu gehört, so daß wir die grimmige Kälte noch eine Weile genießen konnten, ehe wir unsere Quartiere aufsuchten.

Ich kam zu einem „Senator Tissenius", und meine Stube lag dicht hinter einem Heringsladen, in dem auch Rum, Zucker und Kaffee verkauft ward. Der Wirt war zwar Stockdäne, fügte sich aber in die Notwendigkeit und nahm mich gut auf. Nachdem ich eine Weile resultatlos darüber nachgedacht hatte, ob die stolzen Sénateurs de l'Empire qui est la paix in Paris auch Kleinhandel mit Zucker, Kaffee, Tabak und Heringen trieben, begab ich mich zum Essen ins Hauptquartier und fand den Feldmarschall in der übelsten Stimmung von der Welt. Er schimpfte in allen Tonarten auf die Diplomaten, die uns lahmlegten.

Abends war ein Ball auf der deutschen Ressource, wo die österreichische Musik spielte, denn es waren österreichische Truppen in Hadersleben eingerückt, und Gablenz wollte die Einwohner freundlich gestimmt machen. Ich ging hin, um mir den Zauber anzusehen. Da war ich nicht wenig erstaunt, zu sehen, daß Herr v. Chappuis, der Vortänzer auf den Hofbällen, auch hier vortanzte und den ganzen Ball leitete. Ich hatte ihn seit dem letzten Ball in Berlin nur einmal gesehen, als er in Flensburg am 7. Februar einmarschierte. Die Damen waren mit wenigen Ausnahmen unschön und tanzten, ohne Ausnahme, sehr schlecht; das macht Mangel an Übung, denn zweifarbiges Tuch soll hier selten zu sehen sein. In Betrachtung der Haderslebener Deutschen vertieft, überlegte ich eben, ob ich, um auch einmal auf dem 55. Grad nördlicher Breite an der nördlichsten Grenze der deutschen Zunge herumgesprungen zu

sein, eine ungeschickte Dame in Gefahr bringen sollte, über meine langen Sporen und schweren Wasserstiefel zu stolpern und auf den sandbestreuten Boden hinzufallen, als mich General v. Falckenstein herausrief und mir mitteilte, unsere Truppen hätten heute mittag die Grenze Jütlands überschritten.

Die Avantgarde war nämlich nach Vonsild marschiert, und die Spitze war endlich auf den Feind gestoßen. Die Garde-Husaren — zwei Eskadrons unter Somnitz — hatten das verbarrikadierte, aber unbesetzte Kolding besetzt, dahinter feindliche Kavallerie sofort attackiert, die dänischen Dragoner geworfen und weit nach Jütland gejagt. Einige tote und verwundete Dänen waren in ihre Hände gefallen, ebenso fünf gesunde Pferde. Die kleine Aktion war elegant, zwölf Tage nach dem Abmarsch aus Potsdam. Somnitz hatte den Feind verfolgt, bis derselbe von Infanterie aufgenommen ward, und die Avantgarde hatte, um ihn zu stützen, den wichtigen und dominierenden Punkt Kolding schnell durch Infanterie besetzt. Somit war der bestimmte Befehl, die Grenze zu respektieren, verletzt, denn Kolding gehört schon zu Jütland. Aber den Truppen war kein Vorwurf zu machen, denn sie kannten das Verbot nicht, die Grenze zu überschreiten. Auch sahen die schneebedeckten Felder in Jütland ebenso weiß aus wie in Schleswig, und eine Grenze war nicht zu sehen gewesen. Immerhin war man im großen Hauptquartier in Besorgnis, wie in Berlin die Nichtbefolgung des Befehls, die Grenze nicht zu überschreiten, aufgenommen werden würde. Der einzige, welcher schuld daran trug, war Wrangel, denn er hatte auf das bestimmteste verboten, den Truppen diesen Befehl mitzuteilen und sie auf die Grenzen Jütlands aufmerksam zu machen.

Dem Könige erwuchsen aus der Besetzung von Kolding erhebliche Verlegenheiten, denn Preußen hatte sich England gegenüber verpflichtet, Jütland nicht mit Krieg zu bedrohen. Den Dänen war dieser Fall sehr gelegen. Sie hofften jetzt auf eine baldige Hilfe von England und wurden in ihrem passiven Widerstand immer zäher, indem sie die Rolle der Friedlichen, von den Deutschen Angefallenen, mit Übermacht Erdrückten spielten.

Es ließ sich übrigens noch ein Ausweg finden. Kolding mit der Koldingau bilden die natürliche Grenze von Schleswig und Jütland und waren auch die alte Zollgrenze. Die politische Grenze ist hier und da um weniges südlicher vorgeschoben, ohne natürliche Scheidungslinie. Die natürliche Grenze ist daher die Koldingau, also auch die militärische, wie man in diplomatischer Sprache sagt, die „strategische", wenn man so reden will, daß sich nicht jeder etwas darunter denken kann. Preußen

konnte nun sagen, es habe nur die „strategische Grenze“ von Schleswig und Jütland in Besitz genommen, damit der Feind von dort aus seine Stellung in Schleswig nicht gefährde. Ich schrieb schnell in diesem Sinne an den König, und es ist denn auch gelungen, Albion auf diese Weise zu beschwichtigen.

Es kamen Meldungen aus dem Sundewitt. Der Prinz Friedrich Karl hatte die Dänen überraschend rekognosziert, ihnen starke Verluste beigebracht, einen Offizier, sechzig Mann Gefangene abgenommen und selbst nur zwei Tote und zehn Verwundete verloren. „Rolf Krake“ war vor Ekensund erschienen, von unseren Strandbatterien aus schweren Geschützen aufs höflichste begrüßt worden, hatte das aber zu grob gefunden und das Weite gesucht.

Der 19. Februar. Ich erhielt Befehl, um einhalb zehn Uhr mit gesatteltem Pferde bei Wrangel zu sein. Oberst v. Graberg ward gleichzeitig bestellt. Wir erschienen, der Marschall empfing uns feierlich und gab uns Befehl, am Aarösund den Platz für eine Batterie auszusuchen, mit der man die dänischen Kriegsschiffe beschießen könnte. Wenn wir den Platz bestimmt hätten, dann wollte er, Wrangel, mit dem Kronprinzen dorthin fahren.

Im Jahre 1848 hatte sich nämlich ein dänisches Kanonenboot in den Aarösund unvorsichtigerweise hineingewagt und war, von einer Batterie getroffen, gesunken.

Am Aarösund, der Meerenge, die die Insel Aarö von dem Festlande trennt, fanden wir einen Fährmann und einen Giastpiver, die uns baten, wir möchten bald Frieden machen, denn seit dem 8. Februar hätten sie keine Beschäftigung und keinen Verdienst, weil die dänischen Schiffe seitdem, wenn sie von Alsen nach Fredericia fuhren, den Lille Belt, um die Insel Aarö herum, wählten. Mit diesem Bescheide kehrten wir zum Feldmarschall zurück, welcher „schade!“ sagte.

Der 20. Februar. Stenderup. Früh wachte ich mit dem entsetzlichen Gefühl auf, daß gar nichts los sei. Ein langweiliger Tag lag vor mir. Unsere Tätigkeit war gelähmt, weiter nach Jütland marschieren konnten wir nicht, und die Dänen griffen uns sicher nicht an. So dachte ich, Kaffee schlürfend, hinter dem Heringsladen des Herrn Tissenius an die widerwärtige Bureaustunde, die die Krone meiner Tätigkeit bilden werde. Aber ich hatte nicht daran gedacht, daß der Krieg jeden Augenblick eine Abwechslung bringen könne. So war es heute. Um einhalb

acht Uhr erhielt ich einen schriftlichen Befehl von Wrangel, um neun Uhr zu Pferde vor seiner Wohnung zu sein, und zwar wieder mit Oberst Graberg zusammen. Wir meldeten uns um dreiviertel neun Uhr beim Marschall und erhielten den Befehl, eine Batterie bei Stenderup, östlich von Kolding, aufzustellen, um durch Geschützfeuer die Kommunikation des Feindes von Alsen nach Fredericia zu unterbrechen, die derselbe über den Kleinen Belt hatte. Diese Artillerieaufstellung hatte einen besseren Sinn als die bei Aarö, denn in der Nähe von Stenderup ist der Kleine Belt nur eine Viertelmeile breit, und man kann bis Fünen hinüberschießen. Will der Feind dies Feuer vermeiden, so muß er den Umweg über den Großen Belt wählen. Beide Aufträge, von gestern und von heute, aber zeigten, wie wenig wir noch Krieg zu führen verstanden, denn um einen Platz für eine einzige Batterie auszusuchen, hielt man für nötig, einen Obersten, den Artilleriekommandeur der ganzen Armee, zu senden und ihm einen Oberstleutnant beizugeben.

Wir erhielten eine offene Ordre, die uns ermächtigte, diejenigen Truppen mitzunehmen, die wir brauchten, und ritten zunächst nach Christiansfeld, ins Hauptquartier des Generals v. der Mülbe. Wir fanden nur den Generalstabsoffizier, Major v. Alvensleben, und verlangten eine Sechspfünder-Batterie, eine Kompagnie und etwas Kavallerie zum Melden. Während uns Alvensleben die Ordre für die Truppen schreiben ließ, erzählte er uns, daß er die Attacke des Majors v. Somnitz mitgeritten habe. Er ritt seinen berühmten Cock-tail, auf dem er im vorigen Jahr die Armee-Steeplechase gewonnen hatte. Der brave Gaul glaubte, es sei wieder Wettrennen, und wollte niemand vorlassen. So jagte er durch die Dänen durch auf der Straße, bis er vorn war. Alvensleben hatte so erfrorene Finger, denn es war sehr kalt, daß er das Pferd nicht halten konnte. Es gelang ihm nur, das Pferd den linken Rand des Weges entlang zu leiten, so daß er mit der rechten Hand alle Säbelhiebe, die die Dänen über den linken Arm, also kraftlos nach ihm führten, während er an ihnen vorbeiritt, leicht parieren konnte. Ein dänischer Offizier ritt immer hinter ihm und rief „gefangen, gefangen". Als endlich Cock-tail durch den Schwarm der Dänen durchgedrungen war und sich Sieger glaubte in dem Wettlauf, ward er weniger stürmisch, und es gelang dem Reiter, ihn in einen Seitenweg links hineinzuwerfen, der die Straße kreuzte. Was von den dänischen Dragonern unterdessen nicht in die Hände unserer Husaren gefallen war, das befand sich jetzt im vollsten Durchgehen. Es gelang keinem einzigen Dragoner, sein schwerfälliges Pferd ebenfalls links zu wenden und Alvensleben zu folgen, sondern es jagte alles die gerade Straße weiter. Es war hohe Zeit gewesen, denn wenige hundert Schritt weiter erreichte

der Reiterschwarm die dänische Infanterie, die den Major in Empfang genommen haben würde. Ein Husarenunteroffizier, Namens Stumpf, war beim Major geblieben und von den Dänen übel zugerichtet worden, aber er war wenigstens nicht gefährlich verwundet. Er entkam auch mit Alvensleben.

Wir ritten weiter, über Vejstrup, Binderup, Bjert, holten in Aitrup die gezogene Garde-Batterie Bychelberg, nahmen Infanterie mit und marschierten nach Stenderup. Das beste Fahrwasser zwischen Alsen und Fredericia geht dicht am Strande bei Stenderup vorbei, zwischen dem Festlande und einer kleinen Insel, Fänö, die im Kleinen Belt liegt. Weit ist es nicht bis zu dieser Insel hinüber. Der Meeresarm ist mit unseren Geschützen leicht zu überschießen. Wir stellten dort drei Geschütze auf. Aber zwischen der Insel Fänö und Fünen kann man, wenn auch nicht so bequem, auch herumfahren, so daß diese drei Geschütze nicht den ganzen Kleinen Belt sperrten. Ich setzte es gegen den Einspruch von Graberg durch, daß die anderen drei Geschütze auf einen weiter südlich von mir ausgesuchten Punkt, Stenderup Hage genannt, placiert wurden, wo man die Küste von Fünen auf einer Entfernung von etwa einer Viertelmeile sah, also den ganzen Kleinen Belt überschießen konnte. Es war starkes Schneegestöber und fing schon an zu dunkeln. Wir sahen undeutlich Menschen auf Fänö und Fünen und stellten deshalb die Geschütze erst im Dunkelwerden auf, um uns nicht zu verraten. Ein Segelboot kam und kreuzte, offenbar, um zu sehen, was wir da machten. Ich verbot zu schießen, denn auf der Fuchsjagd schießt man nicht auf Hasen, und ich wollte uns nicht verraten. Das Boot verschwand wieder, wo es hergekommen, wir brachten Bedienung und Bedeckung in den nächsten Gehöften bei den Geschützen unter und begaben uns in das Dorf Stenderup, wo wir bei einem Bauern Quartier fanden.

Ich hatte mich auf Strohlager und Kälte, dürftige Nahrung und schlechten Schnaps gefaßt gemacht. Aber der Bauer hatte vier große, wohlmontierte Salons zur Aufnahme für Fremde. Seine Frau machte die Honneurs wie eine Salondame der ersten Gesellschaft, war auch sehr gebildet, sprach außer ihrer dänischen Muttersprache fertig Deutsch und Englisch. Sie ließ uns ein treffliches Mittagessen bereiten, und der Bauer brachte einen vortrefflichen Bordeaux aus seinem Keller. Die Sorgfalt, mit der er ihn in warmem Wasser in die richtige Temperatur brachte, bewies, daß er Übung hatte, guten Bordeaux zu trinken. Mir imponierte dieser Beweis von Wohlhabenheit der dortigen Bauern.

Noch angenehmer ward ich durch das Bett überrascht, das mich aufnahm. Es hatte Sprungfedermatratze und feine, reine Wäsche. Da wir mit Tagesgrauen den anderen Morgen wieder bei den Geschützen sein

wollten, um uns gegen die feindliche Seefahrt auf den Anstand zu stellen, so begaben wir uns bald nach genossener Mahlzeit, um neun Uhr, zur Ruhe. Eben begann Morpheus seine Arme um mich zu schließen, als lärmend und polternd, nach Quartier und Unterkommen verlangend, eine lange, dünne Leutnantsgestalt ins Zimmer tanzte. Es war wieder Chappuis, der Vortänzer der Hofbälle in Berlin und der Kriegsbälle in Hadersleben. Ich schimpfte, bis er still war. Sechs Jahre später sollte ich ihn wiedersehen, aber in kritischer Situation, wie er mit zwei Kompagnien bei Sedan einen gewaltigen Massenangriff der Franzosen abwies und durch seinen Humor und sein kaltes Blut den Mannschaften eine Zuversicht beibrachte, die zum glänzenden Erfolg führte.

Der 21. Februar. Frühmorgens waren wir vor Tagesanbruch bei den Geschützen am Strande. Als die Sonne aufgegangen war, zeigte uns ein herrlicher, wolkenloser Wintermorgen die wunderschöne Gegend, die uns das Schneegestöber gestern verhüllt hatte. Über dem grünen Meer sahen wir alle die großen und kleinen, bewohnten, teils flachen, teils hohen, zum Teil bewaldeten Inseln: Fänö, Fünen, Brandsö usw. Das Meer ging hoch, aufgeregt durch den scharfen Ostwind, der die Luft geklärt hatte. Drüben auf Fänö sah man wieder Menschen. Bei dem klaren Wetter erkannten wir blitzende Bajonette, und die Menschen standen zu zweien hier und dort und suchten sich hinter Sträuchern zu decken. Daraus folgerten wir, daß sie uns entdeckt hatten. Sie mußten auch unsere Kanonen erkannt haben, denn uns schien die helle Morgensonne ins Gesicht, also waren wir noch deutlicher zu sehen als der Feind.

Wir hatten also keinen Grund mehr, unsere Anwesenheit zu verstecken, und konnten uns ungestört in der Stellung einrichten. Das erste war, die Entfernung zu messen. Dies tut man am besten durch Schießen. Ein Geschütz ward nach dem nächsten Infanterieposten gerichtet und mit 1900 Schritt Entfernung abgefeuert. Erst blieb der Kerl stehen wie eine Mauer. Als er aber die Granate über sich fortsausen hörte, riß er aus, als ob der Teufel hinter ihm wäre. Ich konnte es ihm nicht verdenken. Die Granate ging zu weit. Ein zweiter Schuß mit 1700 Schritt Entfernung traf den Fleck, auf dem der Mann gestanden hatte. Die ganze Insel ward lebendig von fortlaufender Infanterie. Nachdem wir so die Breite der Meerenge hier gemessen hatten, begaben wir uns zu den anderen drei Geschützen, die Gesamtbreite des Belts von Stenderup Hage nach Fünen zu messen. Ehe wir dort aber gefeuert hatten, kam das Segelboot von gestern abend wieder an. Wir ließen es anlaufen, hielten eine halbe Schiffslänge vor und gaben einen Schuß ab.

Die Wirkung machte auf den Beobachter einen recht komischen Eindruck. Die Mannschaft des Boots lehnte, mit großer Seelenruhe uns betrachtend, am Bord und hielt auf der großen Entfernung eine Wirkung des Schusses für unmöglich. Plötzlich setzte die Granate auf dem Wasser zwanzig Schritt vom Schiff auf, platzte, und die Sprengstücke flogen in das Schiff. Augenblicklich duckten sich alle Insassen, einige Segel zeigten Löcher, und auf den zweiten Schuß wurde das Schiff gewendet und flog mit vollen Segeln dahin, wo es hergekommen. Es wurden noch ein paar Schuß hinterdrein gegeben, aber die Mannschaft übereilte sich im Zielen und schoß immer hinten weg. Den plötzlichen Schreck der Schiffsmannschaft bin ich umsomehr berechtigt, für komisch zu erklären, als niemand verletzt worden ist.

Diese wenigen Schüsse hatten doch eine nicht zu unterschätzende Wichtigkeit für unsere Artillerie. Zunächst hatten wir gesehen, daß die Explosionsvorrichtung der Granaten auch beim Aufschlag auf eine Wasserfläche gut funktioniert, dann aber machte ich die Erfahrung, wie unendlich schwer es ist, ein bewegliches Ziel mit Kanonen zu treffen, und sobald ich nach einiger Zeit die Schießübungen zu leiten hatte, setzte ich alles daran, den Batterien Übung im Schießen nach einem sich bewegenden Ziele zu verschaffen. Erst nachdem hierin ein System gebracht war, konnte man von Erfolgen sprechen, und die vernichtende Wirkung meiner Granaten bei St. Privat gegen Kavallerie und Infanterie ist erst die Folge dieser Übungen gewesen.

Zwei Tage später ist vor den drei Geschützen bei Stenderup Hage, welche den ganzen Belt sperrten, eine feindliche Korvette erschienen, um den Kampf zu versuchen. Der erste Schuß der Korvette zerschmetterte einem Musketier des 4. Garde-Regiments den Arm, aber nach wenigen Schüssen der Batterie machte das Kriegsschiff, daß es fortkam.

Nachdem wir noch mit einigen Schüssen die Gesamtbreite des Kleinen Belts auf 2450 Schritt bei Stenderup Hage gemessen und der Batterie anempfohlen hatten, baldigst für Erddeckungen für die Geschütze, Bedienungs- und Bedeckungsmannschaften zu sorgen, weil wohl bald Kriegsschiffe kommen würden, ritten wir nach Hadersleben zurück.

Dieser Ritt war mit landschaftlichem Genuß verbunden. Die Skamlingsbank bei Vejstrup erhebt sich 350 Fuß über die Umgegend und gewährt eine Aussicht und Rundsicht in dem sonst flachen Lande, die selbst im Winter sehr schön ist und im Sommer bezaubernd sein muß. Später wurde die Kälte recht empfindlich. Um einhalb vier Uhr meldeten wir uns beim Marschall.

Nach dem Diner fertigte ich meinen Bericht an den König ab, und dann besuchte mich Morpheus uneingeladen sogar hinter dem abschen-

lichen Heringsladen, denn die zweitägigen Ritte in der sibirischen Kälte hatten mich entsetzlich müde gemacht.

Der 22. Februar. Nach einem langen, erquickenden Schlafe begab ich mich in der Bureaustunde zum Marschall und ward dort durch die Nachricht auf das unangenehmste berührt, daß er gestern abend noch ganz im geheimen mit dem Kronprinzen nach Gravenstein zum Prinzen Friedrich Karl gefahren war. Ich glaubte natürlich, es werde ein Sturm auf die Schanzen von Düppel versucht, und war in Verzweiflung, daß ich nicht dabei sein konnte. Zwar war unser ganzes Hauptquartier in Hadersleben zurückgeblieben, auch konnte ich berechnen, daß ich zu spät kommen werde, denn ich hatte über acht Meilen bis zu den Schanzen. Dennoch ließ ich mir ein Pferd satteln und ritt hin. Um zwölf Uhr kam ich in Apenrade an, wo ich mein Pferd etwas ruhen ließ und nach meinem zurückgelassenen kranken Gaul sah. Ich erfuhr, daß man seit einhalb acht Uhr früh bis vor einer Stunde heftig schießen gehört hatte. Bald kam auch der Marschall mit dem Kronprinzen gefahren. Man hatte eine größere Rekognoszierung gemacht, die eigenen Vorposten vorgeschoben und die feindlichen überrumpelt und gefangen genommen, 25 Mann. Man war von drei Seiten gegen die feindlichen Vorposten vorgegangen, während man in der Front ein zaghaftes Tirailleurgefecht engagiert hatte. Das Schneegestöber hatte den Anmarsch verdeckt, und so hatte man auch die Replis gefangen und alle Vorposten aufgerollt. Außer den Gefangenen verlor der Feind 200 Mann an Toten und Verwundeten. Unser Verlust betrug 4 Offiziere, 33 Mann an Verwundeten. Man war bis auf wenige hundert Schritt an die Schanzen gekommen, die ein Kartätschfeuer eröffneten, ohne bei dem Schneegestöber sehen und zielen zu können. Aber das Schneegestöber hinderte unsere Offiziere auch daran, die Schanzen ordentlich sehen zu können.

Der Prinz Friedrich Karl hatte den Marschall von dieser Unternehmung benachrichtigt, jedoch sollte sie geheim gehalten werden. Bei Schneegestöber und Glatteis kehrte ich zurück und dinierte um fünf Uhr beim Prinzen Albrecht.

Die Posten hatten seit einigen Tagen weiße Schafpelze zum Schutz gegen die grimmige Kälte erhalten. Sie sahen sehr komisch damit aus. Ein großer schneeweißer Kerl, ein Helm drauf, ein Gewehr in der Hand, das ist alles, was man sieht. Dabei grinst so ein armer Kerl über das ganze Gesicht, denn er freut sich, daß er einmal nicht friert.

Von dem Gefecht wurden viele Züge von Bravour und zugleich Gutmütigkeit unserer Leute mitgebracht, wie ein Ulan ein dänisches Pferd anbringt, und auf die Frage, wo der Däne sei, grinsend sagt: „Ick

häw en runnerpikt!", wie ein anderer einen Dänen verfolgt und dabei stürzt, worauf der Däne „kehrt" macht, ihm aufhilft, den Bügel zum Aufsitzen hält, die Lanze bringt und sich dann gefangen meldet, wie ein Füsilier vom 64. Regiment einen Feind in den Kopf schießt, ihn dann holt und triumphierend ruft: „det is mein Däne!", und, da es sich herausstellt, der Mann könne wiederhergestellt werden, durchaus ihn pflegen will, auf die Vorstellung aber, er müsse doch weiterkämpfen, von „seinem Dänen" unter den zärtlichsten Umarmungen Abschied nimmt, und dergleichen mehr. Dänische gefangene Offiziere sagten von unseren Tirailleurs, sie schössen so gut, daß sie jeden einzelnen Kerl hätten küssen mögen. Aber die Dänen meinten, unsere Hauptüberlegenheit bestehe in dem Hinterlader, weil sich unsere Leute nicht beim Laden dem Feinde zu zeigen brauchten wie die ihrigen beim Vorderlader. „Die Preußen geben ihrem Gewehr bloß eine Backpfeife, und dann ist es geladen", sagten sie.

Der 23. Februar. Beim Vortrage erging sich der Marschall in Schmeicheleien gegen den Kronprinzen über dessen Haltung im Gefecht vom vergangenen Tage. Der Kronprinz machte dazu zuerst nur ein recht gelangweiltes Gesicht, denn die Schmeichelei war ihm überhaupt zuwider. Als der Feldmarschall aber trotz abwehrender Handbewegungen des Kronprinzen gar nicht aufhören wollte, seinen Heldenmut zu preisen und zu bewundern, sagte der Kronprinz endlich: „Lassen Sie das, Herr Feldmarschall, es ist mir unangenehm."

Der 24. Februar. Dieser Tag war der langweiligste im ganzen Feldzuge. Es passierte überhaupt gar nichts. Nach Norden durften unsere Truppen nicht weiter vorgehen, und der Feind verhielt sich ruhig. Im Sundewitt vor den Schanzen von Düppel blieb der Feind in seiner Stellung, und der Winter verhinderte den Angreifer, die nötigen Erdarbeiten zum Angriff zu unternehmen. Daß man, wenn auch mit mehr Opfer an Zeit, auch im Winter Angriffsarbeiten machen kann, haben wir vor Paris sieben Jahre später gezeigt. Aber der Krieg war uns 1864 noch neu, nachdem in einem fast fünfzigjährigen Frieden, mit Ausnahme des kleinen dänischen Feldzuges von 1848 und der Kämpfe gegen regellose Aufständische in den Jahren 1848 und 1849, fast alle Offiziere gestorben waren, die einen Krieg erlebt hatten. Überdem hatte Prinz Friedrich Karl, wie sein Chef des Generalstabes, Oberst v. Blumenthal, eine fast unüberwindliche Abneigung gegen den Belagerungskrieg. Prinz Friedrich Karl behauptete, bei den langweiligen Erdarbeiten sei kein Ruhm zu holen. Oberst v. Blumenthal äußerte, Festungen könne er nicht leiden. Er habe 1849 kennen gelernt, daß dabei nichts zu machen

sei. Damals war er als junger Hauptmann Chef des Stabes beim General v. Bonin vor Fredericia gewesen, als dieser die schleswigschen Truppen gegen die Dänen führte, und hatte die Festung vergeblich belagert, bis die Dänen durch einen Ausfall einen glänzenden Sieg davontrugen. So behauptete Blumenthal, ihm seien Festungen seitdem zuwider. In der Tat aber war der Grund der, daß der Prinz und sein Stabschef sich um das Artillerie- und Geniewesen nie gekümmert hatten. Infolgedessen kam man im Hauptquartier zu Gravenstein zu dem Entschluß, die ganze Belagerung von Düppel zu vermeiden, wenn es irgend gehe, und stellte den Grundsatz auf, immer recht weit von den Schanzen abzubleiben, um den Feind zu verleiten, seine Vorposten vorzuschieben, diese dann zu überfallen und so den Feind durch fortwährende Verluste aufzureiben. Beim Marschall ward aber zugleich der Wunsch maßgebend, ganz Jütland zu besetzen, um Dänemark auch dies Land zu entziehen, so daß es zuletzt, nur auf die wenigen Inseln beschränkt, keine Hilfsmittel an Geld und Menschen mehr habe, um den Krieg fortzusetzen. Unser König war aber mit einer so zaghaften Kriegführung nicht zufrieden. Er drang auf eine energische Belagerung der Düppeler Schanzen. Man stellte ihm vor, der Frost verhindere die Straucharbeit, denn die Reiser seien zu brüchig, um zu den notwendigen Faschinen und Schanzkörben verarbeitet zu werden. So schlief die Kriegführung ein und ward langweilig.

Ich machte nach dem Vortrage eine Fußpromenade mit Oberst v. Podbielski und hatte wieder Gelegenheit, die Zahmheit unserer Truppen zu bewundern. Ein Batteriechef klagte über die schlechten Quartiere seiner Soldaten. Ich war über diese Klage erstaunt, denn Hadersleben war nicht sehr stark belegt. Aber Hauptmann H. meinte, viele Bauern wollten den Kanonieren nicht erlauben, in die warme Stube zu gehen, und wiesen ihnen kalte Ställe zum Aufenthalte an, wo sie in Gefahr seien, zu erfrieren. Ich verwunderte mich, warum denn der Herr Hauptmann dem Bauern erlaube, in seiner warmen Stube zu bleiben, und seinen Kanonieren nicht befehle, mit Gewalt das zu ergreifen, was ihnen zustehe. „Ja, das sollte man eigentlich tun," sagte er, „ich habe mir schon überlegt, ob ich mich nicht bei dem Quartier machenden Leutnant beschweren solle." Da wurde ich heftig und sagte ihm, er habe die Pflicht, selbst für die Gesundheit seiner Leute zu sorgen, und Beschwerden würden ihm nichts helfen. Ich war in diesem Augenblick der Ansicht, dieser Hauptmann könne zu gar nichts fähig sein. Ich hatte mich geirrt. Er hat sich später sehr ausgezeichnet und ist noch ein sehr tüchtiger Regimentskommandeur geworden. Seine Zaghaftigkeit war lediglich das Resultat der Friedensgewohnheit, die jedes selb-

ständige Auftreten tötet und lehrt, auf Befehle zu warten und danach zu fragen. Es war ein großes Glück für die preußische Armee, daß sie erst in diesem Experimentalfeldzuge gegen einen nicht ebenbürtigen Feind ungestraft allen Friedensrost abschleifen und Erfahrungen sammeln konnte, ehe sie zu kritischen Kämpfen gegen mächtige Gegner berufen ward.

Der 25. Februar. Heute wurde der Alte tapfer! Er fuhr bis Vonsild, wohin er Reitpferde voraussandte, und ritt von da nach Kolding, die Besatzung dieses Punktes zu besichtigen. Ich ritt von Hadersleben aus und verschmähte den Wagen, denn es kam schon darauf an, den Reitpferden die für ihre Gesundheit nötige Bewegung zu verschaffen. Der Kronprinz und Prinz Albrecht begleiteten den Marschall bei der Expedition. Es war ausnahmsweise kein Schneegestöber, sondern Tauwetter und tiefer Schmutz.

Die Einwohner der Stadt Kolding sahen uns mit wenig freundlichen Gesichtern an. Nur neugierige Gassenjungen mit klappernden Holzschuhen liefen hinter uns her und machten die Pferde scheu. Erwachsene nahmen freche Mienen an. Zuweilen wollte gar einer oder der andere dem Kronprinzen nicht aus dem Wege gehen. Schweinitz, Adjutant des Kronprinzen, und ich galoppierten dann vor. Ein rechtzeitiger Druck mit dem Schenkel, mein Pferd warf das Hinterteil herum und schleuderte den frechen Burschen in den stark strömenden Rinnstein. So erwirkt man sich bei feindselig Gesinnten die Sympathien!

Kolding liegt wunderhübsch. Tief im Terrain eingeschnitten, bildet die im Norden und Süden von Höhen begleitete Koldingau einen sehr starken Abschnitt, und es ist unbegreiflich, daß die Dänen diese Stellung ohne weiteres räumten, insbesondere, da die nördlich davon auf dominierender Höhe liegende Ruine Kolding, wenn durch sie besetzt, das Defilee sperren konnte, jetzt aber, da sie es uns überlassen hatten, uns als Brückenkopf diente, aus dem wir jederzeit debouchieren konnten. Die lange schmale Bucht des Meeres zieht sich mit ihren von Laubwäldern bedeckten Ufern bis nahe an die Stadt heran, die, ganz altertümlich gebaut, in der Tiefe liegt. Mitten in der Stadt aber erhebt sich ein Berg, auf dem eine alte kolosseumähnliche Ruine liegt. Auf dieser Ruine hatte sich die Vierpfünder-Garde-Batterie eingenistet und beherrschte das nördliche Vorterrain. So reichte die neueste, wenn auch nicht gerade die beste Erfindung der Gegenwart dem in Ruinen zusammenfallenden Mittelalter die Hand.

Außer dieser Batterie standen in Kolding das Regiment Elisabeth und die Garde-Husaren, alle rotbackig, munter und tatendurstig, also

unzufrieden mit der augenblicklichen Untätigkeit, zu der wir alle verdammt waren. Die Vorposten waren so gut aufgestellt, als es nach der durch die politische Lage auferlegten Beschränkung möglich war, dicht vor der Stadt, auf den Straßen nach Veile und Fredericia. Unten im Tale führte noch ein Fußweg durch das wegen des Tauwetters versumpfte und sonst unpassierbare Tal nach Nordosten, und da hatte man sich, um den Zugang zu sperren, in einem hölzernen Hause mit Scharten eingenistet und dieses Haus so zu einem Blockhause umgewandelt. Wrangel ritt hin, und das Häuschen, in dem ein Unteroffizier mit zehn Mann stationiert waren, amüsierte ihn. Plötzlich kam ihm ein Napoleonischer Gedanke. „Scheibert" rief er. Der Gerufene, ein Ingenieurleutnant aus dem Hauptquartier,*) erschien. — „Binnen vierundzwanzig Stunden ist das Blockhaus hier bombensicher eingedeckt, oder ich lege Ihnen den Kopf vor die Füße. Der Oberst v. Winterfeld wird Ihnen die nötigen Arbeiter stellen." Scheibert sagte ganz ruhig: „Zu Befehl!", wandte sich dann zum Obersten Winterfeld und sagte: „Ich verlange sofort tausend Mann auf vierundzwanzig Stunden."

Es gehörte von jeher zu den schwierigsten Aufgaben der Befestigungskunst, absolut bombensichere Eindeckungen zu schaffen. In vielen Festungen haben die Ingenieure dazu mit allen Mitteln jahrzehntelang vergebens gebaut. Jetzt verlangte der Alte binnen vierundzwanzig Stunden die Lösung dieses ungelösten Problems. Scheibert aber lächelte bloß. Als Wrangel fort war, ließ er das Dach abreißen und durch Eisenbahnschienen ersetzen und meldete nach vierundzwanzig Stunden, er habe das betreffende Haus gegen Feldgeschütze bombensicher eingedeckt. Als diese Meldung nach zwei Tagen eintraf, sagte Wrangel: „Des is janz jut, denn Festungsgeschütze hat er nicht zu erwarten."

Nach der Besichtigung der Vorposten wurde das Lazarett besucht. Da lagen Dänen und Preußen in demselben Saale und schlossen Freundschaft miteinander. Dem Grenadier, dem der Arm abgeschossen war, als er bei Stenderup Hage neben der Batterie stand, mußte der Stumpf amputiert werden. Er war aber außer Gefahr, soweit die Ärzte es beurteilen konnten. Der Unteroffizier Stumpf von den Husaren, der den Major v. Alvensleben nicht verlassen hatte, lag, mit Pflastern im Gesicht und mehreren Ehrenzeichen geschmückt, im Bett. Sein Arm war wieder eingerenkt, Gefahr war nicht mehr vorhanden. Der Kronprinz lobte ihn und gab ihm die Hand. Der gute Mensch strahlte vor Glückseligkeit.

*) Der Leutnant Scheibert war als der einzige damalige preußische Ingenieurleutnant, der Kriegserfahrung besaß, da er den Sezessionskrieg in Amerika mitgemacht hatte, auf Veranlassung des Generals v. Moltke dem Hauptquartier zugeteilt worden.

Auf dem Rückwege blieben die Adjutanten der Königlichen Prinzen durch einen Unfall zurück. Wrangel hatte die Königlichen Prinzen mit ihrem Gefolge zu Tisch eingeladen, obgleich gar kein Platz dafür in dem Saale war, der ihm in Hadersleben zur Disposition stand. Als es zu Tisch ging, um sieben Uhr abends, sagte Wrangel zum Kronprinzen und Prinzen Albrecht: „Euere Königliche Hoheiten, wo sind denn Ihre Suitiers?“ Und auf die Antwort, sie seien stecken geblieben, sagte Wrangel, indem er die Tafel übersah und bemerkte, daß kein Platz war: „Des is janz jut!“

Major v. der Becke hatte aus Ballegaard bei Düppel ein dänisches Spitzgeschoß mitgebracht, das aus einem Kanonenboot abgefeuert und nicht geplatzt war. Es wurde vor dem Marschall wie ein Blumenbukett auf den Tisch gestellt. Es war etwa dreimal so dick und um die Hälfte höher als eine Weinflasche. Ich kannte die Gefahr, in der man sich in der Nähe eines abgeschossenen und nicht geplatzten Geschosses befindet, dessen Konstruktion man nicht kennt, und mir war beim Anblick dieses Monstrums unheimlich zu Mute. Aber niemand anders hatte eine Ahnung davon, und alle erfreuten sich an dem Anblick. Wie glücklich gehen doch die Nichtwissenden durchs Leben!

Heute kam mein bisher krankes Pferd aus Apenrade gesund an.

Der 26. Februar. Die Zeiten des Stillstandes der Operationen im Kriege sind im hohen Grade langweilig. Wenn ein wirklicher Waffenstillstand geschlossen ist, so tritt ein Friedensverhältnis ein, in welchem man wenigstens die Truppen üben und sie so beschäftigen und vervollkommnen kann. Aber die Zeiten des bloßen Stillstandes der Aktion erlauben das nicht, denn die Truppen müssen fortwährend bereit sein, wenn der Feind etwas unternehmen sollte. Da stehen die Pferde untätig im Stalle, werden übermütig, schlagen und beißen sich, ja sie werden womöglich aus Mangel an Bewegung krank. Die Leute kommen auf allerhand dumme Streiche, und selbst die Offiziere suchen sich nicht immer die beste Beschäftigung. Müßiggang ist aller Laster Anfang, sagt schon das Sprichwort. So entstehen auch in solchen Zeiten der Untätigkeit diejenigen Laster, welche man häufig an den aus dem Kriege zurückkehrenden Truppen bemerkt, nämlich der Trunk und das Spiel. Ersteres um so eher, je mehr die vorangegangenen Strapazen, besonders in großer Kälte, einen reichlicheren Konsum von Wein und Branntwein als im Frieden zum Bedürfnis des menschlichen Körpers gemacht hatten. Ich meinerseits ergriff, um dem Müßiggange zu entgehen, jede Gelegenheit mit Freuden, bei der ich irgend eine mit dem Kriege im Zusammenhange stehende Expedition unternehmen konnte. Als mir daher heute der

Oberst v. Podbielski vorschlug, nach dem Sundewitt zu fahren, um zu versuchen, ob wir nicht einmal die Schanzen von Düppel selbst würden sehen und einen Einblick in ihre Widerstandsfähigkeit gewinnen können, da war ich schnell bereit. Denn ich konnte mir gar nicht denken, daß die Schanzen nicht durch einen entschlossenen Angriff, wenn er überraschend erfolgte, genommen werden könnten, und war auch ungeduldig, daß von seiten des Prinzen Friedrich Karl nichts Energisches geschah. Nach der Karte gab es drei hohe Punkte, die in unserem Besitz waren, Broacker, Satrup und Nübelmühle, von wo aus nach unserer Ansicht die Schanzen zu sehen sein mußten. Podbielski wollte mit der Expedition noch einen Nebenzweck verbinden, nämlich seinen Sohn besuchen, der bei der Eskadron von Rauch am Feinde stand und heute zwanzig Jahre alt geworden war. Wohl versehen mit allerhand eßbaren Geburtstagsgeschenken, die den Leutnant auf Vorposten erfreuen, fuhren wir um acht Uhr morgens ab. Kaum hatten wir uns in Bewegung gesetzt, als ein Schneegestöber eintrat, bei dem man kaum hundert Schritt weit sehen konnte. Wir fanden nach mehr als vierstündiger Fahrt im offenen Wagen das Geburtstagskind im Kantonement, vorwärts Gravenstein, im Begriff, mit seinem Zuge Ulanen auf Vorposten zu ziehen. Er erhielt vom Rittmeister noch einen Urlaub von einer Stunde mit Rücksicht auf den väterlichen Besuch. Nach Rauchs Mitteilung standen unsere Vedetten wenig weiter vorwärts, fast eine Meile von den Schanzen entfernt, denn man war nach jedem Gefecht immer wieder in die alte Stellung zurückgegangen, um den Feind zu verleiten, seine alte Stellung wieder einzunehmen. Daß wir also von den Vedetten aus gar nichts sehen konnten, da das Schneegestöber nicht nachließ, leuchtete ein, und, da wir unseren militärischen Zweck verfehlt hatten, so beschränkten wir uns auf den Besuchszweck. Wenn wir auch beide wenig erfreut waren, daß man so weit von den Schanzen abblieb, so unterhielten uns doch die Herren mit allerhand Erzählungen von der Entschlossenheit ihrer Leute, die sehr unterhaltend waren und die Zeit kürzten. So hatte Rauch einmal gesagt, die Dänen hätten so schöne große Kochkessel auf Vorposten, während die kleinen Kochgeschirre unserer Leute zum Kochen auf die Dauer nicht ausreichten. Sofort setzten sich sechs Ulanen zu Pferde und überfielen eine feindliche Kavalleriefeldwache beim Kochen, vertrieben die Feinde und machten sich über die Kochkessel her, um sie sich auf den Rücken zu binden. Während sie damit beschäftigt waren, kam ein dänischer Dragoneroffizier mit einem Dragoner geritten. Ein zu Pferde gebliebener Ulan verjagte ihn mit eingelegter Lanze. Bald aber kam eine halbe Eskadron Feinde und attackierte. Die Ulanen saßen eben wieder alle auf ihren Pferden, mit ihrer Beute auf dem Rücken, und

flohen nun, indem sie über einen Knick halb sprangen, halb fielen, über welchen die schwerfälligen Dragonerpferde nicht folgen konnten. Diese Szene ist von Salpini im Bilde verewigt. Die Ulanen sehen dabei sehr komisch aus.

Ein Ulan hatte die Leidenschaft, jedesmal, wenn er auf Vedette stand, ein feindliches Beutepferd mitzubringen. Da er dazu nicht auf Vedette geschickt wird, sondern nur um zu sehen und zu melden, so verbot ihm dies der Rittmeister, und als er es doch wieder tat, gab er ihm Arrest. Der Mann sagte: „Der Rittmeister hat ganz recht, aber das nächste Mal tue ich es doch."

Die Eskadron von Rauch ist seit dem 11. Februar auf Vorposten. Die Hälfte zieht immer auf Feldwache. Sie hat große Angst, abgelöst zu werden, denn hier „vorn" sei es so amüsant, „da hinten" aber gar zu langweilig.

Nach dreizehnstündigem Aufenthalt in Schnee und Kälte nahmen wir abends um neun Uhr in Hadersleben unser Diner ein und begleiteten es mit einem Grog.

Es war die Nachricht angekommen, daß übermorgen, den 28. Februar, auch der Prinz Carl von Preußen, Bruder des Königs, hier im Hauptquartier eintreffen werde, um den Krieg mitzumachen.

Der Kronprinz war seit einigen Tagen recht schweigsam im Vortrage. Auf eine diesbezügliche Frage an einen seiner Adjutanten erhielt ich eine Antwort, welche mich vermuten ließ, er habe Lust, die Armee zu verlassen und nach Berlin zurückzukehren. Da er der einzige war, welcher, wenigstens bei den Hauptentscheidungen, den Eigentümlichkeiten des Marschalls die Spitze abbrechen konnte, so daß die allgemeinen Operationen rationell geführt wurden, so lag in seinem Abgange von der Armee eine große Gefahr. Ich schrieb deshalb noch in der Nacht an den König, setzte die Art und Weise des Einflusses des Kronprinzen auf den alten Wrangel dem Könige nun auseinander und bat ihn, wenn der Kronprinz die Armee zu verlassen beabsichtigen solle, ihm dazu die Genehmigung zu verweigern. Ich fühlte mich zu dieser Darstellung nach dem durch die Kabinetts-Ordre vorgezeichneten Zwecke meiner Anwesenheit verpflichtet.

Der 27. Februar. Ich war aber nicht willens, etwas hinter dem Rücken des Kronprinzen zu tun. Als er früh zum Vortrage kam, trat ich daher vor der Tür an ihn heran und bat ihn, ihm recht wenig auffallend unter vier Augen etwas melden zu dürfen. „Finden Sie sich zufällig auf dem Rückwege auf der Straße zu mir", flüsterte er mir zu. Nach dem Vortrage ging ich also wie zufällig auf die Straße, als er in

sein Quartier ging und begleitete ihn. Ich sagte ihm zunächst auf den Kopf zu, daß er sich langweile, und daß mir scheine, als ob er die Armee verlassen wolle, daß es aber nicht recht von ihm sei, seinen wichtigen Einfluß aufzugeben. Er bestritt nicht, daß er die Absicht habe, nach Berlin zurückzukehren.

„Morgen kommt Onkel Carl", sagte er, „der kann es für mich tun, der ist auch älter, hat einen hohen Rang in der Armee und kann seinen Einfluß auf den Marschall direkt geltend machen und nicht so hinten herum wie ich als junger Mensch."

Ich stellte dem Kronprinzen vor, daß der Marschall dem Prinzen Carl eben wegen seines hohen Ranges und seiner Stellung aus Eifersucht ebensowenig Einfluß gestatten werde, wie dem Prinzen Albrecht, und daß nur ein so junger Herr, wie der Kronprinz, dem niemand später die Lorbeeren zuschreiben werde, den Alten zu leiten geeignet sei, insbesondere er, der möglicherweise einmal über dem Marschall stehen werde. Der Kronprinz aber blieb bei seiner Meinung und sagte, er sehe nicht ein, wozu er immer die Kastanien aus dem Feuer holen solle, und als er dabei blieb, obgleich ich ihm sagte, er tue es ja mit für sich selbst, da er doch nach menschlicher Berechnung einmal der Kriegsherr dieser Armee werde, so meldete ich ihm schließlich den Inhalt meines an den König gerichteten Schreibens. Er war erst sehr aufgebracht, daß ich ihn nicht vorher gefragt habe. Ich sagte ihm, ich hätte mir denken können, daß er nicht damit einverstanden sei, deshalb hätte ich ihm nichts davon gesagt, bis mein Brief unterwegs sei. Aber nun wolle ich offen gegen ihn sein und ihm mitteilen, was ich getan. In diesem Augenblick waren wir an der Tür seines Quartiers angekommen. Da sagte er: „Nun, so erkläre ich Ihnen hiermit, daß ich sehr böse auf Sie bin. Sie könnten übrigens heute mittag bei mir essen." Dann gab er mir die Hand und schüttelte die meinige herzlich. Selbstverständlich folgte ich dem Befehl zum Mittagessen. Er war bei Tisch sehr förmlich mit mir, denn er hatte noch zwei andere Gäste außer seinen Adjutanten eingeladen und wollte eben nicht merken lassen, daß etwas von Bedeutung zwischen ihm und mir gesprochen worden war. Ich konnte nicht umhin, im Innern den Kronprinzen sowohl zu seiner diplomatischen Klugheit als auch zu seiner Selbstverleugnung zu beglückwünschen.

Am heutigen Tage kamen mehrere Malteser-Ritter als Krankenpfleger an.

Der 28. Februar. Das einzige Ereignis des Tages bestand in der Ankunft des Prinzen Carl.

Bei mir zeigte sich heute zum ersten Male ein Einfluß der wechselnden Witterung auf meine Gesundheit. Ich legte mich zeitig zu Bett, nachdem ich Grog getrunken, und transpirierte meine Erkältung fort.

Der 29. Februar. Schalttag. Im allgemeinen ist dieser Tag beim gemeinen Mann nicht populär, denn er erhält dafür kein Traktament, sondern nur Verpflegung und Feldzulage.

Dennoch wurde der Tag ganz heiter beendet, denn da immer noch keine kriegerische Tätigkeit in Aussicht stand, so wurde einmal wieder in Hadersleben getanzt. Das schöne Geschlecht war diesmal noch zahlreicher vertreten als das erste Mal. Auch aus der Umgegend waren die Schönen erschienen. In bezug auf den sandbestreuten Boden des Tanzsales, die Grazie der Tänzerinnen und ihre Konversation konnte man natürlich die Ansprüche nicht machen, denen ein Berliner Salon genügt. Ich hörte einer Unterhaltung zu: Sie: „Sie tanzen wohl gern?" Er: „Ich tue es nur der Gesundheit wegen." Sie: „Ach ja! Mir tut es auch gut, mich einmal recht ordentlich durchzuschwitzen." Und so geschah es. Sie tanzte und schwitzte fort und fort, damit alle anderen ihres Geschlechts überstrahlend. Sie ward rot und röter, dann blau und blauer, und endlich turkelte sie und turkelte zum Saale hinaus, und bald war ihre Spur verloren, sobald das Mädchen Abschied nahm. Die meisten Tänzer waren österreichische Offiziere, denn außer der Stabs-Eskadron und dem Hauptquartier waren nur österreichische Truppen in Hadersleben einquartiert. Ein österreichischer Jägerhauptmann, der bei Översee verwundet und für seine Tapferkeit zum Hauptmann befördert war, tanzte, wenn auch noch mit dem Arm in der Binde, recht fleißig. Das Zeichen seiner Verwundung machte ihn bei den Damen interessant.

Ich wartete das Ende des Balles nicht ab, sondern wollte mich, nachdem ich einen Totaleindruck gewonnen, bei guter Zeit zur Ruhe begeben. Aber mein Zimmer hinter dem Heringsladen stieß an den Hausflur, und mein Wirt hatte, obgleich Senator von Hadersleben, außer dem Heringsladen auch eine Ausspannung. Da trappelten nun im Hausflur alle die Pferde, die die Schönen zum Balle gezogen hatten und im Stalle keinen Platz fanden. Darum fand ich nicht eher Ruhe, als bis ich mein Bett in den Heringsladen selbst hatte tragen lassen. Glücklicherweise kam niemand nach dem Balle, um einen sauren Hering zu kaufen.

Der 1. März. Jetzt führten wir schon einen Monat Krieg für die Freiheit Schleswig-Holsteins und hatten noch keine Holsteiner Austern gegessen. Das fanden wir geradezu naturwidrig. Da nun Graf Harden-

berg in Eisenbahnangelegenheiten nach Hamburg gesandt war, so hatte ihn das ganze Hauptquartier mit Geld ausgerüstet, damit er in Hamburg Holsteiner Austern kaufen und nach Holstein und Schleswig wieder zurückführen möge. Heute kam er an, und die Austern mit dem dazu erwarteten Champagner sollten vertilgt werden. Nach der Bureaustunde wurden die Tische ihres strategischen Nimbus entkleidet und zu dem Austernschmaus hergerichtet. Beim Öffnen der Kisten zeigte sich aber, daß der Hamburger Traiteur den Champagner vergessen hatte. Ich opferte einige Flaschen von Berliner Gilka, den mir jemand als Liebesgabe in die nordische Kälte gesandt hatte, und wir waren bei Austern mit Gilka recht vergnügt. Ob andere Gastronomen solche Zusammenstellung wohl schon versucht haben? Ich zweifele. Feldkriegsmäßiger ist sie als die mit dem luxuriösen Champagner.

Fürst v. Pleß und sein Schwager, Graf Kleist, kamen an, in Angelegenheiten der Krankenpflege von seiten des Johanniter-Ordens, und machten Gesichter über die Kombination von Austern und Gilka.

Am Abend spät traf eine Nachricht ein, die einen allgemeinen Alarm erregte. Eine Eskadron von den 8. Husaren war behufs Rekognoszierens von Vamdrup aus, westlich von Kolding, vier Meilen weit gegen den Feind vorgegangen und hatte durchaus Beutepferde machen wollen. Sie hatte auch in der Tat einen Offizier und dreißig Pferde gefangen genommen, war dann aber in eine Falle geraten, die ihr die durch einen Spion von der Expedition in Kenntnis gesetzten Feinde gelegt hatten.*) Von allen Seiten angefallen, hat sich die Eskadron eine ganze Stunde herumgehauen, sich schließlich durchgeschlagen, hat aber nur vier von den Gefangenen mit zurückgebracht, dafür beim Rangieren 1 Offizier, 32 Mann und 24 Pferde weniger gezählt als beim Abmarsch. Die Husaren, die sich durchgeschlagen hatten, müssen sehr brav gewesen sein, denn von der ganzen Eskadron hatte ein jeder Säbelhiebe aufzuweisen. Der Verlust des Feindes soll das Doppelte desjenigen der Unsrigen betragen haben. Schließlich aber hat doch die Eskadron eine Schlappe gekriegt. Da hätte man nun das Räsonieren und Klugsprechen im Hauptquartier hören sollen! Es sei eine Schande für die preußische Armee, daß preußische Husaren hätten weichen müssen. Unerhört sei es, daß ein preußischer Offizier vermißt werde. Den Ritt-

*) Es war die 4. Eskadron. Daß die Eskadron durchaus Beutepferde machen wollte, läßt sich nirgends nachweisen, ebensowenig daß ihre Erkundung verraten worden. Die Verluste wurden durch das Stürzen vieler auf der glattgefrorenen Straße hervorgerufen, die zu befreien Rittmeister v. Grodzki eine zweite Attacke machte. Der Gegner war aber bedeutend überlegen. Der Feldmarschall untersagte aber infolge dieses Gefechtes solche weit nach Jütland greifenden Erkundungen.

meister, der seine Eskadron so schlecht führte, wollte man mindestens hängen und rädern. Ich hatte viel zu tun, um meinen braven Freund Grodzki zu verteidigen, und mußte mich sehr echauffieren, bis ich durchdrang, den klugen Herren zu beweisen, daß man nicht immer glückliche Gefechte liefern könne, daß wir bei längerem Krieg auch mehr Offiziere unter den Vermißten zählen würden, daß der ein schlechter Soldat und ein noch schlechterer Husar sei, der nicht einmal etwas wage, und wenn man wage, man eben auch Verluste erleiden könne, sonst sei es kein Wagnis, und den Mut dürfe man weder tadeln noch verlieren. Es war ein Beweis, wie unkriegerisch wir noch waren, daß der Oberst v. Rantzau wegen des Verlustes von 1 Offizier und 24 Pferden persönlich ins Hauptquartier gereist kam, um sich zu entschuldigen, obgleich er nicht angeklagt war. Bis dahin hatte eine ruhigere Anschauung Platz gewonnen, die übrigens von Hause aus der Kronprinz und Falckenstein mit mir teilten. Als Rantzau kam, lachte ich ihn aus, daß er wegen eines so kleinen Scharmützels persönlich komme, und beglückwünschte ihn ob der Bravour seiner Husaren. Das hob ihn sichtlich. Dem Rittmeister v. Grodzki ward der Kopf auch nicht abgerissen. Als der vermißte Offizier, welchen der Feind gefangen nach Kopenhagen gebracht hatte, später ausgewechselt wurde, war ich nach etwa vier Wochen gerade bei seiner Rückmeldung beim Prinzen Friedrich Karl zugegen. Der Prinz fragte ihn erst trocken und streng: „Sind Sie im Sattel gefangen?" — „Nein," war die Antwort, „mein Pferd war gestürzt, ich lag im Graben." „Da Sie sich nicht haben im Sattel gefangen nehmen lassen, geben Sie mir die Hand", sagte der Prinz und führte ihn in sein separates Zimmer, um mit ihm unter vier Augen zu sprechen. Der Offizier war bei der Attacke über einen Graben gestürzt und war besinnungslos liegen geblieben. Als er wieder zu sich kam, war es fast dunkel, und er sah, wie die Felder von den Dänen abgesucht wurden. Da kroch er in den Graben unter eine Schneewehe. Aber die Dänen fanden ihn doch und nahmen ihn mit. In der Gefangenschaft war er zivilisiert behandelt worden.

Der 2. und 3. März. An diesen beiden Tagen fiel gar nichts vor.

Der 4. März. Das Dannewerk. Nach dem Vortrage des 3. März hatte ich gerade einen heftigen artilleristischen Streit mit verschiedenen Persönlichkeiten gehabt, denn zu meinem Erstaunen hatte ich gehört, daß man Belagerungsmaterial — Faschinen, Schanzkörbe, Sappenkörbe, Bettungsmaterial — in Berlin machen lassen und mit der Eisenbahn nach Gravenstein schaffen wollte. Ich stellte dem Obersten Graberg vor, was das für eine Verschwendunfg an Zeit und Geld sei. In Schleswig müßte doch in den von den Dänen verlassenen Schanzen das alles im

Überfluß vorhanden sein, und da brauche man es nur zu nehmen und vor Düppel zu schaffen. Aber man hatte mir erwidert, die Maße dieses Materials könnten nicht die in der preußischen Artillerie vorschriftsmäßigen sein. Vergeblich stellte ich vor, daß man aus unvorschriftsmäßig gebauten Batterien ebensoviel treffen könnte, und verließ wütend über solche Pedanterie das Zimmer.

„Ick aben eine grande envie zu sehen der Chance von Slesvic", rief mir Louis Aremberg auf der Treppe zu. „Ich auch", sagte ich, denn ich wollte mich überzeugen, welche Schätze dort verfaulen sollten. „Allons ces jours-ci", sagte er. Ich bestand darauf, daß wir noch in der nächsten Nacht reisten, denn da ich immer hoffte, die Dänen würden Kolding bald angreifen, so wollte ich nur einen Tag fortbleiben. Verabredetermaßen fand ich mich um ein Uhr nach Mitternacht im Gasthof ein, vor dessen Tür die bestellte Extrapost hielt. Der gute Aremberg saß, sorglos noch plaudernd, mit Lackstiefeln in der Kneipe, wie er beim Prinzen Albrecht diniert hatte, und wollte nun, um keinen Aufenthalt zu verursachen, in diesem Anzuge fahren. Das litt ich nicht, denn wir wollten voraussichtlich zwei Nächte fahren und einen Tag im tiefen Schmutz in den Schanzen herumlaufen. So ward es zwei Uhr, bis Aremberg die Toilette beendigt hatte. Wir schärften dem Postillon Eile ein, denn der Zug ging in Flensburg um einhalb acht Uhr ab, setzten uns in den Wagen und schliefen bald ein. Das Steinpflaster von Apenrade rüttelte uns aus dem Schlaf, und als behufs Umspannens gehalten ward, sah ich zu meiner Überraschung, daß es fünf Uhr war. Wir hatten auf zweidreiviertel Meilen drei Stunden gebraucht und wollten noch viereinviertel Meilen weit fahren. Ich zankte und trieb den Posthalter um frische Pferde an, aber je mehr ich zankte, desto unerschütterlicher zeigte sich das Phlegma des Schleswigers. Mit einem Male hörte ich Arembergs Stimme, der dem Postillon sagte: „Mein lieber Freund, Du hast gefahren wie eine Swein, aber hier ist eine Taler Trinkgeld, schau zu, daß wir krieg schnell Pferd, sonst kriegst Du noch Prügel obendrein." Das machte dem langsamen Sohn aus Angeln flinke Beine, dem neuen Postillon wurden zwei Taler versprochen, und wir waren um sieben Uhr in Flensburg auf dem Bahnhofe. „Siehst Du", sagte mir Aremberg, „der Mensch muß werden regier mit Prügel und Geld, das ist der Auptsack."

Nach Bahnhof Klosterkrug bei Schleswig hatte ich mir einen Wagen telegraphisch bestellt. Leutnant v. Renthe-Fink kam selbst mit und führte uns von Schanze 1 bis 16, eine Meile Front, zu Fuß.

Ich fiel aus einem Erstaunen ins andere, nebenbei auch aus einem Schmutz in den anderen, denn was ich sah, waren keine Schanzen,

sondern lauter starke, vollkommen sturmfreie, mit Reduits versehene Festungen, deren Wälle stärker profiliert waren als die von Königsberg. Zwar hatten sie keine gemauerte Eskarpe, aber vortrefflich angelegte Palisaden, denen man durch Geschütz nicht beikommen konnte, ersetzten die Mauer behufs Sturmfreiheit. Wenn niemand drin gewesen wäre, um die Werke aufzumachen, hätte man vierundzwanzig Stunden gebraucht, um hineinzukommen. Nur die hölzernen Blockhäuser, die als Reduits dienten, hätten aus unserem gezogenen schweren Geschütz durch den neu erfundenen indirekten Schuß getroffen und niedergelegt werden können. Die Pulvermagazine waren nur in einer Schanze schlecht, in allen anderen so vortrefflich angelegt, daß wir sie gar nicht hätten treffen können. Die Geschütze in den Schanzen waren Bombenkanonen vom schwersten Kaliber. Der Bau der Werke war mit einem Luxus und einer Sorgfalt durchgeführt, welche bewiesen, daß es ebensosehr darauf angekommen war, den damals in Kopenhagen souverän schreienden Handwerkern recht viel Verdienst wie dem alten Dannewerk die nötige Widerstandskraft gegen die neuen Kriegsmittel zu geben. Der ganze Bau soll dreizehn Millionen gekostet haben. Mit den wenigen schweren Geschützen, die wir mit uns führten, und die auf dem Königsberge gestanden hatten, hätten wir gar nichts gegen diese Werke ausgerichtet, und wenn es am 7. Februar zu dem von Wrangel angeordneten Sturm gekommen wäre, dann hätten Tausende unserer Soldaten vergeblich ihr Leben geopfert.*)

Weiter westlich, in der Gegend von Rheide, bis wohin ich nicht gekommen bin, weil es zu weit war, sollen die Schanzen 18, 19 und 20 noch nicht ganz vollendet gewesen sein. Auch wird erzählt, daß die Inundation, auf die sich der dänische General verließ, dort zugefroren gewesen sei, daß also dort ein Sturm auf die Schanzen möglicherweise hätte gelingen können. An dieser Stelle hatte für den 7. Februar die Garde-Division Befehl zum Stürmen gehabt. Aber wenn sie auch eingedrungen wäre, so wären ihre durch den Sturm dezimierten Truppen in ein vom Feinde wohl vorbereitetes, mit Waffenplätzen versehenes Terrain gekommen, aus dem sie von den Reserven mit Übermacht angefallen werden konnten, denn die ganze Garde-Division zählte nicht 10 000 Mann, und dänischerseits hätte man eine disponible Reserve von 20 000 Mann bereitstellen können. Die dänische Feldarmee bestand aus 32 000 Mann, von denen man 12 000 Mann nach Arnis und Missunde hätte detachieren müssen. Es ist gar nicht denkbar, daß Prinz Friedrich

*) Ein Angriff in der Front auf die Dannewerke sollte erst stattfinden, wenn die Umgehung des linken Flügels durch das I. Korps wirksam geworden war oder sich als unausführbar erwies.

Karl bei Arnis hätte mit seinen Booten übersetzen können, wenn ihm auf der anderen Seite 6000 Feinde entgegengetreten wären. Es ist daher sehr zu verwundern, daß de Meza am Abend des 5. Februar den Befehl gab, Schleswig zu räumen, und nicht wagte, einen Sturm auszuhalten. Da er ein sehr einsichtiger General war, so ist es der Mühe wert, nach den Gründen zu forschen, die ihn geleitet haben, statt ihn einfach tadelnd zu beurteilen, wie dies damals in den Zeitungen und selbst in Werken von hervorragenden Militärschriftstellern geschah, die ihm zum Hauptvorwurfe machen, daß er noch am 5. Februar früh dem anwesenden Könige erklärt habe, er könne die Schanzen halten, und nach Abreise des Königs denselben Abend die Befehle zum Rückzuge gegeben habe.

Ich habe schon früher erwähnt, daß die dänischen Führer seit dem Gefecht von Ober-Selk, also seit dem 3. Februar abends, ihre sämtlichen Truppen Tag und Nacht unter dem Gewehr bereit stehen ließen, statt sich durch einen guten Patrouillendienst zu schützen, und daß die Infanterie am 6. Februar früh als kampfesunfähig bezeichnet wurde. Indessen hat sie doch in der Nacht vom 5. zum 6. Februar zurückmarschieren können, und am Nachmittag des 6. Februar schlugen sich zehn Bataillone recht gut. Es wurde mir nun in Schleswig folgendes erzählt, was man von Einwohnern und gefangenen Offizieren gehört hatte. De Meza hatte schon auf die Nachricht vom Anrücken des Prinzen Friedrich Karl nach Schwansen hinein Missunde und Arnis ausreichend besetzt. Nachdem Missunde dem Prinzen am 2. Februar erfolgreichen Widerstand geleistet hatte, war dem dänischen General durch Spione die Nachricht zugegangen, daß Prinz Friedrich Karl am 3. Februar während des Gefechts von Ober-Selk im Hahnenkruge bei Wrangel gewesen. Er glaubte also, des Prinzen Armeekorps sei nach dem Süden zur Verstärkung der Österreicher gezogen. Da der Prinz im Laufe des 4. Februar nichts unternahm, so ward der Feind in diesem Irrtum bestärkt, und de Meza gab Befehl, daß die Truppen aus Arnis am 5. Februar früh nach Schleswig marschieren und nur wenige Beobachtungstruppen zurücklassen sollten. Kaum sind diese nach anstrengendem, fünf Meilen langen Marsche in Schleswig am 5. abends angekommen, so trifft daselbst die Spionnachricht ein, daß der Prinz mit Brückenmaterial und Booten von Eckernförde auf Arnis marschiert. De Meza hielt es nicht mehr für möglich, daß von den Truppen in Schleswig noch rechtzeitig eine ausreichende Zahl Verteidiger über Nacht in Arnis wieder würde eintreffen können, und hätte allerdings mit seinen Truppen einer sicheren Vernichtung entgegengesehen, wenn er in Schleswig blieb, während Prinz Friedrich Karl bei Arnis überging, der ihm von da aus den Rückzug nach Flensburg abschneiden und ihn von Norden angreifen konnte, denn nach

Norden hin waren in Schleswig keine Festungswerke gebaut. Um aber über den Prinzen Friedrich Karl nach seinem Übergange herzufallen und auch zugleich die Garden bei Rheide wieder zurückzuschlagen, wenn es denselben gelingen würde, in die noch unvollendeten Schanzen einzudringen und über die Inundation vorzugehen, dazu war seine Feldreserve allerdings nicht zahlreich genug. Dazu kam, daß er einer nicht unbeträchtlichen Anzahl Bataillone nicht traute, deren Mannschaft aus geborenen Schleswigern bestand. Dies waren die Gründe,*) welche, wie mir an diesem Tage erzählt wurde, den dänischen Feldherrn bewogen haben sollen, den schleunigen Rückmarsch der Truppen und das übereilte Preisgeben der neuen Werke und eines kostbaren Kriegsmaterials zu befehlen. Man sieht daraus, welcher Zusammenfluß von zahlreichen Glücksumständen, die außer aller Berechnung lagen, uns vor sehr verlustreichen Gefechten, Unternehmungen und Sturmversuchen bewahrte, deren Erfolg höchst zweifelhaft war und leicht ein großartiger Mißerfolg werden konnte. Im Kriege steht nun einmal das Glück über aller Beratung, und im Kriege wird es dem Menschen am meisten klar, daß eine höhere Hand die Geschicke der Völker leitet.

Was meinen speziellen Zweck bei der Besichtigung der Schanzen von Schleswig betrifft, nämlich zu sehen, ob daselbst Belagerungsmaterial vorhanden sei, so fand ich einen reichen Vorrat von Holz- und Strauchmaterial, Faschinen, Schanzkörbe, Sappenkörbe, Hölzer aller Art, dort eingebaut, und ich glaube nicht, daß man dies ganze Material während einer Belagerung der Schanzen von Düppel hätte aufbrauchen können. Aber es war noch gar nichts geschehen, um diese reiche Beute für unsere Kriegszwecke nutzbar zu machen. Im Gegenteil war bei der Einebnung der Werke, welche begann, noch nichts angeordnet, um sie zu erhalten. Die Bewohner von Schleswig hatten die Bustorfer Schanze geschenkt erhalten, unter der Bedingung, daß sie dieselbe binnen einer bestimmten Frist einebnen würden. Sie waren freudig mit dieser Arbeit beschäftigt, und das darin befindliche Holz- und Strauchmaterial war vernichtet. Dagegen verkauften sie das Terrain der Schanze und schenkten das Geld der Gablenz-Stiftung.

*) Das Aufgeben der Dannewerkstellung geschah nach einem Kriegsrat, in dem die große Mehrzahl der Führer sich für den Rückzug entschied. Der Hauptgrund war eine Weisung des Kriegsministers an General de Meza, daß ein Kampf um die Dannewerke nicht den Fortbestand des Heeres in Frage stellen und es der Möglichkeit berauben dürfe, in den Flankenstellungen von Düppel und Fredericia Widerstand zu leisten. Der lange Widerstand bei Düppel hat dieser Erwägung recht gegeben, umsomehr da das dänische Heer in seiner Ausrüstung für einen hartnäckigen Kampf in den Dannewerken nicht eingerichtet war.

Nach Besichtigung der Schanzen besuchte ich in Schleswig den Herzog von Württemberg, der jetzt außer Gefahr war. Er hatte einen Schuß in den Fuß erhalten, der ihm einige Knochen an den Zehen zersplittert hatte. Erst verweigerte er jede ärztliche Hilfe und kurierte sich selbst durch hydropathische Umschläge. Ende Februar war er in Gefahr, am Wundkrampf zu sterben. Zahnschmerzen, Lachkrämpfe, fürchterliche Schmerzen in den Fingerspitzen hatten sich schon eingestellt. Endlich hatte er erlaubt, daß ein Arzt gerufen wurde, der einen Abszeß öffnete, die Kugel und Knochensplitter entfernte und ihn rettete. Er war seit dem 1. März ohne Schmerzen und war nur unglücklich, daß der Kaiser ihn zum General gemacht, weil er nun sein Regiment nicht mehr kommandieren könne.

Auch die Haltung der übrigen Verwundeten war eine recht erfreuliche, militärische. Sie sehnten sich alle nach neuen Gefechten. Allerdings waren keine Todeskandidaten mehr unter ihnen. Dann ist so ein Lazarettbesuch immer sehr erfrischend und erheiternd. Aber wenn noch die tödlich Verwundeten im Lazarett liegen, dann stimmt ein Besuch dort immer weich und wehmütig.

Um fünf Uhr aßen wir im Hotel recht gut. Eine zweite Nachtreise brachte uns mit Eisenbahn und Extrapost den anderen Morgen um sieben Uhr nach Hadersleben.

Der 5. März. Als ich eben über das holperige Pflaster von Hadersleben rumpelte, setzte man sich gerade in Bewegung nach Vonsild, wo der Kronprinz Kriegsdekorationen an die Truppen verteilen wollte. Eine Aussicht zu einem Gefecht war nicht vorhanden, da sich der Feind ruhig verhielt, und daher ließ ich mich durch die heftigen Kopfschmerzen, die mir eine nächtliche Reise immer, nun gar zwei hintereinander, bereitet, bewegen, zurückzubleiben. Ich bereute das nachher. Denn der Kronprinz soll sehr schön gesprochen haben. Nach der Verteilung der Dekorationen hat er eine wohlgelungene Anrede an die im offenen Viereck aufgestellten Truppen gehalten und dann diese an den Dekorierten aller Chargen vorbeimarschieren lassen. Solche Feierlichkeit bei der Verteilung der Kriegsauszeichnungen macht einen sehr begeisternden Eindruck auf die Truppen, drum war es mir sehr leid, daß ich den ersten derartigen Akt in der preußischen Armee versäumt hatte.

4. Kolding.

Der 6. März. Es war Sonntag und der Vortrag erst mittags zwölf Uhr. Dann war ich zu Gablenz zu Tisch geladen. Wir saßen nach Tisch noch recht heiter zusammen und lachten gerade herzlichst über den Major v. Salis vom österreichischen Geniekorps, der mit dem Stuhl zusammengebrochen war und deshalb beschuldigt wurde, er wolle eine Mine unter dem Tisch anlegen, als plötzlich Gablenz zum Feldmarschall gerufen ward. Der Befehl bringende Offizier erzählte uns, der Alte habe bei Tisch ein Telegramm erhalten, das ihn in unendlich gute Laune versetzt, das er aber niemandem gezeigt. Ich begab mich also bald auch in unser Hauptquartier, wo auch aus anderem Grunde große Freude herrschte, denn der Champagner, den neulich Graf Hardenberg auf unsere gemeinschaftliche Rechnung vergessen hatte, war angekommen und kalt gestellt worden, und man begann, eine Flasche nach der anderen trocken zu legen, eine nicht allzuschwere Arbeit, denn es waren weit mehr Kehlen als Flaschen vorhanden. Auch die zuweilen durchs Zimmer wechselnden, den Krieg beratenden Herren wurden immer gelegentlich durch ein Glas gestärkt. Nach neun Uhr abends kam, gegen seine sonstige Gewohnheit, der Alte noch einmal zu uns heraus und sagte mit sehr vergnügtem Gesicht: „Guten Abend, meine Herren, morgen mittag marschieren wir ab. Wohin? weißt Du nicht.“ Ich dachte mir: „Weißt Du wohl.“ Übrigens ward mir der Zusammenhang der Dinge bald mitgeteilt.

Seit der Besetzung von Kolding und dem Verbot, weiter in Jütland einzudringen, hatte Wrangel nicht aufgehört, um die Erlaubnis zu bitten, Jütland zu besetzen. Abgesehen von dem Zweck, dem Feinde die Quellen dieses Landes zu entziehen, machte es noch die Lage unserer Avantgarde in Kolding zum dringenden Bedürfnis, sich wenigstens beobachtend und aufklärend weiter nach Jütland hinein ausdehnen zu dürfen. Denn unsere Vorposten konnten Kolding nicht genügend decken, weil sie nicht weiter vorgeschoben werden durften als an die Tore der Stadt, also nicht rechtzeitig melden konnten. Der Feind hatte 12 000 bis 15 000 Mann in Fredericia, 6000 Mann in Veile, nördlich von Kolding, und 10 000 Mann auf Fünen. Er konnte recht gut nächtlich aus Fünen in Stenderup landen, zugleich von Veile und Fredericia anrücken und so eines Morgens früh das Regiment Elisabeth in Kolding überrumpeln und erdrücken. Ich hatte wiederholt auf diese Gefahr aufmerksam gemacht, aber unsere Kriegsleitung war in der gefährlichen Stimmung,

den Feind zu verachten. „Die feigen Kerle kommen ja nicht", hieß es. Die Gefahr näherte sich, seit vor wenigen Tagen der Feind in dem General v. Gerlach einen neuen Oberbefehlshaber erhalten hatte, der wohl Veranlassung haben mochte, sich bald durch einen glücklichen Coup, und wenn auch nur durch einen partiellen Erfolg, beim souveränen Pöbel von Kopenhagen populär zu machen. In der Tat war vor kurzem die feindliche Vorpostenlinie bis eine Meile an Kolding, bei Gudsö herangeschoben und dann verstärkt worden. Zum Glück traf nun heute, ehe noch der Feind etwas unternahm, die Erlaubnis ein, in Jütland weiter vorzurücken. Nachdem der König den Widerspruch Englands gegen unser Vorrücken in Jütland auf diplomatischem Wege durch die Vorstellung besiegt hatte, daß wenn es den Dänen erlaubt bliebe, uns von Jütland aus anzugreifen, wir sie dort auch aufsuchen müßten, widrigenfalls uns eine unerträgliche Fessel auferlegt werde, gab er die Genehmigung zur Fortsetzung der Operationen nach Norden,*) knüpfte daran aber auch die Bedingung und den Befehl, die Belagerung und Eroberung der Schanzen von Düppel mit der äußersten Energie zu betreiben. Ich setzte noch durch, daß das Hauptquartier von Gravenstein auf die in Schleswig vorhandenen Belagerungsmittel wenigstens aufmerksam gemacht wurde.

Das Heranschieben der dänischen Vorposten hatte uns bis jetzt doch schon veranlaßt gehabt, uns dichter aufzustellen, und zwar die Garden von Kolding bis Christiansfeld, die Österreicher von da bis Hadersleben. Somit waren wir schon ziemlich konzentriert und konnten nach einem einzigen Marschtage einen Schlag ausführen, wogegen der Feind uns weitläufig zerstreut glaubte und mindestens drei Tage vorher benachrichtigt zu werden hoffte.

Es ward also für den 7. befohlen, daß die Garde-Division an diesem Tage, aber erst nach Einbruch der Dunkelheit, ganz in Kolding vereinigt werden sollte, während die Österreicher aufzurücken hatten, um Kantonements südlich von Kolding bis Vonsild zu beziehen. Der Alte wollte gegen Abend nach Vonsild.

Den 8. März früh vier Uhr sollte dann die Garde-Division, 11 Bataillone, 4 Eskadrons, 26 Geschütze, gegen Fredericia vorstoßen, zwei Stunden später die Österreicher in zwei Kolonnen nach Norden gegen Veile vorgehen. Den Österreichern ward noch die Kavallerie-Brigade

*) Der längere Halt an der jütischen Grenze war zunächst durch den Einspruch Österreichs gegen eine Ausdehnung der Operationen dorthin hervorgerufen, wobei allerdings die Rücksicht auf England und die übrigen europäischen Mächte eine Rolle spielte. Die Einwilligung Österreichs wurde erst durch längere Verhandlungen erreicht.

Fließ, 8. Husaren und 6. Kürassiere, beigegeben. Das tiefste Geheimnis ward den Eingeweihten zur heiligsten Pflicht gemacht.

Der 7. März. Der Marschall wollte auch in Vonsild erst im Dunkeln ankommen, damit ihn kein Däne erkenne, deshalb sollte der kurze Marsch erst um ein Uhr mittags beginnen, und es fanden vor dem Abmarsch noch Bureaustunde und Vortrag statt. Da lasen wir schon in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", was wir sogar vor den Uneingeweihten des Hauptquartiers geheimhalten sollten. An demselben Tage konnte der Feind dieselbe Zeitung auch haben und brauchte nicht überrascht zu werden. Aber er scheint sie nicht gelesen zu haben, denn wir haben ihn doch noch am 8. März in der Tat überrascht.

Ich schenkte mir die Langeweile des Leichenmarsches im Hauptquartier und ritt gleich nach dem Vortrage bis Kolding vor, denn ich konnte nicht begreifen, daß der Feind uns nicht zuvorkam und nicht noch heute angriff, also glaubte ich ein Gefecht sehen zu können. In der Nacht war plötzlich Frühling eingetreten. Die Temperatur war hoch gestiegen und hatte im Verein mit einem dichten, warmen Nebel wie durch einen Zauber allen Schnee von den Dächern und Feldern aufgezehrt. Der Schmutz auf Straßen und Wegen war kniehoch, an einzelnen Stellen verwandelte strömendes Wasser die Wege in Bäche, und wenn man auf einem Seitenwege durch einen Knick das Feld betrat, versank das Pferd bis an den Bauch, denn die Felder waren zu einem einzigen Sumpf geworden.

Sobald ich mich zu Pferde gesetzt hatte, verdichtete sich der gemütliche „pommersche Nebel" zu jenem milden, dauernden, dicken Landregen, bei dem der Berliner sagt, „es hört auf, sachte zu regnen", und dieser Regen bei stetigem, mich begleitendem Südwinde nahm eine langsame, aber sichere Erweichung, nicht meines Innern sondern meines Äußern vor. In Kolding fand ich wieder Hohngelächter ob meiner Hoffnung, einen Dänen zu sehen, und erhielt statt dessen Rotwein, worauf ich einen sehr unangenehmen Ritt gegen den Wind die kleine halbe Meile nach Vonsild zurück machte. Ich begegnete dabei verschiedenen Truppen, Belgien-Infanterie, lauter Steirer, juchzend und jubelnd, als ob sie daheim auf den Alpen wären, Garde-Infanterie, schneller und geschlossener marschierend, nicht so gut, aber nicht minder fröhlich singend.

Am Südeingang von Kolding entstanden fast Händel zwischen dem österreichischen 9. Jäger-Bataillon und den Garden. Ersterem hatten die ihm zugewiesenen Quartiere nicht gefallen, und es hatte daher vorgezogen, in die für ein Garde-Bataillon bestimmten nach Kolding zu rücken. General v. der Mülbe ließ nachgeben, zur Vermeidung von

Streit mit den Alliierten. Erst ärgerte ich mich über diese Übergriffe der Österreicher, als ich aber in Vonsild erfuhr, daß unsere Kürassiere das Quartier weggenommen hatten, das einem österreichischen Brigadestabe gehörte, da war ich befriedigt. Auch hatte man dem österreichischen 9. Jäger-Bataillon nicht verdenken können, daß es mit seinem Quartier nicht zufrieden war. Das ihm vom Generalstab zugewiesene Bellevue südlich von Kolding war nämlich bloß ein Aussichtspunkt ohne Schutz gegen den strömenden Regen.

Ich kam in Vonsild mit dem Alten zugleich an, welcher beim Pastor einquartiert war und daselbst das ganze Hauptquartier zum Essen versammelte. Der Seelsorger war ein Jahr älter als Wrangel und wurde von diesem doch „mein Sohn" genannt. Den Grafen Clermont-Tonnère, damals Militärattaché bei der französischen Gesandtschaft in Berlin, fragte Wrangel heute, in Gegenwart mehrerer Österreicher, mit vieler zärtlicher Teilnahme nach dem Befinden des Generals Garibaldi.

Abends befahl der Marschall, er wolle um einhalb vier Uhr früh am anderen Morgen reiten. Auf die Vorstellung, daß die Truppen später marschierten und man um einhalb vier Uhr weder sehen noch anordnen könne, sagte er: „Is zu früh, halb vier? Janz jut! Reitste um dreiviertel viere!" Dabei blieb es.

Wir waren in dem kleinen Neste natürlich wie die Heringe übereinander untergebracht, und während ich mir abends aus Furcht vor den zahlreichen Bettbewohnern mein Lager auf Stroh bereitete, sagte ich zu Louis Aremberg, der sich neben mich bettete: „Weißt Du was, j'ai une idée lumineuse. Wir reiten erst um fünf Uhr. Wenn es hell wird, haben wir den Alten eingeholt, im Dunkeln vermißt er uns nicht, wir können aber eine Stunde länger ruhen."

Der 8. März. Vor Fredericia. Veile. So geschah es. Der Alte war unter Vortritt einer berittenen Laterne längst fort, als wir uns um fünf Uhr zu Pferde setzten. Noch war es stockdunkel, so daß man nicht sah, wohin man ritt. Vor einem heftigen Windstoß, der uns am Ausgang des Gehöfts entgegentobte, prallten unsere Pferde zurück und gegeneinander. Ich saß entsetzlich unbeholfen auf meinem Fuchs, denn mein Mantel war noch zentnerschwer von der gestrigen Durchweichung und zog mich fast vom Pferde. Wir trabten los und erreichten am Nordausgange von Kolding, unbemerkt und unvermißt, das Hauptquartier beim ersten Schimmer des sich gegen Osten ankündigenden Tages, denn der Alte hatte, obgleich ihm die Laterne zu Pferde vorleuchtete, wie die Feuersäule den Kindern Israels im Lande Jemen, den Weg verfehlt gehabt und war vorher zu einem falschen Tor hinaus-

geritten, zu dem noch keine Truppen ausmarschiert waren, und führte so den Thronfolger bereits über die Vorposten hinaus, geradeswegs den Dänen in die Arme. Ein Offizier in Kolding hatte dies bemerkt, auch beim Schein der Laterne den Kronprinzen erkannt, hatte schnell satteln lassen und glücklich in schnellster Karriere die ganze Gesellschaft eine Viertelmeile von den dänischen Vorposten eingeholt und zum Umkehren bewogen. Es fehlte nicht viel, so wäre das ganze Hauptquartier mit dem Kronprinzen in die Arme des Feindes gefallen.

General v. der Mülbe hatte Befehl, auf Fredericia zu marschieren, die gerade Chaussee auf Veile aber von sechs Uhr ab für die Österreicher freizulassen. Dennoch schlug er erst die Richtung auf der Chaussee nach Veile ein, weil auf der Chaussee nach Fredericia das Defilee von Gudsö in Feindeshand und sehr stark war. Bei Alminde bog er rechts ab, in der Richtung auf Höirup, und als die Chaussee frei war, früh sechs Uhr, ruhte er. Unterdessen ging nur ein Bataillon um sechs Uhr von Kolding direkt nach Gudsö, die feindliche Besatzung dieses Orts zu beschäftigen, der unterdessen der Rückzug abgeschnitten ward.

Als das Hauptquartier den richtigen Weg einschlug, erreichte es bald die Queue der Garden. So ein Kriegsmarsch der Infanterie geht, besonders bei schlechten Wegen, in ermüdender Langeweile, mit stetem Stocken, Halten und Wiederanrücken, langsam vorwärts. Der Kronprinz unterhielt sich dabei mit den einzelnen Leuten, denn es war nun Tag geworden, ich drückte mich vom Hauptquartier fort und erreichte die Tete der Kolonne, wo der General v. der Mülbe hielt. Dieser bot mir das Kommando seiner sechsundzwanzig Geschütze für das Gefecht an, weil er keinen Stabsoffizier der Artillerie dazu hatte, was ich gern annahm, denn nun hatte ich doch etwas zu tun.

Die Rast, welche v. der Mülbe angeordnet hatte, war keine Erholung für die Truppen, denn sie konnten sich in dem tiefen Schlamm, mit dem heute Straßen und Felder bedeckt waren, doch nicht hinsetzen oder legen, noch ihres Gepäcks entledigen, also setzten wir uns bald auf das Defilee von Höirup-Kro zu in Bewegung.

Das Defilee war vom Feinde besetzt. Ich fand auf einem Seitenwege eine Stellung für die Vierpfünder, um das Defilee zu beschießen, aber ehe sich die Geschütze in dem tiefen Schlamm durchgearbeitet hatten, war die Brücke durch die Elisabeth-Grenadiere mit Hurra genommen. Was da nicht gefangen genommen ward, wurde verfolgt. Es ging nun fechtend ziemlich schnell vorwärts, so schnell es der tiefe Boden erlaubte. Unsere Infanterie war rechts und links des Weges ausgeschwärmt, und ich freute mich, wie unsere Leute, wenn sie schon auf sehr weite Distanz

vom Feinde Feuer erhielten, aufsahen, kopfschüttelnd lächelten und langsam näher herangingen, bis sie gut treffen konnten. Dann wichen aber die Dänen. Nur an einem Gehöft, das mit rechts und links ausgehenden Knicks einen Abschnitt bildete, schienen sie Widerstand leisten zu wollen. Zwei Schüsse aus den Vierpfündern brachten sie wieder zum Weichen. So drangen wir mit den vordersten beiden Bataillonen schneller vor, als die große Masse der Truppe in beschwerlichem Marsche uns folgen konnte, und ließen rechts und links des Weges Dörfer und Gehöfte vom Feinde besetzt, zu dessen Vertreibung und Gefangennehmung die Truppen des Gros einzelne Abteilungen entsandten. Wir sprengten so die feindliche Gefechtslinie auseinander. Die Leitung des Gefechts war dadurch außerordentlich erschwert, daß es ganz unmöglich war, auf das Feld seitwärts hinauszureiten, weil man dort mit dem Pferde versank. So mußte General v. der Mülbe mit seinem ganzen Stabe, um etwas sehen zu können, vorn in der Tirailleurlinie reiten. Wir bildeten so einen dichten Knäuel Reiter, der vornehmlich das Ziel des feindlichen Infanteriefeuers war. Dennoch ist von uns Offizieren keiner getroffen, wohl aber einige Ordonnanzen hinter uns. Einen davon fing ich auf, als er, erbleichend, eben vom Pferde glitt. Er war durch die Brust geschossen. Hierbei nach rückwärts blickend, sah ich, daß zwei Vierpfünder hinter uns schleunigst einen Seitenweg nach rechts heraustrabten und mit der Front nach rückwärts abprotzten. Ich jagte hin und kam eben noch an, um das Feuern zu verhindern. Sie hatten eine seitwärts detachierte Kompagnie Elisabeth für zurückweichenden Feind gehalten, den sie beschießen wollten. General v. der Mülbe begrüßte mich, als ich zu ihm zurückkehrte, freudig und sagte, es sei ihm das Herz leicht geworden, als er mich habe rechtzeitig ankommen sehen, das Unglück zu hindern. Es war ja eben sichtbar geworden, wie gut die Vierpfünder trafen.

Wir erreichten jetzt den Heisekrug, an welchem der Feind auch einen kurzen Widerstand leistete, aber bald vertrieben war und auf das Dorf Sunderbygaard in der Richtung auf Fredericia wich. Am Heisekrug ließ General v. der Mülbe die Avantgarde halten, denn hier kreuzte sich der von uns eingeschlagene Querweg mit der geraden Straße Kolding—Fredericia. Es kamen Meldungen an, daß die Dänen von Gudsö zurückgewichen seien. Diese Truppen waren also noch hinter uns. General v. der Mülbe ließ ihnen daher ein Bataillon entgegenschicken, um sie in Empfang zu nehmen, und nahm mit den anderen beiden Bataillonen der Avantgarde eine Stellung gegen Sunderbygaard, wobei ich die Artillerie weit seitwärts der Straße, rechts vom Kruge, auf einem Feldwege aufstellte. So wurde das Eintreffen des Gros der Division abgewartet. Tirailleure waren vor-

geschoben und ein Wäldchen rechts von uns besetzt. Noch ehe das Gros eintraf, kam die Meldung, daß feindliche Massen zu einem Gegenangriff durch das Dorf vor uns anrückten. Ich ließ die Vierpfünder auf den Ausgang des Dorfes richten. Die Entfernung war auf 2000 Schritt beurteilt. Bald zeigte sich eine dunkle Masse, und die feindlichen Tirailleure fingen an, stärker zu feuern. Es fiel unserseits ein Kanonenschuß. Die Granate klatschte und platzte in die dicke Masse auf der Straße, und diese geriet in eine starke Verwirrung, worauf sie verschwand. Es war eine sehr überraschende Wirkung durch diesen einen Kanonenschuß. Man fand nachher Leichen und tote Pferde auf dem Fleck. Nach Aussage der Gefangenen hat dieser Kanonenschuß fünf Offiziere und mehrere Leute zusammengerissen, darunter den feindlichen Brigadekommandeur, General Wilster, und seinen Generalstabsoffizier, der die Truppen zum Angriff führen wollte und sich an die Spitze gesetzt hatte.

Während jetzt, zehn Uhr, das Gros eintraf, kam auch Meldung, daß die Feinde rechts hinter uns auf Middelfart, nach dem Meere zu, zu entkommen suchten, und es wurden noch Truppen einen anderen Weg vorgeschickt, ihnen den Rückzug abzuschneiden. Jetzt ließ v. der Mülbe die Avantgarde durch das vorderste Bataillon des Gros verstärken und gab Befehl, das Dorf zu nehmen. Mittlerweile hatte der Feind Artillerie vorgebracht und beschoß unsere Vierpfünder. Ich freute mich sehr, daß ich sie so weit seitwärts der Straße aufgestellt hatte, daß die fehlgehenden Granaten der auf der Straße dicht zusammengedrängten Infanterie nicht schaden konnten. Auch beging der Feind den Fehler, nur nach unserer Artillerie und nicht nach dieser Infanterie zu feuern, deren tiefe Kolonnen nicht zu fehlen waren, und in denen er ein fürchterliches Blutbad anrichten konnte. So fehlte er bloß mit seinen schlecht tempierten Schrapnells unsere Artillerie, die ihrerseits den Kampf aufnahm und ihn eher vertrieb, als ich die nächste Batterie zur Verstärkung heranholte. Der General ließ nun den Angriff auf das Dorf machen, das fast ohne Widerstand des Feindes geräumt wurde. Jenseits des anderen Ausganges aber stand der Feind auf einer flachen Anhöhe, dicht vor der Festung, in Gefechtsformation, die Geschütze gegen den Ausgang des Dorfes gerichtet, soviel man sehen konnte, sechs Bataillone und zwei Batterien stark. Es war nach der Rekognoszierung dieser Stellung zwölf Uhr. Der Marschall und der Kronprinz waren am Heisekrug eingetroffen.

Mülbe erklärte dem Marschall, er halte jetzt die der Division gestellte Tagesaufgabe für erfüllt, seinen Auftrag für gelöst, wie er sagte, welcher darin bestand, den Feind nach Fredericia hineinzuwerfen und

diese Festung nach Westen hin derart abzuschließen, daß die Linie Kolding—Veile, auf der Gablenz operiere, gedeckt sei. Da die Truppen nach einer Nacht ohne Ruhe seit einhalb vier Uhr bis zwölf Uhr in tiefem Schmutz marschiert waren und v. der Mülbe noch die in Gehöften und Dörfern seitwärts der Straßen zurückgebliebenen Feinde zusammenlesen wollte, so wollte er die Truppen nicht noch durch den Angriff auf einen Feind ermüden, der in günstiger Stellung dicht an der Festung stand und von den Kanonen derselben unterstützt wurde. Deshalb wollte v. der Mülbe, nach Sammlung aller Gefangenen und Zurückschaffung der Toten und Verwundeten, hinter den Abschnitt Höirup—Gudsö zurückgehen und die Verbindung mit Gablenz gegen Veile sichern.

Der Marschall erteilte hierzu seine Genehmigung, befahl aber dazu, v. der Mülbe solle noch morgen die Festung Fredericia persönlich rekognoszieren. Dazu wäre nötig gewesen, daß v. der Mülbe das Terrain, welches er heute freigab, morgen wieder eroberte, und er erklärte deshalb, er werde die Festung noch heute oder morgen früh rekognoszieren, die Stellung vorwärts des Abschnitts Höirup—Gudsö nehmen, und zwar die Vorposten von Sundal an der Möllebucht über Sunderbygaard nach Bredstrup aufstellen, dahinter die Truppen in Kantonements legen. Gegen Abend sandte der Marschall dem General v. der Mülbe den Befehl, die Rekognoszierung der Festung als zwecklos zu unterlassen und hinter den Abschnitt Höirup—Gudsö zurückzugehen.

Nachdem der Marschall den General v. der Mülbe verlassen hatte, um sein Hauptquartier in Kolding zu nehmen, fiel beim Heisekrug eine hübsche militärische Szene vor, welche auf dem Theater Effekt machen würde. Major v. Alvensleben hatte nämlich v. der Mülbe vorgeschlagen, den feindlichen Verteidigern von Gudsö den Rückzug abzuschneiden, und deshalb Befehl erhalten, die dazu kommandierten Truppen zu dirigieren und zu begleiten. Jetzt kam er angesprengt, mit einem dänischen Säbel in der Hand, und übergab ihn seinem General mit den Worten: „Der Hauptmann Dau legt Euer Exzellenz seinen Säbel zu Füßen. Seine Truppen haben die Waffen gestreckt.“ v. der Mülbe nahm den Säbel in die Hand, gab ihn dann dem Major wieder mit den Worten: „Es war Ihr Werk, behalten Sie den Säbel zum Andenken.“

Als die von Alvensleben dirigierten Truppen nämlich in die Nähe des Meeres gekommen waren, sahen sie die Dänen sich am Meeresstrande entlang auf Middelfart zurückziehen. Jetzt entstand ein Wettlauf, denn die Dänen hofften noch durchzukommen und gegenüber Middelfart rettende Schiffe zu erreichen. Während dieses Laufens wurde beiderseits viel geschossen und gar nichts getroffen, bis endlich die dänische Kompagnie, allseitig von Übermacht umgeben, stehen blieb, die Gewehre

hoch in die Luft hob und mit den Bajonetten in die Erde steckte. Sie war 150 Mann stark.

Außer diesen 150 Mann waren im Gefecht und danach etwa noch 40 Mann Dänen gefangen genommen. Die Zahl der feindlichen Toten und Verwundeten betrug etwa 30. Unser Verlust bezifferte sich auf 2 Mann tot, 2 Offiziere, 16 Mann verwundet. Von den Offizieren war Hauptmann v. der Lochau am Arm verwundet. Er fiel auf der Chaussee vor Sunderbygaard, in dem Augenblick, als der Feind zum Angriff vorging. Da er somit in Gefahr war, in Feindeshand zu geraten, während unsere vordersten Tirailleurs vor dem Gegenstoß hinter die nächsten Knicks behufs Deckung zurückwichen, blieb ein braver Soldat von den Elisabeth-Grenadieren bei ihm, legte ihn in seinem Mantel in den Graben und sich selbst schützend auf seinen Hauptmann, bis unsere wiedervorgehenden Truppen ihn befreiten. Der Leutnant v. Rosenberg kam im Gefecht an mich heran und sagte mir, sehr blaß, „ich bitte um Erlaubnis, das Gefecht verlassen zu dürfen, ich kann meinen Arm nicht mehr heben". Auf meine erstaunte Frage, weshalb, erhielt ich die Antwort, er sei verwundet. Es ist preußische Pflichttreue, daß ein junger Offizier, der verwundet ist, erst um Erlaubnis bittet, zurückgehen zu dürfen. Er hatte einen Prellschuß an der Schulter. Die Kugel war auf einen Knopf des Paletots geschlagen, unter dem auch gerade der Knopf des Rocks saß, und war deshalb nicht eingedrungen. Der Schlag war aber so heftig gewesen, daß er den Getroffenen umwarf. Man hielt den jungen Offizier für leicht verwundet. Nach Jahren habe ich ihn noch wiedergesehen, wie er den Arm immer noch nicht gebrauchen konnte. Die feindliche Kugel hatte einen Nerv zerquetscht, und der Patient litt seitdem entsetzlich im ganzen Körper an Nervenschmerzen. So kann man bei einer Schußwunde nie wissen, ob sie leicht ist oder schwer.

Die Verluste, die wir erlitten, sind ein Beweis, daß das Gefecht vor Fredericia sehr unbedeutend gewesen ist. Dennoch ist es in hohem Grade lehrreich, und die verschiedensten Urteile wurden darüber im Hauptquartier gefällt. Erst hatte man entsetzlich v. der Mülbe getadelt, daß er nicht direkt auf Gudsö marschiert sei, sondern über Alminde und Höirup diese Stellung umgangen habe. Als man aber die Stärke des Defilees von Gudsö erkannte, da lobte man ihn, daß er fast ohne Verlust diesen Abschnitt genommen. Die Zahl der Gefangenen und feindlichen Toten und Verwundeten, also der Erfolg kam dem der Österreicher im Gefecht von Översee nahezu gleich. Der eigene Verlust von 2 Offizieren, 18 Mann gegen den der Österreicher von etwa 450 Mann kritisiert deren Führung. Als aber am Abend des 8. März in Kolding die Nachricht

eintraf, daß die Österreicher Veile mit einem Verlust von mehreren hundert Mann erstürmt hatten, da sprach man im Hauptquartier Wrangels sehr ungehalten über v. der Mülbe, daß er die letzte Stellung der Dänen vor Fredericia nicht in einer regelmäßigen Schlacht angegriffen habe.

Seine Ansicht, er habe seinen Auftrag erfüllt und die Truppen hätten für die Arbeit eines Tages genug getan, hat wohl einige Berechtigung. Daß man das Blut der Soldaten nicht vergeudet, um ein elegantes Gefecht geliefert zu haben, ist ebenfalls sehr wahr. Aber es kommt im Kriege meistens viel mehr auf den moralischen Erfolg an als auf den materiellen. Ein Feind, der sich in Schlachtordnung aufstellt und nicht angegriffen wird, fühlt sich moralisch gehoben. Hätte v. der Mülbe die sechs Bataillone vor sich angegriffen und geschlagen, was ihm mit seiner Übermacht leicht werden mußte, so hätte der Feind einen moralischen Schlag von unberechenbarer Tragweite erhalten, ja, es war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß unsere Truppen nach dem Siege mit den fliehenden Feinden zugleich in die Festung eingedrungen wären und diese genommen hätten.*) Statt dessen hatte der Feind von dem Gefecht den Eindruck, daß seine Sicherheitstruppen vor unserer Übermacht zurückwichen und wir nicht wagten, ihn anzugreifen, sobald er sich in Schlachtordnung stellte. Es war wieder die Folge einer langen Friedensgewohnheit, die in den Friedensmanövern ihren Ursprung hat, daß v. der Mülbe innehielt, sobald er glaubte, „seinen Auftrag erfüllt" zu haben. Im Kriege hat man nie genug getan, solange noch etwas zu tun übrig bleibt, und da darf man keine Gelegenheit versäumen, feindliche Streitkräfte zu vernichten, denn erst wenn sie alle vernichtet sind, dann hört der Widerstand auf und ist der Kriegszweck erreicht. Im Frieden aber wird derjenige scharf bei den Manövern getadelt, der über seinen Zweck hinausgeht, nachdem er seinen Auftrag erfüllt hat. Dann muß man ihn aber auch im Kriege nicht herbe beurteilen, wenn er es so macht, wie er es im langen Frieden gelernt hat.

Das Verhalten von Gablenz in dem Gefecht von Veile steht allerdings im grellen Gegensatz zu dem von Mülbe im Gefecht vor Fredericia.

Seit sechs Uhr früh debouchierten die Österreicher durch Kolding und marschierten auf Veile mit einer Kolonne. Die andere sollte von Vamdrup aus links davon gegen Norden vordringen. Aber sie fand die Koldingaue überschwemmt und konnte sie dort nicht überschreiten. Oberst Flies schwamm zwar mit seiner Kavallerie durch die Über-

*) Diese Aussicht war ausgeschlossen, da Fredericia völlig sturmfrei und gut ausgerüstet war.

schwemmung, aber die Infanterie konnte nicht folgen und bog auf Kolding ab, hinter die erste Kolonne. Unterdessen hatte ein Zug Dragoner an der Spitze die feindliche Kavalleriespitze getroffen und war ungestüm und unbedacht auf sie los gejagt. Wieder stellten die Dänen eine Falle gegen die unzeitige Tapferkeit. Der Zug Österreicher wurde jämmerlich zusammengehauen, der Leutnant Graf Czernin fiel, von wuchtigen Säbelhieben arg zugerichtet, in dänische Gefangenschaft, und der ihn begleitende Graf v. Uexküll vom Generalstabe kam mit mehreren klaffenden Wunden im Gesicht zurück. Vor der vorgehenden österreichischen Infanterie wichen die feindlichen Beobachtungstruppen auf Veile. Dort bildete die Stadt eine einzige Straße von Süden nach Norden, in einer Länge von tausend Schritt. Rechts trat das Meer bis an diesen Damm. Links, westlich, war das Tal durch die Überschwemmung in ein Meer verwandelt, so daß die einzige, von Süden nach Norden führende Straße einen langen Damm bildete, vor dessen nördlichem Ausgange der Feind in Schlachtordnung stand, die Stadt nur mit seinen Vortruppen besetzend.

Hier langte Gablenz am Nachmittage an. Er sagt, seine Truppen seien von einem halben Nachtmarsch und einem ganzen Tagemarsch zu müde gewesen, als daß er ihnen hätte zumuten können, im Freien zu kampieren. Er habe müssen Veile erobern, damit seine Soldaten darin schlafen konnten.

Nachdem die südlichen Beobachtungstruppen des Feindes in die Stadt hineingeworfen und durch dieselbe hindurch schleunigst in die nördliche, zweihundert Fuß hohe, dominierende Stellung der Haupttruppe geeilt waren, ohne die tief im Tale liegende Stadt zu halten, folgten auch die Österreicher nicht in diese Schlucht, sondern warteten den Aufmarsch des Gros, speziell der Artillerie, ab. Das südliche Ufer ist nicht so hoch als das nördliche der Dänen. Dort hatten diese eine gezogene Batterie zur Fernwirkung, eine glatte Batterie gegen den Nordausgang und eine Raketen-Batterie aufgestellt. Die Infanterie war in Waldung und hinter Verhauen eingenistet. Solche Stellung schien uneinnehmbar.

Als Gablenz sich aus dem angeführten Grunde zum Angriff entschloß,*) zog er zunächst soviel Artillerie als möglich auf die südliche Höhe. Major v. der Becke, der dazu den Rat erteilte, lehrte den österreichischen Artilleristen, wie sie beobachten und korrigieren sollten, und erwarb sich durch sein kaltes Blut den einstimmigen Beifall der Öster-

*) Gablenz entschloß sich zum Angriff, da er aus den Meldungen ersah, daß auf ein rechtzeitiges Eingreifen der Nebenkolonne Neipperg nicht mehr zu rechnen sei.

reicher, bei denen er von uns aus kommandiert war. Hierbei machten die Österreicher die Erfahrung, daß sie mit ihren Schrapnells nichts wirkten, weil ihnen die Beobachtung der Sprenghöhe und die Korrektur nicht möglich war. Auch die feindlichen Schrapnells trafen nicht. Erst als die Österreicher nur mit Granaten schossen, bewältigten sie die feindliche Artillerie. Es standen hier zwanzig österreichische Geschütze, darunter sechzehn schwere, in einer Linie. Sobald der Feind Stellung wechselte und ins Blaue schoß, meldete Becke Gablenz, jetzt sei es Zeit zum Angriff. Hessen-Infanterie an der Tete, durcheilten die Österreicher im Laufe die gerade Straße, während ihre Artillerie die feindliche so zudeckte, daß diese verabsäumte, mit ihrem Feuer diese gerade Straße zu fegen. Als aber die österreichische Infanterie aus dem Nordende von Veile heraustreten wollte, ward sie von einem so mörderischen Feuer aus den zurückgehaltenen glatten Geschützen und aus Infanteriegewehren empfangen, daß sie nicht weiter vordringen konnte, sondern in den nördlichsten Häusern der Stadt einen notdürftigen Schutz suchen mußte. Von hier aus, wie aus Gärten und von Zäunen, erwiderte sie, so gut es ging, das feindliche Feuer. Allmählich vermehrte sich die österreichische Infanterie am Nordende der Stadt, ward auch die Wirkung der österreichischen Artillerie präziser und gefahrbringender, und als endlich die Österreicher am Nordende eine Schlucht fanden, in die sie Tirailleure gedeckt hineinschieben und ausbreiten konnten, hielt es der feindliche Führer, dem die Kühnheit der Angreifer imponierte, an der Zeit, freiwillig zurückzugehen, um nicht geschlagen zu werden. Der Rückzug erfolgte in guter Ordnung, die Österreicher besetzten die jenseitige Höhe und bezogen Quartier in Veile.

Die Österreicher hatten wieder einen Verlust von einigen hundert Mann;*) Gefangene haben sie zweihundert gemacht. Der Verlust des Feindes an Toten und Verwundeten kann nur gering gewesen sein. Die Österreicher waren wohl Sieger, aber sie hatten weit mehr Verluste als der Besiegte. Dennoch wurde der Kampf von Veile nach Ansicht aller Menschen weit über den von Fredericia gestellt. Der Unterschied liegt in der Auffassung der beiden Führer. Mülbe hatte nicht angegriffen, weil seine Truppen ermüdet waren, und war zurückgegangen, Gablenz hatte angegriffen, weil seine Truppen zu müde waren, um zurückzugehen. Selbst der zuschauende Graf Clermont-Tonnère, der dem Gefecht vor Fredericia beiwohnte, empfand keinen vorteilhaften Eindruck von dem Gefecht der preußischen Garden, und wenn er uns auch als höflicher

*) Der österreichische Verlust betrug nur 1 Offizier, 11 Mann tot, 7 Offiziere, 73 Mann verwundet. Die Dänen hatten 3 Offiziere, 164 Mann verloren, darunter 132 Gefangene.

Franzose beglückwünschte und sagte, wir könnten mit dem Verhalten unserer jungen Truppen recht zufrieden sein, so hat er doch seinem Kaiser Napoleon berichtet, die preußische Infanterie sei im Gefecht recht gut, aber es fehle ihr der französische Elan. Nach dem Düppelsturm, den er mit ansah, schrieb er dem Kaiser im ersten Feuer der Begeisterung, die preußische Infanterie sei die erste der Welt, was ihm Napoleon sehr übel genommen haben soll.

Wir quartierten uns in Kolding ein. Ich kam die erste Nacht mit Clermont-Tonnère in ein Zimmer.

Der 9. März. Berichte an den König und Privatbriefe absorbierten meine Zeit. Gegen den Feind war nichts los. Nach Fredericia konnten wir nicht hinein, und der Feind kam nicht heraus. Im Norden war der Feind, welcher Gablenz gegenüber gestanden hatte, auf Horsens zurückgewichen, und die Österreicher hielten nach der kolossalen Anstrengung vom 7. und 8. März Ruhetag.

Ich benutzte die freie Zeit noch zu Vergleichen zwischen der österreichischen und preußischen Infanterie. Letztere marschiert schneller und geschlossener. Aber die Garden waren gestern um zwölf Uhr schon müde, die Österreicher, die ebenfalls den Tag zuvor marschiert und in der Nacht so gut wie keine Ruhe gehabt hatten, konnten noch um halb drei Uhr nachmittags ein heftiges Gefecht liefern. Lag es allein daran, daß wir zu geschlossen und zu schnell marschieren, daß die Österreicher auf die Dauer länger aushalten? An den Stiefeln lag es nicht, denn die Fußbekleidungen beider Truppen waren durch den tiefen Schmutz der Auflösung nahe. Ich verglich das Gewicht, das sie zu tragen hatten. Da stellte sich heraus, daß der preußische gepackte Tornister vier Pfund, das Gewehr zwei Pfund schwerer wiegt als der österreichische. Außerdem trägt der preußische Infanterist eine größere Patronenzahl. Letztere zu vermindern, wäre wohl bedenklich, denn Infanterie, die sich verschossen hat, kann nur noch als Scheibe für den Feind dienen. Aber sechs Pfund Gewicht mehr können wohl auf die Dauer bei großen Anstrengungen die Leistungsfähigkeit der Truppe beeinträchtigen.

Auch die österreichische Artillerie ist leichter. Sie kam ohne Stutzen durch den tiefen Boden, wogegen ich bei unseren Vierpfündern Stangenpferde hinfallen sah, die die bloße Protze ziehen sollten. Allerdings haben auch die österreichischen Geschütze weniger Munition bei sich als unsere und werden bei langen Kanonaden leichter in Verlegenheit kommen; aber bei unserem Vierpfünder ist das Gewicht doch gar zu ungleich verteilt. Die Vorderräder sind zu stark belastet.

Der 10. März. Schönfeld sprach die Absicht aus, seine Kameraden in Veile zu besuchen. Der Alte gab uns Briefe an Gablenz mit. Schönfeld wollte durchaus fahren, und ich fügte mich, so unangenehm mir das war. Der Marschall spottete mich darüber aus. Der Leiterwagen schüttelte uns gewaltig, und der Sohn Jütlands mit seinen schwerfälligen Pferden brauchte ehrliche dreieinhalb Stunden auf die dreieinviertel Meilen. Zum Teil war auch ein Aufenthalt unterwegs daran schuld, daß wir soviel Zeit brauchten, denn ein geistreicher österreichischer Trainknecht hatte den Befehl, immer rechts zu fahren, so genau befolgt, daß er auf umgeworfene Baumstämme hinaufgefahren war, den Planwagen umgeworfen hatte und die Straße sperrte, auf der endlose Wagenreihen hüben und drüben der Lösung dieses gordischen Knotens harrten. Erst ärgerten wir uns über den Aufenthalt, aber dann unterhielt uns das Schimpfen derer, die sich auch ärgerten. „Du Mistvieh, infamigtes", tobte der Trainkorporal, „warte nur, morgen fünfundzwanzig, wenn ich's dem Herrn Oberleutnant melde." Das Drohwort „fünfundzwanzig" hörte man in der österreichischen Truppe fortwährend.

In Veile erfuhr ich die Details des Gefechts. Es ist überhaupt merkwürdig, wie leicht viele Menschen im Gefecht Gespenster sehen. Hatte mich doch einer unserer Herren vorgestern während des Gefechts sehr erregt gebeten, doch auf die Batterie da feuern zu lassen, die rechts in unserer Flanke abprotzte. Ich sah nichts. Verzweifelt über meine Kurzsichtigkeit, richtete ich das Fernrohr dahin und sah einen dänischen Bauern, der erschreckt aus seinem Hause flüchtete.

Gablenz nahm uns wieder mit seiner großen Liebenswürdigkeit auf und strahlte über seine Erfolge.

Wir kamen abends zwischen zehn und elf Uhr durchnäßt und ausgefroren nach Kolding zurück.

Der 11. März. Es fiel nichts vor. Der Alte ließ im Vortrage wieder seinen Launen die Zügel schießen. Während des Vortrages hörte man Pferdegetrappel auf der Straße, und Wrangel sah vom Fenster aus einen Pferdetransport vorbeiziehen, den ein englischer Pferdehändler für England aufgekauft hatte. „Die Pferde sind mein", rief er, indem er mit bedeutungsvoller Gebärde die Hand hinten in die Rocktasche steckte, als ob er den ganzen Pferdetransport hineinschiebe. Vergebens stellte ihm Falckenstein vor, daß dieser Pferdetransport, der schon angekündigt war, englisches Eigentum sei und nicht von uns mit Beschlag belegt werden dürfe. „Kalnein", schrie der Marschall, „gleich runter auf die Straße! Die Pferde konfiszziere ich für das fliegende Pferdelazarett — so nannte er das fliegende Pferdedepot, weil soviel kranke Pferde

darin waren —, und Sie, blauer Oberst", setzte er zu Podbielski hinzu, „schütteln Sie nicht mit dem Kopfe."

Podbielski antwortete ihm sehr bestimmt, er werde dadurch nur Verwicklungen herbeiführen und die Pferde doch wieder herausgeben müssen. „Wirste nichts wieder herausgeben. Ich habe das Land mit das Schwert erobert, und was darin ist, ist mein!", und wieder fuhr die Hand in die Rocktasche. Er führte in der Tat recht erhebliche Verwicklungen mit England herbei, deren Resultat war, daß wir die Pferde wieder herausgeben und den Engländer noch für den Geschäfts- und Zeitverlust entschädigen mußten.

Das Wetter war schändlich. Es wechselte Schnee mit Regen. Ich besuchte die Verwundeten im Lazarett. Es wurde gerade ein Soldat begraben, und zwar mit allen militärischen Ehren. Die Leichenmusik machte auf die in den Räumen noch liegenden Verwundeten einen sehr deprimierenden Eindruck. Viele weinten bitterlich. Solche Eindrücke verschlimmern den Zustand der Unglücklichen. Wo ich später zu befehlen hatte, habe ich wegen dieser Erfahrung die Musik immer erst in einer solchen Entfernung vom Lazarett beginnen lassen, daß sie innerhalb desselben nicht gehört werden konnte.

Der 12. März. Herr v. Holstein, Diplomat im Gefolge des Konsuls Wagener, ein junger Attaché, wollte gern „etwas erleben". Er bat mich, ihn im Gefecht mitzunehmen. „Kannste haben, Gefecht mit ihm", sagte der Alte, „reitste mit ihm bis an die Festung, sie schießen nach ihm, haste Gefecht."

So begleitete er mich heute bei einem Ritt, auf dem ich mehreres sehen wollte, ihn aber nicht in den Bereich des feindlichen Feuers führte. Er hatte sich einen Paletot im Militärschnitt zugelegt, eine Mütze mit schwarzem Streif aufgesetzt und sah so aus wie ein dänischer Kurschmied, der sich mit der Binde der Alliierten versehen hat.

Nachdem ich in Eltang im Stabe der Garde-Division einiges besprochen, ritt ich über Gudsö und Nörre Bjert nach dem Strande, wo bei Dreiens-Haus eine Strandbatterie aufgestellt war. Die Geschütze hatte man so placiert, daß sie das Fahrwasser nicht beschießen konnten. Zu- und Abgang zur Batterie war fast unmöglich. Ich hätte die dänischen Schiffe für ein Billiges versichern mögen, wenn sie bei dieser Strandbatterie vorbei nach Kolding fahren wollten, um uns aufzuheben.

Auf dem Heimwege überfiel uns eisiger Regen mit einem solchen Sturm, daß sich die Pferde kaum auf den Beinen halten konnten.

Der 13. März. Ich war recht erkältet und mußte das Zimmer hüten. Ich hatte Zeit dazu, denn beim Marschall passierte nichts. Zwar

brach nun endlich Gablenz auf, um den Feind über Horsens und Randers bis Aalborg zu treiben, aber diesen konnte ich doch nicht begleiten, da ich beim Marschall bleiben mußte.

Der 14. März. Ein Einwohner ward arretiert, der einem Marketender die schleswigsche Kokarde mit dem Schimpfwort „Verräter" heruntergerissen hatte. Da kam der Hardesvogt — Landrat — von Kolding — oder wie Wrangel mit Konsequenz sagte, Hadersvogt, wie er nie einen Namen richtig aussprach und den Leutnant Marcus stets Leutnant Lucas nannte. Dieser Hardesvogt bat für den Arretierten und begründete sein Fürwort, indem er angab, der Mann sei stets im Delirium und der Gemeinde eine große Last. „Schön", sagte der Alte, „nehme ich diese Last auf meinem Rücken — und dabei bückte er sich und zeigte mit der Hand auf den Rücken — und schaffe ihm nach Rendsburg. Ich bin gnädig, will ihm nicht hängen."

Der 15. März. Nach zwei Tagen Schonung fühlte ich mich früh vollkommen wiederhergestellt und überlegte eben, wohin ich wohl heute reiten könnte, um einmal einen genauen Anblick der Festung Fredericia zu gewinnen, als mich unerwartet die Kabinetts-Ordre traf, welche meine Ablösung durch den Oberstleutnant v. Rauch anordnete. Diese Kabinetts-Ordre befahl mir, meinen Rückweg über Gravenstein zu nehmen, um mich genau von dem Stande der Arbeiten zur Belagerung der Düppeler Schanzen zu unterrichten, und mich dann zum Dienst bei der Person des Königs nach Berlin zurückzubegeben. Den Oberstleutnant v. Rauch sollte ich im Hauptquartier Wrangels abwarten.

Ich ging in den Vortrag und versuchte, meine Bewegung und meinen Ärger zu verbergen. Abends suchte ich mich zu zerstreuen. In einem Gasthofe waren viel Offiziere versammelt und trieben harmlose Kurzweil.

Leuinant Michaelis von den Husaren und Leutnant Scheibert vom Ingenieurkorps trugen burleske Lieder am Klavier vor. Ich konnte nicht einmal darüber lachen, obgleich mich sonst solche Vorträge immer sehr erheiterten.

Das einzige, was mich diesen Abend interessierte, war die Erzählung des Leutnants Michaelis von einem Husarenstreich eines Garde-Husaren. Ein Unteroffizier führte eine Patrouille gegen Fredericia. Er ließ in dem letzten Gehöft von Sunderbygaard seine zwei Mann halten, saß ab, schlich sich bis auf zweihundert Schritt an die Vorposten des Feindes heran, legt sich hinter einen Knick und schießt seinen Karabiner ab.

Darüber springen alle Vorposten erschreckt auf. Er zielt und schießt noch einen Schuß, und zwar durch die Kopfbedeckung eines Dänen. Darauf rissen sie alle aus, in die Festung hinein. Der Unteroffizier wartet ruhig ab, was da kommen werde. Da fallen hintereinander sechs Kanonenschüsse, und zu beiden Seiten der Straße avancieren dichte Tirailleurlinien zum Angriff. Jetzt schleicht sich der Unteroffizier zurück, setzt sich zu Pferde, reitet langsamen Schritts wieder mitten auf der Straße auf die Festung zu, dankt durch einen Gruß für die Ehre und reitet wieder fort.

Der 16. März. Der Morgen kam, und ich fühlte mich so elend, daß ich glaubte, ich würde vom Typhus befallen werden. Der Gedanke aber, in Wrangels Hauptquartier noch krank liegen zu müssen, erschreckte mich, und ich tat mir selbst Gewalt an und ging in den Vortrag.

Dort spielte sich wieder eine eigenartige Szene ab. Es hatte sich als notwendig herausgestellt, Bestimmungen an die Zivilbehörden des von uns besetzten Teils von Jütland zu erlassen, um die nötigen Requisitionen zum Unterhalt der Armee derart zu regeln, daß den Übergriffen der Truppen dadurch vorgebeugt werde. Wrangel wollte durchaus dazu den versammelten Hardesvögten eine Rede halten. Vergebens hatte man ihm vorgestellt, daß, wenn er eine Versammlung der Hardesvögte beriefe, er deren Widerstand hervorrufe, daß es dagegen besser sei, jedem einzelnen unter Drohungen die nötigen Befehle in seine Stadt zu senden. Der einzelne werde schon der Gewalt nachgeben. Wrangel aber erwartete Wunder von der Macht seiner Rede und bestand darauf, alle Hardesvögte und Bürgermeister nach Kolding zu berufen. Er hielt ihnen eine Rede, drohte jeden einzusperren und fragte die Versammlung dann, ob sie den Requisitionen Folge leisten würden. Einer schämte sich vor dem andern, und keiner wollte öffentlich versprechen, dem Feinde Vorschub zu leisten, also erklärten sie alle einstimmig, sie würden nicht gehorchen.

Jetzt blieb Wrangel nichts anderes übrig, als sie alle arretieren und nach Rendsburg auf die Festung schaffen zu lassen.

Die Bevölkerung ward dadurch nur noch widerwilliger gemacht, und wir beraubten uns aller Organe, um irgend eine Anordnung zur öffentlichen Kenntnis zu bringen.

Am Nachmittag fand der Alte die Straßen von Kolding schmutzig und befahl dem Kommandanten, Major v. Brandenstein, den Bürgermeister kommen zu lassen und ihm zu befehlen, die Straßen reinigen zu lassen. „Geht nicht", sagte Brandenstein kurz. „Warum?", brüllte Wrangel. „Weil Exzellenz ihn nach Rendsburg geschickt haben." — „Ja

so", sagte Wrangel und ritt, vom Leutnant v. Falckenstein begleitet, spazieren, die Wut im Innern. Er ritt das überschwemmte Tal der Koldingaue entlang, die von ihm aber stets die goldene Aue genannt ward. Da fragte er den Leutnant: „Kann man durch der goldenen Aue reiten?" — „Nein", sagte Falckenstein. — „Probieren, durchreiten!", befahl Wrangel, und als Falckenstein im Sumpf versank, wandte Wrangel sein Pferd und ritt mit den Worten: „Kannste nicht!" Galopp nach Kolding. Falckenstein kam bald nach, denn er war vorsichtig gewesen.

Die Österreicher gingen nach Veile, Viuf und Alminde zurück und ließen nur eine Brigade in Horsens, weil der Feind den größten Teil seiner Streitkräfte eingeschifft hatte. Nur die Kavallerie-Brigade Flies, verstärkt durch Windischgrätz-Dragoner, ist weiter nach Norden vorgeschoben. Soeben hat vor Düppel die Ravenskoppel und Lillemölle genommen, indem er vor Tagesanbruch den Feind mit ungeladenem Gewehr überfiel. Er nahm die gesamte Besatzung gefangen, wohl zweihundert Mann, und verlor nur einen Mann.

Der 17. März. Oberstleutnant Schönfeld wollte sich einer Unternehmung anschließen, die um zwölf Uhr von dem Hauptquartier der Garde-Division, Eltang, ausgehen sollte, um Fredericia genau zu rekognoszieren, neun Tage nach dem Erscheinen vor der Festung die erste Rekognoszierung derselben. Ich begleitete Schönfeld und hoffte von dem Ritt einen wohltuenden Einfluß auf meine Stimmung. In Eltang fanden wir niemand. Mülbe hatte die Unternehmung zwei Stunden früher begonnen, von dieser Änderung aber keine Mitteilung gemacht. Wir eilten über Gudsö, Tavlow und den Heisekrug nach, kamen aber zu spät. Die Truppen waren bereits auf dem Rückmarsch.

Unter dem Schutz eines leicht geführten Gefechts, das die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zog, hatte man die Festung genau rekognosziert. Ein Leichtverwundeter war der Preis, um den man dies wichtige Resultat erkauft hatte. Der herrlichste Sonnenschein beleuchtete die Festung und erquickte mich. Es war der erste Sonnenschein nach langer Zeit des unerträglichsten Wetters.

Auf dem Rückwege ritt der Kommandeur eines Regiments mit uns und beschwerte sich, daß das viele Rekognoszieren und die kleinen Gefechte ihn ganz in seiner militärischen Tätigkeit störten. Erstaunt fragte ich ihn, was er denn sonst noch zu tun habe. „Nun", sagte er erregt, „denken Sie doch, ich bin noch nicht dazu gekommen, die Frühjahrs-Kompagniebesichtigung mit vorgezogenen Chargen im Detail vorzunehmen." Dieser Mann war so ein Fleisch und Blut mit dem Friedens-

dienst geworden, daß er der Ansicht war, die Armee sei nur der Besichtigung wegen da. Ich gab ihm recht, daß der Krieg die wichtigsten Zwecke des Heeres beeinträchtige. Schönfeld wollte über meine Antwort sterben vor Lachen und sagte mir, als der Oberst uns verlassen hatte: „Ich bin ordentlich froh, daß Ihr in Eurer Armee auch solche Leute habt wie wir.“

Dieser Oberst war einer der berühmtesten Friedenssoldaten gewesen, und bis jetzt eine Art Autorität, allseitig anerkannt.

---

5. Düppel und Ballegaard.

Der 18. März. Die Nachricht von dem gestrigen glänzenden Gefecht des Prinzen Friedrich Karl vor Düppel erregte große Freude. Er hatte mit einem Verlust von noch nicht hundert Mann dem Feinde einen Verlust von tausend Mann beigebracht, der glorreichste Erfolg bisher im ganzen Feldzuge. Details fehlten noch.*)

Vormittags kam Rauch an, um mich abzulösen. Ich orientierte ihn über alles, und er war sehr erstaunt, daß ich freundlich gegen ihn war. Auf eine Bemerkung seinerseits in diesem Sinne sagte ich ihm, ich könne es keinem preußischen Offizier verdenken, wenn er alle Minen springen lasse, um in den Krieg ziehen zu können. Er brachte mir übrigens eine angenehme Botschaft Seiner Majestät, welcher mir sagen ließ, ich könnte den Passus in der Kabinetts-Ordre, wonach ich über Gravenstein reisen solle, so auslegen, daß ich dort noch einige Tage bliebe, nur möchte ich mich nicht zu lange dort aufhalten und bedenken, daß er, der König, doch auch Adjutanten in Berlin gebrauche.

Darauf meldete ich mich beim Marschall ab. Seine Einladung, noch einige Tage bei ihm zu bleiben, weil übermorgen eine gewaltsame Rekognoszierung von Fredericia unternommen werden sollte, lehnte ich ab. Ich hatte keine Berechtigung mehr, im Hauptquartier zu bleiben, das für mich nun keine Verpflegung mehr empfing, sondern nur für Rauch

Der Kronprinz verabschiedete mich sehr freundlich und betraute mich mit einer, nach seiner Meinung äußerst schwierigen Mission an den Prinzen Friedrich Karl. Er fürchtete nämlich, dieser werde zur Feier des 22. März einen allgemeinen Sturm auf Düppel anordnen, und ich

*) Die Preußen hatten 16 Offiziere, 122 Mann, die Dänen 12 Offiziere, 664 Mann verloren.

sollte doch dem Prinzen vorstellen, daß es dem König äußerst schmerzlich sein werde, wenn sein Geburtstag zum Trauertage so vieler Familien gemacht würde.*)

Während meiner Abmeldungen waren meine Effekten gepackt, ich setzte mich zu Pferde und kam am Abend noch bis Hadersleben, wo ich die Nacht blieb.

Der 19. März. Früh trabte ich nach Apenrade, wo Menschen und Pferde sich stärkten, und um ein Uhr, also binnen vierundzwanzig Stunden nach meinem Fortreiten aus Kolding, traf ich in dem wohl dreizehn Meilen von Kolding entfernten Gravenstein ein. Dort war für mich bereits Quartier gemacht. Aber dort hatte sich Oberst und Flügeladjutant v. Loën einquartiert, der auf Urlaub nach Gravenstein gegangen war und gar keine Berechtigung zu Quartier hatte. Was das hieß, wo in Gravenstein über jeden Winkel verfügt war, kann man sich denken. Ich hatte umsoweniger Lust, auf der Straße zu biwakieren, als an der Tür der Wohnung mit Kreide angeschrieben stand: „Oberstleutnant Prinz zu Hohenlohe". Die Wohnung bestand aus zwei Zimmern. Das vordere, größere, hatte Loën eingenommen. Er war gerade nicht zugegen. Ich half mir selbst, legte meine Sachen in das zweite Zimmer, ließ mir dort ein Bett von der sehr zuvorkommenden Wirtin herrichten und schrieb an die Tür zu meinem Namen: „und ein Adjutant". Jetzt galt also Loën als mein Adjutant, und wenn jemand mich sprechen wollte, fand er den Obersten v. Loën, der ihn bei mir anmelden mußte. So ist es auch geblieben, und wir haben uns sehr gut vertragen, solange ich in Gravenstein war, denn ich sorgte stets für gute Verpflegung, und Loën aß die Kieler Sprotten sehr gern, die mein Vincenz immer beschaffte. Abends waren wir stets zum Diner beim Prinzen geladen. Sobald ich meine Sachen und Pferde untergebracht hatte, meldete ich mich beim Prinzen. Er war äußerst gnädig gegen mich, ließ mir sofort Nahrung, dann ein Pferd geben, befahl einem Ordonnanzoffizier, mich zu begleiten und mir alles zu zeigen. Auf meine, mir vom Kronprinzen auf die Seele gebundene Mission antwortete der Prinz lachend: „Ich weiß, daß wir einen milden und gütigen König haben und keinen Sultan von Dahomé, dem man mit Menschenopfern huldigt."

Wenn ich damit vergleiche, daß vor Plewna die Russen den Festtag des Kaisers durch einen Sturmversuch feierten, bei dem viele Tausende unter den Augen ihres Monarchen jämmerlich, aber zwecklos umkamen,

*) Ein Gerücht von dieser Absicht, die der Prinz indessen nie gehabt hatte, war auch nach Berlin zu den Ohren des Königs gedrungen, der es für notwendig hielt, deshalb an den Prinzen zu schreiben.

die aufgefordert waren, ihrem Kaiser Plewna als Festgeschenk zu erobern, so kann ich mich nicht wundern, wenn der Kitt zwischen Herrscherfamilie und Volk bei uns anderer Art ist als in Rußland.

Loën war beim Prinzen, als ich in dessen Quartier kam. Er war sehr verlegen, mich zu sehen, und meinte, er sei unterdessen in mein Quartier gegangen, weil er nicht geglaubt, daß ich so bald kommen würde. Ich sagte ihm, ich hätte schon alle seine Sachen auf die Straße geworfen. Erschreckt lief er in das Quartier und erheiterte sich sehr über meine Arrangements.

Prinz Carl war auch in Gravenstein, denn er hatte das Hauptquartier Wrangels schon von Hadersleben aus mit dem seines Sohnes vertauscht.

Auf meinem Ritt sah ich die Belagerungsarbeiten. Wenn ich auch nicht in die Batterien hineingehen durfte, weil es mir der Prinz streng verboten hatte, so erlaubte mir doch die klare Luft, von dem auf der Halbinsel Broacker erbauten Observatorium aus alles gut zu übersehen. Dieser Beobachtungspunkt, hoch rückwärts über den Batterien von Gammelmark angelegt, ist nie von einem feindlichen Geschoß gefährdet worden. Deshalb nannte man ihn im Armeekorps spottweise die Fremdenloge. Man sah von oben in die Schanzen hinein und konnte alles kontrollieren, was darin geschah. Es ärgerte mich zwar sehr, daß ich über die Fremdenloge nicht hinaus durfte, aber für heute mußte ich mich bescheiden.

Die Schanzen hatten die Erdprofile der stärksten Festungen. In den Gräben waren Palisaden geschickt dicht an die Kontereskarpe angelegt, so daß der belagernde Feind sie in der Front weder sehen noch zerstören konnte. Aber von der an den Wenningbund herantretenden Uferhöhe Gammelmark aus kann man die Gräben der Länge nach sehen und beschießen. Die Dänen hatten sich dagegen nicht geschützt, weil sie es nicht für möglich hielten, auf dreitausend Schritt Erhebliches zu treffen. Sie kannten die Wirkung unserer Vierundzwanzigpfünder noch nicht. Der einzige Weg, die Schanzen zu nehmen, war daher der eingeschlagene, nämlich sie von Gammelmark aus mit Vierundzwanzigpfündern zu enfilieren, dann vor der Front der Schanzen 1 bis 6, die von Gammelmark aus getroffen werden konnten, Parallelen auszuheben und durch ein konzentrisches Feuer von diesen und den Gammelmark-Batterien aus die sechs Schanzen so zu überschütten, daß sie fast keine Widerstandskraft mehr äußern konnten.

Ich habe schon erwähnt, mit welchem Widerwillen das ganze Hauptquartier zu Gravenstein an die Belagerung heranging. Von Berlin aus aber ward gedrängt, den Angriff zu unternehmen. Man glaubte in

Berlin, es seien ja nur Schanzen, die mit leichtem Geschütz gezwungen werden könnten, und sandte erst nur die Zwölfpfünder, dann, als man aus Gravenstein meldete, man habe es mit starken Festungen zu tun, erst nur acht Vierundzwanzigpfünder.

Diese tropfenweise Zusendung der Artillerie unterstützte den Widerwillen gegen die Belagerung. Dem Drängen aus Berlin nachgebend, hatte man, sobald das Tauwetter eintrat, auf Gammelmark Batterien gebaut und armierte sie mit den eintreffenden schwersten Geschützen. Aber in der Front hatte man den Feind noch nicht aus den vorliegenden Dörfern verjagt. Oberst Colomier, der Artilleriekommandeur, verlangte nun natürlich, daß der Feind erst von den Stellen verjagt werden solle, auf denen seine Batterien zu erbauen seien, und wollte, um den Feind mit der Eröffnung des Feuers und der Wirkung recht zu überraschen, auch von Gammelmark aus gegen die Flanke nicht eher schießen lassen, als bis alle Batterien in der Front spielen könnten. Aber Colomier drang mit diesen sehr verständigen Ansichten nicht durch. Blumenthal wollte durchaus nicht den Feind aus dem Vorterrain vertreiben. Er erhob es zum Grundsatz, ihn immer wieder zum Herausgehen zu verlocken, um ihn überfallen zu können. Anderseits drängte man in Berlin, wo man die Geduld verlor, auch wegen der allgemeinen politischen Lage bald ein großes Resultat brauchte, auf Beginn des Feuers. Vergebens legte der Prinz auf Grund einer Denkschrift Colomiers dar, daß eine vorzeitige Beschießung von Gammelmark aus die Batterien und deren Wirkung vor dem entscheidenden Moment verraten, also nur schaden könne. In Berlin versprachen die artilleristischen Gelehrten Wunder von der Wirkung der Vierundzwanzigpfünder auf dreitausend Schritt, und endlich befahl der König kategorisch, von Gammelmark aus zu feuern, und so schoß man also seit dem 13. März von da aus täglich und stetig, zu einer Zeit, wo vor der Front der Feind noch fast eine Meile weit vorwärts das Vorterrain in seinem Besitz hatte. Endlich vertrieb er sich selbst daraus, denn er griff die Vorposten Goebens am 17. März durch einen Ausfall an der Ravenskoppel an. Brigade Roeder war gerade auf Straucharbeit, ergriff die Gewehre und ging dem Feinde in die Flanke, sobald der Kampf hörbar war. Brigade Canstein rückte zur Unterstützung heran, und als der telegraphisch von dem feindlichen Ausfall benachrichtigte Prinz Friedrich Karl seine Befehle sandte, waren sie schon ausgeführt, und zwar ganz so, wie er sie nachher gab. Diese Übereinstimmung zwischen dem Kommandierenden und seinen Unterführern gereicht beiden zur Ehre und hatte den glänzenden Erfolg vom 17. Der Feind ward fast aufgerieben, der Rest nach den Schanzen zu gejagt. Das Dorf Wester-Düppel fiel in die Hände unserer Truppen, nur Oster-

Düppel blieb noch dem Feinde, der sich außerdem in Schützengräben achthundert Schritt vor seinen Schanzen einnistete. Dieses zähe Einnisten im Vorterrain war das beste, was die Dänen in ihrer Verteidigung geleistet. Seit dem 17. März war man aber unsererseits heute, den 19., um keinen Schritt weitergekommen.

Die Wirkung unserer Vierundzwanzigpfünder war allerdings ganz erstaunlich und hatte am 13. März die Dänen so überrascht, daß sie alle Schanzen in der wildesten Flucht verlassen hatten. Nur schade, daß man das bei uns nicht bemerkte; denn von Gammelmark aus konnte man diese Flucht des Schneegestöbers halber nicht sehen, und in der Front war man ja noch weiter zurück. Hätte man das Vorterrain eher erobert, als die Batterien auf Gammelmark schossen, so hätte man am Tage der Eröffnung des Feuers die verlassenen Schanzen besetzen können.*) So aber gewöhnten sich die Dänen an das Feuer in der Flanke, machten dagegen Schulterwehren und tief in die Erde eingegrabene Approchen, und eine weitere Überraschung konnten wir ihnen nicht bereiten.

Man konnte mit dem Fernrohre manche Resultate des Feuers sehen. Einige Blockhäuser, in denen die Verteidiger gesicherte Unterkunft suchen sollten, waren zusammengestürzt, manche schweren Schiffsgeschütze, die in den Schanzen standen, lagen umgestürzt auf der Nase. Viele Palisadierungen waren zerstückelt und gewährten Öffnungen für einen etwaigen Sturm, wurden aber in jeder Nacht wieder ausgebessert.

Die Besatzung der Schanzen hatte sich Schutzräume gegen das Feuer geschaffen, wo die früher erbauten eingeschossen waren, indem sie von innen in den Wall Höhlen eingrub, in die sie einkroch, improvisierte Reversgalerien. Der Aufenthalt darin muß sehr wenig angenehm gewesen sein.

Da man unsererseits wegen der Ungewißheit der Dauer der Beschießung nur langsam feuerte, um nicht allzuviel Munition zu vergeuden, so entstanden oft Feuerpausen, die dann von den Dänen benutzt wurden, um ihre Erdhöhlen zu verlassen, wo sich ihnen dazu das dringendste Bedürfnis aufdrängte, wenn sie ihre Räume nicht verpesten wollten. Während ich durch das Fernrohr beobachtete, geschah dies auch einmal durch zwei Mann, aber sie wurden in ihrer Beschäftigung gestört, denn es fiel ihnen zur Überraschung ein Schuß von Gammelmark. Nichts war komischer, als die Positur, in der die beiden Überraschten in die Schanze zurückflohen, und wir konnten um so herzlicher lachen, als die Granate in eine andere Schanze geschossen war, den beiden Kerlen also

*) Diese Behauptung geht zu weit. Die Dänen hatten am 13. März nur die Schanzen des linken Flügels, und auch diese nur ganz kurze Zeit, verlassen.

nichts tat. Der Feind antwortete aus schweren Schiffsgeschützen, die in die Schanzen geschafft waren, und aus bronzenen Vorderladern, die nachträglich gezogen waren.

Es gab noch einen Beobachtungspunkt auf Broacker. In dem Dorfe gleichen Namens ist auf dem höchsten Punkte der Halbinsel eine Kirche erbaut, die zwei spitze Türme hoch gen Himmel streckt. Die beiden Spitzen waren durch ein Seil verbunden, und auf demselben hatte sich ein kühner, für sein Vaterland begeisterter Schleswiger einen gefahrvollen Sitz eingerichtet, von dem aus er namentlich die feindliche Marine weithin beobachtete und rechtzeitige Nachrichten sandte.

Soweit mich mein heutiger Ritt durch die Kantonements des Sundewitts und der Halbinsel Broacker führte, fand ich sehr verständige Anordnungen. Ein reiches Netz von elektrischen Telegraphendrähten verband alle Kantonements und ermöglichte, Befehle und Meldungen schnell überall hinzubefördern, wenn der Feind etwas unternahm. Überall waren Wegweiser errichtet, die die Orte und die darin kantonierenden Truppenteile angaben. Die Truppen sahen fröhlich und gut verpflegt aus.

Gegen Einbruch der Dunkelheit war ich zum Diner beim Prinzen in Gravenstein zurück.

Der 20. März. Es war der Geburtstag des Prinzen Friedrich Karl. Wir wollten ihm gratulieren, aber er war aus seiner Wohnung allen Gratulationen durch eine Hinterpforte entschlüpft. Ich ritt mit Blumenthal nach Ballegaard, dann zu Goeben, um die Schanzen des feindlichen rechten Flügels zu sehen, und kehrte zum Diner zum Prinzen zurück, wo ich zum ersten Male im ganzen Feldzuge genötigt war, Epauletts aufzustecken. Es knüpften sich daran Betrachtungen über ein militärisches Toilettenstück, das man im Kriege nicht gebrauchen kann.

Auf dem Ritt nach Ballegaard gab Blumenthal seiner Abneigung gegen Belagerungen den unzweideutigsten Ausdruck. Er rekognoszierte dazu Ballegaard, weil er den Plan gefaßt hatte, von da aus in Booten und auf großen Flößen über die dreitausend Schritt breite Alsener Föhrde nach Alsen überzugehen, die dänische Armee dort von hinten anzugreifen, nach den Schanzen von Düppel hineinzutreiben und zur Kapitulation zu zwingen. Je unausführbarer und phantastischer dieser Plan zu sein schien, desto mehr begeisterte er sich dafür. StrauchArbeit, Batteriebau, Hölzerschneiden, und was sonst zu einer Belagerung gehört, das langweilte ihn. Er sei weder Tischler noch Maulwurf, sagte er. Er wollte im offenen Felde kämpfen. Ich sprach ihm meine Verwunderung darüber aus, daß man StrauchArbeit und Holzarbeit nötig

habe, weil dies ganze Material ja in Schleswig in so reicher Zahl vorhanden sei. Jetzt erfuhr ich, was mit diesem reichen Schatz angefangen war. Ein Projektenmacher hatte sich erboten, aus diesem Material Fähren zu bauen, auf welchen man je eine ganze Brigade übers Meer auf Alsen schaffen könne. Blumenthal war mit Freuden darauf eingegangen und hoffte, so Belagerung und Krieg mit einem Male zu beenden. Er hatte dem Kerl das Material übergeben. Die Fähren waren in der Flensburger Föhrde bei Ekensund gezimmert und beim Abstoßen ins Meer sofort untergegangen. Da lag nun der kostbare Schatz am Meeresgrunde.

Gegen die Schanzen durfte heute nicht geschossen werden, wenn die feindlichen Maßregeln nicht dazu zwangen. Der Prinz wünschte an seinem Geburtstage keine vermeidliche Vernichtung von Menschenleben.

Der 21. März. Ich beging auf das genaueste Terrain und Vorposten vor den Schanzen 1 bis 6, d. h. dem linken feindlichen Flügel, der angegriffen werden sollte. Hierbei begleitete ich den Obersten Colomier, welcher die Plätze für die Batterien 6 bis 12 aussuchte, die vor der Front der Schanzen erbaut werden sollten. Es machte mir einen eigentümlichen Eindruck, daß unsere Vorposten von denen des Feindes nur vierhundert bis fünfhundert Schritt entfernt waren, und daß man sich gegenseitig nicht beschoß. Es war bereits der Beginn jenes gemütlichen Verhältnisses zwischen den Vorposten, von dem man schon aus dem Kriege 1813 bis 1815 erzählte, das zum Teil im Kriege 1870/71 auch vorkam, und das hier vor Düppel später so ausartete, daß die Vorposten beider streitenden Heere an gewissen Stellen miteinander frühstückten. Ja, wir gingen an manchen Stellen recht behaglich aus unserer Vorpostenlinie näher an den Feind heran und steckten Pfähle ein für die zu erbauenden Batterien. An einzelnen Stellen sind sogar unsere Ingenieuroffiziere mit dem Meßtisch aus der Vorpostenlinie herausgegangen, haben das Instrument genau aufgestellt und die Schanzen gezeichnet. Der eine der Offiziere glaubte, er habe sich versehen, und wollte eine Aufnahme noch einmal kontrollieren, da trat aus der feindlichen Linie ein Offizier heraus, winkte ihm, er solle fortgehen, und rief, er dürfe das Zeichnen nicht leiden, sonst müsse er schießen lassen. Da ist dann unser Ingenieuroffizier mit einem Gruß abgegangen.

Während wir uns über die Anlage der Batterien vor unseren Vorposten besprachen, sahen wir seitwärts eine Schleichpatrouille aus denselben vorgehen. Die Vorsicht, mit der sie schlich, verriet, daß sie Besonderes im Schilde führte. Bei näherer Besichtigung entwickelte sich dieselbe als der Ingenieuroberst v. Kriegsheim, der die Lage der auszu-

hebenden ersten Parallele rekognoszieren und feststellen wollte und zu diesem Behufe sich mit seinen Adjutanten als gemeine Infanteristen mit Kommißmantel, Gewehr und Kapuze vermummt hatte. So stand es nämlich in den Lehrbüchern. Näher an dem Feind als er aber stand Prinz Albrecht (Sohn) mit zwei Adjutanten, alle recht auffallend in der hellblauen Dragoner-Offiziersuniform gekleidet. Wenn es irgend einem dänischen Soldaten einfiel, konnte er hier auf nahe Entfernung den Neffen des Königs wegblasen. Colomier bewog den Prinzen fortzugehen.

Bei der speziellen Auswahl der Plätze für die Batterien lernte ich die ganze Lage der Schanzen genau kennen und erkannte, daß wir es mit Festungen und nicht mit Feldschanzen zu tun hatten. Die Festungen gewannen eine besondere Stärke dadurch, daß eine Armee von 28 000 bis 30 000 Mann*) dahinter stand, die stets Ablösung und Verstärkung bringen konnte, und daß man den Platz nicht einschließen konnte, weil die Dänen auf dem Meere Herren waren. Zugleich machte ich des Obersten Colomier genaue Bekanntschaft und erfuhr, daß man einen Offizier im Frieden nie genau kennen lernt. Mancher ist im Frieden ein sehr geistreicher Mensch und verliert in der Gefahr alle Urteilskraft. Andere sind langsam und schwerfällig an Verstand im Frieden. Die Gefahr schärft und beschleunigt ihre Denkkraft im Kriege. Letzteres war mit Colomier der Fall. Er galt im Frieden als etwas langweilig und von schwerfälliger Fassungsgabe. Hier vor dem Feinde dachte er schnell, zeigte sich entschlossen und wußte stets genau, was er wollte. Wir nahmen unseren Weg zurück über Gammelmark und trafen zum Diner abends beim Prinzen wieder ein. Nach dem Essen war eine Konferenz beim Prinzen Friedrich Karl, bei der die Grundzüge der Belagerung festgestellt werden sollten. Zu dieser Konferenz ward auch ich zugezogen, um meine Ansicht zu sagen. Der Oberst v. Neumann, der Haupterfinder der gezogenen Geschütze, der aus Berlin angekommen war, ward ebenfalls zugezogen. Seine Ratschläge, was man vor dem Feinde tun solle, waren so unausführbar, daß alle davon überzeugt waren, er könne besser erfinden als anwenden.

Überhaupt war diese Beratung unter lauter Menschen, die noch nie eine ordentliche Belagerung gesehen hatten, recht amüsant. Vielfach kam mir der Austausch der verschiedenen Ansichten, der sich nicht selten zum heftigen Streit zuspitzte, vor wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Denn der Artillerist sagte, das Terrain, auf dem er Batterien erbauen solle, müsse erobert und durch Vorposten gedeckt sein,

*) Die Gesamtstärke der Dänen in Düppel und auf Alsen betrug nur 23 000 Mann.

der Infanterist sagte, wenn er die Vorposten aufstellen solle, so müßten diese dicht vor der Festung Deckung finden, und diese Deckung müsse der Ingenieur in Form einer Parallele schaffen, der Ingenieur aber sagte, bei der jetzigen Fernwirkung der Feuerwaffen könne er die Parallele nicht ausheben, wenn er nicht durch das Feuer von Batterien geschützt werde. Wenn man mit schärfster Logik das Fazit dieser Beratung zog, so kam heraus, daß man lieber gar nicht angriff. Dies war wohl die wahre Meinung des Prinzen und seines Generalstabschefs, aber man durfte sie nicht nach Berlin schreiben. Denn der König hatte die Belagerung von Düppel befohlen.

Schließlich kam man zu dem Resultat, daß der Ingenieur melden solle, bis wann er mit seinen Vorbereitungen für die Eröffnung der ersten Parallele fertig sein werde, die dann auf eine bestimmte Nacht festzusetzen sei. Zwei Nächte vorher sollte die Infanterie die dänischen Vorposten in die Festung hineintreiben und sich in den Schützengräben festsetzen, welche der Feind jetzt vor der Festung innehatte. Man wollte nicht gleich in der nächsten Nacht die Parallele eröffnen, weil man glaubte, der Feind werde dann aufmerksamer sein. Man sieht, daß die Belagerung nicht allzu energisch geführt ward. Das kam eben daher, weil erstens noch keine praktische Erfahrung in Belagerung vorlag, und zweitens hauptsächlich daher, weil keine rechte Lust dazu vorhanden war.

Eins aber sah ich deutlich. Man lernt immer in den militärischen Lehranstalten, daß man zur Eröffnung der ersten Parallele eine recht dunkle, trübe, keine mond- und sternenhelle Nacht wählen soll, damit der Feind nichts sieht. Es gibt keinen größeren, allgemein verbreiteten Unsinn als diese Theorie. Denn wenn man erst weiß, wie die Nacht ist, dann ist es zu spät, die Eröffnung der ersten Parallele anzuordnen, wozu Vorbereitungen von mehr als vierundzwanzig Stunden gehören. Und wenn nun gerade Mondschein und schönes Wetter ist, soll man da die Belagerung um vierzehn Tage hinausschieben, bis der Mond nicht mehr scheint? So wird überhaupt in Lehrbüchern und auf Anstalten viel dummes Zeug gelehrt, einer schreibt's vom andern ab, die Tradition befestigt es, und ein fünfzigjähriger Friede gibt den Segen dazu.

Der 22. März. Zur Feier des Geburtstages des Königs hatte der Prinz befohlen, daß kein Schuß fallen solle, außer wenn der Feind angreife, oder wenn es nötig werde, sich seines Geschützfeuers zu erwehren. Wie wir später erfahren haben, hat sich der Feind am Geburtstag unseres Königs auf einen allgemeinen Angriff gefaßt gemacht und alle Truppen zur Abwehr bereitgestellt. Als nichts erfolgte, fing er um einhalb elf

Uhr eine heftige Kanonade an, welche von Gammelmark erwidert werden mußte. Sonst wäre an diesem Tage kein Schuß gefallen.

Um zehn Uhr war Gottesdienst und Abendmahl. Das erste Bataillon des Leib-Regiments ging mit dem Hauptquartier zur Kommunion. Seine Majestät der König hatte den Feldpropst Thielen gesandt, den Truppen seinen Gruß zu bringen, und dieser hielt die Feierlichkeit ab. Er sprach sehr ergreifend, obwohl er selbst öfter durch Tränen in seiner Rede unterbrochen wurde. Es trat ja, je näher der Beginn der Belagerung rückte, auch die Wahrscheinlichkeit großer Verluste an Menschenleben näher heran, und keiner wußte, ob er nicht selbst auch zu den Opfern gehöre, die in der nächsten Zeit gefordert werden würden. Solche Zeiten stimmen den Menschen vornehmlich derart, daß er für die Eindrücke der Religion empfänglicher wird als in gewöhnlichen Zeiten. Alle kirchlichen Funktionen wurden von Soldaten versehen. Ein Unteroffizier, welcher Küsterssohn war, fungierte als Küster. Stabshoboist Piefke spielte die Orgel. Es war nur ein einziger Zivilist in der Kirche, ein alter Schloßdiener aus Gravenstein. Er konnte sich vor Rührung gar nicht fassen. Es war die erste deutsche Predigt, die er seit fünfzehn Jahren in diesem Schlosse gehört.

Während die ganze uniformierte Gemeinde knieend die Einsetzungsworte anhörte, begann die heftige Kanonade der Dänen, und unsere Vierundzwanzigpfünder antworteten. Der Ostwind trug den Schall zu uns, und die alten Kirchenfenster erzitterten und klapperten bei dem Schall des majestätischen Donners. Man konnte keine ergreifendere Abendmahlsfeier ausdenken.

Nach dem Gottesdienst ritt ich nach dem Dorfe Schelde, dem am weitesten nach Osten vorspringenden Punkte der Halbinsel Broacker. Hier hatte man hart am Meeresstrande einen Beobachtungspunkt eingerichtet und durch den Feldtelegraphen mit dem Hauptquartier verbunden. Denn man konnte durch das ausgezeichnete, hier aufgestellte Teleskop fast von hinten in die Schanzen 1 bis 4 hineinsehen und, was hier das Wichtigste war, jeden Mann zählen, der über die Brücke des Alsensundes von Augustenburg nach den Schanzen oder zurück marschierte. So konnte, wenn das Wetter klar war, das Hauptquartier immer rechtzeitig von jeder außergewöhnlichen Verstärkung der Besatzung in den Schanzen unterrichtet werden. Von Schelde aus kam auch rechtzeitig die Nachricht von jeder bevorstehenden Ausfallbewegung der Dänen. Wenn dem Feinde dieser Beobachtungsposten verraten worden wäre, so hätte er leicht dort überraschend morgens oder abends landen und den Unteroffizier mit den wenigen Mann aufheben können, denn der Beobachtungsposten lag sehr weit ab von allen belegten Kantone-

ments. Es war sehr unterhaltend, den Feind so beobachten zu können, wo er sich ganz unbeobachtet glaubte. Ich sah Truppen, die von Alsen herüberkamen, und machte den Unteroffizier aufmerksam. Dieser zählte die Kompagnien und sagte verächtlich, dies sei die gewöhnliche Schanzenbesatzung, welche jeden Nachmittag über die Brücke marschiere, um abends die alte Besatzung abzulösen. Leider konnte ich mich nicht lange aufhalten, denn ich durfte heute nicht zu spät zum Diner kommen und war gute zwei Meilen entfernt.

Bei meiner Rückkehr sah ich den Kronprinzen mit dem Prinzen Friedrich Karl zusammen auf der Straße spazieren gehen. Er war aus Flensburg gekommen, den Geburtstag seines Vaters wenigstens bei Verwandten zu feiern, und blieb zum Essen.

An dem Diner in Gravenstein nahmen heute neun Prinzen teil, die in Berlin an der Königlichen Familientafel gesessen haben würden, also dort fehlten. Es waren: der Kronprinz, Prinz Carl, Prinz Friedrich Karl, Prinz Albrecht, Vater und Sohn, Erbprinz von Dessau und Fürst von Hohenzollern mit zwei Söhnen. Die Anwesenheit so vieler vornehmer Herren im Hauptquartier hat ihre Lichtseiten und ihre Schattenseiten. Es macht unbedingt einen guten Eindruck auf das Heer, wenn es sieht, daß die Mitglieder des Königlichen Hauses die Gefahren des Krieges teilen. Aber diejenigen unter ihnen, welche keine bestimmte Tätigkeit im Heere haben, können auch recht lästig werden. Schon Bernhardi klagt in seinem Werke über Tolls Leben, wie die vornehmen Zuschauer durch Fragen und Dreinsprechen die Kriegführung erschweren. Der Kronprinz brachte bei der Tafel das Wohl des Königs in einfachen, kräftigen Worten aus. Mit feiner und zarter Aufmerksamkeit gegen den Prinzen Friedrich Karl sagte er: „Meine Herren, ich kann nichts Besseres sagen, als daß ich Sie auf die Worte verweise, die Ihr kommandierender General im vorigen September in Frankfurt a. O. zu Ihnen gesprochen hat." Daß der Kronprinz auf jene glänzende Rede des Prinzen Friedrich Karl*) hinwies, durch die derselbe gerade ihn damals so sehr in den Schatten gestellt hatte, war gewiß sehr großmütig vom Kronprinzen.

Heute mittag rückten die Regimenter 18 und Leib-Regiment in die Front ein, die Regimenter 24 und 64 wurden abgelöst, ihre Füsilier-Bataillone kamen abends durch Gravenstein. Prinz Friedrich Karl ging mit allen Tischgenossen auf die Chaussee und ließ Piefke mit seiner Musik den eben komponierten, später so populären Düppelmarsch blasen,

*) Gemeint ist die Rede des Prinzen Friedrich Karl nach dem Königsmanöver des III. Armeekorps im Herbst 1863, in der der Prinz den König bat, in der hoffentlich tatenreichen Zukunft seine Brandenburger wieder voranzuschicken. Vgl. Hohenlohe, Aufzeichnungen II. S. 364.

nach dessen Klängen die beiden Bataillone beim Mondschein am Prinzen vorbeimarschierten. Trotz achttägigen Vorpostendienstes, trotz ausgehaltenen Frostes, trotz bestandener Kämpfe marschierten die Truppen heiter, frisch und stolz, schöner als bei irgend einer Parade. Das Bewußtsein, sich gut geschlagen zu haben, gab ihnen jene stolze, selbstbewußte Haltung, die der Soldat vorschriftsmäßig haben soll, weshalb der Rekrutenunteroffizier sagt: „Kerls, bei der Parade marschiere jeder so stolz, als ob er tausend Taler in der Tasche hätte." Die Freude strahlte auf den Gesichtern der Offiziere und Soldaten, als sie den Prinzen beim klaren Mondschein erkannten. Beim dritten Armeekorps war er sehr beliebt.

Der 23. März. Ich beritt mit Major v. Witzendorff die ganze Front, vom linken Flügel angefangen, denn ich hatte die Absicht, dem Könige eine Zeichnung der Schanzen zu senden, die noch in keinem Plane richtig eingetragen waren, so daß man in Berlin immer einen falschen Begriff von diesen Schanzen hatte. Wir fingen bei Lillemölle und der Ravenskoppel an und ritten über Düppel und Wielhoi nach Gammelmark. In Düppel kommandierte Oberst v. Berger. Dieser Ort war der Schauplatz des heftigsten Kampfes am 17. März gewesen. Oster-Düppel war von den Dänen abgebrannt worden, nachdem Wester-Düppel in unsere Hände geraten. Zwar schoß der Feind immer dann und wann nach Düppel hinein, das hinderte aber unsere Soldaten nicht, sich die Zeit mit allerhand kindlichen Spielen zu vertreiben.

Auf dem Kirchhof von Düppel lagen fünfundzwanzig dänische Leichen in einem Grabe. Unsere Soldaten hatten ein hölzernes Kreuz auf das Grab gesetzt und darauf geschrieben: „Hier ruhen fünfundzwanzig dänische Soldaten, welche den Tod der Treue für ihren König starben, begraben von ihren preußischen Kameraden."

Der 24. bis 27. März. Düppel-Festung. Diese Tage verliefen ohne bemerkenswerte Ereignisse, wenn auch nicht ohne Tätigkeit für mich, da ich jeden Tag vorn in den Batterien oder bei den Vorposten zubrachte. Die Ingenieure hatten begonnen, die Schanzen mit dem Meßtisch aufzunehmen. Aber sie brauchten noch unendlich viel Zeit, ehe sie einen Plan fertigstellen konnten, den sie für gut genug fanden, um ihn dem Könige einzusenden. Die Spitze jeder einzelnen Schanze war aber bereits festgelegt, ich drückte also die Lagen mit Seidenpapier durch und skizzierte den Rest, wozu ich mich manchmal, ganz gemütlich zeichnend, dreihundert bis vierhundert Schritt vor den Vorposten aufhielt und vom Feinde nicht gestört wurde. Manchmal führte ich Freunde herum und zeigte ihnen die Festung, so Fürst Pleß, Graf Borcke, Graf Lehndorff,

Schönfeld, Rauch. Einige von ihnen führte ich zuweilen plaudernd bis über die Vorposten hinaus und zeigte ihnen plötzlich die dänischen Vorposten ganz nahe. Die verblüfften Gesichter solcher Herren, die das nicht liebten, machten mir viel Spaß. Am 26. März sandte ich meinen Plan mit einer detaillierten Beschreibung der Schanzen an den König. Wenn man jetzt auch in den Geschichtswerken detailliertere und richtigere Beschreibungen der Düppel-Festung lesen kann, so mag doch hier ein Auszug aus meinem Bericht an den König soweit Platz finden, als er das Wesentliche berührt. Wer sich die Mühe nehmen will, meinen Bericht mit den Geschichtswerken zu vergleichen, kann sich überzeugen, ob ich richtig gesehen habe.

„Das Kroki der Schanzen beansprucht ziemliche Genauigkeit, weil die Lage per Meßtisch aufgenommen ist. Nur ist Schanze Nr. 7 schwer zu sehen und kann vielleicht etwas anders liegen, als sie gezeichnet ist. Der Wenningbund muß minder breit sein, als der Plan ihn angibt, denn nach dem Plane müßten die Batterien von Gammelmark 3100 Schritt von Schanze Nr. 1 entfernt sein. Wenn sie aber feuern, treffen sie genau mit der für die Entfernung von nur 2800 Schritt vorgeschriebenen Elevation.*)

Die Schanzen sind vortrefflich auf der höchsten Erhebung des Terrains angelegt und krönen somit den quer über diesen Teil des Sundewitts sich hinziehenden Höhenrücken. Mit dem linken Flügel an den Wenningbund, mit dem rechten an den Alsensund angelehnt, schließt die Schanzenreihe ein Terrain ab, das hinter derselben etwa 3000 Schritt breit und tief ist.**)

Die sämtlichen Schanzen sind miteinander durch einen fortlaufenden Erdwall verbunden, der, vor jeder Schanze vorbeigehend, an derselben die Eigenschaft eines gedeckten Weges annimmt und von den Flügelschanzen bis zum Meere hinläuft. Dieser gedeckte Weg hat noch Geschützemplacements (Batterien für Feld- und auch Festungsgeschütze) zwischen den Schanzen und ist in seiner ganzen Länge für Infanterieverteidigung eingerichtet.

Der Graben ist durch eine an der Konterescarpe angebrachte Palisadierung vollkommen sturmfrei. Diese ist von außen weder zu sehen noch zu beschießen. Nur von Gammelmark aus, von wo man Schanze 1 bis 4 flankiert, kann man einen Teil der Palisaden sehen und treffen.

Vor der Konterescarpe der Gräben stehen Drahtgitter, nach Art der Gartenzäune von Draht, bis zur Kniehöhe, damit nächtlich überfallende

*) Die Entfernung betrug in Wirklichkeit nur 2500 Schritt.

**) In Wirklichkeit 2400 Schritt.

Infanterie darüber fällt und sich verrät, und von Schanze I bis III, etwa in einer Entfernung von fünfzig bis hundert Schritt, liegen Eggen, mit den Spitzen nach oben. Drei- bis vierhundert Schritt von den Schanzen hat der Feind seine Vorposten in Schützenlöchern vorgeschoben und behauptet noch das Vorterrain.

Die zehn Schanzen selbst haben die vollen Profile permanenter Werke, Erdeskarpen, sind also nicht in Bresche zu legen und besitzen je ein Reduit im Innern, welches, aus Holz konstruiert, bombensicher eingedeckt ist. Einige dieser Reduits sind aber, da sie zu weit von der Brustwehr entfernt sind, bereits von Vierundzwanzigpfünder-Granaten in ihren Holzteilen getroffen, durchschlagen, zum Teil eingestürzt, also nicht mehr benutzbar.

Zwischen den Schanzen kommen zwei Täler heraus, von denen eins sich links vor Schanze 4 bis 1, das andere rechts vor Schanze VIII bis X dem Meere zuwendet. Das erste dieser Täler wird in seinem Anfange durch Schanze V, das zweite durch Schanze VII der Länge nach bestrichen.

Die Schanzen dominieren das ganze umliegende Terrain. Nur der Spitzberg, südlich der Chaussee, etwa zweitausend Schritt*) von den Schanzen entfernt, kommt ihnen an Erhebung fast gleich und gewährt dem Angreifer Gelegenheit zu gedeckter Ansammlung der Truppen.

Auf dem höchsten Punkte der ganzen Gegend, dicht bei Schanze IV,**) liegt eine holländische, gemauerte Windmühle, die Düppelmühle genannt, die dem Feind Gelegenheit gewährt, alles zu sehen, was der Angreifer unternimmt.

Nach Aussagen von Gefangenen gibt es noch an der Brücke von Augustenburg einen Brückenkopf, der aus zwei Erdwerken besteht. In der halben Entfernung zwischen diesem Brückenkopf und den Schanzen***) sieht man von Schelde aus noch eine Reihe Erdwerke entstehen, wahrscheinlich eine zweite Verteidigungslinie, im Falle die Schanzen aufgegeben werden müssen.

Die Stärke der Schanzen liegt auf ihrem rechten Flügel, wo die Batterien von Alsen herüber den Angreifer flankieren. Die Schwäche liegt auf dem linken Flügel, vor Schanze I bis III, wo der Angreifer diese Schanzen von Gammelmark her flankieren und zugleich die Flotte abwehren kann. Aber auf diesem Flügel kommen die Belagerungsarbeiten ganz in Bereich feindlicher Einsicht und feindlichen Feuers vom

*) In Wirklichkeit 2500 Schritt.

**) In Wirklichkeit 350 Schritt davon.

***) In Wirklichkeit nur 200 bis 800 Schritt von der ersten Schanzenreihe entfernt.

Spitzberge an, und seit das Feuer von Gammelmark her zu früh eröffnet ist, kann man auf Überraschung nicht mehr rechnen und hoffen, sondern muß sich lediglich auf Übermacht und rohe Gewalt verlassen."

Was die rohe Gewalt anbetrifft, nämlich die Zahl der zur Disposition gestellten Belagerungsgeschütze, so war dieselbe bis jetzt noch in recht geringer Zahl zur Stelle. Außer den zwölf Zwölfpfündern vom Königsberge her hatte man noch vier solche Geschütze und zwölf Vierundzwanzigpfünder aus Berlin gesandt, dazu sechzehn Mörser, und mit diesen vierundvierzig Geschützen*) sollte man die Festung bezwingen und bis zum Sturm unhaltbar machen, die uns aus hundertzwanzig schweren Geschützen beschoß. Die zur Verfügung gestellten Mittel waren zu gering.

Anderseits aber paßte es zu den Ansichten des Prinzen und des Obersten Blumenthal, daß die Mittel so unbedeutend waren, denn dies gab ihnen einen Vorwand, die Belagerung nicht mit Ernst zu betreiben.

Schon zum 24. März war die Eröffnung der 1. Parallele projektiert worden. Aber sie ward wieder hinausgeschoben, weil Kriegsheim verlangte, daß die Vorposten näher an die Festung herangeschoben würden, diese Bewegung aber durch eine Batterie unterstützt werden sollte, die erst am Spitzberge zu erbauen war. So zog man sich hin und her, und es fehlte nicht an Disharmonie aller Art, meist das Resultat der Ungeduld über den Mangel an Erfolg.

Blumenthal behandelte überhaupt die ganzen Belagerungsarbeiten lediglich als eine Komödie. Ihm lag hauptsächlich das Projekt am Herzen, bei Ballegaard nach Alsen überzugehen und die feindliche Armee einzufangen. Zu diesem Projekt aber wollte der König von Berlin aus die Genehmigung nicht eher geben, als bis unsere Flotte imstande sei, den Übergang zu unterstützen. Unsere Flotte aber kam nicht,*) aus welchen Gründen, weiß ich nicht, und so wurden die Belagerungsarbeiten ebenfalls von einem Tage zum andern hinausgeschoben.

Endlich konnte man sich doch nicht länger untätig verhalten, und die Eröffnung der 1. Parallele ward auf die Nacht vom 29. zum 30. März festgesetzt. Dazu sollte die Vorposten-Brigade Raven in der Nacht vom

*) Es waren schließlich 92 Geschütze, 12-Pfünder, 24-Pfünder, 7pfündige Haubitzen neben 16 Mörsern, tätig.

**) Der Übergang war auf den 1. April festgesetzt, und die Flotte sollte, um zu rechter Zeit einzutreffen, am 30. März von Stralsund aus fahren. Da stürmisches Wetter eintrat, so konnten die kleinen Kanonenboote die Fahrt über die offene See nicht unternehmen, und der Prinz Friedrich Karl wurde hiervon benachrichtigt, ihm auch die Erlaubnis erteilt, ohne die Flotte den Übergang auszuführen.

27. zum 28. März die feindlichen Vorposten aus ihren Schützenlöchern vertreiben und in die Schanzen werfen, um sich selbst darin festzusetzen.

Mit der Ausführung dieser Maßregel ward der General v. Raven betraut, dem der General v. Manstein die nötigen Befehle zu geben hatte.

Der 28. März (Ostermontag). Es war angeordnet worden, daß von jedem Regiment der Brigade je ein Bataillon die Unternehmung auszuführen habe, und zwar vom Regiment 18 rechts, vom Regiment 8 links der Chaussee. Jedes Bataillon sandte zwei Kompagnien vor und behielt zwei in der Reserve. Somit ward eine Unternehmung, zu der ein Divisionsgeneral die Detailbefehle gab, und an deren Spitze sich ein Brigadegeneral setzte, nur von vier Kompagnien begonnen. Manstein hatte angeordnet, die Truppen sollten lautlos, ohne Schuß, vorgehen, die Dänen in ihren Schützenlöchern überfallen, erstechen oder gefangen nehmen, dann die Erdwälle der Schützenlöcher auf die andere Seite werfen und sich dann selbst in den Erdlöchern festsetzen. Dazu hatte er jeder Kompagnie 20 Spaten mitgeben lassen und befohlen, die Bewegung solle früh um drei Uhr beginnen und die Erdarbeit vor Tagesanbruch vollendet sein. Wenn er jemals in seiner langen Dienstzeit der geringsten Erdarbeit zugesehen hätte, so hätte er wissen müssen, daß man mit so wenig Spaten eine so große Arbeit nicht von drei Uhr bis einviertelsechs Uhr bewältigen kann. Er mußte spätestens um zwölf Uhr antreten und jedem zweiten Mann einen Spaten geben lassen.

Der Erfolg oder, besser gesagt, der Mißerfolg entsprach den Anordnungen. Unsere Truppen gingen auf der ganzen Linie schweigsam Punkt drei Uhr vor, überraschten den Feind in seinen Schützenlöchern, machten diejenigen nieder, die sich wehrten, und den Rest zu Gefangenen. Wenige flohen in die Schanzen. Während jetzt 20 Mann pro Kompagnie in der Erde gruben, fingen die Schanzen in der Dunkelheit an, Gewehr- und Kartätschfeuer ins Vorterrain aufs Geratewohl hin abzugeben, und die unbeschäftigten Leute der Unsrigen, die in den Schützenlöchern noch keine Deckung fanden und frei im Feuer nicht stehen bleiben wollten, rannten auf den feuernden Feind los. Sie kamen bis an die Gräben der Schanzen und versuchten, die Drahtzäune zu zerstören, um in die Schanzen einzudringen. Das allmählich eintretende Tageslicht aber gestattete den Dänen, aus ihrer wohlgedeckten Stellung hinter den Wällen und dem gedeckten Wege die kühnen Angreifer aus nächster Nähe zu sehen und niederzuschießen. Nach schmerzhaften Verlusten wichen diese dann zurück, sobald geschlossene Truppen zwischen den Schanzen zum Gegenstoß vorbrachen und das Panzerschiff „Rolf Krake" in der

rechten Flanke der angreifenden Truppen im Wenningbund erschien und diese mit Kartätschen beschoß. Das Ungewohnte dieses gepanzerten schwimmenden Ungetüms, das aus so schweren Geschützen donnerte, wirkte weit mehr auf das Gemüt unserer Leute, als die Kugeln trafen. „Hatten wir ja Schanze", sagte ein Wasserpolacke vom 18. Regiment, „aber kam Kahn, verfluchtiges, da mußten wir wieder zurück." — „Aber warum seid Ihr denn so weit vorgelaufen?" fragte ich den Mann. — „Aber wenn Leutnant laufe, muß ich auch laufen," argumentierte er zu seiner Entschuldigung.

Mit vieler Mühe gab General v. Raven allen Truppen die Benachrichtigung, daß wieder zurückzugehen sei, denn die Schützenlöcher waren in den wenigen Stunden noch nicht so weit eingerichtet, daß sie Deckung darboten. Man wich ungefähr in die alte Vorpostenstellung zurück, nur daß man wenige hundert Schritt Terrain hier und da gewonnen hatte. Der Feind besetzte seine Schützengräben wieder, nachdem auf seinen Antrag ein zweistündiger Waffenstillstand zur Bergung der Toten und Verwundeten von acht bis zehn Uhr eine Gefechtspause hervorgerufen hatte. Wir verloren 150 Mann an Toten und Verwundeten, dazu 9 Offiziere. 3 Offiziere waren verwundet, außerdem noch 20 bis 30 Mann in Gefangenschaft geraten. Wir hatten 62 Mann gefangen genommen.*)

Die sämtlichen beim Gefecht beteiligten Truppen hatten zuerst das Gefühl einer Niederlage. Alle ließen die Köpfe hängen und waren sehr niedergeschlagen. Oberst v. Berger, Kommandeur des Leib-Regiments, machte ein Gesicht, als ob er gehängt werden sollte. Vor noch nicht acht Tagen war er mit dem Regiment auf dem Kriegsschauplatz angekommen. Beim ersten Zusammenstoß mit dem Feinde erleidet er eine Schlappe. Er war zwar persönlich sehr brav gewesen. Von zwei Husarenordonnanzen in roter Uniform gefolgt, war er in der Linie der Kämpfenden auf- und abgaloppiert und hatte Ordnung in das Durcheinander gebracht, so einen systematischen Rückzug ermöglichend, aber was eben unmöglich war, konnte er nicht möglich machen. Auch hatte er die Befehle Mansteins befolgen müssen, und in diesen lag die Quelle des Unglücks.**) Aber

*) Der preußische Verlust war 1 Offizier, 24 Mann tot, 10 Offiziere, 125 Mann verwundet, 1 Offizier, 27 Mann vermißt (gefangen). Die Dänen hatten 9 Offiziere, 205 Mann verloren.

**) Das Mißlingen war in dem Mangel an Vorsicht begründet, der durch die fehlende Kriegserfahrung hervorgerufen war. Die zwei Regimenter waren einem wachsamen Gegner gegenüber, der sich rasch an einem Punkte eine Überlegenheit verschaffen konnte, zu schwach. Die Werkzeuge zur Herstellung von Deckungen waren viel zu wenig, um diese schnell gewinnen zu können.

Berger erwartete sein Strafgericht, als ob er im Frieden eines schlechten Parademarsches geziehen sei. In dieser Stimmung war er und sein Regiment, als Major Stiehle und ich mit ihm im Dorf Düppel zusammenkamen. Wir verständigten uns mit einem Blick, daß man eine solche Niedergeschlagenheit nicht aufkommen lassen könnte, und begrüßten ihn mit recht lautem Jubel und Glückwunsch, daß er, kaum auf dem Kriegsschauplatze angekommen, gleich im ersten Gefecht mit seinem Regiment so weit vorgedrungen sei wie noch keine Truppe zuvor, daß er bis an die Drahtzäune gelangt, und daß der Tag ein Ruhmestag des Regiments geworden. Berger wurde immer gerader in seiner Haltung, als einer aus Wrangels Hauptquartier und ein Flügeladjutant des Königs ihn so lobten; die Offiziere und Soldaten horchten auf, und in kurzer Zeit stolzierten sie einher, als ob sie den glücklichsten Sieg der Welt erfochten. Der Ostermontag von 1864 figuriert seitdem unter den Ehrentagen des Regiments, das bald danach, beim Düppelsturm, mit unvergleichlicher Bravour Schanzen nahm, die noch gar nicht beschossen waren, und zwei Jahre später unter demselben Kommandeur sich durch feindliche Kavallerieangriffe bei Gitschin nicht aufhalten ließ, die es in entwickelter Tirailleurlinie siegreich abwies. Wieder ein Beweis, daß nur diejenige Truppe in Wahrheit geschlagen ist, welche es auch glaubt, daß sie geschlagen sei.

Während des Gefechts taten sich die Krankenträger, im speziellen die Brüder des Rauhen Hauses, durch Kühnheit hervor, indem sie im stärksten Feuer die Verwundeten aus der vordersten Linie zurücktrugen.

Im allgemeinen war das taktische Resultat des Gefechts für uns gleich Null, d. h. ein fehlgeschlagener Versuch, denn die feindlichen Vorposten waren außerhalb der Festung in ihren Schützenlöchern geblieben, und unsere Vorposten waren fast ebensoweit wieder zurückgegangen, wie sie vordem gestanden.

Dennoch erklärten sich der Prinz und sein Generalstabschef mit dem erreichten Erfolge zufrieden und befahlen dem Ingenieurobersten Kriegsheim, nunmehr die 1. Parallele in der Nacht vom 29. zum 30. März zu eröffnen. Sie wollten eben durchaus nicht belagern, sondern hatten nichts als den Übergang über die Alsener Föhrde bei Ballegaard im Auge. Weil aber aus Berlin auf den Beginn der Belagerung gedrängt ward, so wollte man eine Parallele eröffnen, gleichviel, ob sie nahe genug sei, um daraus die Belagerung zu führen, oder etwas weiter entfernt. Man hatte auch wieder nach Berlin geschrieben und dringend um die Erlaubnis gebeten, das Unternehmen von Ballegaard auch ohne den Beistand der Flotte wagen zu dürfen, und richtete alles ein, als ob die Erlaubnis eingetroffen sei. Da sollte also die Parallele als ein Schein-

angriff dienen und mit den dahinter in Funktion tretenden Batterien lediglich die Aufmerksamkeit des Feindes von dem Übergangspunkte Ballegaard ablenken.

Zwar hatte man die Erfahrung gemacht, daß nichts bei uns geheim bleibt. Seit dem 10. März betrieb Blumenthal dies Projekt und hatte die Billigung Wrangels in Kolding erhalten. Wenige Tage darauf stand es in einer Hamburger Zeitung und war somit den Dänen bekannt, denn diese standen ja mit Hamburg nicht im Krieg. Aber seitdem waren fast drei Wochen vergangen, und da wir gar nichts dergleichen getan, so mußte der Feind wohl angenommen haben, es sei dies nur eine müßige Zeitungsnachricht gewesen, oder wir hätten den Plan wieder fallen lassen, denn die Aufmerksamkeit an der Fähre von Hardeshoi, gegenüber von Ballegaard, welche erst sehr rege geworden war, hatte nachgelassen, und der Feind hatte sogar seine Truppen bei Norburg geschwächt, auch dort nur unzuverlässige, geborene Schleswiger belassen. Daher hoffte Blumenthal, wenn wir eine Parallele eröffneten und Batterien dahinter erbauten, der Feind werde gegen ein Übergangsprojekt bei Ballegaard vollkommen in Sicherheit gewiegt werden und alle seine Kräfte gegen eine reguläre Belagerung vereinigen.

In der Tat hatten wir auch zu einer regulären Belagerung zu wenig Belagerungsartillerie, wie ich das bereits erwähnte. Aber wir hatten zu dem Unternehmen von Ballegaard auch zu wenig Infanterie, und von seiten des Prinzen war das Verlangen nach mehr Infanterie gestellt, aber nicht nach mehr Artillerie, weil man eben nicht belagern wollte. Auf das Verlangen des Prinzen stellte der König also noch mehr Truppen zu seiner Verfügung, nämlich die Brigade Raven, welche vor acht Tagen eintraf, und jetzt noch die ganze Garde-Division, die von Kolding zurückgeholt war, während Gablenz sich auf Kolding und Veile beschränken mußte. So hatte der Prinz jetzt 7 Brigaden oder 44 Bataillone*) zu seiner Verfügung.

Der Feind hatte nämlich seine Truppen auf Alsen und in den Schanzen auf 33 Bataillone, zu 900 Mann, gebracht, indem er alles Verfügbare von Fredericia, Jütland und Seeland dort vereinigt hatte.**) Blumenthal hoffte, binnen einem Tage überraschend von Ballegaard nach Norburg vier Brigaden, 26 Bataillone, übersetzen zu können. Der Feind konnte dagegen den ersten Tag nennenswerte Kräfte nicht verwenden, denn er hatte von Sonderburg vier Meilen bis dahin.

*) Es waren in Wirklichkeit nur 40 Bataillone.

**) Die Dänen hatten in der Tat in Düppel und Alsen 34 Bataillone, aber ihre Gesamtstärke betrug höchstens 23 000 Mann.

Die anderen drei Brigaden, 18 Bataillone, hielt man für ausreichend, einem etwaigen Ausfall aus den Schanzen entgegentreten zu können, auch wenn die ganze dänische Armee dazu herauskäme.

Den zweiten Tag sollten die übergegangenen Truppen auf Augustenburg und Sonderburg marschieren, und wenn dann die dänische Armee die Waffen noch nicht gestreckt hätte, sollte ein allseitiger Angriff sie vernichten.

Der 29. März und 30. März. 1. Parallele. Am 29. März wurde die Brigade Raven, nachdem sie eine Woche auf Vorposten gewesen, daselbst durch die Garde-Brigade, die Regimenter Elisabeth und Augusta, abgelöst. In der darauf folgenden Nacht wurde die Brigade Canstein beauftragt, mit 3000 Mann die 1. Parallele auszuheben.

Ich ritt am Nachmittag auf den Bauplatz und sah die Plätze, auf welchen die Belagerungs-Batterien erbaut werden sollten. Nach meiner Meinung lagen die Batterien daselbst nicht zweckmäßig. Ich machte Colomier Vorstellung. Er wies mich mit der Bemerkung ab, das sei ja ganz gleichgültig, denn es gelte ja nur, einen Scheinangriff zu führen. So ward alles ohne Energie angefaßt, die Parallele zu weit ab, die Batterien nicht praktisch angelegt. Es war eben keine Lust dazu vorhanden. Um so besorgter war ich, die ganze nächtliche Unternehmung der Eröffnung der 1. Parallele würde mißglücken und viel Blut kosten.

Es ist bekannt, welche Wichtigkeit diese Eröffnung der 1. Parallele hat, und mit welcher Spannung der Belagerer der Nacht entgegensieht, in welcher die Belagerung erfolgen soll. Diese Spannung ist fast ebensogroß wie die vor dem Sturm auf die Festung.

Um den Feind möglichst in Sicherheit zu wiegen, wurde im Laufe des Tages am 29. März unserseits von Gammelmark her fast gar nicht geschossen und keine Bewegung gezeigt.

Ich meinesteils legte mich am Nachmittage des 29. März zeitig schlafen, nachdem ich von allen Vorbereitungen Kenntnis genommen, und ritt nachts so fort, daß ich vor Grauen des Tages am 30. März früh bei den Arbeiten war.

Die Pferde ließen wir — Loën begleitete mich — in Wielhoi. Dann gingen wir zu Fuß auf der Chaussee vor, bis wir an den linken Flügel der Parallele gelangten. Bei diesem Vorgehen in stockfinsterer Nacht hörten wir nur ein dumpfes Geräusch, aber keinen Schuß, kein Gefecht irgendwelcher Art. Als wir an der Parallele ankamen, fanden wir den Graben schon so tief, daß die Arbeiter ganz sicher vor dem feindlichen Feuer gewesen wären, wenn ein solches stattgefunden hätte. Aber der Feind überraschte uns dadurch, daß er überhaupt gar nichts tat. Ich

begab mich auf der Chaussee zu den einige hundert Schritt vor die Parallele vorgeschobenen Vorposten. Auf der Chaussee stand ein stärkerer Unteroffizierposten, in den Gräben versteckt. Der Unteroffizier meldete mir lachend, er habe die ganze Nacht vom Feinde nichts gehört als das Schnarchen der gegenüberstehenden Dänen in ihren Schützenlöchern. Jedoch sei vor etwa einer Viertelstunde eine feindliche Patrouille von drei Mann vorgekommen. Auf fünf Schritt von ihm seien diese drei Mann stehen geblieben und hätten nach den Arbeiten hin gehorcht, dann hätten sie den Kopf geschüttelt und seien wieder zurückgegangen. Der Instruktion gemäß hatte der Unteroffizier sich mit seinen Leuten nicht gerührt; erst als die Feinde bei ihm vorbeigegangen waren, hatte er sie von hinten überfallen und möglichst ohne Schuß gefangen genommen.

Wir gingen nun zu dem Flügel der Parallele zurück und warteten dort das Grauen des Tages ab, das nicht mehr lange auf sich warten ließ. Hinter der Schanzenreihe färbte sich der Himmel und ließ sie deutlich in ihren oberen Linien erkennen. Mit der größten Spannung erwarteten wir jetzt, was der Feind tun werde, sobald er die Parallele sehen könnte.

Die Szene, die sich jetzt vor unsern Augen abspielte, war äußerst komisch. Wie es allmählich heller ward, trat ein Mann auf die Brustwehr der einen Schanze und sah erstaunt nach dem Werke hin, das, wie aus der Erde gewachsen, entstanden war. Es dauerte nicht lange, da kam ein Offizier, holte einen Operngucker heraus und betrachtete unser Werk. Bald gesellten sich mehr zu ihnen, und kurz vor Sonnenaufgang war die ganze obere Linie der Schanzen mit Menschen bedeckt, die, Arm an Arm stehend, nach uns hinwiesen, sprachen, gestikulierten, also offenbar debattierten.

Unsere Vorposten vom Regiment Elisabeth, welche einige hundert Schritt vor der Parallele ziemlich nahe aneinander aufgestellt waren, hatten die Instruktion erhalten, sich bei Tagesanbruch in die Parallele zurückzuziehen und dort zu decken. Aber das Schauspiel vor ihnen interessierte sie, und sie hatten darüber diesen Teil der Instruktion vergessen. Und so stand die ganze Reihe Doppelposten frei und offen auf dem Felde, vergnügt nach den Schanzen hinsehend, nicht 1000 Schritt von diesen, nicht 400 Schritt von den feindlichen Schützen in ihren Erdlöchern entfernt. Als die Sonne aufging und unsere Parallele beleuchtete, sahen wir, obgleich durch die Strahlen des Tagesgestirns geblendet, mit einem Male alle Feinde von der Brustwehr verschwinden, und bald darauf entwickelte sich eine dichte runde Wolke, gefolgt vom Kanonenschuß. Eine Vollkugel hüpfte über die Parallele fort. Jetzt fiel den Schlesiern von

der Garde mit einem Male die Instruktion ein, und sie rannten wie besessen in die Parallele hinein, nahmen dort ihre Plätze ein und deckten sich nun hübsch vorschriftsmäßig. Es war zum Totlachen, wie der Kanonenschuß wirkte. Ich fragte den nächsten der zurückkommenden Doppelposten, ob es ein Kartätschschuß oder ein Granatschuß gewesen. Die Leute waren noch ganz außer Atem vom Schreck und Laufen. „Oder to weeß ich nich. Oder läuft Kamerad rechts, lauf ich links. Abo fährt's gerade zwischen uns durch, wo wir gestanden. Oder wenn wir nicht laufen, schießte er uns tot. Abo, was war, to weeß ich nicht." Nach einer Weile fiel noch ein Kanonenschuß. Unserseits ward nicht geantwortet. Bis zehn Uhr morgens warteten wir vergebens auf einen Ausfall. Dann begaben wir uns nach Hause. Einen so ereignislosen, friedlichen Morgen hatten wir nicht erwartet.

Die Parallele war in ihrer ganzen Länge, 1000 Schritt, von der Nähe der Chaussee bis in die Nähe des Meeres, so weit beendet, daß sie in einer Breite von fünf Fuß drei Fuß tief war. Die ausgeworfene Erde war über drei Fuß hoch, also bot sie vollkommen Deckung. Zwei Kommunikationen führten im Zickzack bis hinter den Spitzberg und boten ebenfalls genügende Deckung. Ungeheure Felsblöcke waren an manchen Stellen dem Verkehr noch hinderlich. Das Ausgraben und Fortschaffen dieser großen Steine mußte bei Tage geschehen. Die Laufgrabenwache ward dazu verwendet. Die Arbeiter wurden entlassen. Eine Ablösung der Arbeiter, um die Parallele am Tage auszubauen und zu verbreitern und durch fortwährende Arbeit Tag und Nacht schnell zu vollenden, fand nicht statt. Dazu hätten 3000 Mann fortwährend arbeiten müssen, zu je 12 Stunden Arbeit gerechnet, mit einem Ruhetag nach der Arbeit, das hätte stets 12 000 Mann für Gefecht entzogen. Das wollte man nicht. Blumenthal hatte Zeit und betrachtete die Parallele als Nebensache, als ein Scheinmanöver. Nach meiner Meinung lag die 1. Parallele auf dem linken Flügel in einer Entfernung von 900 Schritt, auf dem rechten Flügel von 1000 Schritt von den Saillants der Werke. Genaue Messungen haben nachher ergeben, daß die Entfernung zwischen 1200 und 1400 Schritt schwankte.*) Also auch in dieser Beziehung war der Beginn des Angriffs ein wenig energischer.

Als ich vor meiner Rückkehr nach Gravenstein die Arbeiten abging, sah ich, daß der rechte Flügel der Parallele von dem Punkte an, wo sich das Terrain nach dem Meere zu senkte, nach dorthin ganz frei und offen lag, so daß ein feindliches Kriegsschiff, wenn es dorthin fuhr, die ganze

*) Die Parallele war in Wirklichkeit auf ihrem rechten Flügel 1200 Schritte, auf ihrem linken nur 950 Schritt von den dänischen Werken entfernt.

rechte Hälfte der Parallele der Länge nach beschießen konnte. Ich machte sogleich die Ingenieure darauf aufmerksam, aber vergeblich. In Gravenstein angekommen, teilte ich diese Bemerkung Blumenthal mit. Dieser aber meinte, das sei ganz gleichgültig. Die Parallele sei ein Scheinangriff, und da sei es ganz egal, wie sie liege. Ich protestierte gewaltig dagegen und sagte ihm, daß es doch nicht gleichgültig sei, ob ein paar hundert preußische Soldaten darin mehr erschossen würden oder nicht. Da wurde angeordnet, daß Traversen gebaut werden sollten. Diese entstanden auch in einigen Tagen. Aber wie? — Sie wurden hinter der Parallele ganz isoliert angehängt, und zwischen ihnen und der Brustwehr der Parallele lief der Graben ununterbrochen, so daß die Traversen keinen Schutz darboten. Es war die reine Ironie auf Traversen. Zum Glück hat sich „Rolf Krake" in den späteren Gefechten nie bis in die Verlängerung der Parallele vorgewagt.*)

Ehe ich zurücktritt, sah ich noch einen feindlichen Offizier zwischen den Schanzen herauskommen, um die Vorposten entlang zu reiten. Da der Feind vor einigen Tagen nicht geschossen hatte, als unsere Ingenieure den Meßtisch aufstellten, so wurde jetzt auch nicht gleich geschossen. Es wurde dem Offizier gewinkt, er möchte gefälligst fortbleiben, und wiederholt mit dem Gewehr auf ihn angelegt. Er ritt also wieder zurück. Dieser Experimentalfeldzug war recht gemütlich.

Der 31. März. Ballegaard. Es traf aus Berlin die Erlaubnis ein, den Übergang bei Ballegaard auch ohne die Unterstützung der Flotte zu wagen.

Seitens des Generalkommandos zu Gravenstein ward nun folgender Entschluß gefaßt:

In der Nacht vom 31. März zum 1. April sollten die Batterien hinter der 1. Parallele erbaut und die Parallele vervollkommnet werden. In diese Batterien wollte man 40 Geschütze, meist glatte Feldgeschütze, stellen und in Gemeinschaft mit den Batterien von Gammelmark her von mittags zwei Uhr des 1. April eine heftige Kanonade gegen die Schanzen eröffnen, gleichzeitig Sonderburg in Brand schießen. Während man so den Feind in den Wahn versetzte, wir würden in der Nacht vom 1. zum 2. April stürmen, weshalb man auch recht ostensibel 18 Bataillone ins Angriffsterrain marschieren lassen wollte, sollte in derselben Nacht das Ufer bei Ballegaard mit 46 gezogenen Geschützen, darunter 20 schwere, in gut gebauten Batterien besetzt werden, und zugleich sollte

*) Es wurden im Wenningbund Netze gegen „Rolf Krake" ausgespannt, so daß er nicht mehr so weit kommen konnte.

ein großer Transport von Booten und drei Pontontrains zu Lande nach Ballegaard in der Nacht marschieren. Früh vier Uhr sollte die Überfahrt beginnen (den 2. April), und man rechnete darauf, daß man vor Tagesanbruch 2000 Mann in einem Transport an das jenseitige Ufer der Alsener Förde werfen könnte.*) Man machte sich darauf gefaßt, daß mit Tagesanbruch „Rolf Krake" und auch noch andere Kriegsschiffe in der Föhrde erscheinen würden, um den ferneren Transport zu inhibieren. dann sollten die 46 Geschütze den Kampf dagegen führen. Nach Abweisung oder Vernichtung der feindlichen Seemacht sollten weitere Echelons nach Alsen folgen, und am ersten Tage glaubte man, 26 Bataillone mit Feldartillerie übersetzen zu können.

Ich ritt am 31. März früh in das Angriffsterrain und sah mir die Arbeiten an. Der Feind schoß wenig, wir gar nicht. Um Mittag setzte sich „Rolf Krake" in Bewegung. Aber wider Erwarten beschoß er die Arbeit nicht, sondern fuhr um die Halbinsel Broacker herum. In der Nähe von Iller nahm er ein Fischerboot auf, das auf ihn zusegelte. Es war natürlich eine Spionnachricht, die er am hellen lichten Tage entgegennahm. Wir konnten es nicht hindern, denn wir konnten den ausgedehnten, vielfach zerrissenen Strand nicht hermetisch abschließen.

Der 1. April. Ballegaard. In der Nacht waren die Batterien hinter der 1. Parallele erbaut und armiert worden. Es waren dies 8 Batterien, in denen 34 Geschütze standen, wovon nur 8 Belagerungsgeschütze, gezogene Zwölfpfünder. Alle anderen waren Feldgeschütze, meist glatte. Ihre Entfernung von der Festung schwankte zwischen 1400 und 1600 Schritt,**) die glatten Geschütze konnten auf so große Entfernung nicht viel wirken.

Die Batterien auf Gammelmark wurden zum großen Teil desarmiert und zum Transport eingerichtet. Nur wenige Geschütze blieben in denselben stehen, um seinerzeit mit doppelter Feuergeschwindigkeit dem Feinde den Glauben beizubringen, es ständen noch alle Geschütze darin. Der größte Teil der schwersten Geschütze, Vierundzwanzigpfünder, sollte in der entscheidenden Nacht bei Ballegaard aufgestellt werden, um im etwaigen Kampfe gegen die feindlichen Schiffe uns den Sieg zu sichern.

Das Feuer der Batterien der 1. Parallele sollte erst um zwei Uhr mittags beginnen und bis in die Nacht hinein dauern, während welcher

*) Im ganzen waren es 139 Schiffsgefäße, auf denen zugleich 1600 Mann übergesetzt werden konnten.

**) Es waren in Wirklichkeit nur 1200 bis 1400 Schritt.

der Übergang vorbereitet werden sollte. Aber der Feind, welcher in der Nacht nichts gegen den Bau der Batterien unternommen hatte, begann, sobald er früh die Batterien fertig sah, aus allen Schanzen ein heftiges Feuer gegen dieselben. Es wurde unserseits nicht erwidert. Gewiß eine harte Prüfung für unsere Kanoniere. Nur von Gammelmark aus wurde der Eifer des Feindes durch Flankenfeuer, zuweilen recht wirksam, abgekühlt.

Wenn nun auch alles so vorbereitet war, daß man mit Sicherheit auf den Erfolg des Unternehmens rechnete, welches in der nächsten Nacht beginnen sollte, so trat dennoch ein Element hindernd in den Weg. Am Morgen des 1. April wurde das Wetter abscheulich. Ein heftiger Sturm erhob sich. Bei solchem heftigen Sturm war ein Überfahren der Alsener Föhrde auf Booten schon sehr gefährlich, auf Pontons untunlich. An ein Zusammensetzen mehrerer Pontons zu sogenannten Maschinen, auf denen die Artillerie und Kavallerie transportiert werden sollte, und an ein Überfahren des ¼ Meile breiten Meeresarmes war bei solchem Sturm gar nicht zu denken. Es erfolgte also der Befehl, das Unternehmen heute nicht zu beginnen. Die Batterien mußten sich mithin nicht nur am heutigen Vormittage, sondern auch noch mindestens vierundzwanzig Stunden vom Feinde beschießen lassen, ohne sich wehren zu dürfen, denn die Unternehmung ward vorläufig um vierundzwanzig Stunden hinausgeschoben, das Feuer sollte den 2. April, nachmittags zwei Uhr, beginnen.

Ich beging mit Witzendorf alle neu erbauten Batterien, die vom Feinde heftig beschossen wurden. Es war der Aufenthalt darin aber wenig gefährdet, denn die Mannschaft fand genügende Deckung. Die Geschütze waren an die Brustwehr gestellt und konnten nicht getroffen werden. Der Feind schoß auch nicht im hohen Bogen, sondern nur mit voller Ladung. Seine flachgehenden Geschosse gingen also in die Brustwehr oder zu hoch. Aber die Kommunikation von einer Batterie in die andere war recht ungemütlich. In den verbindenden Laufgräben hatte das Regenwasser den Lehmgrund stark aufgeweicht, und man ermüdete außerordentlich. So zogen wir es vor, über das festere freie Feld zu gehen, und wurden da von mancher feindlichen Kanonenkugel begrüßt. Insbesondere gab uns der Feind das Geleite, als wir auf der Chaussee zurückgingen, und in dem Moment, wo wir an einen Meilenstein kamen, dessen Entfernung dem Feinde wohl recht genau bekannt war, sauste eine Kanonenkugel so dicht an uns vorbei, daß Witzendorf neben mir durch den Luftdruck um- und in den Schmutz geworfen wurde. Als er unbeschädigt aufstand, lachten wir herzlich. Wir konnten auch lachen!

Der 2. April. Ballegaard. Der Wind mäßigte sich des Morgens. Es gab unter den deutsch gesinnten Schiffern und Fischern des Landes eine Menge Wetterpropheten. Viele unter ihnen hatten sich schon gut bewährt. Alle waren einstimmig der Meinung, es werde jetzt in der nächsten Zeit Windstille eintreten, weil die Zeit der Äquinoktialstürme vorbei sei, und wir könnten zu dem Unternehmen keine günstigere Zeit wählen als die nächste Nacht. Es ward also Befehl gegeben, um zwei Uhr mittags mit dem Feuer zu beginnen. Am Tage sollten die Kolonnen zugleich auf allen den Straßen nach Ballegaard marschieren, die vom Feinde nicht gesehen werden konnten, in der Nacht die Batterien gebaut werden. Um vier Uhr sollte das Übersetzen beginnen.

Prinz Friedrich Karl hatte selbst in seinem Stabe, besonders aber unter den militärischen Zuschauern, das Unternehmen sorgfältig geheim gehalten. Mir hatte er es aber mitgeteilt und mir erlaubt, mit dem ersten Echelon auf Alsen überzugehen. Aber es durfte kein Mensch einen Reitknecht oder Burschen mit auf Alsen nehmen. Nur für Kämpfende waren Transportmittel vorhanden. Ich durfte also nur für mich und mein Pferd auf Transport rechnen und hatte für beide in den nächsten Tagen auf Alsen selbst zu sorgen.

Nun hatte ich die Absicht, den Beginn der Kanonade nachmittags zwei Uhr vor Düppel anzusehen und nachts nach Gravenstein zurückzureiten. Nachts zwei Uhr wollte ich dann auf einem anderen Pferde nach Ballegaard reiten, fünfeinviertel Meilen. Als ich die dazu nötigen Anordnungen meinem Diener Vincenz mitteilte, meldete mir derselbe, er und mein Bursche seien krank; der Generalarzt habe sie beide untersucht und angeordnet, sie müßten nach Flensburg ins Lazarett, denn sie hätten beide die Krätze! Da hatte ich also die Wahl, entweder mit einem Pferde nach Alsen zu schwimmen und meine anderen drei Pferde und alle Sachen ohne Futter und Pflege in Gravenstein zu lassen, oder dem Prinzen zu melden, ich könne nicht mit in den Kampf, weil meine Dienerschaft krätzig sei. Daß ich ersteres wählte, war selbstverständlich, aber es versetzte mich in die übelste Stimmung von der Welt. Ich eilte ins Hauptquartier, damit man mir einen Pferdepfleger kommandiere, aber ich fand niemand, der Zeit hatte, mich anzuhören. Der Generalarzt war unerbittlich. Ich kam zurück und erklärte meinen Leuten, daß wenn sie die Krätze hätten, so hätten sie sie wohl schon lange und könnten damit auch noch ein paar Tage länger herumlaufen. Ich verbot ihnen also, ins Lazarett zu gehen, bis ich vom Gefecht zurück sei, und ließ mir von Vincenz Frühstück bringen. Als dies dem Obersten v. Loën gerade am besten schmeckte, er eine Kieler Sprotte verzehrte und einen Gilka schlürfte, sagte ich ihm, daß meine Leute die Krätze hätten. Er erbleichte und

wunderte sich, daß ich uns von einem Krätzigen Frühstück bringen ließe. Ich tröstete ihn aber mit der Betrachtung, daß, wenn der Arzt richtig geurteilt, wir beide auch längst angesteckt sein müßten und die Krätze bei uns bald ausbrechen werde. Daher brauchten wir uns nicht zu genieren und könnten uns, wenn wir nach der Expedition von Ballegaard noch am Leben wären, nachher kurieren lassen. Die Krätze galt damals nämlich für eine entsetzliche Krankheit. Man kurierte vier bis sechs Wochen, zuweilen monatelang daran. Das Mittel, sie durch Perubalsam in wenigen Minuten zu beseitigen, war noch nicht erfunden. Bald tröstete sich Loën durch meinen Galgenhumor, aß und trank, und wir ritten ins Belagerungsterrain, wo wir kurz vor zwei Uhr nachmittags eintrafen.

Punkt zwei Uhr begann unsere Kanonade aus in Summa 56 Geschützen; außer denen von Gammelmark unterstützten auch noch einige links seitwärts erbaute Batterien die 34 Geschütze der 1. Parallele.

Der Feind hatte schon um einhalbzwei Uhr eine ziemlich heftige Kanonade begonnen. Somit ward um zwei Uhr der Kampf ein recht lebendiger und der Lärm groß. Soviel ich von meinem erhöhten Standpunkte aus sehen konnte, trafen unsere glatten Feldgeschütze nicht viel. Der Feind traf fast gar nichts. Rechts hinter der Parallele war auf unserer Seite eine tiefe Schlucht, die Freudenthaler Schlucht. Der Feind konnte nicht sehen, was darin war, und muß geglaubt haben, wir hätten dort unsere Reserven gesammelt, um in der Nacht zu stürmen, denn die meisten seiner Geschosse waren in diese Schlucht gerichtet. Darin sauste und platzte es wie in einem Hexenkessel. Es war kein Mann von uns darin, und deshalb erregte der Anblick dieser verfehlten Wirkung bei uns viel Freude.

Prinz Friedrich Karl hielt auf einer Anhöhe am Wenningbund. Er hatte etwas Schnupfen und damit verbundenes Fieber. Noch mehr aber beunruhigte ihn der Gedanke an die bevorstehende Unternehmung und die Verantwortlichkeit, die er damit auf sich geladen. Seit mehr als vier Wochen hatte er diesem Projekt zuliebe den Vorwurf der Untätigkeit ausgehalten. Wie, wenn es mißglückte? Wenn man einige tausend Mann nach Alsen warf, konnte „Rolf Krake" kommen, den weiteren Übergang verhindern, mit seinem undurchdringlichen Panzer unserer Geschosse spotten, zwischen die übersetzenden Truppen fahren, die Boote vernichten, und die übergegangenen Truppen konnten, auf sich selbst angewiesen, ohne Unterstützung durch Munition, Verpflegung und andere Truppen der Vernichtung entgegengeführt werden. Alle diese Erwägungen vermehrten das Fieber, das den Prinzen durch-

schüttelte. Er war in der übelsten Laune von der Welt und starrte, in seinen Mantel gehüllt, sprachlos hinüber nach der feindlichen Festung.

Der Sturm hatte um Mittag fast nachgelassen, fing aber bald nach dem Beginn des Geschützkampfes von neuem an, sich zu erheben. Von kaltem Regen begleitet, drang er bis auf die Haut und vermehrte die unbehagliche Fieberstimmung des kommandierenden Generals, sowohl physisch durch seine Kälte und Nässe, als auch moralisch durch die dadurch vermehrte Ungewißheit über den Erfolg der ganzen Unternehmung, durch den Gedanken an mit Truppen gefüllte, im Sturm umschlagende und untergehende Boote.

Mir war auch nicht sehr vertrauensvoll zu Mute. Wenn ich auch sehr erfreut über die Erlaubnis war, mit dem ersten Echelon übergehen zu dürfen, so hatte ich doch keinen Glauben an einen sicheren Erfolg. Insbesondere konnte ich mir gar nicht vorstellen, wie der Kampf gegen feindliche Kriegsschiffe für uns günstig ausfallen könnte, wenn diese zwischen den übergehenden Booten herumdampften und unsere Strand-Batterien gezwungen sein würden, auf Freund und Feind zu schießen. Dazu erfüllte mich der stets sich steigernde Wind mit Besorgnis, ingleichen wußte ich nicht, was aus meinen Pferden werden sollte, die ich in Gravenstein zurückließ, und endlich brachte mir der Gedanke, ob ich nicht gar auch von der Krätze ergriffen sei, einen eigentümlichen prickelnden und kitzelnden Reiz auf der Haut bei.

Gegen Abend sollte von den Batterien von Gammelmark her Sonderburg in Brand geschossen werden, damit die Aufmerksamkeit des Feindes ganz und gar hier gefesselt werde. Dieses Brandstiften war verzeihlich, denn es hatte einen taktischen Zweck. Ich begab mich gegen Abend nach Gammelmark, um die Bedienung und Feuerleitung mit anzusehen. Oberst Neumann dirigierte das Feuer selbst. Die Granaten reichten bei hoher Elevation bis Sonderburg. Aber bei den Brand-granaten mußte man die Erfahrung machen, daß sie wegen der durch die Brander beschwerten Geschosse auf dieser großen Entfernung um 200 Schritt zu kurz gingen, so daß man sich erst von neuem einschießen mußte. Als wir endlich die großen Kasernen von Sonderburg trafen, was man deutlich sehen konnte, sahen wir wohl erst Rauch, aber dann verzog sich derselbe, und Feuersbrunst ward nicht erzeugt.

Nach Eintritt der Dunkelheit ritt ich nach Gravenstein zurück. Wir hatten Neumann Unrecht getan. Seine Brander hatten wohl gezündet, nur ist die Feuersbrunst langsam zum Ausbruch gekommen, und in der dunkeln Nacht erst erhellte der Feuerschein von Sonderburg den Horizont gegen Osten. Auch einige Barackenlager innerhalb der Schanzen brannten ab. Das Artilleriefeuer der Schanzen war zwar nicht gänzlich

zum Schweigen gebracht, aber es hatte doch bedeutend an Heftigkeit abgenommen. Raketen und Leuchtsignale, welche von Sonderburg ausgingen und auf der ganzen Insel Alsen aufgenommen wurden, zeigten uns an, daß die feindlichen Truppen nach Sonderburg hin konzentriert wurden und nicht nach Norburg, daß also die Täuschung gelungen war und der Feind einen bevorstehenden Sturm auf Düppel erwartete und kein Unternehmen bei Ballegaard.*)

Auf dem Rückritt nach Gravenstein kreuzte ich die marschierenden Kolonnen, welche auf verschiedenen Wegen nach Ballegaard hin zogen. Sechsundvierzig schwere Belagerungsgeschütze, mit einem Munitionstrain von hundert Schuß pro Geschütz hinter sich — manches Rohr wog allein sechsundfünfzig Zentner, mancher Schuß einen halben Zentner —, mit den nötigen Faschinen, Schanzkörben, Bettungs- und anderem Strauchmaterial zum Batteriebau, drei Pontontrains und ein Train, der seetüchtige Boote auf Wagen geladen hatte, ferner eine Infanterie-Brigade, zum ersten Echelon der überzusetzenden Truppen bestimmt, wälzten sich langsam auf vier Linien, von Hostrup, Ekensund, Atzbüll und Broacker in der Richtung auf Blans und Ballegaard. Es war alles gut vorbedacht, und es gereichte den Anordnungen von Blumenthal und Colomier sehr zur Ehre, daß diese Märsche so angeordnet waren, daß trotz Sturm und Regen und absoluter Finsternis kein Mißverständnis, keine Irrung, kein Stocken vorkam und jedes Geschütz und jeder Mann ihre Bestimmung erreichten.

In Gravenstein aß ich etwas, schrieb einen Bericht an den König und legte mich zu Bett, um einige Stunden zu schlafen. Es war ja möglicherweise das letzte Mal, daß ich schlief, also schlief ich desto fester. Bald nach Mitternacht stand ich auf, und um zwei Uhr ritt ich fort, versehen mit allem Nötigen, um mein Pferd selbst zu versorgen, und mit einigen Lebensmitteln.

Der 3. April. Ballegaard. Zwar war in Gravenstein schon ein Telegramm aus Ballegaard an den Prinzen angekommen, welches mit dem lakonischen Ausdruck: „Noch nicht fortreiten!" eine betrübende Wahrheit ahnen ließ, aber ich wollte doch wenigstens mit eigenen Augen sehen, wie ich bisher während des ganzen Feldzuges gesehen hatte. Ich ritt also in die dunkle Nacht hinein. Man konnte kaum die Hand vor Augen sehen. Ein heftiger Nordweststurm trieb mir Schnee und Regen auf die linke Seite. Das Pferd konnte nur langsam von der Stelle.

*) Die Dänen waren durch verschiedene Nachrichten auf das Unternehmen aufmerksam geworden und hatten infolgedessen ihre Kriegsschiffe in den Buchten in der Nähe bereitgestellt.

Aber der Weg war nicht zu verfehlen. An allen Kreuzwegen waren für den nächtlichen Marsch der Kolonnen vorsorglich Laternen aufgestellt, welche die für diese Nacht aufgestellten Wegweiser mit der Bezeichnung „nach Ballegaard" erleuchteten, und der Weg war sehr belebt und bedeckt mit Truppen und Fuhrwerk, die nach derselben Richtung marschierten, aber auch ein schnelles Fortkommen verhinderten.

So traf ich spät, aber doch noch bei stockfinsterer Nacht, am Meeresufer ein. Vor mir heulte der orkanartige Sturm, donnerte die Brandung des wild erregten Meeres. Das hörte ich. Ich sah aber gar nichts. Unentschlossen, wohin ich mich zu wenden habe, sah ich mit einem Mal einen Feuerschein hoch in die Luft aufsteigen. Er schien mir ziemlich weit. Dann noch einen und noch einen! Ich glaubte sicher, drüben auf Alsen stiegen Raketen in die Höhe, Signale, welche die Dänen gegeben, weil sie unser Unternehmen bemerkt. Ich ritt zehn Schritt näher und sah — dicht vor mir einen Mann mit einer Laterne. Wenn er dieselbe bewegte, beschien sie den Regen und Nebel hoch in der Luft und erschien wie eine Rakete. So unsicher sind nächtliche Beobachtungen! Ein Beweis, wie wenig zuverlässig jene für den Krieg so oft empfohlenen Alarmfanale sind. Der Schein einer einzigen Laterne kann eine ganze Armee unnütz alarmieren und der nächtlichen Ruhe berauben.

Die Laterne gehörte zu einer der Batterien, welche gebaut wurden. Bei dem heftigen Sturm und dem Toben des Meeres hatte ich selbst in einer Entfernung von nur zehn Schritten den durch den Batteriebau erzeugten Lärm nicht gehört. Ich wohnte nun der Vollendung des Batteriebaus bei. Der Tag brach an. Um 6 Uhr früh waren die vierundzwanzig Geschütze rechts der für die Fähre erbauten Landungsbrücke, bei der auch die Truppen in die Boote steigen sollten, um einhalb sieben Uhr die zweiundzwanzig Geschütze links davon schußbereit. Die Pontons waren seit vier Uhr zur Stelle, die überzusetzenden Truppen ebenfalls. Die Arbeitsleistung der Artillerie in der dunklen Nacht und bei dem durch den Regen zum Schlamm erweichten Boden war eine ganz kolossale, die musterhafte Ordnung, bei der keine Konfusion vorgekommen, machte Blumenthals vorsorglichen Dispositionen alle Ehre.

Aber alles das war umsonst. Man setzte einen Ponton und ein für die hohe See gebautes Boot ins Meer, beide schlugen sofort um. Die hohe Brandung war absolut unzugänglich. Von einem Übergange war heute keine Rede. Aber was noch weit schlimmer war, es konnte von jetzt an überhaupt keine Rede mehr von der Ausführung dieses Projektes sein. Denn der anbrechende Tag beleuchtete alle unsere Maßregeln; da lagen am Meeresstrande bei der Fähre die Massen der Boote und Pontons offen vor den Augen der am jenseitigen Ufer der Föhrde stehenden

feindlichen Posten und konnten nicht in die Erde verschwinden. Da standen oben auf den Höhen unsere Batterien mit den sechsundvierzig Feuerschlünden. Nur wenn es uns gelang, mit dem ersten Transport von zweitausend Mann den Feind zu überraschen und bis Norburg hin gegenüber den geringen feindlichen Kräften festen Fuß zu fassen, konnte man auf einen glücklichen Ausgang hoffen. Von Überraschung konnte aber jetzt keine Rede mehr sein. Im Gegenteil, wir mußten erwarten, daß der Feind mit seiner Flotte erscheinen werde, um unsere am Strande haltenden Pontontrains zusammenzuschießen. Unsere Batterien machten sich darauf gefaßt und standen schußbereit. In der Tat kamen auch bald aus der Stegwigbucht und aus der Augustenburger Föhrde im ganzen drei Kriegsschiffe heraus, ein größeres und zwei kleinere. Aber sie wagten sich nicht bis in den Schußbereich unserer Strand-Batterien, sondern dampften nur hin und her, um zu sehen, was wir da machten.

Blumenthal war groß in seiner Seelenruhe bei dem Mißgeschick, das sein Lieblingsprojekt scheitern ließ. Er traf alle Anordnungen zum Rückmarsch mit demselben Gleichmut, als ob er seinen Morgenkaffee bestellte. Unterdessen trafen nach und nach viele vornehme Herren ein, Wrangel, der Kronprinz, selbst der Fürst von Hohenzollern. Jeder blickte mit Kennermiene in das tobende Element und sagte kopfschüttelnd: „Allerdings, nun geht es nicht mehr."

Für mich war der Schlag aber auch noch in einer anderen Richtung empfindlich, den das Mißlingen der Ballegaarder Unternehmung uns versetzte. Meine Beteiligung an dem Feldzuge hatte damit ein Ende. Schon hatte mich Manteuffel wissen lassen, es sei endlich an der Zeit, daß ich nach Berlin zurückkehre, der König müsse doch in Berlin Adjutanten zum Dienst haben. Stiehle war mittlerweile Flügeladjutant geworden, und so waren allerdings vier Adjutanten des Königs, nämlich außer Stiehle Rauch, Loën und ich, auf dem Kriegsschauplatze. Die Frühjahrsexerzitien und Besichtigungen in Berlin begannen. Der König konnte dabei nicht ohne Adjutanten erscheinen. Mit Mühe hatte ich die Erlaubnis erwirkt, noch die Ballegaarder Expedition abwarten zu dürfen, denn die „paar Tage", die ich mich vor Düppel aufhalten durfte, um mich von dem Stande der Belagerung zu unterrichten, waren schon fast zu drei Wochen geworden. Ich mußte also daran denken, jetzt nach Berlin zurückzukehren. Prinz Friedrich Karl, der für mich zu sprechen war, gab mir recht und entließ mich sehr huldvoll, indem er mich aufforderte, recht bald wiederzukommen. Am Nachmittage des 3. April packte ich meine Sachen und setzte meine Rückreise auf den 4. April fest. Die Vorbereitungen waren um so umständlicher für mich,

als ja meine Leute ins Lazarett sollten. Zwar entdeckten die Ärzte jetzt bei meinem Burschen, daß er keine Krätze habe, sondern daß der dafür gehaltene Ausschlag von den Bissen der Schleswigschen Kleiderläuse herrührte, welche seinen Anzug in Scharen bevölkerten. Aber mein Diener Vincenz mußte ins Lazarett; daß derselbe am 4. April noch mit mir nach Flensburg ritt und erst jetzt ins Lazarett ging, daß er dort nach dreitägiger Behandlung ebenfalls entlassen wurde und mir nach Berlin nachkam, weil er ebenfalls keine Krätze, sondern nur Kleiderläuse hatte, sei hier vorgreifend bemerkt.

Am 3. April fiel noch etwas vor Düppel vor, das ein glänzendes Zeugnis für den Geist ablegt, der unsere Soldaten beseelte.

Wie ich oben geschrieben, waren die Batterien der 1. Parallele in der Nacht vom 31. März zum 1. April erbaut. Die Bedienungskanoniere derselben, die beim Bau geholfen hatten, mußten sich, weil der Beginn des Feuers um vierundzwanzig Stunden verschoben war, bis zum 2. April mittags zwei Uhr beschießen lassen. Dann hatten sie den Kampf begonnen und durch die nächste Nacht fortgesetzt. Sie hatten jetzt schon drei Nächte im Freien ausgehalten und in der ganzen Zeit wohl Nahrung, aber keine warme erhalten. Die Feldgeschütze sollten in der nächsten Nacht (zum 4. April) durch die schweren Geschütze der jetzt unnötigen Strand-Batterien von Ballegaard ersetzt werden, aber Colomier wollte vorher, am Vormittage des 3. April, die Bedienungskanoniere der Feldgeschütze ablösen lassen, damit sie nicht noch eine Nacht im Freien zuzubringen brauchten. Aber diese Leute baten ihn flehentlich, er möge ihnen das nicht antun und ihnen zumuten, ihre Geschütze zu verlassen. So hielten sie auch noch die vierte Nacht aus und marschierten in derselben mit ihren Kanonen in Quartiere.

Der 4. April. Ich ritt früh von Gravenstein mit meiner ganzen Kavallerie, vier Pferden, nach Flensburg, traf dort die nötigen Anordnungen für deren Transport nach Berlin, bei dem ich meine vier Tiere dem Burschen anvertrauen mußte, der mir von der Infanterie gegeben war, und meldete mich bei Wrangel und dem Kronprinzen ab. Letzterer erzählte mir, daß er durch Kabinetts-Ordre dem Feldmarschall als Stellvertreter beigeordnet sei. Der alte Herr hatte nämlich gedacht, sich der Fessel zu entledigen, in die er sich durch seine bisherige Nachgiebigkeit gegen die Meinung des Kronprinzen selbst geschlagen hatte; denn er hatte allmählich durchgefühlt, daß Falckenstein, Podbielski und Stiehle immer rechtzeitig dem Kronprinzen vorher Vortrag über alles hielten, damit dieser imstande war, den Verkehrtheiten des Marschalls durch vollwichtige Gründe die Spitze abzubrechen. Darum wollte er

sich des Kronprinzen entledigen und berichtete dem Könige, derselbe habe jetzt ausgelernt. Er sei vollständig in allen Details orientiert, die zur Führung einer Armee nötig seien, und es liege kein Grund mehr vor, das kostbare Leben des Kronprinzen noch ferner den Gefahren des Krieges auszusetzen. Der König beantwortete diesen Bericht des Marschalls durch ein huldvolles Schreiben, das ihm in den gnädigsten Ausdrücken den Königlichen Dank für die so erfolgreiche Unterweisung des Thronfolgers aussprach, die den König nun in den Stand setze, dem Kronprinzen eine wirkliche Tätigkeit bei der Armee zu übertragen. Dies geschah nun derart, daß der Kronprinz Stellvertreter und Adlatus des Marschalls ward, wobei der König befahl, daß er zu allen Beratungen zuzuziehen sei, daß alle Meldungen, die an den Marschall gingen, auch ihm vorgelegt werden sollten, daß er immer seine Meinung zu geben habe, und daß er in Abwesenheit des Marschalls in dessen Namen befehlen könne. Dadurch war tatsächlich der alte Wrangel aus dem Sattel gehoben und das Oberkommando ganz in die Hände des Kronprinzen übergegangen.

Um einhalb drei Uhr nachmittags fuhr ich per Bahn von Flensburg ab.

Der 5. April. Den andern Morgen früh um fünf Uhr war ich in Berlin, und nachdem ich mich meines Kriegskleides sowie meines wild aussehenden Kriegsbartes entledigt hatte, stand ich um elf Uhr Point bei einer Fußparade Unter den Linden, in der die Garde-Artillerie so schlecht vorbeimarschierte, wie ich das noch selten in meinem Leben gesehen habe, zwei Tage, nachdem ich im besten Kriegsgetümmel bei Schnee und Regen in das wild aufgeregte Meer gestarrt und die Hoffnung hatte zu Wasser werden sehen, bei einer der kühnsten Unternehmungen tätig mitwirken zu können, welche die ganze Welt in Erstaunen setzen sollte. Der Unterschied war überwältigend und erfüllte mich mit tiefer Betrübnis. Es kostete mich eine große Überwindung, den friedlichen militärischen Pflichten, die ich nun wieder zu erfüllen hatte, die nötige Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Als ich mich beim Könige zurückmeldete, sagte er mir, wenn ich heute nicht gekommen wäre, so hätte er mir telegraphiert, daß ich sofort zurückkehren sollte. Als ich ihn nun um die Erlaubnis bat, mehrere Male hintereinander Dienst tun zu dürfen, um dann einen vierzehntägigen Urlaub anzutreten, da meine Gesundheit durch den Winterfeldzug so gelitten, daß ich notwendigerweise Seeluft in Gravenstein gebrauchen müsse, wohin mich Prinz Friedrich Karl eingeladen, da schlug mir der König diesen Urlaub rundweg, aber lachend ab und

meinte, andere müßten auch Kriegserfahrungen sammeln. Er hörte meinen Vortrag über die Belagerung von Düppel an und hatte nichts dagegen einzuwenden, daß ich nachwies, wie man Düppel allgemein für eine durch Feldschanzen befestigte Stellung halte, es aber eine starke Festung sei, in drei Jahren nach allen Regeln der Kunst auf das vortrefflichste gebaut, die aber dadurch noch stärker werde, daß wir sie nicht einschließen könnten, solange der Feind Herr des Meeres sei. Dann führte ich aus, daß der Besitz von Düppel gar keine Bedeutung habe, weil es kein Wohnhaus habe, keine Stadt besitze. Es bestehe aus einem kalten Fleck Erde von viertausend Schritt Länge und Tiefe und die Eigenschaft Düppels als feindlicher Brückenkopf, um uns von Alsen aus in der Flanke zu belästigen, könne ganz gut durch eine gegenüber eingenommene, befestigte Stellung paralysiert werden, in der zehntausend Preußen die Düppelstellung hermetisch abzuschließen imstande seien. Ich hielte es daher für viel leichter und unblutiger, ganz Jütland zu besetzen und in Verwaltung zu nehmen. Dann blieben dem Feinde so wenig Land und so wenig Mittel, daß er Frieden schließen müsse.

Der König wurde darauf sehr lebhaft und sagte, ob Düppel eine Bedeutung habe oder nicht, das sei ihm ganz egal. Darauf käme es ihm gar nicht an. Er habe aber nötig, der Welt zu zeigen, daß die preußischen Truppen noch imstande seien, Festungen zu stürmen. Er habe die schlappe Kriegführung ganz satt, bei der man um die Festungen herumgehe wie die Katze um den heißen Brei. Damit ganz Europa Respekt vor der preußischen Armee habe, dazu brauche er Düppel. Dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch. Ich bemerkte dem Könige, daß dieser höhere, politische Gesichtspunkt natürlich den rein militärischen überwiege, daß es aber dann notwendig sei, die nötigen Angriffsmittel an Artillerie in Tätigkeit zu setzen. Mit den vierundvierzig Belagerungsgeschützen, worunter zwölf glatte Mörser, könne man eine Festung nicht zwingen, die täglich aus mehr als hundert Geschützen antworte. Der König sagte, er habe die nötigen Befehle schon gegeben. Als ich von ihm entlassen wurde, erfuhr ich, daß der General Hindersin gestern abend nach Düppel abgegangen war, um die Belagerung mit Energie zu betreiben, und daß ihm alles zugesagt war, was er verlangen werde.

Es ist weltbekannt, wie seit dem 5. April vor Düppel eine so beträchtliche Masse schwerer gezogener Geschütze aufgestellt wurde, daß die Verteidiger der Festung bald keinen Kanonenschuß mehr zu erwidern imstande waren. Unter dem Schutz eines solchen Höllenfeuers näherte man sich der Festung schnell mit Approchen und Parallelen, und am

18. April lieferte der glänzende Sturm die Festung bis an den Alsener Sund in einem Fluge in unsere Hände. Der darauf abgeschlossene Waffenstillstand führte noch zu keinem Frieden. In dem Augenblick, als der Waffenstillstand ablief, setzte Herwarth über den achthundert Schritt breiten Alsener Sund, am 28. Juni, und stürmte die dortigen Befestigungen, so daß die ganze Insel Alsen in unsere Hände fiel. Die Dänen räumten dann Fredericia, und ganz Jütland ward von unseren Truppen ohne Kampf besetzt. Schon traf man unserseits die Vorbereitungen, um auch nach Fünen überzugehen und auch diese Insel zu besetzen, da gab der Feind nach, und der am 20. Juli abgeschlossene Waffenstillstand führte zum Frieden. Ich habe an diesen Ereignissen keinen persönlichen Anteil genommen und kann darüber nichts als Augenzeuge berichten. Aber das mag hier noch seine Stelle finden, daß ich durch die Nachricht von dem glorreichen Düppelsturm von neuem tief und schmerzlich ergriffen ward darüber, daß ich vor dem Ende der Belagerung den Kriegsschauplatz hatte verlassen müssen.

---

6. Rückblick.

Wirft man einen Rückblick auf den Verlauf des Feldzuges von 1864, so muß man erstaunen, wie große strategische und taktische Fehler unserseits bis zum Anfang April begangen worden sind, und welches unglaubliche Glück wir hatten, daß diese Fehler nicht viel Unheil über unsere Truppen brachten. Zwar war das Beginnen der Feindseligkeiten überraschend und schneidig, aber schon der erste Operationstag war allzu vorsichtig und zaghaft. Über alle möglichen Sicherheitsmaßregeln verloren wir soviel Zeit, daß wir nur eine Meile vorwärts Terrain gewannen, obwohl uns nicht mehr als vier feindliche Dragoner gegenüberstanden. Das muß die Österreicher so ermüdet haben, daß sie auch am 2. Februar noch nicht bis vor Schleswig rücken konnten, während Prinz Friedrich Karl Missunde auf den Zahn fühlte. Dies Gefecht kann man mindestens einen mißglückten Versuch nennen. Die Dänen haben später erzählt, daß die Schanzen von Missunde am 2. Februar von ihnen geräumt gewesen seien, und daß der Prinz Friedrich Karl nur nötig gehabt hätte, hineinzumarschieren. Ob das wahr war,

oder ob sie es nur erzählten, um uns ein wenig zu ärgern, ich kann es nicht entscheiden.*) Am 3. Februar gehen endlich die Österreicher weiter vor und drängen den Feind bis in die Schanzen von Schleswig mit Hilfe ihrer Übermacht, dabei große Verluste erleidend. So haben sie in drei Tagen drei Meilen vorwärts gemacht. Allzu glänzend ist das nicht. Vom 3. bis 6. Februar sind wir tatenlos, die Dänen auch. Am 6. Februar soll die Operation beginnen, welche entscheidende Schläge herbeiführen soll. Dazu sollen der Prinz Friedrich Karl bei Arnis übergehen und die Österreicher und die Garden Schleswig im Süden stürmen. Alles wird unserseits darauf angelegt, um einen kolossalen Mißerfolg zuwege zu bringen. Der Übergang bei Arnis konnte bei Schnee und Eis nun und nimmermehr gelingen, wenn viertausend bis fünftausend Feinde drüben standen, wie dies bis zum 5. Februar früh der Fall war, um ihn zu verbieten, und wenn von unserer Seite drei Armeekorps dagegen in Bewegung gesetzt worden wären. Ein Sturm auf die großartigen Schanzen von Schleswig, gegenüber der schweren, mächtigen Artillerie nur von zwölf Zwölfpfündern unterstützt, mußte zur Vernichtung der Stürmenden führen. Während wir aber auf dem besten Wege sind, in unser Verderben hineinzurennen, bewegt eine falsche Spionnachricht den feindlichen Oberbefehlshaber, den Übergangspunkt von Arnis ganz von Truppen zu entblößen, und als im ruhigen Vormarsch dorthin die Truppen des Prinzen Friedrich Karl sich ihm nähern, sieht der Feind, daß es zu spät ist, ihn zu besetzen, und befiehlt den übereilten Rückzug aus Schleswig.**) So fällt das Bollwerk der dänischen Herrschaft über die deutschen Lande ohne Schwertstreich in unsere Hand, statt daß daran die vereinigten Kräfte Österreichs und Preußens geraume Zeit zerschellen konnten. Es gehört dies für uns so rechtzeitige Mißverständnis bei der dänischen Oberleitung zu jenen Mitteln, deren sich die Vorsehung bedient, um die Geschicke der Völker zu leiten, und die vulgo „kolossales Glück" genannt werden.

Den ganzen 6. Februar laufen wir hinter dem Feinde drein, ohne ihn einzuholen, denn er hat einen bedeutenden Vorsprung. Erst am Abend des 6. Februar entsteht ein ganz unnützes Gefecht bei Översee zwischen der dänischen Arrieregarde und der österreichischen Avantgarde, unnütz, weil die Dänen ganz ruhig hätten abziehen können. Die Österreicher wollten ja gerade bei Frörup Vorposten aussetzen. Es ist strategisch unfaßlich, wozu sich die dänische Arrieregarde bei Översee

*) Die Schanzen waren in Wirklichkeit von den Dänen nicht geräumt worden.

**) Es wurde oben schon näher erörtert, daß das dänische Heer aus wesentlich anderen Gründen den Rückzug antrat.

zum Kampf stellte, obgleich sie dem Prinzen Friedrich Karl auf der Linie Arnis—Flensburg keinen Widerstand leistete. Wenn sich der dänische Oberbefehlshaber dazu entschloß, auf der Windmühlenhöhe südlich von Flensburg eine Arrieregardenstellung zu beziehen, bis der Rückzug bewerkstelligt war, so erreichte er seinen Zweck ohne Kampf und Verlust.*) Aber es muß wohl im dänischen Hauptquartier auch eine naive Unbekanntschaft mit dem geherrscht haben, was man eigentlich wollte. Kurz, man ließ einen Teil des Heeres bei Översee stehen, um dem Verfolger Gelegenheit zu geben, am 6. Februar wenigstens einen Sieg zu verzeichnen und den Besitz der viel gepriesenen Dannewerke nicht ganz als das großmütige Geschenk der Unentschlossenheit und Ratlosigkeit ansehen zu müssen. Dieser Kampf von Översee, so verlustreich er auch für die Österreicher war, endigte schließlich, wie jedes Arrieregardengefecht, mit dem Rückzuge der Arrieregarde, und die angreifende Avantgarde verzeichnete einen Sieg.

Wie haben wir aber die Früchte des Sieges ausgenutzt? Unter zehn Fällen hat neunmal der Sieger im Kampfe mehr Verlust als der Besiegte. Der größere Gewinn des Siegers, oder besser der größere Verlust des Besiegten, stellt sich erst bei der Verfolgung heraus. Da fallen die Verwundeten, Maroden, Versprengten, Entmutigten, Kanonen und Trophäen in die Hände des Siegers, der die entsprechenden seiner Armee wieder sammelt und gefechtsfähig macht. Nach dem Kampfe vom 6. Februar sieht man sich vergeblich nach einer Verfolgung um. Die Österreicher, die dem Feinde Klinge an Klinge stehen, sind zu müde dazu. Das Korps des Prinzen Friedrich Karl, das demnächst bei der Hand ist und bereits begonnen hat, die gemähten Früchte einzuheimsen, erhält Befehl, nach Glücksburg zu marschieren. Derjenige Heerteil, welcher am weitesten vom Feinde entfernt ist, die Garden, wird am 7. Februar mit der Verfolgung betraut. Sie marschieren, so schnell sie können, erreichen am Mittag Flensburg, woraus seit dem Morgen der letzte Feind verschwunden ist, und gelangen bis Bau, ohne einen Feind zu sehen. Den nächsten Tag müssen auch sie ruhen. Offenbar wußten wir selbst gar nicht, was wir eigentlich mit dem so leicht gewonnenen Erfolge anfangen sollten. Wir blieben ratlos stehen und taten gar nichts. Erst die Mitteilung eines Überläufers, wonach die Feinde auch die Düppeler Schanzen verlassen haben sollten, rüttelte uns aus der Lethargie, in die uns das Glück gewiegt, und wir marschierten über

*) Die dänische 7. Brigade nahm das Gefecht an, um der durchziehenden 8. Brigade Zeit zu einem geordneten Rückzuge zu gewähren. Der Vorwurf gegen die dänische Leitung trifft daher nicht zu.

Nacht, sie zu besetzen. Am 10. Februar, also nach vier Tagen, sehen wir erst den Feind wieder bei Rackebüll und an der Büffelkoppel und bleiben rekognoszierend stehen, weil der Feind nicht ferner so gütig ist, davonzulaufen, und Rackebüll und die Büffelkoppel sind doch nur fünfeinhalb deutsche Meilen von Översee entfernt!

Jetzt wird ein chassez-croisez mit Armeekorps angeordnet, weil man nicht weiß, was man mit der Zeit und der Übermacht anfangen soll. Der Prinz Friedrich Karl muß die Garden vor Düppel ablösen, diese gehen nach Norden vor. Von nun ab treten fast volle vier Wochen absoluten Nichtstuns ein.*) Wenige Tage davon entfallen auf die Witterung, die durch mächtigen Schneefall alles Operieren und Marschieren unmöglich macht. Dann gebietet an der Grenze von Jütland die Diplomatie der militärischen Tätigkeit einen Halt, und vor Düppel sucht der Prinz Friedrich Karl all und jeden Vorwand, um die seiner Neigung zuwiderlaufende Belagerung zu vermeiden.

Als endlich am 8. März die Lage der Politik einen Einmarsch in Jütland gestattet, beginnt man diese Operation mit einem Tage der Überraschung recht glücklich und glänzend, wie am 1. Februar den Krieg, wobei zwei glückliche Gefechte zu verzeichnen sind. In dem einen drängen die elf Bataillone starken Garden einige wenige feindliche Bataillone nach Fredericia hinein, in dem anderen die zwanzig österreichischen Bataillone die fünf feindlichen über Veile hinaus. Von da ab beginnt im Norden wieder dieselbe Tatenlosigkeit wie vor dem Einmarsch.

Während dieser Zeit erteilt der König bestimmten Befehl an den Prinzen Friedrich Karl, gegen Düppel endlich energisch vorzugehen. Dieser scharmuziert, kanoniert, rekognosziert und demonstriert wiederum fast vier Wochen vor Düppel, wobei viele für die beteiligten Truppen recht ruhm- und lehrreiche kleine Gefechte vorfallen, um endlich am 3. April durch den Übergang bei Ballegaard die ganze dänische Armee zu fangen. Doch Wind und Wetter sind zuwider, der Pfeil fällt matt vor dem danieder, dem er das Herz durchbohren soll. Wer weiß, welches Glück uns dieser widrige Wind war! Der Übergang auf Alsen über den achthundert Schritt breiten Alsener Sund gelang im Juni nach ganz anderer, mächtigerer Vorbereitung, unter dem Schutz einer kolossalen Artillerie, die das jenseitige Ufer fegte. Ob das Unternehmen über die dreitausend Schritt breite Föhrde bei Windstille geglückt wäre, da man doch das jenseitige Ufer nicht unter Feuer halten konnte, wer kann es sagen? Wenn es mißglückte, ging das halbe Armeekorps dabei zu-

*) Es wurde bereits auseinandergesetzt, wie der Einspruch Österreichs den Einmarsch nach Jütland bis zum 8. März verhinderte.

grunde. Vielleicht war es also ein großes Glück, daß das Unternehmen des Sturmes wegen mißglückte, ohne uns Menschenleben zu kosten.

Aber jetzt verlor der König die Geduld. Düppel wurde durch die Übermacht an Artillerie erdrückt und mutvoll erstürmt. Der Waffenstillstand hatte nicht zum Frieden geführt. Der Düppelsturm aber hatte den Truppen wie den Führern das Bewußtsein ihrer Leistungsfähigkeit geweckt. Mit einer Umsicht und Schneidigkeit ohnegleichen ward der Alsener Sund per Kahn überschritten, die Insel erobert, die feindliche Armee zertrümmert. Der Friede folgte.

Danach war die Kriegführung unserseits vom 1. Februar bis 5. April eine lange Reihe von Fehlern, die sich infolge einer unerhörten Reihe von Glückszufällen und von Fehlern des Gegners nicht bestraft machten. Diese Fehler gereichen unserer Armee nicht zur Schande, denn sie waren nur das Resultat des langen Friedens und der mangelnden Kriegserfahrung. Zum Glück befand sich der Gegner in derselben Lage, und zum Glück hatten wir einen kriegserfahrenen Soldaten an der Spitze des Staates und Heeres, der durch seinen energischen Willen der mädchenhaften Schüchternheit in unserer Kriegführung ein Ende machte. Dann erdrückten wir durch schnelle Schläge den Gegner mit unserer Übermacht. In der Tat war die Heldentat in ihrer Gesamtleistung nicht allzu groß, mit der eine Armee, die zuletzt in Summa siebzig Bataillone zählte, einen Feind bewältigte, der höchstens über zweiundvierzig Bataillone, in geringerer Stärke als die der unsrigen, gebot. Es soll damit den Heldentaten der einzelnen Truppenkörper und Soldaten in unserer Armee kein Abbruch geschehen, aber das Faktum steht fest, daß wir lediglich durch die Übermacht an der Zahl siegten. Groß steht unsere Armee in diesem Feldzuge hauptsächlich nur in einem Punkte da, nämlich darin, daß sie sich durch die Erfolge nicht berauschen ließ und nicht in einen Siegestaumel verfiel, der alles Bestehende guthieß. Im Gegenteil, man sammelte alle Erfahrungen, welche die Schwächen in unserer Organisation, Mobilmachung, Strategie, Taktik und Verpflegung aufgedeckt hatten, und schaffte die Übelstände ab. Auch hierin gebührt dem Könige persönlich das Hauptverdienst. So wurde dieser kleine Experimentalfeldzug zu einer Vorschule für größere Erfolge, in der wir sogar, statt Lehrgeld zu zahlen, nur Lorbeeren sammelten.

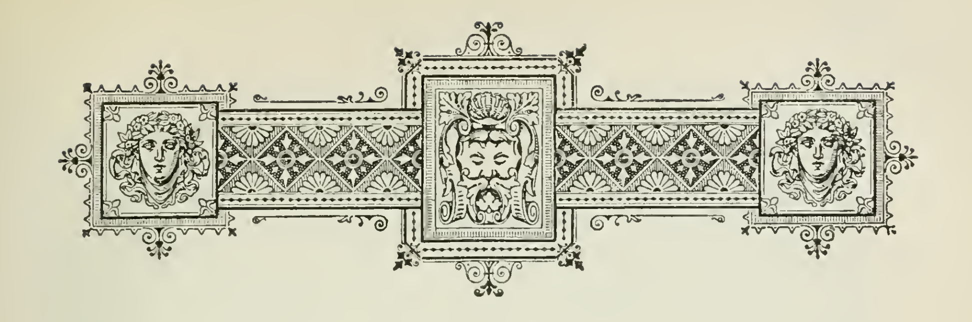


Achtes Buch.

Die Friedenszeit 1864 bis 1866.







1. Berlin beim Düppelsturm.

Noch waren keine vierzehn Tage vergangen, seit ich vom Kriegsschauplatze in Berlin eingetroffen war. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hatte ich alle Berichte verfolgt, welche über den Fortgang der Belagerung von Düppel einliefen. Es war die Zeit der Frühjahrsbesichtigungen, in welcher der König jeden Vormittag einzelne Bataillone des Gardekorps vor sich exerzieren ließ. Steinäcker hatte den Dienst. Wir, die sämtlichen anderen in Berlin anwesenden General- und Flügeladjutanten, erwarteten den König am Fuße des Kreuzberges, an dem Fleck, wo er immer zu Pferde stieg. Er kam pünktlich, wie immer, angefahren, sah aber sehr blaß aus. Gegen seine sonstige Gewohnheit hatte er keinen freundlichen Gruß für sein Gefolge, sondern er setzte sich schnell und schweigsam zu Pferde und jagte auf das bereit stehende Bataillon zu. Vom ersten Augenblick an war er mit allem unzufrieden. Zwar war man an ihm gewohnt, daß ihm nicht der kleinste Fehler entging. Aber sonst rügte er sie meist mit großer Freundlichkeit und Geduld und wurde nur bei groben Verstößen hart. Heute wurde jeder Fehler mit einer Härte und Schärfe beurteilt, die ich noch nie an ihm beobachtet hatte, ja er konnte heute auf einzelne Leute losfahren und heftige Ausdrücke gebrauchen.

Ich nahm eine Gelegenheit wahr, ritt an Steinäcker heran und fragte ihn: „Was hat denn der König heute? So habe ich ihn ja noch nie gesehen!" — „Es ist ein Geheimnis", erwiderte der Gefragte, „darum sagen Sie es niemand, ich will es Ihnen aber mitteilen. In diesem Augenblick wird Düppel gestürmt. Berittene Leibgendarmen halten im Palais bereit, um jedes Telegramm, welches an den König kommt, sofort

in der Karriere auf den Exerzierplatz zu bringen. Auf dem Spitzberg vor Düppel, tausend Schritt von den Schanzen, ist eine Telegraphenstation errichtet, von der aus der König jede Nachricht erhalten kann."

Jetzt war mir erklärlich, warum der König so oft von den Truppen weg nach dem Eingang zum Tempelhofer Feld sah. Meine Augen waren jetzt auch mehr dorthin gerichtet als auf die Truppen. Ich geriet ebenfalls in eine innere Aufregung, welche der des Königs gewiß nichts nachgab. Dabei bemächtigte sich meiner eine tiefe Trauer darüber, daß ich nicht dabei sein konnte und die Gefahren aller derer teilen, mit denen ich den Krieg begonnen.

Die Besichtigung des ersten Bataillons ging zu Ende. Es kam in der Kritik sehr schlecht weg. Ebenso erging es dem folgenden. Es sollten noch mehr Bataillone exerzieren, aber der König hatte nur zwei an diesem Tage besichtigen wollen. Obgleich diese beiden absolviert waren und seine Regierungsgeschäfte in Berlin seiner warteten, ritt er nicht fort zu dem bereit stehenden Wagen, sondern hielt sich noch auf dem Feld auf, scheinbar dem dritten Bataillon zusehend, in der Tat aber, ohne mit jemand zu sprechen, sondern nur nach dem Eingange starrend. Endlich ritt er im Schritt an den Wagen, der bis aufs Feld herausgekommen war, bestieg denselben zögernd und fuhr nach Berlin hinein. Ich hatte kaum einige hundert Schritte von da nach einem anderen Eingange des Tempelhofer Feldes, dem Eisenbahnübergange, zu gemacht, um nach meiner Wohnung in der Linkstraße zu reiten, als ich am Kreuzberge lautes Hurra hörte. Ich wandte mein Pferd zurück und sah den König wieder auf das Feld fahren. Es hatte ihm der auf schaumbedecktem Pferde entgegenkommende Leibgendarm zwei Telegramme auf einmal gebracht. Das erste, das der König öffnete, lautete: „Eben Schanze IV auch." Das andere, welches das zuerst geschriebene war, lautete: „Binnen fünf Minuten Schanze 1 bis 3 in unseren Händen." Der König hatte diese Telegramme dem nach Hause marschierenden Bataillon mitgeteilt, daher das laute Hurra. Jetzt fuhr er auf den Platz zu dem noch exerzierenden Bataillon und befahl, dasselbe um den Wagen zu sammeln. Da las er stehend mit leuchtenden Augen die Telegramme vor, lobte das Bataillon, weil es so gut exerziert, soweit er es noch gesehen, und sagte, er wisse, daß die Truppen sich alle ebenso brav schlagen würden. Die Besichtigung war zu Ende. Allen übrigen Truppen auf dem Platz wurde dasselbe mitgeteilt; alles weitere Exerzieren wurde für heute verboten. Heute sollten die Truppen einen Festtag haben. Jetzt hatten alle Bataillone vortrefflich exerziert. Selbst diejenigen, die noch gar nicht exerziert hatten, wurden gelobt. Dann fuhr der König in die Stadt.

Aus dem Wagen rief mir Steinäcker noch die Bitte zu, ich möchte bald nach dem Palais kommen, es seien viel Telegramme zu expedieren, ich möchte ihm helfen.

Ich jagte nach Hause, um mich vom Staube zu reinigen und umzukleiden und dann nach dem Palais zu fahren. Es ist unglaublich, wie schnell sich eine Nachricht in der großen Stadt verbreitet. Denn ich war im schärfsten Jagdgalopp bis vor meine Wohnung geritten und wollte, eben vom Pferde gestiegen, rasch die Tür meines Quartiers öffnen, als mich eine gut gekleidete, ältliche Dame am Rock festhielt. Ich drehte mich um und mag ein etwas unwilliges Gesicht gemacht haben, weil ich ins Palais eilen wollte, denn die Dame sagte: „Ach, verzeihen Sie, wenn ich Sie aufhalte, aber Sie wissen es gewiß. Ist es wahr, daß Düppel gestürmt worden ist?" — „Gewiß", sagte ich, „Schanze 1 bis 4 soeben." — „Ach Gott", sagte sie zitternd, „ist wohl mein Mann noch am Leben?" — Ich konnte nicht umhin, zu lächeln, denn ich hatte diese Dame noch nie gesehen. Sie verstand den Ausdruck meines Gesichts, denn sie setzte bald hinzu: „Ich bin nämlich die Frau des Generals v. der Mülbe." Ich konnte die geängstigte Frau einigermaßen beruhigen, denn ich hatte Gründe, zu vermuten, daß der General v. der Mülbe nicht zu den Stürmenden kommandiert sei. Mir ward dabei aber bald die Schattenseite des kriegerischen Ruhmes vor Augen geführt, nämlich die Angst der Familien, deren Mitglieder sich den Ruhm erwerben.

Im Palais fand ich vollauf zu tun. Bis Nachmittag, bis in die Dunkelheit hinein, kamen Depeschen an, immer eine nach der anderen, welche der König alsbald in das Zimmer des Adjutanten brachte, mit dem Befehl, sie an eine Menge von Personen weiter zu telegraphieren, an die Mitglieder der Königlichen Familie, wobei der Kaiser von Rußland nicht fehlte, an die kommandierenden Generale in den Provinzen usw. Als er mich sah, befahl er mir: „Und Sie teilen auch jede Nachricht der Garde-Artillerie mit, denn die Artillerie hat es mitgemacht." Es jagte sich Siegesnachricht auf Siegesnachricht, eine Schanze nach der andern kam an die Reihe. Nachmittags drei Uhr schlossen diese Nachrichten mit der Meldung: „Eben der Brückenkopf von Sonderburg auch genommen." Schon sagte der König, bei jedem Telegramm zittere er, denn er fürchte, jetzt kämen Nachrichten über Namen von Gefallenen. Aber heute kamen nur noch Telegramme über die Trophäen.

An den Prinzen Friedrich Karl, der die Siege meldete, telegraphierte der König einen Glückwunsch, der mit den Worten schloß: „Nächst dem Herrn der Heerscharen verdanke ich Dir und Meinen braven

Truppen diesen herrlichen Sieg." Es ist nachher erzählt worden, der alte Wrangel sei durch dies Telegramm unangenehm berührt gewesen, weil er darin nicht genannt worden, aber er habe sich auf die Vorstellung hin beruhigt, mit den Worten „Herr der Heerscharen" habe der König ihn, Wrangel, gemeint, der ja der Oberkommandierende sei. Ob es wahr ist, weiß ich nicht.

Ich geriet durch die stets sich steigernden Nachrichten in eine immer wachsende Aufregung, in der ich meine ganze Ruhe verlor und das Bedürfnis fühlte, irgend etwas Außergewöhnliches zu tun. Als daher die Nachricht von der Einnahme des Brückenkopfes einen Abschluß der Siegesnachrichten bildete und weiter expediert war, ich also ans Mittagessen denken konnte, da rannte ich erst wie unsinnig in der Friedrichstraße, Leipzigerstraße und Wilhelmstraße von Haus zu Haus und schrie in die Läden und Häuser hinein, es seien sofort alle Häuser zu schmücken und mit Flaggen von jedem zu versehen, der sein Vaterland liebe, denn Düppel sei gestürmt. Befriedigt sah ich dann hinter mir eine Fahne nach der andern aus den Dächern und Fenstern herauswachsen, und mit dem Bewußtsein, auch etwas getan zu haben, ließ ich mir in irgend einer Restauration etwas zu essen geben. Nahrung beruhigt die Nerven, und ich war wieder imstande, dem Adjutanten vom Dienst zu helfen. Gegen Abend befahl mir der König, dem Gouverneur zu schreiben, er solle auf dem Lustgarten vor dem Königlichen Schlosse Viktoria schießen lassen. Nach einer halben Stunde kam der alte General Graf Waldersee persönlich, um den König zu fragen, wieviel Schuß abzufeuern seien. Da der König den ganzen Tag alle fünf Minuten durch ein Telegramm oder andere Fragen gestört worden war und gerade schrieb, so bat ich den Gouverneur, er möge den König nicht stören, sondern knallen lassen, so oft er wolle, es werde ja doch niemand die Zahl der Schüsse kontrollieren. Er aber wollte einen Befehl. Es sei seit dem Jahre 1815 in Berlin noch nicht wieder Viktoria geschossen worden — welch ruhmloses halbes Jahrhundert! — und er habe in den Akten nichts finden können, wieviel Schuß abzugeben seien. Da gab ich also namens des Königs den Befehl, es sei eben die Nachricht eingetroffen, daß 97 Kanonen erbeutet seien — die Zahl der erbeuteten Geschütze stellte sich später auf 119 —, und jedes eroberte Geschütz sei mit einem Schuß zu honorieren, also 97 Schuß abzugeben. Einige Zeit darauf kam der König heraus, um, unbemerkt vom Publikum, durch die Behrenstraße in die Oper zu gehen, denn er fühlte das Bedürfnis, ein Nachmittagsschläfchen zu machen, und in seiner kleinen Loge im Opernhause schlafe er am besten, weil ihn dort niemand störe. „A propos," sagte er im Vorübergehen, „wissen Sie, wieviel Schuß der Gouverneur

abgeben lassen will? Ich weiß gar nicht, wieviele zum Viktoriaschießen gehören." Als ich dem Könige meldete, was ich in seinem Namen angeordnet, da lachte er herzlich und lobte den guten Gedanken. — Später hat man doch in den Akten gefunden, daß 1813 bis 1815 bei den Siegesnachrichten in Berlin immer 101 Kanonenschüsse abgefeuert worden sind, und die folgende Zeit hat ja viel Gelegenheit gegeben, diesen alten Brauch erneut pünktlich zu beobachten. Aber am Abend des 18. April hat kein Mensch die Schüsse gezählt, und es war ganz gleich, ob 97 oder 101 Schuß fielen.

Nachdem der König sich in das Opernhaus geschlichen hatte, begann, noch während ich mit Steinäcker die letzten vom Könige befohlenen Telegramme schrieb, der Kanonendonner auf dem Lustgarten. Sobald ich fertig war, ging ich dorthin, um zu sehen, was dabei vorfiel. Eine kompakte, fast undurchdringliche Menschenmasse umstand die Batterie. Als ich mich mit vieler Mühe hindurch gearbeitet hatte, sah ich ein Schauspiel, das mich nicht wenig erschreckte. Die Batterie hielt mit dem Rücken nach dem Schlosse zu, in der Verlängerung der „Linden", so daß die Kanonen die „Linden" entlang schossen. Die Menschenmasse drängte von allen Seiten, auch von vorn so dicht wie möglich heran. Herbeigeeilte Polizei hielt sie mit Mühe zurück. Zuweilen schlüpften aber Gassenjungen bis wenige Schritt vor die Geschütze und amüsierten sich darüber, wenn sie von Rauch oder Funken erreicht oder vom Luftdruck umgeworfen wurden. Jeder neue Kanonenschuß rief Geschrei, Jubel und Gelächter hervor. Jeder Kanonenschuß hallte dabei mächtig wieder an den Mauern des Königlichen Schlosses und an denen der Gebäude der Schloßfreiheit und der entfernteren Straßen, und klirrend fielen die Scheiben der nicht rechtzeitig geöffneten Fenster auf die Straße. Jedermann fand alles das selbstverständlich, denn ein unbeschreiblicher Freudenrausch hatte sich aller Gemüter bei der Nachricht von dem Siege bemächtigt.

Als der letzte Kanonenschuß verhallt war, erkundigte ich mich, ob unter dem Publikum kein Unglück vorgekommen, und mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich hörte, daß nur einigen Gassenjungen die Haare versengt waren. Die Batterie marschierte in die Kaserne zurück, und die Volksmasse, die sich, je länger das Schießen dauerte, umsomehr angehäuft hatte und nun schon nach vielen Tausenden zählte, wogte eine Zeitlang unentschlossen hin und her, bis mit einem Male der Ruf erscholl: „Zum König!" Sofort wälzte sich der Strom nach dem Palais des Königs. Ich wälzte mich mit und erkannte an den Äußerungen, die man hörte, daß man den König sehen und ihn hochleben lassen wollte. In dichten Massen, Kopf an Kopf, standen die Menschen und brüllten

wie unsinnig. Ich eilte nach dem Opernhause, den König zu benachrichtigen, und langte gerade an seiner kleinen Loge an, als er heraustrat, um in seinen kleinen Wagen zu steigen. Ich bat ihn, durch die Behrenstraße zu fahren und hinten in sein Palais zu gehen, weil ich fürchtete, er werde nicht vor dem Palais vorfahren können, aussteigen müssen und dann zu Fuß aus Patriotismus erdrückt werden. Aber der König sagte lachend: „Wir wollen's mal probieren." Dann instruierte er den Kutscher, drüben an der Universität entlang zu fahren und plötzlich, recht laut „Platz" rufend, dicht am Denkmal Friedrichs des Großen vorbei, auf das Palais zuzuwenden. Der Umweg, den der König nahm, erlaubte mir, zu Fuß schnell vor ihm am Palais anzukommen. Ich sah, daß die Überraschung gelang. Aber sobald die Volksmasse den Königlichen Wagen erkannt hatte, stürzte sie sich die Rampe hinauf. Der König eilte in das Palais, und nur mit Mühe konnte man hinter ihm die Türen schließen. Es dauerte lange, ehe der Wagen mit den wilderregten Pferden die Rampe herunter konnte, ohne Menschen zu überfahren.

Dem allgemeinen Geschrei nachgebend, erschien der König auf dem Balkon. Jetzt ward der Lärm sinnbetäubend, und des Hochrufens war kein Ende. Der König wollte sprechen, winkte mit der Hand und mit dem Taschentuch, aber der Lärm dauerte fort, und er zog sich wieder zurück. Da der Spektakel nicht aufhörte, kam der König noch dreimal wieder, aber immer ohne zu Worte zu kommen. Dem Lärm mußte doch schließlich ein Ende gemacht werden. Ich fand unter der Volksmasse eine Menge Bekannter, die sich eingefunden hatten für den Fall, daß es galt, den König vor Unbill zu schützen, und wir verteilten uns unter den Massen, um zuzureden, daß man doch dem Könige schließlich Ruhe lassen möge. Das wäre mir fast schlecht bekommen. Ein riesengroßer Kerl mit weißem Haar und Bart legte plötzlich seine herkulische Hand so schwer auf meine Schulter, daß ich von der unerwarteten Last in die Knie sank, und sagte mir mit lallender Stimme: „Unsere Brüder kämpfen, unser Vater Wilhelm soll leben hoch! Sie haben doch nichts dajejen?", und dabei blickte er mich zornig an. Ich antwortete: „Dagegen habe i ch am wenigsten!" — „Na, dann schreien Sie mit!" — Ich schrie also mit und drückte mich hinter dem Kerl fort. Aber er ließ mich nicht aus den Augen, und mein im Dunkeln leuchtender Helm erleichterte ihm das. Bald packte mich dieselbe nervige Hand, und dieselbe lallende Zunge begann dasselbe Gespräch. Dies wiederholte sich dreimal, und der Kerl hatte sich in den Kopf gesetzt, ich sei ein verkappter Feind des Königs. Endlich kamen wir, ich mit den Bekannten, auf die Idee, die Volksmenge nun anders zu dirigieren. Es erfolgte der Ruf: „Nanu zur

Prinzessin Friedrich Karl", und sofort wälzte sich die Volksmenge nach dem Schloßplatze vor die Fenster der Prinzessin Friedrich Karl.

Dort kam es zu einer recht peinlichen Szene. Die junge und sehr schüchterne, blendend schöne Prinzessin hatte der Vorstellung im Opernhause bis zum Schlusse beigewohnt und war eben ins Schloß zurückgekehrt, und während sie die drei Treppen nach ihrer Wohnung hinaufstieg, war die Volksmasse zufällig, und ohne daß die Prinzeß etwas davon bemerkte, auf dem Schloßplatze eingetroffen. Sie betrat ihre Salons, hörte Lärm auf dem Platze und trat an das Fenster, um zu sehen, was da vorgehe. Sobald sich die so oft bewunderte Erscheinung an dem hellerleuchteten Fenster zeigte, brach das Volk auf dem Platze in einen donnernden Jubelruf aus. Die Prinzeß erschrak darüber, daß der Lärm ihr galt, und ließ in ihrer Verlegenheit das Rouleau herab. Der Jubelruf verstummte und machte Äußerungen Platz, die mit: „Nanu, wat is denn des?" — „Sind wir ihr nicht gut genug?" usw. begannen, dann aber sich in bezug auf den Grad des Mißfallens steigerten und am Ende gar mit Steinwürfen geendet haben würden, wenn nicht die im Menschenstrome untermischten anständigen Elemente der Leidenschaft eine neue Richtung gegeben hätten. „Zur ollen Wrangeln!" hieß es mit einem Male, und die Masse zog nach dem Pariser Platz. Dort war die alte Dame klug genug, sich zu zeigen, mit Hand und Taschentuch winkend zu danken, und die vom weiten Wege ein wenig ermüdete, vom Schreien heisere Volksmenge verlief sich gegen elf Uhr, um sich in den verschiedenen Kneipen für die eben erworbenen Verdienste um das Vaterland zu belohnen und die trocken geschrieenen Kehlen wieder anzufeuchten.

Berlin hat in diesem und den folgenden Jahren noch viel mehr und viel größere Siege zu feiern Gelegenheit gehabt. Aber die erste derartige Nachricht nach einem ruhmlosen halben Jahrhundert weckte den ganzen kriegerischen preußischen Geist wieder auf, der so lange geschlummert hatte, und erinnerte an große Zeiten und Taten, von denen die weitaus größte Mehrzahl der Lebenden nur gelesen und gehört hatte. Dies erste Erwachen rief deshalb eine freudige Aufregung hervor, welche die materielle Bedeutung des Sieges weit übertraf, und zwar tat sich diese Aufregung nicht nur in den niederen Schichten des Volkes kund, sondern alle, auch die höchsten Stände, wurden davon auf das lebhafteste ergriffen.

Am 19. April früh fuhr der König nach Magdeburg, um die Truppen dieser Garnison zu besichtigen. Ich gehörte zur Begleitung. Die Infanterie und Artillerie waren zur Parade aufgestellt und marschierten vorbei. Einige Bataillone exerzierten; die Leistungen waren

recht mäßig. Besonders war die Artillerie in einer so wenig reinlichen und so unordentlichen Verfassung, daß zu einer anderen Zeit harte Maßregeln auf ein derartiges Auftreten erfolgt wären. Aber am Tage nach dem Sturm von Düppel war der König nicht gewillt, ein tadelndes Wort zu sagen. Er tat, als ob er nichts Schlechtes gesehen hätte, lobte alle Truppen, erzählte den zur Kritik versammelten Offizieren von dem Heldenmut der Truppen beim Sturm und schloß mit den Worten: „Ich bin überzeugt, daß Sie es ebenso gut gemacht haben würden." Auf dem Rückwege wurde in Burg angehalten. Dort stand eine reitende Batterie in Parade aufmarschiert. Der König besah sie, ließ sie vorbeimarschieren, war zufrieden damit und gab dem Batteriechef einen Orden. Ich war nicht wenig überrascht, daß der König für einen bloßen Parademarsch einen Orden ausgegeben. Aber Manteuffel sagte mir nachher, dieser Offizier sei schon vorher zur Auszeichnung empfohlen, und nur deshalb sei die Batterie zur Parade bestellt, denn der König habe durchaus bald irgend einem Artilleristen eine Auszeichnung geben wollen und nachsehen lassen, wo auf dieser Tour einer sei, der dazu bereits vorgeschlagen worden.

Wenige Tage darauf ging der König nach Gravenstein und nahm die Parade der Sturmkolonnen ab. Die Truppen mußten in demselben Anzuge vor ihm erscheinen, in dem sie gestürmt hatten, in Mütze, gerolltem Mantel, hohen Stiefeln. Es hatten die Augenzeugen nicht genug davon zu erzählen, wie rührend der Moment war, als der König bei den Truppen erschien, ebenso welche rührende Szene es war, als er dem General v. Raven, dem ein Bein zerschmettert war, den Orden pour le mérite überbrachte. Raven starb bald nachher und war sterbend noch stolz darauf, daß er nach Scharnhorst, also nach einundfünfzig Jahren, der erste preußische General sei, der für seinen König im Kampfe sterbe, und in der Tat war Scharnhorst in den Freiheitskriegen der einzige preußische General, welcher blieb. 1870/71 haben wir deren viele verloren. Allerdings hatten wir auch 1870/71 sehr viel mehr Generale als 1813 in dem kleinen preußischen Heere.

Am 29. April wurden die in Düppel erbeuteten Geschütze nach Berlin hereingeführt. Die den Transport begleitenden Mannschaften waren solche, die sich beim Sturm ausgezeichnet hatten.

Ich hatte zufällig wieder den Dienst, als der Einzug der „Düppelstürmer" erfolgte. Der König schickte mich nach dem Hamburger Bahnhofe, um ihn zu benachrichtigen, wann er die Kolonne erwarten könne, denn das Ausladen der schweren Festungsgeschütze und das Verladen derselben auf die dazu nach dem Bahnhofe gesandten Fahrzeuge dauerten mehrere Stunden seit dem frühesten Morgen. Ich begegnete dem An=

marsch in der Luisenstraße. Welch ein Anblick! Voran ritt Leutnant Stöphasius, der die Begleitmannschaften kommandierte, mit Blumen und Kränzen behangen wie ein Bacchus. Hinter ihm marschierten die Mannschaften mit Gewehren in Sektionen, zwar in guter, geschlossener Ordnung, aber jeder Mann war mit Kränzen behangen, in jedem Gewehrlauf steckte ein Sträußchen. Eine dichte Volksmenge begleitete, fortwährend Hurra rufend, die Soldaten und beschäftigte sich auch zum Teil damit, die zahllosen Kanonen mit Kränzen zu schmücken. Stöphasius war in großer Besorgnis, was der Monarch zu einer solchen unmilitärischen Erscheinung sagen werde. Ich fuhr daher schnell voraus, um denselben vorzubereiten. Das war ganz gut. Denn erst war der König sehr unwillig, daß er preußische Soldaten mit Blumen bekränzt an sich vorbeimarschieren lassen solle. Ich bat ihn, daß er gegen einen so gewaltigen Patriotismus sich machtlos stellen möge. Wenn er befehle, daß alle Kränze und Blumen vor dem Vorbeimarsche entfernt werden sollten, so werde es ja ohne Widerspruch geschehen, aber es werde den Enthusiasmus eines großen Teils der Bevölkerung sehr abkühlen und gerade eines Teils, der es gut gemeint. „Na“, sagte der König, „da muß man einmal ein Auge zudrücken.“ Als er dann die Truppen anrücken sah, von weitem eher einem dichten Blütenwalde als einer Masse tapferer Krieger ähnlich, die aber doch geschlossen und in strammster Haltung anmarschierten, und als er den endlosen Jubel der dichtgedrängten Volksmasse hörte, diese Sympathie für den Soldaten, welche er so lange Zeit bei den Berlinern vermißt hatte und abgestorben glaubte, da schmunzelte er befriedigt und freute sich.

Stöphasius hatte beim Düppelsturm eine Tat vollbracht, zu der große Entschlossenheit und Geistesgegenwart gehörte. Er war zur Führung der eine Sturmkolonne begleitenden Artilleristen bestimmt, deren Auftrag es war, die gestürmte Schanze baldigst gegen den Feind zu verwerten und überhaupt alles Artilleristische darin in Ordnung zu bringen. Er war unter den ersten, die in die Schanze eindrangen, und sein erster Gedanke war, die Pulverkammer zu untersuchen. Er fand darin einen Brander, der soeben von einem Dänen angesteckt war und mit dem Pulver in Verbindung stand. Sofort ergriff er ihn behutsam, deckte das brennende Ende mit beiden Händen zu und trug ihn sorgfältig, so daß kein Funke herabfallen konnte, aus der Pulverkammer heraus. Wäre er nicht so schnell entschlossen und so kaltblütig gewesen, so hätte die Explosion der Schanze sämtliche darin eingedrungenen Sieger in die Luft gesprengt. Für diese Tat ward er zum Führer der Truppe bestimmt, die die Trophäen des Sturmes nach Berlin begleiteten. Es waren überhaupt nur solche Soldaten darunter, welche sich ausgezeichnet. Auf dem

Platze vor der Wache in Berlin, wo die Parade stattfand, verteilte der König Orden an alle, zuerst an Stöphasius. Dieser war aber auch im Volke der Held des Tages. Wo er sich sehen ließ, ertönten Hurras. Was er eigentlich geleistet, das wußte man noch nicht. Es gingen auch die fabelhaftesten Gerüchte über ihn, denn man setzte sehr richtig voraus, er müsse sehr tapfer gewesen sein, da er doch zum Führer dieser Geschütze bestimmt war. Ein Hotelwirt Unter den Linden bat sich die Ehre aus, daß Stöphasius bei ihm einquartiert werden möge, stellte ihm Salons und Equipage zur Disposition, ließ ihm und auch seinen Gästen, wenn er solche hatte, die besten Speisen und Weine servieren, nahm aber kein Geld von ihm.

Leutnant Stöphasius wurde ein vortrefflicher Batteriechef, und schon schmückte ihn im französischen Kriege das Kreuz erster Klasse, als ihn eine Chassepotkugel in den Kopf tödlich verwundete.

Bei der Ordensverteilung nach dem Einmarsch der Geschütze fiel noch eine kleine Szene vor, welche den König recht charakterisierte und einem jungen Fähnrich zum Lobe gereichte. Dieser junge Mensch erhielt aus des Königs Hand die Tapferkeits-Medaille zweiter Klasse. Nachher, bei der Publikation des betreffenden Erlasses, stellte sich heraus, daß dieser Fähnrich das Kreuz, d. h. die erste Klasse, erhalten sollte, weil er sich ganz besonders hervorgetan hatte. Es ward ihm also der höhere Orden mit dem Befehl übergeben, den niederen wieder herzugeben. Der junge Mann erklärte es aber für unmöglich, diesem Befehl zu gehorchen, denn was sein König ihm eigenhändig gegeben, das könne er nicht wieder hergeben, es sei denn, daß der König es ihm eigenhändig nehme. Er wollte lieber auf den höheren Orden verzichten. Die Vorgesetzten holten darüber den Befehl des Königs ein, der die Auffassung des Fähnrichs billigte und gebot, er solle beide Orden tragen.

---

2. Das Frühjahr nach dem Düppelsturm.

Hindersin. Während auf dem Kriegsschauplatze ein Waffenstillstand den Fluß der Begebenheiten unterbrach und die Diplomaten unterhandelten, wurden in Berlin die Frühjahrsbesichtigungen der Truppen und die Paraden in gewohnter Weise mit Eifer abgehalten. Hindersin, welcher die Belagerungsarbeiten von Düppel so glücklich durchgeführt hatte, kehrte ruhmbedeckt nach Berlin in seine Stellung als Inspekteur der zweiten Artillerie-Inspektion zurück. Aber er wurde außer durch

einen Orden noch dadurch ausgezeichnet, daß ihn der König zum zweiten Generalinspekteur der Artillerie ernannte. Der nunmehrige erste Generalinspekteur, v. Hahn, wurde von Tag zu Tag schwächer und matter und war nicht mehr imstande, die Geschäfte zu leiten, die er aber nicht aus der Hand geben wollte. Ihm, ohne seine Bitte darum, den Abschied zu geben, dazu war der König zu gutmütig, und so drohte der Artillerie eine recht gefährliche Stagnation, bei der uns alle anderen Mächte überflügeln mußten. Bei der Frühjahrsbesichtigung der Garde-Artillerie-Brigade im Mai oder Juni präsentierte sich diese noch ungünstiger als bei der Parade zu Fuß. Der Oberst v. Lyncker, ein äußerst befähigter und energischer Kommandeur, lag seit dem Düppeltage krank zu Bett, und der älteste Stabsoffizier, ein sehr gelehrter und liebenswürdiger Herr, war dem praktischen Dienst nicht gewachsen. Zwar war der König in der Kritik sehr milde, aber es fühlte doch ein jeder heraus, daß die Truppe sich mangelhaft präsentiert hatte. General Hindersin war namentlich sehr unzufrieden. Tags darauf besuchte er mich in meiner Wohnung. Ich war nicht wenig überrascht, diesen Herrn bei mir zu sehen. Er war als der formloseste und barscheste Offizier der Armee bekannt und von seinen Untergebenen gefürchtet, und ich wußte, daß er nie einen Höflichkeitsbesuch machte, darum fragte ich ihn sogleich, worin ich ihm zu Befehl stehen könne. Er sagte mir, er könne nicht schlafen, und ich solle ihm dazu verhelfen, daß er wieder schlafen könne. Auf meine erstaunte Frage, wie ich dazu beitragen könne, setzte mir der General auseinander, daß die Belagerung von Düppel die Überlegenheit der gezogenen Geschütze über die glatten auf das klarste gezeigt. Wir hätten aber unter den Feldgeschützen zur Zeit nur ein Viertel gezogene. Er halte es als zweiter Generalinspekteur für seine Pflicht, darauf hinzuwirken, daß baldigst an Stelle der glatten Geschütze gezogene eingeführt würden, aber der General v. Hahn habe alle dahin gehenden Anträge abgewiesen. Der Gedanke, daß Preußen in nächster Zeit in einen großen Krieg verwickelt werden und dabei unterliegen könne, weil es zu wenig gezogene Feldgeschütze habe, und daß er nicht sein Äußerstes getan, um diese gezogenen Geschütze rechtzeitig einzuführen, der Gedanke also, daß er an dem Untergange des Vaterlandes schuld sein könne, dieser Gedanke ließe ihn nicht schlafen. Ich sagte dem General, er möge doch direkt mit Seiner Majestät darüber sprechen. Er antwortete mir, das könne er nicht, denn er dürfe keine Anträge machen, die Hahn nicht gebilligt, er dürfe nur antworten, wenn der König ihn frage, und deshalb komme er zu mir, damit ich den König bitten solle, ihn zu fragen. Ich erklärte mich bereit. Dann fragte mich Hindersin weiter, ob ich nicht auch der Meinung sei, alle glatten Geschütze müßten ab-

geschafft und durch gezogene ersetzt werden. Ich machte den General darauf aufmerksam, daß hierüber die einzigen Erfahrungen im letzten nordamerikanischen Kriege gemacht seien, diese aber in ganz großartigem Maßstabe. Die Nordstaaten hätten ihr gesamtes, nach Tausenden von Geschützen zählendes Artilleriematerial in diesem Riesenkampfe dreimal verloren und wieder erneuert, und ihre Kriegserfahrungen hätten sie bewogen, zuletzt drei Viertel gezogene, ein Viertel glatte Geschütze anzuschaffen, weil sie auf den Kartätschschuß der letzteren noch nicht verzichten wollten. Solange wir nicht andere Erfahrungen machten oder Erfindungen, durch die der Kartätschschuß der gezogenen Geschütze ebenso wirksam werde wie der der glatten, solange müßte ich, wenn nach meiner Meinung gefragt, die amerikanische Verhältniszahl für die beste halten. Sobald ich dies gesagt hatte, stand der General auf wie ein steinerner Gast und sagte kurz, trocken und grob: „Ich sehe, ich habe mich an den Unrechten gewendet. Sie sind nicht meiner Meinung. Sie werden mir nicht das Ohr des Königs verschaffen. Adieu!" Ich antwortete ihm, ebenfalls etwas trocken, ich hätte ihm meine Meinung nur gesagt, weil er mich danach gefragt. Meine Pflicht beschränke sich lediglich darauf, ihn, den dazu Berufenen, dem Könige anzumelden, und diese meine Pflicht würde ich tun. „Das glaube ich nicht. Adieu!", sagte er und ging.

Als ich das nächste Mal den Dienst hatte, meldete ich dem Könige die Unterredung mit Hindersin. Der König bestimmte, er werde ohnedies in den nächsten Tagen einmal auf den Artillerieschießplatz kommen, um einem Schießen gegen Panzerplatten beizuwohnen. Bei dieser Gelegenheit werde er Hindersin über die gezogenen Geschütze fragen und ihm dadurch den Schlaf wiedergeben. Ich solle ihn daran erinnern. Dann fragte mich der König nach meiner Meinung, und ich sagte sie ihm. „Da haben wir's wieder", sagte er, „wenn man über irgend einen Gegenstand zwei Artilleristen spricht, dann erhält man zwei verschiedene Meinungen zu hören." Ich bat den König, zu berücksichtigen, daß er meine Meinung befohlen habe, aber daß dieselbe gar nicht maßgebend sei, denn er habe ja Hindersin zum Generalinspekteur gemacht, und dieser sei maßgebend. Übrigens müsse man, wenn man Hindersins Plan ausführe, doch erst den meinen ins Werk setzen, denn es würden Jahre vergehen, ehe man soviel gezogene Geschütze und alles, was dazu gehöre, angeschafft habe, wie ich sie für nötig hielte. Bis dahin habe man noch Zeit, um Erfahrung zu sammeln und sich zu überlegen, ob der letzte Rest der glatten Feldgeschütze auch durch gezogene zu ersetzen sei. Jedenfalls hielte ich es auch für äußerst dringend, baldigst Anstalten zu treffen, um die Zahl unserer gezogenen Feldgeschütze so schnell wie möglich zu vermehren.

Das Schießen nach den Panzerplatten fand nach einigen Tagen auf dem Artillerieschießplatz statt. Es war sehr interessant zu sehen, wie Hartguß- und Stahlgeschosse durch die Panzer à la Rolf Krake durchfuhren wie durch Butter. Als die Produktion beendet war, ging der König nach seinem Wagen, um fortzufahren. Ich hatte nicht den Dienst und eilte deshalb, ehe der Wagen in Bewegung kam, heran und erinnerte den König an seine Absicht, mit Hindersin zu sprechen. Dieser hatte mich während des ganzen Schießens, das mehrere Stunden dauerte, nur wütend und mißtrauisch angesehen. Jetzt kam er eiligst an den Wagen, der König hörte ihn ruhig im Wagen stehend an. Dann sagte er zu mir: „Nanu, sagen Sie mal Ihre Meinung." Ich antwortete, ich hätte dem General meine Meinung schon in derselben Weise entwickelt wie Seiner Majestät, aber der General sei bei der seinigen geblieben, also sei diese maßgebend. Jedenfalls stimmten wir beide darin überein, daß das Vaterland dringend recht bald und recht viel mehr gezogene Geschütze brauche. Jetzt ward der Kriegsminister v. Roon an den Wagen gerufen, den Hindersin bereits für seinen Gedanken gewonnen hatte, und als dieser meldete, daß die Mittel vorhanden seien, befahl der König, sofort mit allen Kräften an die Anfertigung von zunächst dreihundert vierpfündigen Feldgeschützen zu gehen, und fuhr fort. Hindersin stand erst ganz verblüfft da, dann kam er auf mich zu und sagte in seiner rauhen und kurzen Sprechweise: „Das war großartig und edel von Ihnen, das werde ich Ihnen nie vergessen." Ich erwiderte ihm ebenso kurz: „Das war einfach meine Pflicht, und ich habe Ihnen bewiesen, daß ich sie tue."

Es war ein eigentümlich angelegter Mann, dieser Hindersin, und ich sollte ihn bald genauer kennen lernen und in nähere Beziehungen zu ihm treten. Er war der Sohn eines armen Pastors und hatte eine Jugend voll Entbehrungen hinter sich. Dafür hatte er sich auch die Formen des Salons nie angeeignet, sprach immer kurz und derb und geradezu. Er setzte seinen Stolz darin, daß er nie andere als rindslederne Stiefel getragen habe, und als er mir das einmal mit hohem Selbstgefühl auf einem großen Hoffeste sagte, erschrak ich fast beim Anblick der großen Wasserstiefel, die er auch da trug. Er war immer rauh und hielt es für unmilitärisch, ein menschliches Gefühl zu zeigen, aber im Grunde doch gutmütig und weichherzig.

Der General hatte kein anderes Interesse als den Dienst. Ein Vergnügen, eine Unterhaltung gab es für ihn nicht. Da er gar keinen Humor hatte, so lachte er auch äußerst selten. Der starrste Ernst war stets auf seinen Gesichtszügen. Ihn beseelte nur der eine Gedanke, sich einen guten Namen in der Artillerie zu machen, Verdienste um diese und

um das Vaterland zu erwerben. Da er davon überzeugt war, daß er nicht mehr sehr lange leben werde, denn in seiner Familie waren alle in einem bestimmten Alter am Herzschlage gestorben, so trieb ihn eine fieberhafte Hast, alle Verbesserungen so schnell wie möglich ins Leben zu rufen. Dabei überstürzte er manches. Charakteristisch für seine Hast ist eine Äußerung zu einem Adjutanten, dem er eine recht umfangreiche Arbeit aufgetragen hatte und dazu sagte: „Es hat keine Eile, nehmen Sie sich Zeit. Sie können erst essen."

Seine Überzeugung von seinem Ende am Herzschlage hat sich als richtig bestätigt. Im Januar 1872 sagte er zu jemandem, der ihn besuchte, beim Abschiede: „Nun leben Sie wohl. Wir sehen uns nicht mehr wieder. Das nächste Mal, wo Sie dieses Haus betreten werden, wird es zu meinem Begräbnis sein." Der Besuchende glaubte nicht gut zu hören, denn Hindersin stand kräftig und aufrecht da. Aber es war so, wie er gesagt. Es vergingen nicht acht Tage bis zu seiner Beisetzung.

Bei seiner eigenen Aufrichtigkeit hatte er immer gleiche Aufrichtigkeit von anderen erwartet und bloße Höflichkeit für bare Münze genommen und war dann getäuscht worden. Dadurch hatte sich bei ihm ein Mißtrauen eingeschlichen, das einen Hauptzug in den Motiven seiner Handlungen bildete und den Umgang mit ihm erschwerte. Wen er dann für seinen Gegner hielt, den verfolgte er mit einem bitteren Haß, der seinem Streben nach Gerechtigkeit zuweilen Eintrag tun konnte. Es war ferner sein Grundsatz, seine Untergebenen nicht zu sehr zu loben, damit sie nicht übermütig würden und im Diensteifer nachließen. Bei seiner Wortkargheit kam daher oft ein bitterer Tadel heraus, wenn er hatte loben wollen, denn mit dem Vordersatze seiner Rede schwächte er das Lob ab, vergaß es auszusprechen und gab im Nachsatz noch eine Abschwächung. So hatte er einmal eine Arbeit eines Offiziers meines Regiments gelesen, die ihm sehr gefiel, und ich mußte diesen rufen, damit er ihm eine Anerkennung sage. Diese lautete nun: „Ich bin zwar nicht mit allem einverstanden, was Sie da geschrieben haben, aber es ist doch noch sehr viel dagegen zu sagen." Der Offizier erbleichte, und als ich den General nachher fragte, was ihm denn solche Ursache zur Unzufriedenheit mit diesem Offizier gegeben, war er sehr erstaunt, denn er glaubte, er hätte ihm die anerkennendsten Worte gesagt. Gutmütig, wie er war, machte er es dann wieder gut.

Es war natürlich, daß solch ein Mann, wie Hindersin, wo er dienstlich erschien und nicht sehr genau bekannt war, Furcht und Schrecken einflößte. Den meisten Untergebenen war er geradezu unheimlich. Aber jeder strengte sich auf das äußerste an und leistete das möglichste bis ans Ende seiner Kräfte, bloß um kein hartes Wort von ihm zu erhalten.

Wie er es gesagt hatte, hat er mir in der Tat die Angelegenheit auf dem Schießplatze nie vergessen; wenige Wochen darauf kam ich als Regimentskommandeur unter seine Befehle. Mit wenigen Ausnahmen hat er mich bis zu seinem Tode mit großer Rücksicht und wie einen seiner Lieblinge behandelt.

Flottenbesichtigung. Zu den Frühjahrsbesichtigungen kam in diesem Jahre noch eine Besichtigung der Flotte in Swinemünde, denn der König fand Ursache, die im Entstehen begriffene preußische Flotte durch seine Gegenwart auszuzeichnen. Zwar war es nicht gelungen, diese Flotte zu einer Mitwirkung bei der Belagerung von Düppel in die Gewässer zu senden, welche die Insel Alsen bespülen, denn die Kriegsflotte des kleinen Staates Dänemark war damals der der Großmacht Preußen an Zahl und Größe der Schiffe bedeutend überlegen und blockierte die Häfen, in denen unsere Schiffe lagen. Da hatte aber eines Tages der Kapitän zur See Jachmann sich an Bord des kleinsten seiner Fahrzeuge, die „Grille" genannt, begeben, welches nur mit zwei Kanonen bewaffnet war. Dieser kleine Dampfer bot den feindlichen Kanonen einen sehr kleinen Zielpunkt dar und war schneller als jedes dänische Schiff. Dazu waren seine beiden Kanonen gezogene Vierundzwanzigpfünder und schossen weiter als die dänischen. Auf diese beiden Vorteile bauend, dampfte Jachmann auf dem kleinen Schiffchen auf die feindliche Flotte zu und griff ein Schiff nach dem andern an. Als sie endlich alle über ihn herfielen, rettete er sich durch Schnelligkeit und Gewandtheit wieder in den Hafen von Swinemünde. Sämtliche dänischen Schiffe waren aber so stark beschädigt, daß sie die hohe See nicht mehr halten konnten und schleunigst zur Reparatur nach Kopenhagen eilten. Jachmann telegraphierte dann an den König: „Die Blockade mit der »Grille« gesprengt, die feindliche Flotte kehrt nach Kopenhagen zurück." Die telegraphische Antwort des Königs enthielt die Ernennung Jachmanns zum Admiral.

Die Besichtigung der Flotte war für mich im höchsten Grade interessant, denn ich hatte so etwas noch nie gesehen. Sämtliche preußischen Kriegsschiffe — wenn wir auch damals nur wenige hatten, so sahen sie doch alle zusammen, nebeneinander liegend, sehr stattlich und imposant aus — waren festlich geputzt aufmarschiert, und sobald der König das Boot mit der Königlichen Flagge bestieg, auf dem er zur Flotte gerudert werden sollte, donnerten sämtliche Geschütze, und die ganze Flotte war in Pulverdampf gehüllt. Der König hielt sich vornehmlich lange auf der „Grille" auf. Sie wies vielfach ehrenvolle Spuren auf, wo die feindlichen Geschosse sie getroffen, ihr Deck oder ihre Wand durch-

schlagen hatten, Schäden, welche zwar repariert, aber noch an dem Flickwerk im Holze kenntlich waren. Der König belobte die ihm empfohlenen Matrosen und Offiziere, die sich ausgezeichnet hatten, und teilte Dekorationen aus. Es wurde auch exerziert, aber nur auf den Schiffen. Manövriert wurde nicht, zu meiner größten Betrübnis. Kenner behaupteten, daß unsere kleine Flotte in ihrem innern Wert einer gleichen Zahl der englischen Marine in nichts nachstehe. Die Ordnung und Disziplin auf den Schiffen ließen nichts zu wünschen übrig. Der König war sehr befriedigt und die Stimmung allseitig eine gehobene. Mich störte nur der Moment, in welchem wir die Flotte verließen. Sobald der König auf dem Boot von der Flotte abstößt und nach dem Lande gerudert wird, werden nach der Vorschrift wieder sämtliche Geschütze der Flotte dreimal abgefeuert. Die Marine macht sich dabei jedesmal den unzarten Witz, daß sie das Salutschießen zwar erst beginnt, wenn der König mit seinem Boot weit genug entfernt ist, um durch das Salutschießen nicht belästigt zu werden, aber gerade in dem Augenblick, in dem die das Gefolge wegführenden Boote eben von der Flotte abstoßen und sich also gerade vor den Geschützmündungen befinden. Es ist schon vorgekommen, daß dabei Boote durch den Luftdruck umgeschlagen wurden. So schlimm erging es mir zwar nicht, aber ich erhielt doch eine gründliche Ladung und litt mehrere Tage an Harthörigkeit und Ohrensausen.

Die Flottenbesichtigung fand am Abend nach der Ankunft in Swinemünde statt. Der König übernachtete dort in der Stadt und nahm am andern Morgen die Parade der kleinen Garnison ab. Kurz vor der Parade trat ich mit irgend einer dienstlichen Anfrage bei ihm ein. Ich fand ihn, wie er sich hinter der Fenstergardine verbarg und durch das Fenster auf den Platz schaute, wo die Truppen sich zur Parade formierten. „Sehen Sie mal", sagte er lachend, „wie amüsant es ist, unbemerkt die Aufregung zu beobachten, in der sie alle da unten sind. Früher, wenn ich eine Parade vor meinen Vorgesetzten kommandierte, war ich auch in solcher Aufregung. Jetzt kommt sie mir komisch vor."

Noch einmal demokratischer Klub. Nach meiner Rückkehr vom Kriegsschauplatze hatte ich auch wieder am „demokratischen Klub" häufig teilgenommen. Es war natürlich, daß alle Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze dabei eifrigst diskutiert wurden. Eines Tages wollte ich mich dorthin begeben und begegnete unterwegs dem Obersten v. Blumenthal. Dieser hatte die Zeit des Waffenstillstandes benutzt, um auf einem Urlaube seine Familie in Berlin für einige Tage zu besuchen. Ich zog ihn halb mit Gewalt zum Klub hin, dem er, Kaffee trinkend, wenigstens eine Stunde seines kostbaren Urlaubes widmen mußte. Man kann sich denken,

mit welchem Jubel er begrüßt, mit welchen Fragen er bestürmt wurde. Ein jeder richtete Fragen an ihn, warum dies und jenes geschehen oder unterlassen sei. Da die Fragen alle auf einmal erfolgten, so konnte er natürlich keine beantworten, sondern er schlürfte nur ganz gemütlich seinen Kaffee, neben Werder, dem nachherigen Helden von Belfort, sitzend. Als man endlich erwartete, daß er reden werde, und alles schwieg, sagte er: „Verehrte Freunde! Statt aller Antwort will ich Euch nur den Haupteindruck wiedergeben, den mir der ganze Feldzug gemacht hat." Alles lauschte gespannt. „Es ist der", fuhr er fort, „daß wir in der ganzen preußischen Armee keinen einzigen General haben, der imstande ist, seine sechs Bataillone in einem täglich wechselnden operativen Feldzuge richtig zu führen, und, das müßt Ihr mir nicht übel nehmen, da nehme ich keinen aus, auch Dich nicht, lieber Werder." Verblüfft sah ihn jeder an, aber bald gab eine allgemeine Heiterkeit die richtige Antwort auf die ausgesprochene Paradoxe. Denn Blumenthal liebte es, sich in Paradoxen zu bewegen.

Regimentskommandeur. Abschied vom Könige. In der zweiten Hälfte des Monats Juni ging der König wieder nach Karlsbad und von da nach Gastein. Es war nicht die Reihe an mir, ihn nach Karlsbad zu begleiten. Indessen befahl der König, ich sollte nachkommen, wenn er von Karlsbad nach Gastein aufbrechen werde, und er erläuterte diesen Befehl noch mündlich mit großer Huld, indem er hinzusetzte, ich solle in Gastein wieder recht viel Gemsen schießen. Ich erhielt auch noch einen schriftlichen Befehl von Manteuffel im Auftrage des Königs, mich an einem bestimmten Tage in Salzburg einzufinden. Bis dahin erhielt ich Urlaub, um meine Eltern zu besuchen, denn ich hatte meine Mutter seit der Rückkehr aus dem Kriege nicht wieder gesehen. Ich war nur wenige Tage bei den Meinigen, als ich eine Kabinetts-Ordre, datiert den 25. Juni, aus Karlsbad erhielt, wonach ich zum Kommandeur des Garde-Feldartillerie-Regiments ernannt wurde. Ich erwähne diese Überraschung nur, weil daraus hervorgeht, wie wenig die Flügeladjutanten Einfluß haben. Wenn ich auch nur den geringsten Einfluß gehabt hätte, so würde ich doch wenigstens vorher gefragt worden sein, ob ich gewillt sei, in den praktischen Dienst wieder zurückzutreten.

Mit dieser Kabinetts-Ordre zugleich erhielt ich die neue Organisation der Artillerie. Die damaligen Artillerie-Brigaden hatten bisher nur den Rang von Regimentern gehabt und waren von Obersten befehligt. Jetzt wurde jede Artillerie-Brigade von einem General befehligt und sollte aus zwei Regimentern, einem Festungs- und einem Feldartillerie-Regiment, bestehen. Vorläufig bestand bei jeder Brigade

nur eine Festungsartillerie-Abteilung von vier Kompagnien, aber ihre Vermehrung auf ein Regiment von zwei Abteilungen in vier Kompagnien sollte angestrebt werden und binnen kurzer Zeit ins Leben treten.

Diese Vermehrung der Stellen der Regimentskommandeure hatte eine große Veränderung des Personals unter den Stabsoffizieren zur Folge, die mir ebenfalls mitgeteilt wurde. Von meinem nunmehrigen Regiment, das aus vier Abteilungen, einer Reitenden und drei Fuß-Abteilungen, zusammen fünfzehn Batterien, bestand, wurden drei Abteilungskommandeure zu Regimentskommandeuren in anderen Brigaden befördert. Nur der jüngste Abteilungskommandeur, Major v. Miesitschek, blieb in dem Regiment. Die neuen Abteilungskommandeure waren noch nicht ernannt. Der bisherige Brigadieroberst v. Lyncker war General und Kommandeur der Garde-Artillerie-Brigade geworden, aber er lag schwerkrank danieder. Somit waren alle Kommandoverhältnisse aufgelöst, und ich mußte eilen, das Kommando des Regiments zu übernehmen, zu dem noch für den erkrankten General das Kommando der Brigade hinzukam. Ich fuhr also mit dem nächsten Zuge nach Berlin und kam gerade früh genug an, um den Kanonendonner zu hören, den mein nunmehriges Regiment zur Feier der Erstürmung der Insel Alsen den Berlinern zu hören gab. Ich meldete mich bei meinen Vorgesetzten und fand den General v. Lyncker im Bett liegen. Er nahm mich aber an, sprach, wie alle Schwindsüchtigen, die Hoffnung aus, bald wieder das Kommando übernehmen zu können, und bat mich nur dringend, in diesem Jahre keine Schießübung abhalten zu lassen, denn dies sei unmöglich, weil ein Teil des Regiments im Kriege sei, ein Teil mobil und kriegsbereit. General v. Hindersin war abwesend. General v. Hahn nahm mich an. Ich erschrak, als ich ihn sah, denn ich hatte ihn lange nicht gesehen, weil er schon lange nicht mehr sein Zimmer verließ. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß ich Hahn wohl zum letzten Male gesehen. Und so war es in der Tat, obwohl er noch dreiviertel Jahre gelebt hat.

Ehe ich tatsächlich das Kommando meines Regiments in die Hand nahm, mußte ich mich noch beim Könige abmelden, der in Karlsbad war. Er lebte dort inkognito unter dem Namen eines Grafen von Zollern. Ich hielt es nicht für möglich, daß ich mich dort in Uniform melden könnte, weil ich von der Ansicht ausging, daß ein Graf von Zollern in österreichischen Landen keinen Offizier in preußischer Uniform empfangen könne, und telegraphierte an Steinäcker wegen des Anzuges, und ob ich mich in Karlsbad melden könne. Steinäcker telegraphierte mir den Befehl des Königs, inkognito in Zivilüberrock in

Karlsbad zu erscheinen. Wenige Stunden vor meiner Abreise nach Karlsbad kamen mein Bruder Friedrich Wilhelm und Graf Finkenstein zu mir. Beide waren an meiner und Rauchs Stelle, welch letzterer Kommandeur der 6. Kürassiere geworden, zu Flügeladjutanten ernannt und wußten nicht, ob sie nach Karlsbad reisen und sich melden sollten. Ich zeigte ihnen den Bescheid, den ich erhalten, und so reisten wir zusammen. Wir kamen nachts in Karlsbad an und fanden in dem Hotel, wo der König wohnte, Zimmer für uns bereit, so daß wir gleich als Gäste des Königs aufgenommen wurden. Der König befahl uns früh vor der Brunnenpromenade und war sehr gütig und liebevoll gegen uns alle drei. Er fragte mich, wie lange ich in Karlsbad zu bleiben gedächte. Zu meiner Antwort, daß ich keinen Zweck weiter in Karlsbad hätte und deshalb mit dem nächsten Zuge, der abends abging, zurückreisen müsse, da das Regiment ohne Stabsoffiziere sei, nickte er beifällig und befahl uns zum Diner und Tee. Darauf entließ er uns, weil er Brunnen trinken mußte. Wir gingen die Treppe herunter.

Am Fuße der Treppe stand Manteuffel, wutschnaubend. Er hatte seinen eng anliegenden und trotz seiner mageren Figur noch zu engen Zivilüberrock mit fast militärischem Schnitt an, um den Hals die enge Krawatte, die kein Weiß sehen ließ, den Zylinder auf dem Haupt, den Knotenstock in der Hand. Sein mageres Gesicht schaute unheimlich aus diesem Kostüm heraus. „So, meine Herren", polterte er auf meine beiden Begleiter heraus, „so beginnen Sie Ihren Dienst bei Ihrem Könige und Herrn. Na, wenn ich das gewußt hätte, ich hätte Sie ihm nie vorgeschlagen. Ist der Zivilüberrock der Anzug, in dem man sich bei seinem Könige meldet?"

Die beiden neuen Adjutanten, noch unbekannt mit den einzelnen Kompetenzen und Autoritäten bei Hofe, waren starr vor Schreck. Sie traten unwillkürlich einen Schritt rückwärts. Ich aber trat vor und sagte ganz ruhig und etwas spitz zu Manteuffel: „Es ist der Anzug, den Seine Majestät befohlen." — „Der ist aber falsch", schrie Manteuffel. „Und wenn es Seiner Majestät beliebt, uns in einem falschen Anzug zu sehen", sagte ich, „dann ziehen wir einen falschen an." — „Na, Sie überhaupt", schrie er mich nun an, „Sie habe ich auf dem Korn. In Ihnen habe ich mich sehr getäuscht. Was fällt Ihnen denn ein, erst anzufragen? Ein guter Regimentskommandeur fragt nie an, sondern weiß, was er zu tun hat. In Artillerieuniform, Paradeanzug, gehörten Sie hierher." — „Bravo!", sagte ich, „bitte, Exzellenz, schimpfen Sie noch recht tüchtig weiter, aber verschaffen Sie dafür dem Regiment, das ich kommandiere, desto mehr Avancement."

Einen Augenblick sah mich Manteuffel an, als ob ihn der Blitz

getroffen, dann sagte er lachend: „Na, Ihnen imponiert auch gar nichts. Kommen Sie mit mir spazieren, ich habe viel mit Ihnen zu sprechen." Dabei nahm er mich unter den Arm, und wir promenierten eine Stunde miteinander. So war dieser originelle Mann. Er tobte und donnerte nur mit seinen Freunden. Er nahm es mit, wenn er jemand dadurch imponierte, aber er nahm es nicht übel, wenn ihm dies nicht gelang. Mein Bruder, der stets viel Witz und Humor bei der Hand hatte, sagte bei dem Anblick dieses mageren, wenig elegant gekleideten Phantasten leise: „Das ist ja Knipperdolling." Seit dieser Zeit hat Manteuffel bei Hofe diesen Spitznamen behalten, solange er zum Hofe gehörte. Manteuffel ist von wenigen Menschen richtig beurteilt worden. Er war immer rechtlich, brav, unparteiisch, dem Könige, noch mehr dem Königtum treu ergeben. Ein starker Anflug von Poesie hat alle seine Entschlüsse angehaucht. Sein Ideal war Lord Strafford im Gefängnis, der für seinen Royalismus zum Tode verurteilt, seinen König schriftlich bittet, dies Todesurteil zu bestätigen, weil seine Hinrichtung in diesem Augenblick für das Königtum die einzig mögliche Rettung sei.

Die Stunde, die ich mit Manteuffel spazieren ging, war mir sehr wertvoll. Ich konnte mehrere Bitten im Interesse meines Offizierkorps anbringen, die auch alle erfüllt wurden. Am Abend befahl mich der König noch einmal allein unter vier Augen, ehe er zu Bette ging.

Mit vieler Huld und Gnade sagte er mir, es tue ihm leid, mich aus seiner täglichen Umgebung zu verlieren, aber es sei an der Zeit, daß ich wieder in den Dienst der Truppe zurücktrete, wenn ich dem Staate etwas nützen solle. Darum habe er mir ein Regiment gegeben. Aber nun erhob er die Stimme zu dem schärfsten Ernst, sah mich mit durchbohrenden Blicken an und sagte: „Sie haben durch Ihre schnelle Laufbahn zu der Erwartung berechtigt, daß Sie Außergewöhnliches leisten werden. Vergessen Sie nie, diesen Erwartungen zu entsprechen!" Ich muß gestehen, daß mich dieser Ton ein wenig verblüffte, denn ich war mir nicht bewußt, daß ich Veranlassung gegeben, einer fast drohenden Ermahnung zu bedürfen. Deshalb antwortete ich auch nur durch eine stumme Verbeugung. Der König mit seinem scharfen Auge war geübt darin, aus den Mienen die Gedanken zu erraten. Er trat sofort näher auf mich zu, reichte mir die Hand und sagte: „Daß ich Sie aber nicht mehr täglich um mich sehe, tut mir wehe."

Ich reiste nachts, von gemischten Gefühlen erfüllt, nach Berlin zurück.

---

3. Bei den Sommerübungen als Regimentskommandeur.

Schwierigkeiten. Es begann für mich eine Zeit voll Arbeit. Wenige Tage fehlten an zehn Jahren, seit ich in der Artillerie zum letzten Male Dienst getan hatte, und zwar als Premierleutnant. Zwar hatte ich in dieser Zeit alles gelesen, was in der Artillerie vorging, ich hatte den Sitzungen der Artillerie-Prüfungs-Kommission beigewohnt und war somit allen Erfindungen und Fortschritten an der Quelle gefolgt, ich hatte auch alljährlich viele größere Übungen gesehen, aber, um als Regimentskommandeur den Detaildienst einer Truppe zu leiten und sie zu den Übungen zu kommandieren, dazu gehört Routine und unausgesetzte Übung. Dazu kam, daß die ganze Artillerie im Laufe dieser zehn Jahre geändert war. Es bestand kein einziges Geschütz mehr, bei welchem ich damals praktischen Dienst getan; deshalb waren alle Reglements geändert und die alten total ungültig. Wenn ich auch die neuen Geschütze in ihrer Konstruktion und Wirkung kannte und die neuen Reglements gelesen hatte, so ist doch ein himmelweiter Unterschied zwischen Theorie und Praxis. Im speziellen kennt man ein Reglement nicht eher, als bis man darin gelebt und ein Jahr lang danach exerziert hat. Eine fernere Schwierigkeit für mich bestand darin, daß ich noch nie in meinem Leben in einem Bureau gearbeitet hatte und nicht wußte, was ein Terminkalender, ein Briefjournal und die anderen Dinge alle zu bedeuten hatten, die in geheimnisvollen blauen Aktenumschlägen in den viereckigen Fächern der Bureaus lagen. Ich fand aber auch keinen routinierten Adjutanten oder Schreiber vor. Das Regimentskommando war in diesem Augenblick neu formiert, der Brigadekommandeur behielt Adjutanten und Schreiber in seinem Brigadebureau. Ich konnte mir in der Kaserne eine leere Stube mit kahlen vier Wänden als Bureau nehmen und Adjutanten und Schreiber aus der Truppe kommandieren, dann die Repositorien für die Akten von Tischlern machen und die Dinge schreiben lassen, die da hineingehörten. Es fehlten mir somit alle vorhandenen schriftlichen Bestimmungen, nach denen sich zu richten streng befohlen war, und ich hatte niemanden, der sie kannte. Es hatte dies ein Gutes. Ich mußte alles selbst anordnen und leiten und ward nicht von einem Adjutanten abhängig. Ferner fehlte mir aber auch all und jede Idee von der Verwaltung der Truppe. Da hatte ich nun das Glück, einen vortrefflichen, ebenso rechtlichen als genialen Zahlmeister vorzufinden. Aber eben weil er zuverlässig war, hatten ihm manche meiner

Vorgänger, besonders der bisherige interimistische Kommandeur während Lynckers Krankheit mehr anvertraut, als ihm zukam, und er hatte eine Autorität in der Truppe und einen Einfluß ausgeübt, der seine Grenzen überschritt und deshalb viel Unzufriedenheit erregte. Ich mußte also, um ihn in seinen Schranken halten, dann aber desto fester für ihn eintreten zu können, bald in den Geist der Verwaltung eindringen. Dies war aber zur Zeit um so schwieriger, als die ganze Ökonomie der Truppe in ihrem regelmäßigen Gange gestört war, weil ein Teil der Batterien mobil im Kriege war und nach den Grundsätzen für den Krieg bekleidet wurde, ein Teil auf Kriegsstand in Friedensverpflegung, wieder ein Teil ganz auf dem Friedensstand war. Dazu waren zur Zeit aus den drei reitenden Batterien für die Dauer des kriegerischen Verhältnisses deren sechs zu je vier Geschützen formiert, wovon die drei neuformierten Batterien in Brandenburg weit entfernt einquartiert waren. Ich hatte also die Verwaltung von achtzehn Batterien zu leiten, nach den damaligen Grundsätzen mit diesen achtzehn Batterien direkt abrechnend.

Eine weitere Schwierigkeit bestand darin, daß außer den Stabsoffizieren noch zehn Batteriechefs länger dienten als ich. Die meisten von ihnen waren mit mir in demselben Regiment und kürzere oder längere Zeit meine Vorgesetzten gewesen, als ich noch Sekondleutnant war. Ich war nicht willens, ihnen durch mein Betragen die Bitterkeit dieser Lage zu vermehren, auch kann ich nicht behaupten, daß jemals einer von ihnen die Absicht zu erkennen gegeben, mich als Regimentskommandeur nicht gehörig respektieren zu wollen, aber es bestand zwischen mir und ihnen, auch mit meinen wenig jüngeren Altersgenossen bisher ein so vertrauter Ton, daß ich äußerst vorsichtig sein mußte, wollte ich einerseits diese nicht brüskieren und in ihre Schranken zurückweisen, indem ich mich etwa auf das hohe Pferd setzte, anderseits doch in Gegenwart der übrigen Untergebenen meine Autorität wahren, wenn irgend etwas vorfiel, das sie abschwächen konnte. Denn jedenfalls führte das gegenseitige bisherige Verhältnis oft unbewußt und unabsichtlich zu kleinen Unzuträglichkeiten. Ich aß z. B. regelmäßig am Offiziertisch. Ich sah, daß sich in der Tischgesellschaft von täglich sechzig bis siebzig Mitgliedern Cliquen gebildet hatten, was ich nicht billigte. Unter allen Umständen konnte ich keinen dieser Offiziere in solchen Angelegenheiten um Rat fragen, die ich zu entscheiden hatte, denn diesem gegenüber würde ich dadurch meine Autorität verloren haben. Andere Menschen fand ich aber auch nicht, die ich um Rat fragen konnte, denn meine Vorgesetzten wollte ich erst recht nicht fragen, und Kameraden hatte ich dazu nicht, denn ich war der einzige Artillerie-Regimentskommandeur

in Berlin. Nur allgemeine Kommandeurangelegenheiten konnte ich mit anderen besprechen und suchte und fand, wo ich im Zweifel war, recht gewiegten Rat in juristischen Fragen beim Obersten v. Pape, der das 2. Garde-Regiment kommandierte,*) und in Fragen der Leitung des Offizierkorps beim Obersten Grafen Wilhelm Brandenburg, Kommandeur des 2. Garde-Ulanen-Regiments.**) In allen übrigen Fragen aber war ich auf mich selbst angewiesen und gezwungen, Bestimmungen, Reglements usw. zu studieren, bis ich in jedem Falle durch eigene Einsicht vollkommen orientiert war und einen Entschluß fassen konnte.

Das hätte an sich für den Anfang schon Mühe und Arbeit genug verursacht, wenn ich auch in einer ganz ruhigen Zeit das Kommando des Regiments begonnen hätte. Aber die Jahreszeit war gerade die allerunruhigste für die Artillerie. An dem Tage, an dem ich von Karlsbad zurückkam, am 1. Juli, traf von der Generalinspektion der Befehl ein, die Schießübung sofort zu beginnen, im Anfang August wollte Hindersin die Brigade besichtigen. Ich sollte als stellvertretender Brigadekommandeur umgehend den Plan zur Abhaltung der Schießübung einsenden. Dazu war gar nichts vorbereitet, denn General v. Lyncker hatte gebeten, es möge gar keine Schießübung stattfinden. Die Zeit der Artillerie-Schießübung ist für den Artilleriekommandeur, der sie leiten soll, ohnedies die anstrengendste im ganzen Jahr, und in dieser Zeit sollte ich anfangen, mich zu orientieren. Die Folge davon war, daß ich, den ganzen Tag mit meiner Truppe beschäftigt, die Nächte dazu verwandte, um mich mit allem bekannt zu machen. In den ersten neun Monaten meines Kommandos habe ich durchschnittlich täglich nicht mehr als fünf Stunden schlafen können und dabei Anstrengungen ausgehalten, wogegen diejenigen verschwindend klein waren, die ich im Winterfeldzuge soeben bestanden hatte.

Einteilung der Schießübung. Meine zweite Entschließung war die Einteilung der Schießübung, die der Generalinspektion baldigst zur Genehmigung unterbreitet werden mußte. Hierbei hatte ich nun wieder Glück, wenn ich auch in direkten Widerspruch mit dem Brigadeadjutanten geriet, denn die Einteilung der Schießübung war Sache des Brigadekommandeurs, den ich nur vertrat. Bei der Besichtigung durch den Generalinspekteur figurierte ein Tag unter dem Namen „Spezialrevue“. Diese Revue war ein alter Zopf gemäß einer Vorschrift aus dem Jahre

*) Er war zuletzt Generaloberst, Kommandierender in den Marken und Gouverneur von Berlin.

**) Er war zuletzt kommandierender General des Gardekorps.

1793.*) Nur die Artillerie hatte diese Revue beibehalten, weil sie nicht abgeschafft war. Bei allen anderen Truppen war sie eingeschlafen, denn sie war unnütz. Da mußte die ganze Brigade chargenweise in den verschiedenen Gliedern in einer unübersehbaren langen Front gerichtet stehen und dann einzeln vorbeimarschieren. Kein Mann durfte fehlen. Es war zur Kontrolle, ob auch alle im Rapport geführten Mannschaften existierten! Mit dieser geisttötenden Sache ging der ganze Tag hin. Bei dem Plane zur Zeiteinteilung schlug mir der Brigadeadjutant vor, einen Tag zur „Vorübung zur Spezialrevue“ anzusetzen, d. h. diesen alten zopfigen Unsinn einmal vorher durchzuprobieren und dazu noch einen Tag mehr von der kostbaren Zeit der Schießübung zu verlieren. Ich verbat mir das und meinte die Zeit nützlicher zu verwenden. Auf seine Einwendung, es sei immer so geschehen und nicht anders möglich, bestand ich auf meinem Kopf. Tags darauf sagte mir Leutnant v. H., er sei krank und müsse notwendig bald einen zweimonatlichen Urlaub nach Aachen erbitten. Ich befürwortete diesen Urlaub sofort und war froh, daß ich einen jungen Offizier ohne auffallenden Bruch los war, der meinen Hofmeister zu spielen Lust hatte. Als Adjutanten kommandierte ich interimistisch den Leutnant v. der Hude, der eben von der Kriegsakademie kam. Inwiefern ich Glück hierbei hatte, erfuhr ich erst später, als die Brigade zur Spezialrevue aufmarschiert war. Ich übergab dem angaloppierenden General Hindersin den Rapport, der auf den Flügel ritt, die Richtung nachsah und sagte: „Die Brigade steht ja aber ganz vortrefflich. Das wundert mich, da Sie keine Vorübung abgehalten.“ Nachher sagte mir der Adjutant, er habe bei Vorlage meiner Zeiteinteilung gesagt: „Das ist die einzige verständige Brigade. Sie hat keine Vorübung zu dem Unsinn von Spezialrevue angesetzt.“ Er konnte diesen Zopf noch nicht abschneiden, solange Hahn noch zu befehlen hatte. Das nächstfolgende Jahr ward keine Spezialrevue mehr abgehalten. So hatte ich auch als Regimentskommandeur durch meine erste Handlung das Vertrauen des gefürchteten Hindersin erworben, ohne vorher zu wissen, daß ich hierin mit ihm harmonierte.

Taktischer Zustand der Batterien. Es blieb mir vor der Schießübung nicht die Zeit, meine sämtlichen Batterien gründlich zu besichtigen, selbst wenn ich von den im Felde stehenden Batterien ganz absah. Auch hätte ich durch eine Detailbesichtigung nur geschadet, weil ich den Truppen die so nötige Zeit zu ihrer Detailausbildung geraubt hätte. Den ersten Tag wohnte ich dem Exerzieren einer Batterie bei und sah, daß sie noch

*) Schon unter Friedrich dem Großen gab es „Spezialrevuen“ im Gegensatze zu den „Generalrevuen“.

gar nicht einmal reglementsmäßig zum Auf- und Abprotzen fahren konnte. Als ich dem Hauptmann darüber meine Verwunderung zu erkennen gab, meldete er mir, es sei noch gar nicht geübt, und ich erfuhr zu meinem Erstaunen, daß im Laufe des ganzen Frühjahrs den Batterien die Zeit zur Detailausbildung geraubt worden war, denn der Vertreter des erkrankten Generals v. Lyncker hatte von dem Tage von dessen Erkrankung an täglich dieselbe Vorstellung eingeübt, die er dem Könige bei der Besichtigung zeigen wollte, und alle anderen Übungen waren darüber vernachlässigt worden. Die Folge davon war, daß die Batterien gar nicht exerzieren konnten, daß ihnen die notdürftigste Ausbildung fehlte, und daß sie also auch bei dem Exerzieren vor dem Könige so ungünstig auffielen. Ich befahl also sofort, daß alles Exerzieren in größeren Verbänden als im Batterieverbande bis zum Beginne der Schießübung auszusetzen sei, damit die Batterien Zeit hätten, ihre Detailausbildung nachzuholen. Mit diesem Grundsatze, dem Untergebenen in seinem Wirkungskreise freie Hand zu lassen, erreichte ich schon in kurzer Zeit recht günstige Erfolge, denn die Batteriechefs gaben sich alle mögliche Mühe, mein Vertrauen zu rechtfertigen, damit ihnen diese Selbständigkeit belassen werde.

Mangel an Offizieren. Die Unteroffiziere. Die Vermehrung der Batterien von fünfzehn auf achtzehn, die Entsendung von einigen Batterien und Festungsartillerie-Kompagnien auf den Kriegsschauplatz mit voller etatsmäßiger Anzahl Offiziere, ohne daß Landwehroffiziere einberufen waren — Reserveoffiziere gab es damals noch nicht —, hatte einen Mangel an Offizieren hervorgebracht, der um so fühlbarer wurde, als wir gerade im Begriff waren, in die lebhafteste Übungszeit einzutreten. Kaum konnte jeder Batterie außer dem Batteriechef ein einziger Leutnant zugeteilt werden, und solch ein Leutnant war vielleicht eben im Frühjahr aus dem Kadettenkorps hervorgegangen und sollte erst lernen, statt den Unteroffizieren und Leuten etwas lehren zu können. Die ganze Last des Detaildienstes ruhte daher auf den Schultern der Batteriechefs und der Unteroffiziere. An Batteriechefs war allerdings das Regiment vortrefflich bestellt. Die Vermehrung der Batterien hatte es herbeigeführt, daß junge gewiegte Kräfte zu dieser Stellung gelangten. Mit um so größerer Freudigkeit gaben sie sich diesem Berufe hin, und das kräftige Alter, in dem sie sich befanden, befähigte sie zu einer bedeutenden Tätigkeit. Das Personal an Unteroffizieren war vielleicht das beste von allen Regimentern der Armee. Im allgemeinen wird den Unteroffizieren der Artillerie während ihrer Dienstzeit mehr wissenschaftliche Bildung beigebracht als denen der

anderen Waffen. Nach Berlin zur Garde-Artillerie drängen sich mehr Aspiranten als zu anderen Artillerietruppen, und man hat schon bei der Annahme zum Dienst viel Auswahl. Die Folge davon war, daß die ausgedienten Unteroffiziere der Garde-Artillerie in Zivilanstellungen brauchbarer waren als die anderer Regimenter. Der Ruf, dessen sich diese Korporation deshalb erfreute, erleichterte den ausgedienten Unteroffizieren der Garde-Artillerie die Anstellung im Zivildienst, wo sie anderen bei den bestbesoldeten Stellen vorgezogen wurden, und die Kunde davon bewirkte auf der anderen Seite einen großen Andrang von ganz gebildeten Menschen zum Unteroffizierrange dieser Truppe, bei der sie zwölf Jahre dienen wollten, um später eine gute Laufbahn im Zivil durchzumachen. Da fanden sich junge Leute, die zur Universität reif waren oder gar die Universität schon besucht hatten, denen aber die Mittel fehlten, um ihre Studien fortzusetzen, auch verunglückte Offizieraspiranten, angehende Kaufleute, die im Kaufmannstande keine Zukunft sahen, und viele andere, die sich freiwillig als Gemeine anwerben ließen, um zu Unteroffizieren befördert zu werden. So konzentrierte sich hier ein bedeutender Zusammenfluß von Intelligenz. Richtig verwertet und geleitet, waren diese Unteroffiziere sehr leistungsfähig. Es gab natürlich unter ihnen eine Menge Individuen, die beim Unterbrechen ihrer Studien und Aufgeben höherer Karrieren und Hoffnungen zur Unzufriedenheit neigten.

Schießübung vor Hindersin. Die große Schießübung verlief nach dem alten Hahnschen Schema, sehr anstrengend für die Truppe und wenig lehrreich. Ich konnte noch nichts daran ändern, weil fast jeder Schuß von oben her vorgeschrieben war. In der ersten Hälfte des Monats August kam der so sehr gefürchtete Hindersin, die Truppe zu besichtigen. Der Ruf der Grobheit, der ihm vorausgegangen war, wurde noch durch eine Äußerung gesteigert, die er getan hatte. Seiner Meinung nach mußte nämlich eine bevorzugte Truppe, wie die Garde, erheblich mehr leisten als jede andere, und er sei neugierig, zu sehen, ob dem so sei. Man vermutete also in ihm einen abgesagten Feind der Garde. Er hatte bereits andere Artillerietruppen besichtigt und war in Magdeburg gestürzt, wobei er sich den Fuß gequetscht hatte. Die heftigen Schmerzen, die ihn seitdem bei den Besichtigungen begleiteten, hatten weniger seine Geduld als seine Grobheit gesteigert, und man erzählte sich Wunderdinge, die bisher bei seiner Besichtigungsreise an Zornesausbrüchen vorgekommen sein sollten. So kam es, daß alles vor ihm zitterte, nur ich nicht. Ich kommandierte das Regiment erst sechs Wochen und führte auch die Brigade in dieser Zeit. Die Ausbildung und der Zustand der Truppe

waren also noch nicht mein Werk, und ich war noch nicht dafür verantwortlich. Im übrigen tat ich, was er befahl, und sah den Dingen mit der Unbefangenheit eines Neulings entgegen. Der gefürchtete Tag kam und brachte den gefürchteten Mann. Ich habe schon erwähnt, wie er beim Erscheinen zur Spezialrevue günstig gestimmt war. Er stellte mir eine Menge Detailfragen über die Bekleidungs- und andere Wirtschaft, verwunderte sich darüber, daß ich nach so kurzer Zeit über alles orientiert war, und tat über das ungleiche Ajustement mehr als ein Auge zu. Die Exerzitien gefielen ihm, desgleichen das Schießen, und nach einer Besichtigung von vier Tagen erklärte er sich so zufrieden mit der Brigade, wie dies in früheren Jahren seitens des Generalinspekteurs niemals vorgekommen ist. Hindersin war den ersten persönlichen Eindrücken sehr unterworfen. Er hatte von jener Unterredung mit dem Könige her eine günstige vorgefaßte Meinung über mich und sah daher von Hause aus meine Truppe mit günstigen Augen an. Die Furcht vor ihm verwandelte sich bald in eine freudige Stimmung, und es fiel auch in der Tat alles viel besser aus, als wenn der Gestrenge mit mißmutigem Gesicht und polternden Ausbrüchen begonnen hätte.

Bei der Besichtigung lernte ich den General Hindersin von der Seite seines grenzenlosen Mißtrauens kennen. Er beehrte einen Mittag das Offizierkorps mit seiner Gegenwart beim Mittagessen. Ich saß neben ihm. Während des Essens fragte er mich, nachdem er nochmals seine Zufriedenheit mit der Truppe ausgesprochen, wie ich das anfinge, um zu kontrollieren, daß auch alles so geschehe, wie es mir gemeldet werde. Ich antwortete, ich verstehe seine Frage nicht recht. „Nun", sagte er, „als ich in Ihrer Stellung war, da ließ ich mir manchmal um Mitternacht den Adjutanten kommen, und er ritt früh vor Tage auf der einen Seite, ich auf der anderen Seite herum. Wir schrieben alles auf, was wir sahen, und verglichen es mit den Meldungen, ob sie wahr seien." Ich antwortete ihm, ich hätte noch keine Veranlassung gehabt, Mißtrauen in die dienstlichen Meldungen der Offiziere zu setzen. Auf eine wissentlich falsche Meldung eines Offiziers setze das Strafgesetzbuch Entlassung aus dem Dienst als Strafe fest. Wenn ich daher erst den Verdacht schöpfen würde, daß mich ein Offizier dienstlich belüge, dann würde ich dafür sorgen, daß er aus dem Dienst scheide. „Na", sagte er, „wenn das so ist, wie Sie es glauben, dann steht Ihr Offizierkorps sehr hoch da. Ich will Ihnen wünschen, daß Sie sich nicht täuschen." Ich war ordentlich erschrocken über diesen Grad von Mißtrauen. Für jeden, der kein reines Gewissen hatte, mußte Hindersin in der Tat ein unheimlicher Mensch sein.

Colomier. Nach Beendigung der Schießübung und vor dem Beginn der Manöver wurde der ruhmgekrönte General v. Colomier an des verstorbenen Generals v. Lyncker Stelle Kommandeur der Garde-Artillerie-Brigade. Für das Gefecht von Missunde hatte er den Kronen-Orden erhalten, für die Erstürmung der Düppeler Schanzen den Orden pour le mérite. Nach der Einnahme von Alsen war er außer der Tour zum General befördert, eine Auszeichnung, die bisher, solange die preußische Armee besteht, nur einmal, und zwar dem berühmten Seydlitz im Siebenjährigen Kriege zuteil geworden war.*) Bei seiner Rückkehr vom Kriegsschauplatze, die infolge seiner Ernennung zum Kommandeur unserer Brigade nötig ward, wurde er in den Adelstand erhoben. Daß ein solcher Mann unser General wurde, war gewiß eine große Auszeichnung für uns, wie es eine neue Auszeichnung für ihn war, daß er eine Garde-Brigade erhielt. Insofern war also die Grundlage der Einigkeit zwischen ihm und seinen Untergebenen gelegt. Mit einem vornehm anständigen Sinn und einem großen Wohlwollen für seine Untergebenen vereinigte er aber eine Pedanterie und Kleinigkeitskrämerei, die seine Untergebenen oft zur Verzweiflung brachten. Von seinen endlosen Ermahnungsreden erzählte man sich die unglaublichsten Anekdoten aus der Zeit, in der er bei uns eine Abteilung kommandiert hatte. Der junge Leutnant nannte ihn deshalb „Kohlemaier" statt Colomier. Er wurde mit vielen Ehrenbezeugungen von uns empfangen und fühlte sich dadurch sehr geschmeichelt. Ich fragte ihn, ob er erlaubte, daß ihm die Trompeter eine Morgenmusik bringen dürften. „Na, wie blasen denn Ihre Trompeter?", fragte er mich. Diese Frage setzte mich in Erstaunen, denn das Trompeterkorps von 63 Instrumenten war als das beste in der Armee berühmt und wurde oft von Seiner Majestät begehrt. Daher sagte ich ihm mit heuchlerischer Bescheidenheit, ich sei zwar zufrieden, aber ein gewiegter Kenner, wie er, müsse um Nachsicht im Urteil gebeten werden. „Nein", sagte er, „da darf keine Nachsicht vorwalten, das Trompeterkorps einer Gardetruppe muß tadellos blasen." Ich sagte ihm, er könne ja selbst urteilen, und sandte ihm die Trompeter. Stabstrompeter Lücke ward instruiert, das Beste zu leisten, was er habe. Dazu gehörte die Ouverture zu Don Juan. Alle Musikkenner hatten diese Aufführung, bloß von Blasinstrumenten, als eine noch nicht nachgeahmte Meisterleistung bewundert. Nach dem Morgenständchen befahl der General den Stabstrompeter auf Parole in meiner Gegenwart, fand die Musik „so übel nicht, aber", setzte

*) Unter Friedrich dem Großen erfolgte die Beförderung zum General durchaus nicht immer nach dem Dienstalter.

er hinzu, „Ouverture von Don Juan, die gefiel mir nicht.“ An dem verblüfften Gesicht des Stabstrompeters merkte er, daß er ein musikalisch nicht haltbares Urteil gefällt, und fügte begütigend hinzu: „Kann sein, daß es an mir liegt. Aber für mich blasen Sie diese Ouverture nicht mehr.“

Die großen Herbstübungen. Die Zeiten der Manöver begannen, und nun begannen auch für mich die vielen kleinen Nadelstiche, welchen ein Regimentskommandeur in Berlin ausgesetzt ist, um wievielmehr ein Kommandeur, der die einzige Artillerietruppe in Berlin befehligt und täglich durch die Anwesenheit so vieler Vorgesetzten beehrt wird, von denen oft der eine das Gegenteil von dem befiehlt, was der andere angeordnet hat. Da empfing ich Befehle vom Brigadekommandeur, Inspekteur und vom Generalinspekteur, gelegentlich befahl auch der Prinz Carl als Chef der gesamten Artillerie einmal. Der kommandierende General Prinz August von Württemberg hatte ebenfalls über mich zu befehlen, und alle diese Befehle wurden nicht selten durch die des Kommandanten oder des Gouverneurs von Berlin durchkreuzt. Hatte man in gehorsamer Befolgung von sieben verschiedenen Befehlen einen modus vivendi gefunden, dann konnte man immer noch gewärtig sein, daß ein direkter Befehl des Königs alles über den Haufen warf, gegen den dann gewiß keiner der sieben Vorgesetzten schirmend für mich eintrat, dem ich gehorcht hatte. Das war manchmal zum Verzweifeln.

Die großen Herbstübungen fanden in Gegenwart des russischen Kaisers statt. Ein großer Teil des vierten Armeekorps beteiligte sich daran mit dem Gardekorps. Ein Ostkorps kämpfte hierbei gegen ein Westkorps. Ich befehligte die Artillerie des Ostkorps. Am ersten Tage war der Großherzog von Mecklenburg mein oberster Führer. Diesen Herrn hatte ich ja im Kriege soeben vielfach gesehen, und zwar hatte ich mit ihm in jener ungezwungenen Weise verkehrt, die das Kriegsverhältnis bei allen denen mit sich bringt, die nicht in einem dienstlichen Subordinationsverhältnis zueinander stehen. Ja einmal, im Gefecht von Satrup, hatte ich mir die Freiheit genommen, ihm ganz unverblümte Vorwürfe darüber zu machen, daß er vorn in der Tirailleurslinie ritt, statt sich auf einer Höhe aufzuhalten, wo er besser alles sehen konnte und nicht so jeder Kugel ausgesetzt war. Deshalb hatte er geglaubt und sich auch gegen andere dahin ausgesprochen, er werde wohl einige Tänze mit mir haben, weil ich ihm wohl nicht gern gehorchen werde. Aber bei dem Manöver war er der Befehlende und ich der Gehorchende, also konnte von mir kein Anlaß zu „Tänzen“ gegeben werden. Zudem war es eine wahre Freude, seinen klaren, bestimmten und sachgemäßen Be-

fehlen zu gehorchen und auf seine Ideen einzugehen. Wir gerieten durch die erteilten Aufträge in recht schwierige Situationen, aus denen wir durch die Gewandtheit des Großherzogs sehr glücklich herauskamen. Er hat sich nachher gegen seine eigene Mutter, die Schwester unseres Königs, die es mir später wieder erzählte, angenehm überrascht ausgesprochen, daß ich so gut und so pünktlich auf seine Idee eingegangen sei. Seitdem ist er immer sehr gütig gegen mich gewesen. Noch einmal sollte ich elf Jahre später als Divisionskommandeur unter seinen Befehlen kommandieren, und zwar mit gleichem Glück und gleicher gegenseitiger Befriedigung.

Einen anderen Tag kommandierte unser Korps der Generalleutnant v. der Goltz, Kommandeur der Garde-Kavallerie-Division. An diesem Tage ging es mir so schlecht, wie es einem Offizier beim Manöver nur gehen kann. Wir standen in einer Verteidigungsstellung, mit dem rechten Flügel an einem Walde. Als Meldung kam, daß der Feind in diesen Wald eindringe und unsere Truppen, die ihn verteidigten, durch Schiedsspruch zum Rückzuge genötigt seien, beschloß Goltz den Rückzug des ganzen Korps und schickte mich mit meinen Batterien in eine rückwärtige Aufnahmestellung eine Viertelmeile zurück. Gleichzeitig hatte sich der Feind zu einem Angriff in der Front formiert. Der König wollte diesen Angriff sehen, erzürnte darüber, daß er nun nicht stattfinden könne, und in Unkenntnis von dem Eindringen des Feindes in jenen Wald befahl er kategorisch die Wiederbesetzung der Stellung. Auf eine desfallsige Vorstellung ward er sehr zornig und verbat sich jeden Einwand. Wir mußten also gehorchen. Kaum standen wir wieder in der innegehabten Stellung, als der Feind aus dem besprochenen Walde von hinten in meine Batterie lief. Die Schiedsrichter erklärten mich mit meinen sämtlichen Batterien für Gefangene. Sofort kam eine Menge Klugsprecher an und gab ihren Senf dazu.

Als der König beim Manöver die Kritik abhielt, war sein Zorn verraucht. Er gab Goltz die Hand und sagte: „Sie müssen mir nicht böse sein, daß ich Ihnen Ihr Manöver verdorben habe, weil ich den feindlichen Angriff sehen wollte. Ich wußte nicht, daß der Wald in Ihrer Flanke in Feindeshand sei. Ich bin allein an allem schuld." Als ich sieben Jahre später, nach dem großen Kriege, in Petersburg war, erinnerte mich der Kaiser Alexander an diese Szene und neckte mich, daß er gesehen habe, wie ich gefangen worden sei. Er sagte dann, er erinnere sich noch sehr gut, daß ich ganz unschuldig gewesen, um so komischer sei ihm mein langes Gesicht vorgekommen.

Den letzten Akt dieser großen Manöver bildete ein großes Korpsmanöver von anderthalb Armeekorps, bei dem ich eine formidable

Reservartillerie von acht oder zwölf Batterien kommandierte. Solches Korpsmanöver ist nur dazu da, damit der Monarch in möglichst kurzer Frist alle Truppen in einer ineinander greifenden Gefechtstätigkeit sehen kann. Daher sind ganz einfache Anlagen nötig. Geistreiche, kriegsmäßige Dispositionen führen zu langwierigen Märschen wie im Kriege und kosten dem besichtigenden Monarchen mehr Zeit, als er darauf verwenden kann. Mehr noch muß man streben, bei solchem Manöver einfach und kurz zu sein, wenn der eigene Monarch nebenbei damit einem fremden Monarchen ein unterhaltendes Schauspiel bereiten will, eine Art Kurzweil, nicht Langweil. Es wird oft und viel darüber räsoniert, daß solche Truppenschauspiele zuweilen nur zur Unterhaltung fremder Gäste stattfinden und dieserhalb so ungeheure Anstrengungen und Kosten verursacht werden. Aber solche Räsoneurs bedenken dabei nicht, daß zuweilen solche Truppenschauspiele in dem Eindrucke, den sie auf den fremden Herrscher machen und womit sie seine politischen Entschlüsse beeinflussen, einer Schlacht gleichzustellen sind. Ein Korpsmanöver, das kurz und amüsant ist, ist gelungen, ist es lang und langweilig, so ist es mißlungen. Die Wahrscheinlichkeit und Kriegsmäßigkeit kommen erst in zweiter Reihe in Betracht. Unser Manöver war gut, wahrscheinlich, kriegsmäßig, lang und langweilig, also total mißlungen, so total, daß die Monarchen, welche zu einem bestimmten Eisenbahnzuge in Berlin sein wollten, auf die Ausführung der letzten Bewegungen verzichteten und ohne Kritik und Abschied von den Truppen abreisten.

Ich hatte für meine Person an diesem Tage Glück. Es war, nachdem meine Batterien eine Zeitlang gewirkt hatten, für meine Artilleriemasse ein Glanzmoment ausgesucht, in dem ich zum Kartätschfeuer vorgehen und eine Kavallerieattacke vorbereiten sollte. Auf dem Wege dorthin war aber ein Graben von solcher Breite und Tiefe, daß er für Artillerie unpassierbar war. Während die Allerhöchsten Zuschauer nun die Flächen, über die ich gehen mußte, nicht sahen, rückte ich an den Graben, ließ ihn an einer Stelle abstechen, dann ließ ich meine Kanonen, eine nach der anderen, mit Hilfe der Bedienungsmannschaften hindurchschleifen und stellte mich versteckt hinter der Höhe, zehn Schritt von der Position, zum Feuern bereit auf, den Befehl erwartend. Als dieser eintraf, konnte ich sofort ein ohrenzerreißendes Kartätschfeuer beginnen. Viele Zuschauer, auch von den fremden Armeen, hatten vorher den breiten Graben gesehen, den ich aber passierte, als die allgemeine Aufmerksamkeit durch anderweitige Truppenbewegungen gefesselt war. Als nun an mich der Befehl erging, zum Kartätschfeuer zu schreiten, glaubten die wenigsten, daß ich auf die für mich bestimmte Höhe gelangen könnte. Aber unmittelbar auf den Befehl erscholl der entsetzliche Spektakel, den

ich machte. Ein jeder glaubte, ich sei auf meinen Platz geflogen, und alle verwunderten sich, daß Kanonen über solchen Graben springen konnten, denn alle konnten sich mein schnelles Auftreten nicht anders erklären, als daß ich in der Karriere auf meinen Platz gelangt sei. Das Erstaunen stieg noch, als die gesamte Kavalleriemasse, welche nun den von meinen Kartätschen als zersprengt angenommenen Feind überreiten sollte, nicht imstande war, diesen Graben zu passieren, der da, wo die Kavallerie hinüber zu springen hatte, noch breiter war als da, wo ich ihn passierte.

Nach dem Manöver sagten mir Zuschauer, der schönste Moment am ganzen Tage sei der gewesen, in dem ich mit der Masse Fuß-Batterien in der Karriere über jenen kolossalen Graben gesprungen. Ich protestirte, aber vergeblich, die Herren hatten es ja mit eigenen Augen gesehen! Da schwieg ich und dachte mir: „Klappern gehört zum Handwerk."

Diese an sich unbedeutende Episode gab mir viel zu denken. Die fremden Zuschauer werden die Tatsache, daß eine Masse von so und so viel Batterien über solch ein Hindernis gesprungen, in ihre Heimat gebracht, ihren Regierungen berichtet haben, denn sie waren so voll Bewunderung dieser Tatsache, daß sie alle schließlich selbst glaubten, sie hätten sie gesehen. In anderen Staaten hatte man also einen ungeheuren Begriff von der Leichtigkeit und Beweglichkeit der preußischen Artillerie und wird sich bestrebt haben, die eigene Artillerie auch Bedingungen erfüllen zu lassen, die die Grenze der Möglichkeit überschreiten. Man sieht also, wie vorsichtig man die Berichte der Augenzeugen aufnehmen muß. Wenn es im Frieden schon möglich ist, sich solchen Selbsttäuschungen hinzugeben, so ist es im Kriege weit schlimmer, wo Leidenschaften und Gemütsbewegungen die menschliche Phantasie mächtig erregen. Hatte ich schon in Schleswig im soeben erlebten Experimentalkriege manches Derartige beobachtet, so sollte ich doch in den späteren großen Kriegen noch mehr Illustrationen zu diesem Thema zu Gesicht bekommen.

Nach diesem Manövertage marschierten wir nach Berlin zurück, entließen die Reserven und begannen die erste Detailausbildung, die ich zu leiten hatte.

4. Der Herbst 1864.

Bekleidungswirtschaft. Der zweite Waffenstillstand mit Dänemark führte im Laufe des Herbstes zum Frieden. Noch ehe er völlig abgeschlossen war, wurden die Truppen, welche nicht in Schleswig standen, von ihrem kriegsbereiten Stande auf den Friedensetat reduziert. Die überzähligen Pferde hatte ich schon vor dem Manöver verkaufen müssen. Ich ging also einer ruhigen und, mit Ausnahme der noch in Schleswig stehenden Batterien, regelmäßigen Winterausbildung entgegen. Da die Rekruten erst Anfang November eintrafen, so hatte ich den ganzen Oktober Zeit, um mich in die innere Wirtschaft des Regiments vollkommen hineinzuarbeiten. Baldigst wandte ich mein Augenmerk darauf, die Bekleidung der Truppen zu verbessern. Bisher war der Anzug, in dem Kanoniere der Garde außer Dienst auf der Straße gingen, nicht immer erfreulich gewesen, und als seinerzeit der General v. Hahn den kränkenden Ausspruch getan hatte: „Wenn ich einen schmutzigen Kanonier sehe, so ist es ein Garde-Kanonier", hatte er doch einige Veranlassung dazu gehabt. Als ich mich jetzt genau von dem Stande der Bekleidung der Truppe überzeugte, sah ich zu meiner Überraschung, daß gute Bekleidungsstücke in großen Mengen, ja im Überfluß vorhanden waren. Aber außerdem hatten die Batterien noch große Mengen von lumpenähnlichen Anzügen, sogenannten Arbeitsanzügen und Rekruten-Exerzieranzügen, die sie den Mannschaften allein zum Gebrauch außer Dienst gaben, während die guten Sachen auf der Kammer lagen. Es half kein Befehl. Der gemeine Mann erhielt nur schlechte Sachen in die Hand, überzählige Stücke. Ich wunderte mich darüber, und einer der Batteriechefs sagte mir den Grund. Wer den höheren Befehlen zufolge dem gemeinen Mann gute Anzüge zum Ausgehen gibt, der nutzt die gute Garnitur ab, wer sie ihm vorenthält, schont sie. Ersterer, welcher gehorsam war, wird bei der Musterung getadelt, letzterer, der Ungehorsame, gelobt, wegen des Zustandes der Bekleidung. Ich wunderte mich, woher Batterien überzählige Stücke haben könnten, und erfuhr im Vertrauen, daß sie einen Teil der ausrangierten Hosen und Röcke, die man ihnen als Flickmaterial überweist, nicht verflicken, sondern sammeln und zu einer Garnitur überzähliger Anzüge zusammenstellen.

Abgesehen davon, daß somit der Rekrut, wenn er ankommt, in einen so zerlumpten Anzug gesteckt wird, daß in ihm nie der Sinn für Reinlichkeit geweckt werden kann, wird durch die Existenz überzähliger Monturen, deren Zahl nicht kontrolliert wird, der Defraudation und dem

Diebstahl Vorschub geleistet. Ein Capitaine d'armes, der stehlen will, veruntreut und verkauft dann von den neuesten Monturen und rangiert die übrigen hinauf, bei den letzten Garnituren von den überzähligen Stücken einige von unten hineinrangierend. Ich besprach mit dem Batteriechef, was dagegen zu machen sei, und er sagte mir, daß wenn ich die zu Flickmaterial verausgabten alten Sachen auch vorher zertrennen lassen wollte, wie es der Zahlmeister vorschlug, die Batterien sie im geheimen zu überzähligen Kleidern wieder zusammennähen lassen würden. Da kam ich auf den Gedanken, als Flickmaterial nur halbe Anzüge auszugeben, z. B. wenn eine Batterie zehn alte Paar Hosen zu Flickmaterial als graues Tuch erhalten sollte, so erhielt sie statt dessen zwanzig rechte Beine, eine andere zwanzig linke. Ebenso wurden die Röcke in der Länge getrennt. In Befolgung dieses Prinzips gab ich Flickmaterial aus, nachdem die Bekleidungskommission auf meine Anordnung die Ersparnisse an die Batterien verteilt hatte. Es wurde kein einziges überzähliges Stück geduldet, das nicht gebucht war, und was davon nicht zu Flickmaterial nötig war, wurde an Händler als Lumpen verkauft. Das Regiment erzielte einen Erlös von 800 Talern in diesem Oktober für alte unbrauchbare Sachen. Als die Arbeit fertig war — mit der Ordnung der Bekleidung hatte die Bekleidungskommission fast den ganzen Oktober zu tun —, war es eine Freude, meine Batterien zu sehen.

Ich würde mich nicht solange bei diesem für wenige Menschen interessanten Thema aufgehalten haben, wenn ich es nicht für möglich hielte, daß diese Blätter einmal in die Hand eines Regimentskommandeurs kämen, der die erhaltenen Winke benutzen kann.

Reitunterricht. Der Standpunkt der elementaren Ausbildung der Truppe war kein sehr günstiger. Was zunächst das Reiten anbetrifft, so war ich im Sommer erstaunt, wie wenig Menschen reiten konnten. Schon die Offiziere fielen allgemein in der ganzen Garnison durch ihren unvorschriftsmäßigen Sitz und ihr unegales, oft geradezu schlechtes Reiten auf. Von den Unteroffizieren und Mannschaften gab es nur wenige, und zwar diese bei der reitenden Artillerie, die man Reiter nennen konnte. Die Ursache davon lag in dem Mangel an Reitbahnen. Es hat sonst in der Armee jede Artillerie-Abteilung eine Reitbahn. Hier hatte das ganze Regiment eine einzige Bahn in der Kaserne am Oranienburger Tor, in die sich fünfzehn Batterien teilen mußten. In diesen fünfzehn Batterien wurde der elementare Reitunterricht in mehr als siebzig Reitabteilungen erteilt, wobei die Offiziere nicht mitgerechnet sind. Diese Zahl genügt, um den Übelstand zu beweisen. Die reitende

Artillerie war natürlich bei der Benutzung der Bahn bevorzugt, und so kam es, daß in der Zeit des strengsten Winters jede Fuß-Batterie alle Woche nur einmal Gelegenheit hatte, die Reitbahn auf eine halbe Stunde zu benutzen. Zu allen übrigen Reitübungen mußten die Batterien in Wind und Wetter, bei Schnee und Glatteis die Pferde von der Kaserne bis auf den Reitplatz 20 Minuten weit auf dem Straßenpflaster führen lassen, um dort auf holprigem, hart gefrorenem Boden einen Reitunterricht geben zu lassen, der um so zweifelhafter in seinem Erfolge war, als die Schüler, zuweilen in Mäntel und Ohrenklappen gehüllt, wenn es die Temperatur erheischte, weder Kommando noch Belehrung verstehen konnten. Dabei litt der Gesundheitszustand der Mannschaft ungemein. Ich konnte nach Ablauf dieses Winters nachweisen, daß unter meinen berittenen Mannschaften mehr Prozent an Lungenkrankheiten litten, als die kriegführende Armee in Schleswig im Winterfeldzuge überhaupt Kranke hatte, wenn man die Verwundeten mit hinzurechnet. Diese Zahlen machte ich geltend, um eine neue Reitbahn zu verlangen. Zwar wurden meine Anträge von allen Instanzen abgewiesen; als ich dann aber bat, daß Seine Majestät mich von der Verantwortlichkeit für den Gesundheitszustand der Mannschaft entbinden möge, da betrieb das Kriegsministerium den Bau einer neuen Reitbahn eiligst, und dieselbe stand fertig, ehe der Frost im folgenden Winter 1865/66 eintrat. Im ersten Winter, 1864/65, ehe ich solche Zahlen anführen konnte, mußte ich mich allerdings mit der einzigen Reitbahn behelfen. Dazu kam, daß der Winter ungewöhnlich streng war und lange dauerte.

Der Mangel an Reitbahnen hatte meinen Vorgänger dazu vermocht gehabt, die einzige Bahn lediglich zur Benutzung durch die Batterien zu verteilen und keine Zeit zur Abhaltung von Offizier-Reitunterricht zu erübrigen. Die Folge davon war, daß viele Offiziere nicht gründlich reiten gelernt hatten, sondern daß ein jeder von ihnen ritt, wie er es für gut hielt als guter oder schlechter Naturreiter. Solches waren aber jetzt die Lehrer unter so erschwerenden Umständen. Daß die Mannschaft von solchen Lehrern in Schnee und Eis nicht viel lernen konnte, ist selbstverständlich. Dazu kam, daß jeder Offizier, der sich den Reitunterricht selbst gegeben hatte, der festen Überzeugung war, er sei ein vortrefflicher Reiter, und ungern Ermahnung hörte, sie auch selten befolgte. In keinem Dienstzweige aber mußte ich vorsichtiger sein als in der Reiterei. Wenn ich auch in meinem Leben viel zu Pferde gesessen, meist täglich zwei bis drei Pferde müde geritten hatte und wußte, daß ich auch schwierige Pferde bändigen, Jagden und Rennen mitreiten konnte, so hatte ich doch nie einen systematischen Reitunterricht gehabt, denn der alte Bereiter meines Vaters reichte über den Kommißrekruten nicht hinaus, und in

dem Dienst der Artillerie hatte ich in meiner jungen Leutnantszeit eben wegen Mangel an Zeit selten einmal eine Unterrichtsstunde im Reiten erhalten. Ich war also ebenfalls ein solcher unvollkommener Naturreiter und meiner Schwäche mir wohl bewußt. Ich sah aber doch einige ältere Offiziere, die systematisch gut reiten konnten, und vor diesen konnte ich mich doch durch meine Anordnungen nicht blamieren. Daher fing ich die Sache im großen an und befahl, daß von diesen von mir ausgesuchten gewandtesten Reitern die Offiziere Reitunterricht erhalten sollten. Im zweiten Winter ging es noch leichter. Da hatte ich die zweite Reitbahn, und beide Bahnen ließ ich mit Gas beleuchten und bezahlte diese Beleuchtung durch den Erlös des Pferdedüngers. Da wurde in beiden Bahnen von früh sechs Uhr bis abends sieben Uhr geritten, und mittags, während die Mannschaft aß, ritten in jeder Bahn zwei Offizier-Reitklassen hintereinander, jede zu zwölf Offizieren. So erhielten achtundvierzig Offiziere gründlichen täglichen Reitunterricht. Ich hatte die Reitlehrer nicht nach der Anciennetät, sondern nach ihrem Reittalent ausgewählt, und da kam es vor, daß hier und da ein Lehrer jünger an Patent war als einer seiner Schüler. Da gab es wohl saure Gesichter. Als ich das merkte, und weil ich eigentlich nicht befehlen konnte, daß ein älterer Offizier das Kommando eines jüngeren, wenn auch nur in der Reitbahn, befolgte, so ritt ich in der Reitstunde unter dem Kommando des Majors v. Langen selbst mit und gab das Beispiel. Seitdem war die Reitstunde eine Lieblingsbeschäftigung der Offiziere, und ich selbst hatte den Vorteil davon, daß ich endlich einen Begriff von einer regelmäßigen Reiterei bekam. Ich habe seitdem nur rohe Pferde gekauft, sie selbst dressiert, weniger Geld für Pferde ausgegeben und stets schöne, gute, bequeme und fügsame Pferde gehabt. So schlug ich, wie man trivial sagt, viele Fliegen mit einer Klappe. In keiner Bestrebung hatte ich so schnelle und glänzende Erfolge als in der für die Reiterei der Truppe. Als nach zwei Jahren bei der Besichtigung der König bemerkte, es sei ihm aufgefallen, wie vorschriftsmäßig und elegant alle Offiziere ritten, was früher bei der Artillerie nicht der Fall gewesen, da erhielt die Passion für die Reitbahn einen neuen Impuls, und der Major v. Langen, jetzt der Reitpapa des ganzen Regiments, ward der Liebling von allen Kameraden. Die Offiziere aber gaben jetzt besseren Unterricht an die Unteroffiziere und Mannschaften, und diese wurden sicherer und dreister. Im ersten Winter konnte davon natürlich noch nicht die Rede sein, denn da mußten die Offiziere erst reiten lernen, und ich hatte noch keine zweite Reitbahn. Es blieb also im ersten Winter mit der Reiterei der Mannschaft noch im argen, zu meinem nicht geringen Kummer.

Abendbeschäftigungen der Offiziere. Es ward aber auch nötig, daß ich den Offizieren Gelegenheit gab, ihre Abende ohne großen Kostenaufwand angenehm zuzubringen. Das Garnison-Kriegsspiel war ganz eingeschlafen, nachdem der Krieg von 1864 das letzte unterbrochen hatte, und Teilnehmer fand ich bei anderen Regimentern nicht mehr, denn die meisten derselben hatten sich innerhalb ihres Kreises zu Kriegsspielen vereinigt. Einen besonderen Ruf genoß das Kriegsspiel des Kaiser Franz-Regiments, unter Leitung des Regimentsadjutanten, Premierleutnants v. Caprivi.*) So machte ich es daher auch in meinem Regiment, wo jede Woche einmal gespielt wurde. Ich machte es nicht zum Dienst, aber es fehlte selten einer der Offiziere dabei, denn ich hatte Übung genug, um es interessant zu machen. Das Musizieren des Militär-Musikvereins unter der Leitung des Majors v. Tresky ward weiter betrieben und von mir befördert. Einmal in der Woche fanden die vorgeschriebenen wissenschaftlichen Vorlesungen statt, nach denen das Offizierkorps gesellig zusammenblieb. Nun fand ich im Offizierkorps aber gar keinen Privatverkehr der Familien untereinander. Das ging so weit, daß die Offizierfrauen sich durchaus nicht alle untereinander kannten. In der großen Stadt gingen die Offizierfamilien in verschiedenen Richtungen auseinander, und es fehlte ein Vereinigungspunkt innerhalb des Regimentsverbandes. Die Folge davon war, daß auch die Offiziere selber, die verheiratet waren, sich untereinander gegenseitig mehr entfremdeten, da sie nur durch die Notwendigkeit des Dienstes und dann und wann durch ein sogenanntes Liebesmahl zusammengeführt wurden. Bis zum Jahre 1861 hatte der Oberst v. Üchtritz sein gastliches Haus allen Offizierfamilien geöffnet. Seitdem war der fürstliche Kommandeur, als Unverheirateter, wenig in Berührung mit den Familien gekommen, und dessen Nachfolger, Lyncker, hatte eine kranke Frau und Tochter. Von den anderen Offizieren aber hatte niemand das Vermögen, sich bei den gesteigerten Mietspreisen Berlins eine Wohnung zu mieten, die geräumig genug gewesen wäre, um eine so zahlreiche Gesellschaft zu vereinigen. Da ich auch Junggeselle war, so beschloß ich, das Offizierkasino in der Kaserne auch als Vereinigungspunkt für die Familien zu verwerten. Ich fand die Sitte vor, daß das Trompeterkorps jeden Donnerstag zum Mittagstisch des Offizierkorps spielte. Das änderte ich in der Weise, daß es abwechselnd einen Donnerstag zu Mittag für das Offizierkorps, den andern abends für die

*) Es ist der spätere Chef der Admiralität und Reichskanzler, dessen Kriegsspiele auch zu der Zeit, als er Kommandeur der zweiten Garde-Infanterie-Brigade war, eines hohen Rufes in Berlin genossen und vorbildlich für die jetzt allgemein betriebene Art des Kriegsspieles wurden.

Verheirateten spielte, die dann zwanglos dort zusammenkommen konnten. Das Blasen der Trompeter dauerte eine bis anderthalb Stunden, und wenn Lust dazu vorhanden war, wurde nachher nach einem Flügel getanzt. Ein frugales Abendbrot, das nicht über zwanzig Silbergroschen einschließlich Getränk pro Kopf kosten durfte, schloß den Abend vor Mitternacht. An solchen Abenden amüsierte sich alles vortrefflich, wenn auch einer oder der andere unter den damenfeindlichen alten Junggesellen dem sogenannten „Lämmerspringen in der Kaserne" mürrisch auswich.

In dieser Weise fanden die Offiziere des Regiments, wenn sie von nichts anderem in Anspruch genommen waren, an vier Abenden der Woche Unterhaltung in der Kaserne selbst.

Will man diesen Zweck erreichen, so muß man nur sorgfältig darauf achten, erstens, daß solche Zusammenkünfte nicht zum dienstlichen Zwang gemacht werden, sondern daß es keinem übel genommen werde, wenn er einmal Abhaltung hat; zweitens, daß sie billig sind und die Finanzkräfte der Offiziere nicht zu sehr in Anspruch nehmen, und drittens, daß sie möglichst zwanglos und kameradschaftlich abgehalten werden, damit der Offizier nicht gar zu sehr das Gefühl hat, unter Kontrolle und Spezialaufsicht der Vorgesetzten zu sein. Sonst schlafen solche Zusammenkünfte wegen der allgemeinen Abneigung ein. Denn der Offizier, der den ganzen Tag im Dienst unter dem Zwang der Subordination steht, will im Frieden wenigstens des Abends sein freier Herr sein. Man muß daher seiner Freiheit eine Richtung geben und nur danach trachten, daß er gern, aus freien Stücken, weil er sich unterhält, dahin geht. Der Kostenpunkt ist aber ein sehr wichtiger.

Offiziersersatz. Was den Ersatz an Offizieren anbetrifft, so ließ ich mir denselben ganz besonders angelegen sein. Der verstorbene General v. Lyncker hatte mir auf seinem Krankenlager mit Kummer gesagt, er finde keinen Offizieraspiranten, ich möchte mich danach umsehen. Ich engagierte noch in diesem Herbst fünf Offizieraspiranten, die das Abiturientenexamen bestanden hatten und aus guten Familien hervorgegangen waren, ferner vier Selektaner aus dem Kadettenkorps, die im Frühjahr als Offiziere in die Armee treten sollten. Hierbei ließ ich mich durchaus nicht lediglich von dem Namen leiten, sondern nur von dem ehrenwerten Betragen der Familie und der Erziehung, die die jungen Leute erhalten hatten.

Der Andrang zur Garde-Artillerie wurde bald ein sehr großer, und ich hatte viel Auswahl. Die Sorgfalt, die ich bei Annahme jedes einzelnen darauf verwendete, verursachte mir viel Arbeit, da ich die um-

fangreichen, deshalb nötigen Korrespondenzen wegen der delikaten dabei zur Sprache kommenden Punkte eigenhändig führen mußte. In den nicht ganz vier Jahren, während deren ich das Regiment kommandierte, habe ich zwischen fünfzig und sechzig Offiziersaspiranten angenommen und zweihundertvierzig abgewiesen.

Solange ich Regimentskommandeur gewesen bin, habe ich mir keinen einzigen Offiziersaspiranten oktroyieren lassen. Der brave General v. Colomier unterstützte mich hierin ehrlich, empfahl mir peinliche Vorsicht und antwortete gewöhnlich, wenn ich bei ihm verklagt wurde, die Annahme der Aspiranten sei Sache und Vorrecht des Regimentskommandeurs, dem er nicht dreinsprechen dürfe, und wenn er auch nur meine, die Nasenspitze des jungen Mannes gefalle ihm nicht.

Rekrutenausbildung. Im November 1864 kamen die Rekruten an. Sie wurden verteilt, eingekleidet, und das Exerzieren mit ihnen begann. Ich spazierte oft auf dem Kasernenhofe herum, und es wiederholten sich in meinem Innern die Betrachtungen, die mich schon im Anfange meiner Dienstzeit beim Rekrutenexerzieren erfüllt hatten, und die mich in Zweifel ließen, mit wem ich mehr Mitleid haben sollte, mit den unglücklichen, ungelenken, ungebildeten, krumm und schief dastehenden Natursöhnen, die, eben aus ihrer ländlichen Heimat kommend, bei aller Mühe weder gerade stehen noch ordentlich gehen konnten und nun mit einem Male in strammer, fester Haltung vorschriftsmäßige, gewandte Wendungen und Tritte machen sollten, oder mit den Rekrutenlehrern, den Unteroffizieren, die aus diesen ungeschickten Tölpeln in einer bestimmten Frist elegante Krieger bilden sollten, und deren Geduld so arg auf die Probe gestellt wurde, daß man sich nicht wundern konnte, wenn sie manchmal riß und einer Ohrfeige und einem Rippenstoß Platz machte, einer Übertretung, die nach den Militärgesetzen dem übereifrigen Unteroffizier schwere Strafe zuziehen konnte. Es waren damals in der Kaserne am Kupfergraben, in der die meisten meiner Fuß-Batterien lagen, auch zwei Kompagnien vom Alexander-Regiment einquartiert, welche die Rekruten zu derselben Zeit empfingen wie ich. Während meine Batterien mit den Rekruten schon gleich nach deren Eintreffen, ja vor dem Einkleiden, manche noch in ihrem Zivil gekleidet, das Exerzieren begannen, sah man von der Infanterie in den ersten acht Tagen keinen Mann auf dem Exerzierplatze. Dann erschienen anfangs einige Leute und exerzierten, und nach etwa vierzehn Tagen erst alle Rekruten. Was mich dabei überraschte, war, daß kein einziger Rekrut der Infanterie sich so ungeschickt anstellte wie die meinigen alle, und daß die Rekruten der Infanterie von Anfang an gerader standen und besser

marschierten als die meinigen nach einer Qual von vierzehn Tagen. Ich teilte dem mir bekannten Hauptmann v. Wehren, der die eine Infanterie-Kompagnie kommandierte, meine Bemerkung mit. Er lachte erst verschmitzt, und als ich in ihn drang, mir seine Ansicht frei zu sagen, da meinte er, er sehe mit Erstaunen, wie man bei der Artillerie die unglücklichen Rekruten von Anfang an quäle. Bei der Garde-Infanterie sei es Grundsatz, keinen Rekruten das Exerzieren beginnen zu lassen, der es noch nicht könne. Das war ein merkwürdiger Ausspruch, und ich dachte erst, das käme darauf hinaus, daß man nicht eher ins Wasser gehen dürfe, als bis man schwimmen gelernt habe. Aber Wehren entwickelte mir nun, wie die Neuheit des ganzen Lebens, in das der Rekrut eintrete, verbunden mit der Steifheit und Unbiegsamkeit seiner Muskeln, den Hauptgrund bilde, weshalb so ein Rekrut erst nicht exerzieren könne. Bringe man ihn gleich in das stramme militärische Exerzieren hinein, dann empfinde er Schmerz, fühle sich unbehaglich, finde keine Lust an dem neuen Leben, gebe sich keine Mühe, erscheine widerwillig, werde mißhandelt und lerne langsamer, wodurch eine Spannung zwischen ihm und seinem Lehrer entstehe, die nicht selten zu Widersetzlichkeiten und sogar zu Desertionen führe. Deshalb finge man bei der Infanterie damit an, bei den Rekruten erst die Neugier zu erregen, ihnen alles zu zeigen, sie fragen zu lassen, was sie interessiere, und sie in den Kasernenstuben gymnastische Übungen machen zu lassen, mit den leichtesten beginnend, und im Anfange auch nie länger als eine halbe Stunde hintereinander übend. Wenn dann der Mann Vertrauen und Lust zur Sache gewonnen, dann vermehre man die Übungen, die Freiübungen, bis die Muskeln schmiegsam und zu einem manierlichen Gehen und Stehen geeignet seien. Dann erst beginne man das Exerzieren, und zwar bei jedem einzelnen Manne je nach der erlangten Biegsamkeit seiner Muskeln. So käme es, daß manche schon nach acht Tagen, andere erst nach vierzehn Tagen imstande seien, mit dem Exerzieren zu beginnen. Meine Frage nach der Existenz einer Instruktion, die diesen Ausbildungsweg vorzeichnete, verneinte der Hauptmann, aber er erbot sich, mir eine solche von seinem Rekrutenoffizier ausarbeiten zu lassen, die er dann revidieren wollte, denn dies werde für den jungen Offizier eine nützliche Arbeit sein. Nach einiger Zeit erhielt ich diese Instruktion. Ich fand in meinem Regiment zwei Hauptleute, einen von der Fuß-, einen von der reitenden Artillerie, welche mit Freuden auf die neue Idee eingingen. Diese arbeiteten die Instruktion derart um, daß sie für die besonderen Verhältnisse der Artillerie paßte, und ich machte sie dann zur Vorschrift. Die meisten Hauptleute, besonders aber die alten Rekrutenunteroffiziere, waren anfangs nur mit Mühe dahin zu bringen, auf

diese Neuerung einzugehen, und ich konnte natürlich noch nicht im ersten Winter erwarten, ein allseitiges Verständnis dafür zu erzielen. Aber ich erreichte doch schon Resultate damit, und als bei der nächsten Fußparade im Frühjahr 1865 der König beifällig bemerkte, nachdem er die Front des Regiments abgegangen war — denn er hatte ein scharfes Auge dafür —, die Körperhaltung der Mannschaft habe wesentlich gewonnen, sonst habe man ihm immer eingewendet, eine gute Körperhaltung sei bei der Artillerie nicht zu erzielen, da sahen alle Batteriechefs ein, daß dies der richtige Weg sei, und erfaßten ihn mit Eifer. Von jetzt ab erreichte man mit weniger Mühe in geringerer Zeit eine bessere Ausbildung. Die Instruktion ist im Laufe der Zeit allmählich noch verbessert worden. Später, als ich Kommandeur der 12. Division wurde, fand ich bei der Infanterie in Oberschlesien noch den alten Zwangsweg der Ausbildung. Ich bewog die Kommandeure, den neuen Weg zur Grundlage der Ausbildung zu machen, und erreichte so günstige Ergebnisse, daß selbst der hohe Anforderungen stellende kommandierende General v. Tümpling über den weit ausgreifenden, eleganten Marsch der kleinen Oberschlesier erstaunt war.

Siegesfeste. Nachdem ich im Herbst den Winterdienst in der beregten Weise ins Leben gerufen hatte, ging ich im Dezember nach Schlesien auf Urlaub, um mir einige Erholung zu gönnen und einigen Jagden obzuliegen. Ich entging durch diesen Urlaub der Notwendigkeit, im Gefolge Wrangels in Berlin einziehen zu müssen. Obgleich der Marschall schon seit dem Monat Mai aus Schleswig abberufen war, sollte er doch, begleitet von seinem ganzen Stabe, an der Spitze der Truppen des III. Armeekorps, die den Krieg von 1864 mitgemacht hatten, in Berlin einziehen. Ich vermied dies für meine Person durch meinen Urlaub. Als aber die Gardetruppen einige Tage später in Berlin einzogen, unterbrach ich meinen Urlaub und kehrte nach Berlin zurück, denn bei diesem Einzuge fiel mir die Rolle zu, die braven Batterien, deren Kommandeur ich jetzt war, im Triumph in Berlin einzuführen. Große Festlichkeiten schlossen sich diesem Einzuge an. Die Garde-Artillerie gab ihren heimkehrenden Kameraden eine große Theatervorstellung patriotischen Inhalts, an die sich ein bis zum Morgen dauerndes Tanzvergnügen anschloß. Es waren ja die ersten Triumphe, die wir seit fast einem halben Jahrhundert über auswärtige Feinde feierten. Daher waren die Feierlichkeiten und Ehrenbezeigungen viel glänzender als nach den weit größeren und taten- wie verlustreicheren Kriegen, welche folgten.

---

5. 1865. 1866.

Über das Jahr 1865 kann ich aus meinem Leben weder viel Interessantes noch viel Lehrreiches oder Erfreuliches erzählen.

Rheumatisches Fieber. Nachdem ich zur Neujahrsgratulation von Urlaub zurückgekehrt war, gab ich mich mit preußischer Pflichttreue der ferneren Leitung der Elementarausbildung meines Regiments hin. Der Winter war sehr streng. Ich war eben deshalb, weil meine Leute täglich frieren mußten, selbst alle Tage auf dem Reitplatze, trotz Schnee, Eis und Frost. Um die Mitte des Monats Januar packte mich ein rheumatisches Fieber, dem eine Halsentzündung folgte. Während der zweiten Hälfte des Monats Januar war ich daher an mein Zimmer gebannt und schaute täglich sehnsuchtsvoll zum Fenster hinaus, ob das entsetzliche Schneegestöber nicht endlich nachlassen und gestatten werde, den armen berittenen Mannschaften meines Regiments einen Reitunterricht geben zu lassen, der ihre Gesundheit und ihr Leben nicht gefährdete. Am 1. Februar war ich so ziemlich wiederhergestellt; aber ich fühlte mich noch sehr matt. Dennoch wollte ich zum Rapport bei Seiner Majestät dem Könige nicht fehlen. Gehörte doch mein Regiment zu denen, die das Vorrecht haben, daß ihr Kommandeur jeden Ersten des Monats den Rapport dem Könige persönlich übergibt. Bei dieser Feierlichkeit mochte ich mich nicht vertreten lassen, wenn ich auch Seiner Majestät hatte melden lassen, daß ich erkrankt sei.

Besichtigung durch Colomier. Bald nach Fastnacht, als kaum der letzte Geigenstrich der nächtlichen Hoffeste verhallt war, noch im Laufe der zweiten Hälfte des Monats Februar, fing der General v. Colomier an, mein Regiment zu besichtigen. Er vereinigte die Besichtigung mit einer Musterung der Bekleidungs- und Wirtschaftsverhältnisse des Regiments und ging dabei so gründlich zu Werke, daß er jeden Tag früh mit Tagesgrauen begann und abends bei Dunkelwerden endigte, auch jeden Tag dazu verwendete, die Sonntage und alle diejenigen Tage ausgenommen, an denen über uns beide, ihn und mich, anderweitig von oben verfügt war. Das dauerte nun bis zum Ende des Monats April. Durch diese ganzen zwei Monate war also meine Wirksamkeit auf das Regiment lahmgelegt, denn ich stand in dieser ganzen Zeit nur neben ihm und mußte seine pedantischen Reden mit anhören.

Geburtstag des Königs. Der 22. März kam dazwischen. Die Feier des Geburtstages des Königs ist für einen Regimentskommandeur um

so anstrengender, wenn er zugleich Flügeladjutant ist. Früh neun Uhr fingen die Gratulationen an. Auf Parole und zum Regimentsappell mußte man auch und Reden an die Truppen halten, bei Tische mußte ich dem Offizierkorps präsidieren und das Wohl des Königs ausbringen, was diesmal um so wichtiger war, als der König mich beauftragt hatte, dem Offizierkorps sein Bild zu übergeben. Nach dem Diner der Offiziere ging ich von einer Festlichkeit der Mannschaft zur anderen, überall das Wohl des Königs ausbringend, und abends mußte ich einer Einladung Seiner Majestät zu einer großen Soiree im Palais folgen. Es waren an diesem Tage noch vier Grad Kälte mittags. Die vielen Erhitzungen und Temperaturwechsel, denen ich an diesem Tage ausgesetzt war, die Anstrengungen überstiegen meine Kräfte. Abends, während der Soiree beim Könige, fühlte ich zum ersten Male in meinem Leben, daß ich eine Lunge habe. Sie ward mir unendlich schwer. Ich sehnte mich nach dem Ende des Festes. Ein Versuch, vorzeitig zu entwischen, mißlang, ich mußte aushalten. Als ich in meine Wohnung gelangte, es war nach Mitternacht, fühlte ich mich krank.

Hahns Begräbnis. Ich hätte mich gern den anderen Morgen ein wenig gepflegt. Aber des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr ließ dazu keine Zeit. Im Gegenteil, es war etwas Ungewöhnliches, das meine Zeit in Anspruch nahm. Ich mußte dem Begräbnis des Generals v. Hahn beiwohnen. Dieser alte Artillerist hatte im Laufe des vergangenen Herbstes seinen Abschied als Generalinspekteur genommen, und Hindersin war an seine Stelle getreten. Sein Geist war schon stark umnachtet, und er hatte ganz vergessen, daß er verabschiedet sei. In dieser Täuschung sandte er alle Tage Verfügungen an die General-Inspektion der Artillerie, und Hindersin war so rücksichtsvoll gegen ihn, ihm täglich eine Ordonnanz mit einem Stoß Akten zu schicken. Diese las der alte Herr aufmerksam durch, obgleich sie meist zehn Jahre alt waren und älter, und dann schrieb er Bemerkungen und Befehle an den Rand, die ganz außergewöhnlich lauteten. Daß auf seine Befehle nichts erfolgte, war selbstredend. Wenige Tage vor seinem Tode befahl er noch, daß, wenn er sterben sollte, keine gezogenen Geschütze über seinem Grabe den Salut schießen dürften, und wenn es keine glatten mehr geben sollte, dann solle man wenigstens keine Vierpfünder nehmen. Als ich diesen Befehl erhielt, glaubte ich, es sei ein schlechter Scherz. Aber Colomier, der den General v. Hahn sehr hoch schätzte, weil er ihm viel zu danken hatte, versicherte mich unter Tränen im Auge, es sei Ernst, und ich kommandierte also die befohlenen neun Geschütze in drei Batterien zu je drei Geschützen, und zwar eine reitende Batterie glatter Zwölf-

pfünder, eine Fuß-Batterie glatter Zwölfpfünder und eine glatte Haubitz-Batterie. Die Haubitzen sangen hier auch ihr eigenes Schwanenlied, denn sie wurden demnächst durch gezogene Kanonen ersetzt.

Düppelfeier und Parade. Nach dieser Feierlichkeit, der der König in Ansehung der Stellung beiwohnte, die Hahn in der Armee einnahm, setzte der General v. Colomier sein Werk der Besichtigung bei anhaltend schlechtem Wetter fort. Dann kam die ökonomische Musterung, bei der ich nicht fehlen wollte, denn Colomier wollte durchaus dem glänzenden Bekleidungszustande meines Regiments eine Menge Stücke entreißen, um das Festungs-Regiment besser zu bedenken, und dagegen wollte ich protestieren, damit in Zukunft nicht der alte klägliche Bekleidungszustand meines Regiments wieder eintrete. Das gelang mir auch, aber meine Kräfte nahmen von Tag zu Tag ab und mein Husten zu. So schleppte ich mich unter täglichem Ärger und fortwährenden Anstrengungen und Erkältungen noch einen vollen Monat hin. Am 22. April sollte mein Regiment Fußparade vor dem Könige haben, und diese wollte ich noch kommandieren. Der 18. April brachte eine Feier auf dem Königsplatze, am Jahrestage des Düppelsturmes. Alle Regimenter und Fahnen waren befohlen. Ich erschien dabei zu Pferde und konnte mich kaum vor Schwäche auf dem Pferde halten. Der König behielt sich vor, mitzuteilen, was er bestimmt habe. Vor die Front der Truppen wurden die Kommandeure mit den Fahnen berufen. Der König teilte an die Fahnen die Bänder der Kriegsmedaille und der Düppelsturm-Medaille aus. Als ich mit meiner Fahne an die Reihe kam, stellte sich heraus, daß die Fahne der Artillerie vergessen und für sie keine Bänder zur Hand waren. Ich mußte also mit meiner Fahne die ganze Front der Truppen entlang leer wieder abziehen. Diese Kränkung ging mir in meinem durch mein Lungenleiden reizbaren Zustande tiefer zu Herzen, als sie es wert war. Es lag offenbar ein Versehen zugrunde, denn es ist ja an und für sich eine Abnormität, daß die Artillerie Fahnen hat, die auf die Geschütze vereidigt wird und keine Fahnen ins Feld mitnimmt; also hatte man daran nicht gedacht. Ich wurde aber niedergedrückt und noch kränker durch diese Unannehmlichkeit.

Erkrankung. Noch hielt ich mich aufrecht, bis zur Parade am 22. April. Dann aber, nachdem ich die Zufriedenheit des Königs erlangt hatte, kehrte ich von dem darauf folgenden Dejeuner in mein Zimmer zurück, ließ einen Arzt holen, mich krank melden und durch den ältesten Stabsoffizier vertreten. Noch hatte Colomier nicht aufgehört, zu besichtigen, obgleich seine Besichtigung schon zwei Monate dauerte.

Ich gedachte, mich acht bis vierzehn Tage zu schonen und dann die Ausbildung meiner Batterien zum Feldgebrauch gründlich zu leiten und mein Regiment Ende Mai oder Anfang Juni dem Könige vorzuführen. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Trotz der sorgfältigsten Behandlung durch die besten Ärzte, trotz der gewissenhaftesten Befolgung ihrer Verordnungen, änderte sich nichts in meinem Zustande. Im Gegenteil, ich wurde von Tag zu Tag schwächer. In meiner Wohnung gegenüber der Kaserne sah ich die Truppen zu den Übungen aus- und einrücken, und die Sehnsucht nach meinem Regiment verhinderte durch die täglich genährte Erregung meine Genesung. Endlich, nach mehr als sechswöchiger, vergeblicher ärztlicher Behandlung, beschlossen die Jünger Äskulaps, mich von dem täglichen Anblick zu entfernen, der mich so erregte, und sandten mich am 15. Juni auf drei Monate nach Reichenhall in Bayern. Ob ich bereits an einer unheilbaren Schwindsucht litte, wie Lyncker im vorigen Jahre, oder ob das Eintreten der Schwindsucht noch abgewendet werden könne, darüber waren die Doktoren noch im Zweifel. Jedenfalls war es notwendig, mich in andere Luft zu bringen und von den mich stets neu erregenden Gedanken an mein Regiment abzuziehen. Mit schwerem Herzen reiste ich also Mitte Juni ab. Mein Gemüt war ebenso gebrochen wie meine Körperkräfte. Das waren also die Resultate meines Strebens, durch welches ich den so ernsten, mir vor einem Jahre vom Könige erteilten Ermahnungen entsprechen wollte, daß ich krank mein Regiment verlassen und den Händen des ältesten Stabsoffiziers anvertrauen mußte! Eine empfindliche Lehre, die ich da erhielt. Ein höherer Truppenführer, welcher etwas leisten will, muß dazu vor allem gesund sein und bleiben. Daher muß er seine Arbeit so einrichten, daß er sie ohne Schaden für seine Gesundheit bewältigen kann. Denn was nützt alle Mühe, wenn die Kontinuität der Ausbildungsprinzipien durch Erkrankung unterbrochen wird? Werden daher die Geschäfte einer solchen Kommandostellung so zahlreich, daß sie die Gesundheit des Kommandeurs bedrohen, so muß er einen Teil davon Untergebenen übertragen, die er als verläßlich erkannt hat, und die er nur durch Direktiven leitet und dann und wann kontrolliert. Wenn man alles selbst machen will, ein Fehler, den fast alle Kommandeure begehen, so beeinträchtigt man auch die Zuversicht, Selbsttätigkeit und Dienstfreudigkeit der Untergebenen, während man durch Teilung der Arbeit nicht nur mehr leistet, sondern auch Untergebene zu höheren Stellungen erzieht. Das machte ich mir nach meinem Urlaube zur Regel und leistete mit angegriffener Gesundheit unter steter Rücksicht auf dieselbe so mehr als vorher, wo ich meine zähe Gesundheit durch Überanstrengung ruiniert hatte.

In Reichenhall. Während meines dreimonatigen Aufenthalts in Reichenhall lebte ich mit großer Pedanterie lediglich nach den Vorschriften der Ärzte. Es ist ein merkwürdiger Talkessel, in welchem dieser oberbayerische Kurort liegt. Von hohen Felsen rings umschlossen, öffnet er nur den klares, gutes Wetter bringenden schwachen Ostwinden die Tür, und seine Salzquellen und Solwerke erfüllen die Luft mit einem Salzgehalte, der heilend auf Katarrhe und Lungenleiden wirkt, und das umsomehr, als selten heftige Luftströmungen den Salzgehalt der Atmosphäre vermindern. Nach acht Tagen hörte ich auf zu husten, nach vier Wochen glaubte ich mich gesund. Aber ein einziger Ausflug nach Salzburg belehrte mich, daß ich in einer anderen Luft noch nicht leben konnte. So blieb ich die vollen drei Monate dort, um mein Leiden gründlich zu beseitigen.

Der König in Salzburg. Während des geschäftigen Müßigganges an einem Kurorte fällt selten etwas Bemerkenswertes oder Lehrreiches vor, besonders wenn man ernst und gewissenhaft der Kur leben muß. Ich fand viel und auch angenehme Gesellschaft, aber keine, die etwas lieferte, was von allgemeinem Interesse wäre und niedergeschrieben zu werden verdiente. Nur die Anwesenheit unseres Königs in Salzburg auf seinen Durchreisen nach und von Gastein brachten mir erwähnenswerte Erlebnisse. Auf der Hinreise hielt sich der Monarch wieder zwei Tage in Salzburg auf, denn die Gasteiner Bäder sollten auf die von Karlsbad nicht allzu unmittelbar folgen. Ich machte meine Aufwartung in Salzburg. Seine Majestät war sehr gnädig, machte mir Vorwürfe, daß ich mich zu sehr angestrengt, und benutzte einen Tag, um Reichenhall zu sehen. Ich mußte ihn für diesen Tag noch einmal als diensttuender Adjutant begleiten und ihm Reichenhall zeigen. Hierbei gab er einen Beweis von seiner großen Einfachheit. Er fuhr von Salzburg zu Wagen über Klesheim, wo er dem Erzherzog Ludwig Victor, Bruder des österreichischen Kaisers, einen Besuch machte. Von Klesheim führte der Weg durch einen Wald, wo der König an dem ersten besten verborgenen Platz unter freiem Himmel seine Visitentoilette mit dem österreichischen großen Orden gegen den Reiseanzug vertauschte. In Reichenhall machte der König bei der Prinzeß von Oldenburg einen Besuch und kehrte dann nach Salzburg zurück. Vier Wochen später kehrte er von Gastein, nach einem Besuch in Ischl, nach Salzburg zurück. Unterdessen war in Gastein der bekannte Gasteiner Vertrag abgeschlossen worden, der die Verhältnisse in Schleswig und Holstein regeln sollte. Danach ward Lauenburg preußisch für eine Summe, die Preußen an Österreich zahlte. Holstein war durch

die Österreicher, Schleswig durch preußische Truppen besetzt. Ich war wieder in Salzburg, als der König von Ischl daselbst eintraf, um dort eine Nacht zuzubringen. Von Ischl, wo er dem österreichischen Monarchen seinen Gegenbesuch gemacht hatte, war er mit Kaiserlichen Marstallpferden so rasch nach Salzburg gefahren, daß das ganze Gefolge erst einige Stunden später eintreffen konnte, so daß ich außer dem diensttuenden Adjutanten allein in Salzburg war. Der König wartete auch auf sein Gepäck, und um die Zeit hinzubringen, befahl er mich in sein Zimmer. Er war noch sehr erregt von der politischen Situation, die der Gasteiner Vertrag geschaffen hatte, und wie sie geschaffen war.

Als bald darauf Dr. Böger*) durch Reichenhall reiste und mir riet, den nächsten Winter in Italien zuzubringen, widersetzte ich mich dieser Zumutung energisch, denn daß ich dann mein Regiment verlieren würde, konnte ich sicher annehmen. In dem bevorstehenden Kampfe gegen Österreich den Zuschauer zu spielen, hätte ich weniger ausgehalten als selbst im kränklichen Zustande die ärgsten Strapazen. Hatte doch der König von mir gesagt, wenn ich nicht ganz gesund werde, wolle er mich als Diplomaten verwenden. Darüber wäre ich ganz unglücklich gewesen. Böger erlaubte mir daher, den nächsten Herbst wieder mein Regiment zu übernehmen, wenn ich ihm versprechen wollte, still zu leben und insbesonders alle Abendgesellschaften, von Gas beleuchtete Räume und dergleichen so zu meiden, daß ich jeden Abend um neun Uhr im Bett liegen könne. Um dieses Versprechen zu halten, dazu bedurfte es allerdings in einer Stadt wie Berlin, wo die geselligen Abendgenüsse sich mir täglich darboten, einer eisernen Konsequenz, die ich aber zeigte, wie ich hier vorgreifend bemerke.

Die Fürstin Galitzin. Von den zahlreichen kleinen unbedeutenden Erlebnissen in Reichenhall will ich hier nur eine scherzweise behandelte Konversation erwähnen, welche mir später einfiel, als das eintraf, was ich damals im Scherz vorausgesagt hatte. Es brauchte die Kur in Reichenhall unter anderen auch eine Fürstin Galitzin, weder jung noch schön, aber entsetzlich lebhaft. Ihre Beweglichkeit und Gesprächigkeit, besonders ihre unaufhörlichen, sich überstürzenden Fragen waren mir besonders solange sehr lästig gefallen, als mir das Sprechen noch beschwerlich war. Daher hatte ich mir angewöhnt, ihr immer durch eine Paradoxe zu antworten. Eines Tages erzählte sie von Paris und sagte mir: „Vous connaissez Paris naturellement." — „Non Madame." — „Comment? Pourquoi n'y avez-vous jamais été?" — „Parce que

*) Generalarzt des Gardekorps

je n'ai encore jamais mis le pied sur le sol Français." — „Mais pourquoi donc pas?" — „Parce que j'attends le moment d'aller en France avec les alliés, et que je ne mettrai pas le pied sur le pavé de Paris avant d'y entrer avec l'armée victorieuse." — „Voilà une réponse véritablement Prussienne." — „Madame, vous n'attendrez pas de moi une réponse Russe." — „Je crois qu'il est fou celui-là", rief sie endlich zornig aus, was mir Gelegenheit gab, einen Tag lang böse zu scheinen und wieder einmal meine Lunge zu schonen.

Es vergingen nicht sechs Jahre, und ich zog mit der siegreichen Armee am 1. März in Paris ein. Am Abend nach dem Einzuge fiel mir die erwähnte Konversation mit der Fürstin Galitzin ein, die ich seit Reichenhall nicht gesehen hatte. Ich schrieb ihr noch selbigen Tages:

„Madame! Vous Vous souviendrez, qu'en 1865 Vous m'avez déclaré fou, parce que je ne voulais ni franchir la frontière Française ni voir Paris, avant de pouvoir le faire avec l'armée victorieuse. J'ai l'honneur de Vous annoncer, que le 11 août 1870 j'ai franchi la frontière Française avec l'armée Prussienne, et ce matin je viens d'entrer à Paris avec l'armée victorieuse. Je suis aussi fou qu'alors. Votre très humble serviteur."

Die Fürstin hatte eine große Freude über diesen Brief.

Im übrigen fiel auch für mich privatim nichts besonders Interessantes während meines dreimonatigen Aufenthalts in Reichenhall vor, außer daß meine Mutter mit meiner ältesten Schwester und meinem Bruder Friedrich Wilhelm mich dort auf etwa vierzehn Tage in meiner Krankheit besuchten.

Winterausbildung 1865/66. Mit meiner Rückkehr begann die Winterausbildung für das nächste Jahr 1865/66, denn die Herbstmanöver waren soeben beendigt. Wenn im allgemeinen die zweite Winterausbildung minder schwierig und mühsam ist als die erste, die man leitet, weil man sich nun schon über die Einzelheiten mit den Hauptleuten geeinigt hat und sie wissen, was man will, so war doch in diesem Jahre eine Schwierigkeit größer als je, nämlich der ungeheure Mangel an Offizieren. Avancement, Todesfälle und Abschied hatten die Zahl der Offiziere vermindert, ihre Zahl zum Dienst hatte sich aber gar nicht vermehrt, denn die von mir im vorigen Jahre engagierten neun jungen Leute waren in diesem Winter noch teils als Fähnriche auf Kriegsschulen, teils als Leutnants auf der Artillerieschule. Da schienen die Schwierigkeiten unüberwindlich. Noch mehr aber rangen meine Hauptleute und Stabsoffiziere die Hände, als noch vor dem 1. Oktober der Befehl kam, daß fünfzehn Offi-

ziere der Infanterie, welche die Kriegsakademie absolviert hatten, vom 1. Oktober ab auf acht Monate Dienst beim Garde-Feldartillerie-Regiment tun sollten. Da mir aber bekannt war, daß zu solcher Dienstleistung nur die fähigsten Schüler der Kriegsakademie, solche, aus denen man künftige Generalstabsoffiziere aussucht, kommandiert waren, so hoffte ich, aus ihrer Dienstleistung für das Regiment ebensoviel Nutzen ziehen zu können wie sie selbst. Als sie sich meldeten, eröffnete ich den jungen Herren daher, daß ich ihnen gern jede Gelegenheit geben wollte, recht viel zu lernen, daß ich von ihnen dafür aber auch erwartete, sie würden mich gern in der Detailausbildung des Regiments unterstützen, und zwar die Ausbildung der Rekruten zu Fuß leiten. Dafür sollten sie nicht nur alles Artilleristische lernen, sondern auch einen guten methodischen Reitunterricht erhalten, was ihnen ja für ihre ganze Zukunft von Wichtigkeit sein werde. Bei der Aussicht auf einen guten methodischen Reitunterricht strahlten die Herren vor Freude. Sie übernahmen gern dafür die Ausbildung der Rekruten zu Fuß und brachten so das System der Infanterieausbildung vollends in mein Regiment hinein, wie ich es im vergangenen Jahre schon angebahnt hatte. Zur eigenen artilleristischen Ausbildung aber leiteten die Herren auch die Ausbildung der Rekruten am Geschütz. Da ich nun gerade soviel Batterien hatte wie Infanterieoffiziere, so erhielt jede dieser Batterien einen dieser Herren. Bei dem großen Mangel an anderen Offizieren war auch für jeden ein Reitpferd zu stellen möglich, auf dem er den Reitunterricht erhielt. Diesen erteilte Hauptmann Heineccius täglich an die ganze Schar der Herren mit rotem Kragen. Seine Aufgabe war nicht schwer, denn ihre Passion war groß. Sie machten so rapide Fortschritte, daß im März bei der Schlußvorstellung alle diese Herren auf glattem englischen Sattel ohne Bügel recht elegant ritten und sogar über Hindernisse sprangen. Auch der pedantische, viel verlangende Colomier war recht erfreut über diese Leistung. Nachher waren die Herren ganz sicher im Sattel, konnten den Hauptmann schon bei den Fahrübungen und beim Bespannterexerzieren unterstützen, und als die Augmentation des Regiments auf Kriegsfuß befohlen ward, waren sie von der ersprießlichsten Hilfe. Sie selbst aber haben der Artillerie ein dankbares Andenken bewahrt. Es haben sich viele von ihnen später einen guten Namen gemacht und sind in der Generalstabsuniform wiedergesehen worden.

Bei der Ausbildung dieser Herren war mir die zweite Reitbahn, die nun gebaut wurde, wie ich dies früher schon erwähnte, von großem Nutzen. Sie war benutzbar, ehe der Frost eintrat. Als die Kälte so zunahm, daß man gar nicht mehr im Freien reiten konnte, wurde von früh

sechs Uhr, manchmal sogar von fünf Uhr ab bis abends sieben Uhr, im Dunkeln bei Gasbeleuchtung in der Bahn geritten.

Im Frühjahr konnte ich mit Wohlgefallen auf mein Regiment blicken, und selbst der so streng urteilende General Colomier schmunzelte freundlich bei seiner Besichtigung. Es war für mich ein großes Glück, daß diese Verhältnisse sich gerade kurz vor dem Kriege von 1866 so günstig gestalteten. Ich konnte in größerer Zuversicht mit einem so ausgebildeten Regiment gegen den Feind ziehen, als dies ein Jahr früher möglich gewesen wäre.

Die 1. vierpfündige Batterie. Da ich im Laufe des ganzen Winters 1865/66 keine andere Beschäftigung hatte, als die Detailausbildung meines Regiments zu leiten, und meiner angegriffenen Lunge wegen allen geselligen Verkehr meiden mußte, so habe ich auch von diesem Winter Besonderes nicht zu berichten. Nur ein Kuriosum ist mir noch in Erinnerung, das allein genügt, um für manche abnormen Erscheinungen in der militärischen Welt eine Aufklärung zu geben. Es waren gemäß dem von General v. Hindersin 1864 gestellten Antrage eine Menge gezogener Geschütze mehr angefertigt worden, und es sollten bisher mit glatten Geschützen versehene Batterien damit bewaffnet werden. Das Kriegsministerium veröffentlichte eine Königliche Kabinetts-Ordre, welche festsetzte, welche Nummern-Batterien (Zwölfpfünder und Haubitz-Batterien) in vierpfündige oder sechspfündige Batterien zu verwandeln seien. Demzufolge wäre bei mir die vierpfündige Versuchs-Batterie (Ribbentrop), die noch immer den Namen einer Haubitz-Batterie trug, die 4. sechspfündige Batterie geworden. Nun hatte sich die vierpfündige Versuchs-Batterie im dänischen Kriege beim Sturm der Düppeler Schanzen einen Namen in der Armee gemacht, Ribbentrop hatte den Orden pour le mérite erhalten und war in allen Kreisen rühmlichst bekannt geworden. Jeder seiner Kanoniere war stolz darauf, der ersten preußischen Vierpfünder-Batterie anzugehören, und wenn man irgend etwas auf den Stolz gibt, der den Soldaten bei Nennung des Namens seiner Truppe erfüllt, so konnte man nicht ohne Grund plötzlich die vierpfündigen Kanoniere Ribbentrops mit einem Male sechspfündige Kanoniere nennen. Ich hielt es im Gegenteile im Interesse des Geistes der Truppe für angebracht, daß die Batterie, die sich so hervorgetan hatte, fortan die 1. vierpfündige Garde-Batterie heißen und somit die vornehmste Vierpfünder-Batterie der Armee bleiben sollte. Ich stellte einen dahin gehenden Antrag mit der Bitte, daß bei meinem Regiment diese Ausnahme von der in der Kabinetts-Ordre im allgemeinen gegebenen Bestimmung gestattet werden möge. Zu meinem nicht geringen Er-

staunen erhielt ich auf diesen von allen meinen Vorgesetzten lebhaft befürworteten Antrag einen vom Kriegsminister v. Roon unterschriebenen Bescheid, der an Grobheit nichts zu wünschen übrig ließ. Es hieß darin, die Willensmeinung Seiner Majestät des Königs sei in jener Kabinetts-Ordre so bestimmt ausgesprochen, daß es ganz unstatthaft sei, wenn das Garde-Feldartillerie-Regiment dagegen Vorstellungen mache, deren es sich in Zukunft zu enthalten habe. Zufällig kam ich den Tag, nachdem ich diesen Bescheid erhalten, mit dem Kriegsminister v. Roon zusammen. Der würdige alte Herr wurde meiner kaum ansichtig, als er auf mich zukam und sagte: „Sagen Sie mir doch, lieber Prinz, was ist das für ein Unsinn, den ich da höre. Man will Ihren braven Ribbentrop mit seinen Vierpfündern mit einem Male in einen sechspfündigen Hauptmann verwandeln? Das ist ja rein unmöglich." Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten und erzählte ihm nun, welch ungnädiges Reskript ich im entgegengesetzten Sinne mit seiner Namensunterschrift erhalten. Achselzuckend antwortete mir der Kriegsminister, er müsse täglich zehnmal soviel unterschreiben, als er lesen könne; ich möchte nur den Antrag mit dem Bemerken noch einmal eingeben, daß er auf persönlichen Befehl des Kriegsministers zu dessen persönlicher Entscheidung wieder vorgelegt werde. Das tat ich, und zwar indem ich bloß diese Worte an den Rand schrieb. Darauf wurde mein Antrag genehmigt.



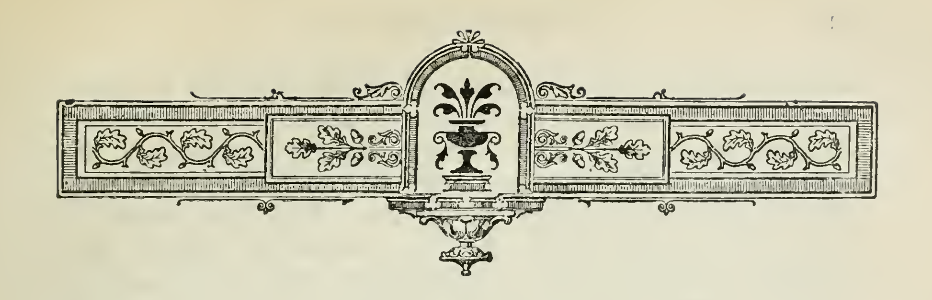


Neuntes Buch.

Der Feldzug 1866.







1. Jahresbeginn und Mobilmachung.

Das Jahr 1865 hatte zwar eine Einigung zwischen Preußen und Österreich herbeigeführt, die in der Gasteiner Konvention*) ihren Ausdruck fand. Aber selbst Uneingeweihte konnten bemerken, daß diese Einigung keine vollkommene war. Die Verstimmung zwischen beiden Regierungen war nur größer geworden. Die Haltung der anderen deutschen und europäischen Staaten war für uns ungewiß.

Im Januar 1866 entwickelte sich im Verlaufe eines Gespräches zwischen mir und dem Grafen Clermont-Tonnère, französischem Militärattaché bei der Gesandtschaft, dessen Wunsch, einmal in meinem Offizierkorps zu essen, um das tägliche Leben der Offiziere der Artillerie zu sehen. Ich war mit ihm im Feldzuge 1864 oft zusammen gewesen, hatte sogar einmal mit ihm in ein und derselben schleswigschen Bauernstube geschlafen, und der gemeinschaftliche Krieg gegen dänische Soldaten und schleswigsches Ungeziefer sowie die große Vorliebe dieses Franzosen für die preußische Armee hatten eine so große Annäherung zwischen uns beiden herbeigeführt, wie es seine diplomatische Stellung nur gestattete. Ich lud ihn zum Essen ein, und er nahm an, mit dem Hinzufügen, er habe schon bei einigen Kavallerie-Regimentern gegessen und sich immer sehr behaglich dabei befunden. Insbesondere sei ihm der große Takt der preußischen Offiziere aufgefallen, denn niemals sei ihm eine diplomatische oder politische Frage vorgelegt worden. Das war

*) Der Gasteiner Vertrag war am 14. August 1865 abgeschlossen und hatte die schleswig-holsteinsche Frage vorläufig in der Weise geregelt, daß die im Wiener Frieden von beiden Mächten erworbenen Rechte in bezug auf Holstein an Österreich, auf Schleswig an Preußen übergingen. Seine Rechte an Lauenburg hatte Österreich gegen eine Geldentschädigung an Preußen überlassen.

natürlich ein Wink. Ehe er bei mir aß, befahl ich meinen Offizieren streng, jedes Gespräch über Politik auf das sorgfältigste zu vermeiden, und wenn der Franzose davon anfinge, schweigend zuzuhören. Er kam, sah sich vor Tische unsere neuen Vierpfünder an und erhielt viel und guten Champagner zu trinken. Nach Tisch wurde er redselig. „Ich begreife nicht", sagte er, „warum Ihr Preußen nicht die jetzige Zeit benutzt, um in Deutschland Ordnung zu machen." Ich konnte nicht einsehen, warum die jetzige Zeit besonders dazu angetan sei. „Nun", sagte er, „Frankreich kann es nicht gern sehen, daß Deutschland stark und einig werde. In diesem Augenblick ist aber Frankreich ohnmächtig und muß alles geschehen lassen, was in Deutschlang geschieht. Unsere ganze Armee ist in Mexiko. Man hat den Fehler gemacht, aus Ersparnisrücksichten nicht ein mobiles Armeekorps, sondern die Kadres, die besten Kräfte der ganzen Armee, dorthin zu senden. Was aber nach Mexiko gesandt ist, kehrt entweder gar nicht oder invalide und krank zurück. Wir brauchen mindestens zwei Jahre, um unsere Armee wieder in eine solche Verfassung zu setzen, daß wir ein Wort in Europa mitsprechen können, wenn es zum Handeln kommt, und es muß die Aufgabe unserer Politik sein, zu lavieren und hinzuhalten, damit in Europa in den nächsten zwei Jahren nichts Wesentliches geschieht. Deshalb sage ich Euch in Eurem Interesse: »Handelt, aber handelt schnell!«"

Ich lachte und sagte ihm, wir seien friedliche Menschen und griffen nur dann zum Schwerte, wenn es uns in die Hand gezwungen sei. Aber denselben Abend begab ich mich auf die gerade stattfindende große Hofcour, obgleich ich zur Schonung meiner durch das vorjährige Lungenleiden angegriffenen Gesundheit Erlaubnis hatte, von allen Hoffestlichkeiten fortzubleiben, und fand die nötige Gelegenheit, um Moltke und Bismarck das Gespräch mitzuteilen. Moltke hörte, wie immer, aufmerksam und schweigend zu. Bismarck aber platzte heraus mit dem Ausruf: „Zwei Jahre! Das ist viel Zeit. Ich hätte nicht gedacht, daß man uns soviel Zeit lassen würde."

Preußen und Österreich waren darin stillschweigend einig, daß die augenblickliche Ohnmacht Frankreichs der Zeitpunkt sei, die Frage der Hegemonie ohne die Einmischung eines Fremden auszufechten, denn wenn Frankreich kampffähig gewesen wäre, hätte es weder Preußen noch Österreich den Sieg und den Aufbau eines einigen Deutschlands erlaubt. Wohl glaubten beide Monarchen, den Krieg noch vermeiden zu können. Aber die großen Fragen waren einmal im Fluß und mußten ausgetragen werden. Es war, als ob sich am Horizont schon mittags an zwei Seiten des Himmels langsam anschwellende Gewitterwolken auftürmen, die losplatzen müssen, sobald sie zusammenstoßen.

Ich meinesteils arbeitete in meinem Bereich, wirkte auf schnellere Ausbildung meines Regiments hin und tat im übrigen alles, um meine Gesundheit zu schonen und meine Lunge zu verhindern, mir in diesem Jahre wieder einen solchen Streich zu spielen wie im vergangenen Jahre, denn wenn ich hätte krank im Bett liegen sollen, während mein Regiment in den Krieg zog, so hätte ich solchen Kummer nicht überlebt.

Im März fand die Frühjahrsbesichtigung durch den Brigadekommandeur, General v. Colomier, statt. Bei der Gründlichkeit dieses Generals dauerte solche Besichtigung viele Wochen. Am Gründonnerstag wurde die Instruktion von Unteroffizieren und Mannschaften auf dem Kasernenhof am Kupfergraben geprüft. Die Sonne hatte zwar schon den Äquator passiert (29. März); aber für uns schien sie noch nichts übrig zu haben. Es war bitter kalt. Der Boden war steinhart gefroren. Die Batterien standen, in Unterrichtsklassen abgeteilt, zur Entwicklung ihrer Kenntnisse oder Unkenntnisse bereit auf dem Hofe, wartend, trippelnd, sich die Hände reibend, mit vom Frost geröteten Nasen und Ohren.

So wichtig eine gründliche Instruktion der Mannschaft ist, ebenso langweilig ist ihre Prüfung. Fünfzehn Batterien, in sechzig Unterrichtsklassen geteilt, werden in denselben Gegenständen examiniert. Es kommen mit geringen Abwechslungen immer dieselben Torheiten zutage, denn man findet unter den Soldaten alle Geistesgrößen vertreten, vom Studenten bis zu dem polnischen Bauern herab, der vor fünf Monaten bei der Truppe erst anfing, Deutsch zu lernen, und bis zum Ackerknecht oder Sackträger, der weder lesen noch schreiben gelernt hat und bis dreizehn zählen kann, aber noch keinen Begriff von der Bedeutung der Zahl vierzehn oder siebzehn hat. So selten solche Erscheinungen der Abwesenheit aller Bildung in Deutschland sind, so kommen sie doch vor, und ein geistig so tief stehendes Individuum soll und muß dahin gebracht werden, zu begreifen, was eine Entfernung von 1800 Schritt ist, und mit wieviel sechzehntel Zoll Visieraufsatz auf 1800 Schritt geschossen werden soll usw. „Soll und muß!", sage ich, aber es geht nicht mit der Gewalt oder mit der Disziplin. Eiserne Geduld, beständige Beschäftigung mit dem Rekruten, inniges Eingehen auf sein niedriges Begriffsvermögen und, daran anknüpfend, allmähliche Entwicklung desselben führen allein zum Ziele. Jetzt soll der Lehrer bei der Besichtigung zeigen, was die Schüler gelernt haben. Er soll die Quittung erhalten über seine unsägliche Winterarbeit. Der General nähert sich, jenem klopft das Herz.

Ganz anders sind die Gefühle, welche den General und die hinter ihm stehenden vielen, sehr vielen Offiziere beherrschen. Seit drei Tagen

hört er von morgens acht bis eins und von nachmittags zwei bis sechs dieselben Fragen und Antworten aus denselben Gebieten, dieselben Torheiten, dieselben Fehler! Am langweiligsten präsentiert sich diejenige Klasse, welche am besten instruiert ist, da hört man das Bekannte, längst Bekannte ganz richtig. Eiserne Geduld, starke Nerven gehören dazu, um auszuhalten und ein objektiv gerechtes und richtiges Urteil über das Geleistete zu gewinnen. Der Schwarm von Offizieren, die hinter dem General stehen, wird von allen denen gebildet, deren Truppen an diesem Tage abgefertigt sind oder der Prüfung harren. Diese Herren langweilen sich umsomehr, je kälter der Fußboden ist, und je mehr der Frost die Zehen schmerzt. Die einzige Abwechslung bildet für sie irgend eine kolossale Dummheit eines Rekruten, die er aus Unwissenheit vorbringt und aus Verlegenheit vor den vielen Offizieren verzehnfacht. Solche militärischen Dummheiten leben dann fort unter den Anekdoten und erregen im Augenblick natürlich um so größere, unterdrückte Heiterkeit, je mehr der durch die Anwesenheit eines höheren Vorgesetzten gebotene Respekt Schweigen verlangt. Da platzt ein Kichern heraus. Der General sieht sich mißbilligend um, und man schweigt. Passiert aber nichts Interessantes, dann unterhält sich wohl der eine oder der andere erst leise mit diesem und jenem über etwas ganz anderes, um sich die Zeit zu vertreiben, die Konversation wird allmählich lauter, wird störend, und der Vorgesetzte muß Ruhe gebieten.

Heute war es ganz arg. Die politischen Gerüchte hatten den ganzen geistigen Horizont der Offiziere erfüllt. Ich mußte immer und immer Ruhe gebieten. Niemand achtete auf den Dienst. Ich schoß alle Augenblicke Blicke, Blicke des Tadels, der Mißbilligung, Blicke, welche mein österreichischer Kollege, Oberst Abele, „Feuerblicke“ nannte, es half nichts, die Unruhe brach immer wieder aus. „Es lag etwas in der Luft.“

Da, um einhalb zwölf Uhr, kommt ein rettender Engel in der Gestalt des Leutnants Gerwien, Adjutanten vom Dienst. Er hat Parole geholt und meldet dem General den Parolebefehl, das Regiment solle seine Batterien kriegsbereit machen, d. h. auf den vollen Kriegsetat von Pferden und Mannschaften setzen.

Aus war's mit der Gelehrsamkeit, aus mit der Wissenschaft, aus mit der Besichtigung! Jetzt sollte die Zeit kommen, in der Taten an die Stelle der Theorie treten, wirkliche Kriegsleistungen den langjährigen Vorbereitungen die Krone aufsetzen sollten. Der General entließ die Batterien. Das Kommando: „Kehrt, in die Quartiere!“, löste die Geister, ein tausendstimmiges, donnerndes Hurra erscholl und pflanzte sich wie das Echo eines Blitzschlages in die Talschluchten der

Hochalpen in die einzelnen Kasernenstuben fort. Der General verließ ob dieser Stimmung schmunzelnd die Kaserne. Major v. Langen, Kommandeur der Reitenden Abteilung, aber sagte mir mit seiner nie getrübten Ruhe: „Na, nun mache ich also zum siebenten Male in meiner Dienstzeit mobil; bin doch neugierig, ob ich endlich einmal einen Krieg sehen werde." Er sollte ihn sehen, und wie!*)

Wenige Tage nach dem Gründonnerstag begann in der Kaserne das rege Treiben der Mobilmachung. Wochenlang bot sich dem menschlichen Auge dort ein so buntes Gewirr und Treiben dar, daß ein Uneingeweihter glauben mußte, es herrsche die tollste Verwirrung. Hier standen Pferdehändler mit ihren Koppelknechten und angekommenen Pferden, dort kamen neue, da zogen nicht angekaufte ab. Hier war ein Menschenmarkt, nämlich Überweisung und Austeilung der angekommenen Augmentationsmannschaften, da wurden Pferde gemustert, vorgeführt, auf und ab, dort wurde auf offenem Hofe geschrieben, dazwischen durch marschierten ein paar bespannte Geschütze zu einer Übung oder eingekleidete Pferde ins Kantonement. In diesem Chaos war aber doch eine strenge Ordnung. Die bald eintreffenden Augmentationsmannschaften gaben mir durch ihre Anzahl die Mittel an die Hand, die Wachen stärker zu besetzen, obgleich von Tag zu Tag, je nach der Zahl der angekauften Pferde und nach der daraus entstehenden Unzulänglichkeit der Ställe, mehr Batterien aus den Kasernen heraus in die Umgegend von Berlin in Kantonements verlegt werden mußten.

Es wurden also Wachen und Posten verdoppelt. Der Eingang wurde nur solchen Pferdehändlern gestattet, mit denen Kontrakte abgeschlossen waren, und die von mir Ausweise erhalten hatten. Die Ankaufsplätze auf dem Kasernenhofe waren durch Stalleinen abgesperrt, ebenso der Verteilungsplatz. Bei jedem Ankaufsplatz war ein Zelt aufgeschlagen, in welchem der Schreiber die Nationale aufschrieb. An dem Zelt standen zwei Mann Posten, zur Verfügung des betreffenden Hauptmanns, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Es war dies immer nötig, weil die Koppelknechte der Pferdehändler nur durch Gewalt in Ordnung gehalten werden konnten. Der Anblick der Zeichen der Gewalt hielt sie im Zaume. In der ganzen Zeit war nur eine Arretierung nötig.

Zur Verteilung der Mannschaften ward eine andere Kommission

*) Am 27. März beschloß der Ministerrat unter Vorsitz des Königs die Armierung der schlesischen und Elbfestungen, den Pferdeankauf für die Hälfte der Feldartillerie und die Verstärkung von 75 Bataillonen von je 530 auf 685 Mann, d. h. genau so viel, wie die Österreicher ihre Grenzgarnisonen in Böhmen und Mähren Anfang März bereits vermehrt hatten.

eingesetzt. Sie arbeitete in einem Mannschaftszimmer zu ebner Erde und mußte jederzeit sofort die Mannschaften verteilen, sobald ein Transport von der Brigade überwiesen ward, bis zu einer bestimmten Stunde nachmittags, die es noch gestattete, die Mannschaften in die Kantonements marschieren zu lassen. Später ankommende Transporte wurden in dazu hergerichteten Speisesälen der Kaserne untergebracht, beköstigt und den nächsten Morgen verteilt. Die Verteilung geschah nach dem Grundsatz, daß womöglich jede Batterie nur solche Leute erhielt, die bei ihr gestanden hatten, ferner, daß jede Batterie ungefähr eine gleiche Anzahl aus allen Jahrgängen erhielt. Die Neuformation einer vierten reitenden Batterie und die Rücksicht auf Ersatz=Batterien und die bei vollständiger Mobilmachung zu formierenden Kolonnen machten einige Schwierigkeit.

Auf diese Weise ging das ganze Geschäft recht glatt und regelmäßig vonstatten. Bei früheren Mobilmachungen hatten die Kommandeure mit ihren Adjutanten und dem Zahlmeister die Pferde selbst angekauft, die Leute selbst verteilt. Dadurch waren sie überarbeitet, die Mannschaften mußten oft stundenlang warten, ehe sie zugeteilt wurden, und ergaben sich unterdessen dem Trunk und machten Exzesse, die Pferde wurden nicht sorgfältig gekauft, die Kommandeure der Batterien und Abteilungen standen und warteten sich müde, und niemand war zufrieden. Durch die von mir eingerichtete Verteilung der Arbeit blieb alles frisch, alles ging schnell, niemand ward überanstrengt, Exzessen wurde vorgebeugt, alles geschah mit genauester Präzision, und weder ich noch der Adjutant noch der Zahlmeister wurden durch das Übermaß der Geschäfte erdrückt. Als später mein Regiment besichtigt wurde, erhielt ich viel Lob über seine Verfassung, und einige Bekannte fragten mich, ob ich wohl Tag und Nacht gearbeitet hätte? Niemand wollte mir glauben, daß ich weniger zu tun gehabt als in der Zeit der Friedensausbildung. Ich ging nur überall ab und zu und fand noch Zeit, spazieren zu reiten, wobei die Spazierritte natürlich auf die Übungsplätze gerichtet wurden, um zu sehen, daß die Dressur der neu angekauften Pferde rationell betrieben wurde. Ich hielt namentlich darauf, daß mit den neu angekauften Pferden keine Evolutionen gemacht, sondern sie nur an das Geradeausfahren und =ziehen gewöhnt wurden. Dann mußten die Geschützbespannungen auf= und abprotzen können. Mit Hilfe der Stammpferde und einiger frommer angekaufter Pferde konnte jede Batterie sechs Geschützbespannungen zusammenstellen, mit denen dies zu leisten war. Hatten sie doch lauter gewiegte Fahrkanoniere unter den Reserven. Dabei mußten allmählich die Pferde an Anstrengungen, Dauertrab bis zu einer Meile in zwanzig Minuten, gewöhnt werden,

denn ich sah voraus, daß die Hauptleistung der Artilleriepferde im Kriege darin bestehen mußte, die in der Marschkolonne weit hinten eingeteilten Geschütze in schnellem Dauertrab von ein bis zwei Meilen nach vorn zu ziehen.

Obgleich ich mit Arbeit nicht überlastet war, so rieb mich das tägliche Denken und Sorgen doch etwas auf, und meine Lunge fing an, sich wieder bemerklich zu machen. Zum Glück trieb mich der Spazierritt ins Freie, und der Arzt riet mir, mich mehr auf dem Exerzierplatz und in den Kantonements aufzuhalten als stehend auf dem Kasernenhofe oder in dem Regimentsbureau. Als das Uhrwerk im Gange war, konnte ich das auch und ging nur täglich einmal zu jedem der von mir eingerichteten Mobilmachungsgeschäfte. Es fehlte aber bei den Sorgen und Mühen auch nicht an Unterhaltung. Das Gebahren der fast durchweg israelitischen Pferdehändler gab mehr zu lachen als die schönste Posse im Theater. Voll Neid gegen einen anderen Händler sagte mir der Händler N., der andere, der F., sei ein Betrüger, ein infamer Jude, ich solle nichts von ihm kaufen; „denn", fügte er hinzu, „was ä Christenmensch macht ä Geschäft mit einem Jüd, er werd immer betrogen. Das is ä Jüd, mache se kein Geschäft mit ihm." Ich fragte ihn natürlich, welcher Konfession er denn sei. „Ich bin aach ä Jüd, aber ich gebe Ihnen mein Wort, ich laaß mer taufen, wenn Se's befehlen." Ein anderer verschwor seiner Seelen Seligkeit über ein Pferd, wo es her sei. „Zwanzig Fuß tief sollen Se mer begraben unter der Erde, dreißig Fuß, wenn das Pferd nicht is abgegangen vorgestern abend aus Gumbinnen." Als ihm nun bewiesen wurde, daß das Pferd schon seit einem Vierteljahr beim Pferdehändler Hahn gestanden, sagte er: „Nu, wenn Se kennen das Pferd, wer ich Ihnen sagen, ich habe gekauft das Pferd von Hahn. Se sehen, ich sage Ihnen die Wahrheit, ich bin en ehrlicher Mann."

Betrogen wurden wir doch ab und zu, das war natürlich, das war nicht zu verhindern. Der interessanteste Fall davon war dieser: Eines Tages fragte mich Major v. Langen, ob er wohl mit gutem Gewissen dies Pferd für neunzig Reichstaler für die Truppe kaufen könne, es müsse gestohlen sein, um so billig verkauft zu werden. Da stand ein fehlerfreies, großes, sieben- bis achtjähriges, englisches Yorkshire-Halbblutpferd, unter Brüdern hundertfünfzig Friedrichsdors wert. Alle Kenner konnten keinen Fehler daran entdecken. Es wurde vorgeführt und von einem Reiter, der sich auf das nackte Pferd setzte, vorgeritten, es war lammfromm und hatte mächtige Gänge. Es mußte den schwersten Reiter tragen, ein Geschütz allein ziehen können. Ich konnte gegen den Ankauf nichts haben und ordnete nur an, daß alle Nach-

richten über Pferdediebstahl verfolgt würden, glaubte auch, ein Bestohlener würde sich an die Truppe wenden. Wahrscheinlich war es nicht, daß der Händler selbst, der noch einen Hundert-Pferdehandel mit der Truppe abschließen wollte, sich einen Pferdediebstahl zuschulden kommen gelassen und sein ganzes Geschäft aufs Spiel gesetzt hätte. Das Pferd ward der neuformierten vierten reitenden Batterie zugeteilt. Der Chef derselben, Hauptmann v. Prittwitz, hatte eine große Freude. Folgenden Tages ging das Pferd unter einer Decke schon ein wenig unruhiger. Als am zweiten Tage ein Sattel und Zaum passend gemacht war und aufgelegt werden sollte, gebärdete sich das Tier wie wahnsinnig und war bei seinen Riesenkräften nicht zu bändigen. Das Pferd vertrug keinen Sattel. Einspannen wollte es sich auch nicht lassen. Es zerschlug einige Deichseln. Es hat endlich als Handpferd vor der Feldschmiede Verwendung gefunden und sich dort solange widerspenstig gezeigt, bis es sich tot geäschert hat. Wenn ein englisches Pferd nervös ist, dann ist manchmal alle Mühe vergebens. Der Händler machte zu seiner Entschuldigung, vielleicht mit Recht, geltend, sein Kommissionär habe das Pferd in Mecklenburg gekauft, wie er es uns verkauft, ohne von solchen Eigenschaften etwas zu entdecken.

Einmal spielte der Pferdehandel in die Politik hinein, und zwar nicht unwesentlich. Eines Morgens, Anfang April, sprach mich der Pferdehändler F. darauf an, man drücke ihn so sehr mit den Preisen, ich möchte doch der Kommission befehlen, ihm bessere Preise zu bewilligen, denn er sei Patriot. Er könne jetzt in Wien bessere Geschäfte machen, aber er wolle den Österreichern nicht helfen, er sei ein zu guter Preuße. Ich lachte ihn darüber aus. Da zeigte er mir ein Telegramm vom vergangenen Abend aus Wien: „Zehntausend Pferde loco Wien zu stellen, Offerten sehr günstig, willst Du Dich halbpart beteiligen?" Ich sagte, das sei Wind. Er drückte mir die Depesche in die Hand, die ich verächtlich zerknitterte, aber als er sich herumdrehte, sorgfältig einsteckte. Ich ging zum anderen Ende der Kaserne hinaus, begab mich zum General v. Moltke und gab ihm die Depesche.

Während der Arbeit der Mobilmachung ließen mich alle Vorgesetzten gewähren. Nur eine große Störung drohte. Das Generalkommando sprach den Wunsch aus, meinen vortrefflichen Zahlmeister Post zum Kriegszahlmeister zu nehmen. Was das bedeutet, im Augenblick der Mobilmachung den Zahlmeister zu wechseln, das wird jeder Regimentskommandeur bemessen. Deshalb war aber auch das Generalkommando so rücksichtsvoll, mich zu fragen, ob ich damit einverstanden sei. Mit der Stelle beim Generalkommando war für meinen braven Post ein bedeutendes Gehalt verbunden. Er war blutarm und hatte nie aus

seiner Stelle persönlichen Vorteil gezogen wie mancher andere Zahlmeister. Ich wollte ihn also wegen seiner Tüchtigkeit nicht beeinträchtigen und bat nur, mir ihn bis zum Ausmarsch zu belassen und keinen anderen Zahlmeister zu geben, sondern denjenigen Unteroffizier als Zahlmeister des Regiments zu bestätigen, den ich auswählen würde. Dies geschah. Ich nahm den Unteroffizier Seidel aus Oberschlesien, der bei seinem Eintritt ins Regiment erst lesen und schreiben gelernt hatte und acht Jahre diente. Er hat sich vollständig bewährt und später gute Karriere gemacht.

Bekanntlich wurde die eigentliche Mobilmachung der Armee erst am 6. Mai befohlen.*) Bis zu diesem Tage ward ich zu meiner „Kriegsbereitschaft" wesentlich durch eine große Anzahl von Infanterieoffizieren unterstützt, die dem bei mir herrschenden Mangel an Offizieren abhalfen.

Im Herbst 1865 waren, wie schon früher erwähnt, fünfzehn Infanterieoffiziere nach Absolvierung der Kriegsakademie zur Dienstleistung bei meinem Regiment auf neun Monate kommandiert. Alle Batteriechefs und Stabsoffiziere wurden bei mir vorstellig, eine solche Last könne das Regiment nicht tragen, und ich möchte darum bitten, daß ein Teil dieser Offiziere anderen Artillerie-Regimentern zugeteilt würde. Ich wies das von der Hand und verwandelte, wie auch schon früher erzählt, durch Ausbildung dieser Herren diese Last in eine Hilfe.

Jede Batterie konnte nun die Artillerieoffiziere zum Dienst als Reitlehrer und zur Instruktion der Unteroffiziere und älteren Mannschaft verwenden, und da die Infanterieoffiziere im März auch den Fahrübungen beiwohnten, so konnten sie Ende März fast ganz als ausgebildete Artillerieoffiziere verwendet werden. Vieles war ihnen ganz unbedingt anzuvertrauen. Als daher der Befehl zur Kriegsbereitschaft Ende März erfolgte, schickten die Batterien ihren Stamm zumeist unter dem Kommando des Infanterieoffiziers in das auswärtige Kantonement, und unter seiner Leitung und Oberaufsicht wurde dort exerziert, er empfing auch dort die neu eintreffende Augmentation an Mannschaften und Pferden, die er nach der Oberleitung und Anweisung des jeden Nachmittag hinausreitenden Batteriechefs einkleidete, ein-

*) Die Mobilmachung der Armee erfolgte nicht an einem Tage wie später 1870, sondern entsprechend den eintreffenden Nachrichten, am 5. Mai die des VIII., rheinischen, Korps auf die Nachricht, daß in Kurhessen Anstalten getroffen würden, sich mit den aus Holstein zu erwartenden Österreichern zu verbinden, am 8. Mai die des I. und II. Korps auf Nachrichten von Rüstungen in Süddeutschland. Am 10. Mai erfolgte die Einberufung der Landwehr usw.

teilte und üben ließ, denn die meisten Batteriechefs waren des Morgens in den Kommissionen beim Mobilmachungsgeschäft nötig. Die Artillerieleutnants wurden ebenfalls dort oder zu Transporten von Munition usw. verwendet. Als die Augmentation nach Mitte April beendet war, fand sich dann der Chef mit dem Artillerieleutnant in seinem Kantonement ein, und das Regiment erntete die Früchte seiner Bemühungen um diese Infanterieoffiziere. Es hat mir später viel Freude gemacht, wenn ich so manchen von dieser bunten Schar in hervorragenden Stellungen, als Generalstabsoffizier usw., wiedersah oder von ihrer ausgezeichneten Tätigkeit hörte.

Am 18. und 19. April sah ich meine sechzehnte Batterie im Detail und ließ sie vorbeimarschieren. Die Leistungen übertrafen meine Erwartungen bis auf wenige Ausnahmen. Ich hatte das Gefühl, ein Regiment zu kommandieren, in dem ich mich auf die Untergebenen verlassen konnte, wenn ich ihnen nur zur eigenen Tätigkeit die nötige Freiheit des Handelns ließ und den Individuen Zeit, um sich zu entwickeln.

Dennoch gab es manche Dinge, die mich mit Besorgnis erfüllten. Als ich das Kommando des Regiments erhielt, fand ich noch zehn Batteriechefs vor, die in demselben Regiment ältere Offiziere gewesen waren als ich, also frühere Vorgesetzte als meine jetzigen Untergebenen. Diese und die vier Abteilungskommandeure konnten kein natürliches Vertrauen zu meiner Überlegenheit an artilleristischer Erfahrung haben, da ich zehn Jahre dem praktischen Frontdienst der Artillerie entfremdet gewesen war und teils im Generalstabe, teils als Flügeladjutant Verwendung gefunden hatte. Anderseits mußte ich diese Art des Mißtrauens schonen, denn es war hart genug für diese tüchtigen Offiziere, einen früheren Untergebenen als ihren Vorgesetzten anerkennen zu müssen. Statt des kategorischen Befehls wandte ich daher meist Gründe und Überzeugung an, um bei der Ausführung meiner Anordnungen das nötige innere Entgegenkommen zu finden, ohne welches der Befehl ein toter Buchstabe bleibt. Das ging im Frieden, wenn es auch viel Zeit und Mühe kostete. Oft aber fragte ich mich, ob ich im Augenblick des Gefechts auf ein unbedingtes Eingehen auf meine Absichten rechnen dürfe, da ich noch nichts geleistet hatte, was ein Vertrauen rechtfertigte.

Ein anderer Umstand, der mich mit Sorgen erfüllte, war die Waffe, mit der wir kämpften. Ende März 1866 hatten wir unter unseren Feldgeschützen nur die Hälfte gezogene Geschütze, die andere Hälfte war mit dem kurzen glatten Zwölfpfünder bewaffnet. Obgleich Preußen seit 1857 die Konstruktion seiner gezogenen Geschütze beendigt hatte, so hatte doch

die Abneigung des Generals v. Hahn*) gegen die gezogenen Geschütze deren Fertigstellung so verzögert, daß Österreich uns darin überflügelte. Der neue Generalinspekteur, Hindersin,**) betrieb die Beschaffung der gezogenen Geschütze mit Eifer. Aber das Material ist nicht an einem Tage zu zaubern. Es war Ende März noch einiges Material fertig, und es wurden per Regiment noch während der Augmentation und Mobilmachung zwei Batterien aus Zwölfpfündern in Vierpfünder umgewandelt. Dies machte aber nötig, diese Batterien in der Eile mit der neuen, ihnen noch ganz unbekannten Waffe zu orientieren, zu exerzieren usw. Wozu sonst drei Jahre gehören, dazu waren jetzt Wochen, höchstens Monate disponibel. Ich fragte mich mit banger Sorge: „Werden diese Batterien meinen Erwartungen entsprechen?"

Eine weitere Besorgnis ward mir durch die Abneigung unserer höheren Truppenführer gegen die Artillerie eingeflößt. Seit der Einführung des Zündnadelgewehrs hatte ich von recht einsichtsvollen Infanteristen die Idee aussprechen hören, man brauche gar keine Artillerie mehr, die Infanterie ersetze sie vollständig. Solche Männer führten Divisionen, waren Generalstabsoffiziere usw. Ich fürchtete, man werde die Artillerie als Ballast betrachten, weit hinten marschieren lassen, und wenn die Notwendigkeit ihrer Wirkung sich fühlbar mache, werde sie nicht zur Stelle sein können, dann aber werde man ihr die Schuld geben und sie mit Schimpf und Schande beladen. Diese Befürchtung hat sich als durchaus nicht ungerechtfertigt erwiesen, wie wir in der Folge sehen werden. Ich wirkte aber deshalb auf die Batterien eifrigst hin, daß sie ihre Pferde an langdauernde, schnelle Märsche gewöhnten. Zuletzt mußte täglich jede Batterie mindestens eine Meile traben.

Vom 20. März an wurde fast täglich auf den großen Berliner Exerzierplatz marschiert. Mit verzeihlichem Stolz blickte ich auf die imposante Masse, die ich kommandierte. Statt sechzig Geschütze betrug sie zweihundertzweiundsiebzig Fahrzeuge, statt siebenhundert Pferde über zweitausendreihundert. Nicht alle Menschen freuten sich mit mir, denn meine marschierenden Batterien hemmten in der jungen Weltstadt den Verkehr merklich. Brauchte doch eine Batterie im mobilen Stande mit siebzehn Fahrzeugen, statt sonst vier, eine Marschtiefe von fast fünf

*) Karl v. Hahn, geboren 1795, zeichnete sich als Offizier bei Kulm 1813 aus, war von 1841 bis 1843 Chef des Generalstabs bei Wrangel in Schleswig, machte auch den Feldzug 1849 in Schleswig mit und wurde 1854 Generalinspekteur der Artillerie. Er starb am 21. März 1865.

**) Gustav Eduard v. Hindersin, geboren 1804, wurde 1849 als Major im Generalstabe in Baden von den Aufständischen gefangen. Nach Hahns Tode wurde er Generalinspekteur. Er starb am 25. Januar 1872.

Minuten, eine Abteilung von zwanzig Minuten. Und Helmerding sagte im Theater nicht ohne Berechtigung auf die Frage: „Was ist Artillerie?“ ärgerlich: „Wenn man die Leipzigerstraße eilig entlang geht und an der Friedrichstraße ein halbe Stunde lang nicht über den Damm darf, das nennt man Artillerie.“

Nach erfolgter Mobilmachung mußten neun Munitionskolonnen, die Ersatz-Batterien und bald auch noch Garde-Reserve-Batterien formiert werden. Die Last des Pferdeankaufs fiel mir jetzt nicht zu. Man wollte das Artillerie-Regiment verwendungsfähig erhalten und konnte es daher nicht in ein solch dauerndes Geschäft verwickeln. Die Pferde erhielt ich durch „Landes-Gestellung“. Man wies mir recht schlechte Pferde zu, die der Staat mit zweihundertzweiundvierzig Reichstalern im Durchschnitt bezahlt hat. Welch ein Unterschied gegen den Preis von noch nicht zweihundert Reichstalern für so vortreffliche Pferde, wie ich sie hatte.

Dennoch war viel Arbeit, Verteilung von Offizieren, Unteroffizieren, Mannschaften und Pferden. Meine fünfzehn Infanterieoffiziere gingen zu ihren Regimentern mit dem Mobilmachungsbefehl ab. Dafür kehrten alle abkommandierten Offiziere von der Kriegsakademie, der Artillerie-Schießschule, den wissenschaftlichen anderen Instituten usw. zum Regiment zurück. Dennoch entstand durch die vielen neuzuformierenden Truppenteile ein bedenklicher Mangel an Offizieren. Es wurden mir zwar von anderen Regimentern und von der Landwehr noch sechs Offiziere zugeteilt. Trotzdem fehlte bei jeder Batterie ein Offizier am Etat, der ohnedies sehr gering bemessen war, und jeder Hauptmann einer Feld-Batterie hatte nur einen Offizier und einen Fähnrich, jeder Hauptmann einer reitenden Batterie zwei Offiziere zu seiner Unterstützung.

Zugleich mit dem Mobilmachungsbefehl erhielt die Artillerie den Befehl, eine abgekürzte Schießübung abzuhalten. Dies war dringend notwendig, denn unsere Rekruten, die doch den größten Teil der Bedienungsmannschaft ausmachten, hatten noch keinen scharfen Schuß getan. Ferner kam der Befehl des Generalkommandos, die innehabenden Kantonements größtenteils für andere Neuformationen der Kavallerie, Infanterie und des Trains zu räumen. Endlich erhielt ich die Anfrage, ob eine Besichtigung des Garde-Feldartillerie-Regiments durch Seine Majestät den König die Mobilmachung sehr stören werde, und an welchem Tage sie stattfinden könne. Ich antwortete, eine Besichtigung durch Seine Majestät den König könne nur fördernd auf die Truppe wirken, und ich sei jederzeit bereit, bäte auch dringend, daß meinem Regiment eine solche Ehre nicht entgehe.

Nun traf es sich aber, daß der Kantonementswechsel, den das Generalkommando verfügte, auf denselben Tag fiel, den Seine Majestät zur Besichtigung angesetzt hatte, daß den folgenden Tag die Schießübung beginnen sollte, und daß gerade an demselben 12. Mai fünfhundert Pferde für die Formation der Munitionskolonnen zur Verteilung eintrafen. Für viele Batterien erwuchsen hieraus natürlich kolossale Anstrengungen, denn sie mußten aus den alten Kantonements aufs Tempelhofer Feld, vor Seiner Majestät exerzieren und dann in neue Kantonements marschieren, die vom alten an sich vielleicht einen Tagemarsch entfernt waren; sie hatten also drei- bis vierfache Tagesanstrengung. Für mich war dieser Tag auch eine Kriegsanstrengung. Ich fing früh mit Pferdeverteilungs- und Schießübungsgeschäften an, jagte auf das Tempelhofer Feld, exerzierte das Regiment, jagte zurück, setzte die Geschäfte des frühen Morgens bis zum Einbruch der Dunkelheit fort und ward nur durch die Ehre eines Diners unterbrochen, zu dem Seine Majestät mich und meine Stabsoffiziere nach der Besichtigung befohlen.

Trotz und mit dieser Anstrengung gehört dieser 12. Mai zu den schönsten Tagen meines Lebens. Mein Regiment, zweitausenddreihundert bis zweitausendvierhundert Pferde stark, stand früh neun Uhr in Paradeaufstellung bereit. Tags zuvor hatte ich den Kriegsanzug ausgeben lassen. Die Mannschaft glänzte in funkelnagelneuen Anzügen, die sie für den Krieg behielt. Der Anblick war imposant. Ich hatte selbst noch nie ein mobiles Artillerie-Regiment auf einem Platz vereinigt gesehen. Das erste, das ich sah, war das, welches ich kommandieren sollte. Die Masse der Pferde war fast ebenso groß wie die einer Kavallerie-Division im Frieden. Solche Masse sollte ich vorexerzieren, ich, der ich noch nie mein Regiment dem Könige vorgestellt hatte! Ich hielt vor der Front meines Regiments, die Augen starr auf den Punkt am Kreuzberg gerichtet, von dem her der König erwartet wurde. Mein Herz pochte. Eine Staubwolke wirbelte auf, eine Gruppe Reiter kam auf das Regiment zu. Vom Generalkommando wurde mir zugerufen: „Lassen Sie präsentieren, der König kommt." — Da wurde ich ruhig, denn es kam mir spaßhaft vor, daß andere noch unruhiger waren als ich. Die Reitergruppe war nämlich nicht der König, sondern der General v. Moltke mit dem Großen Generalstabe. Aus seinem Gefolge löste sich Oberst Veith los, kam zu mir und sagte: „Wie wird es gehen?" „Gut", sagte ich. „Nun", sagte er, „machen Sie ihm Mut durch ein schneidiges Exerzieren. Nach der Besichtigung muß er sich entscheiden, ob Krieg oder Frieden, und der Friede ist nur mit unserer Schmach möglich!" Solche Mitteilung im

Augenblick vor der Besichtigung war allerdings dazu angetan, demjenigen Besichtigungsfieber zu machen, der davon noch nicht erfaßt war. Mich belebte sie indessen. Ich rührte mich nicht vom Fleck und stierte weiter nach dem Kreuzberge zu.

Heute ließ der König eine halbe Stunde warten. Das war ungewohnt bei ihm. Seine Pünktlichkeit war sonst sprichwörtlich. Nach seinem Erscheinen konnte man eine Sekundenuhr regulieren. Wenn er heute warten ließ, mußte er die allerwichtigsten Abhaltungen haben. Mir wurde diese halbe Stunde zur Ewigkeit.

Endlich eine neue Staubwolke, und die mir wohlbekannten zwei Flügeladjutanten, die dem Könige vorreiten, entwickelten sich. Ich gab die Kommandos, jagte auf den Flügel, und als ich die wenigen Galoppsprünge dem Monarchen entgegenmachen wollte, um ihm den Rapport zu überreichen, wollte mein junger Vollblutbrauner „Farmer", der mich in so vielen Schlachten und Gefechten tragen sollte, links angaloppieren. Ich litt es nicht und stellte ihn erst um. Da hörte ich hinter mir die höhnische Stimme des alten Wrangel: „Nu hat er ein klebendes Pferd." „Warte, Alter," dachte ich und galoppierte kunstreitermäßig, kokett, langsam, Sprung für Sprung parierend, auf den König zu. Der Anblick des Monarchen erschreckte mich bis ins Innerste meiner Seele. Er war blaß bis zur Aschfarbe. Die Stirn war in tiefe Falten gezogen. Ein furchtbarer Ernst, ein tiefer Kummer in seinen Zügen bewiesen, daß er mit schweren inneren Kämpfen beschäftigt, daß er im Begriff war, die allerernstesten Entschlüsse zu fassen. Ich übergab ihm den Rapport. Bei der Annahme sagte er mit tiefem Ernst: „Will mal heute sehen, ob Sie was können. Sie haben nie was gekonnt. Es wird heute auch schlecht gehen." Da er selbst mich wiederholt außer der Tour befördert und für dies Regiment ausgesucht, auch immer Scherze mit mir gemacht hatte, so konnten diese Worte natürlich nur Scherz sein, aber er sprach sie aus wie bitteren Ernst, denn in der Stimmung, in der er war, hätte er sich nur mit Mühe zu einem Scherz zwingen können. Wenn mir daher die Eigenart des Monarchen nicht so genau bekannt gewesen wäre, so hätten mich diese Worte aus der Fassung bringen müssen.

Schon beim Bereiten der weit ausgedehnten Front wurde die Stimmung sichtlich eine andere. Zunächst befand er sich in seinem Element, bei seinen von ihm so sehr geliebten Soldaten, dann befriedigten ihn die Antworten, die ich ihm auf seine Fragen gab, anscheinend sehr, denn er erforschte durch seine Fragen mit der aus langjähriger Praxis erworbenen Routine, ob ich mein Regiment gut kannte, und dann entging

seinem unübertrefflichen militärischen Auge die systematische Ordnung und die gute Ausrüstung der eben erst mobilisierten Truppe nicht. Als er aber an die Batterie kam, welche nur mit Schmutzfüchsen bespannt war, da war er vollständig heiter und vergnügt. „Eine ganze Batterie Schmutzfüchse", rief er aus, „wie haben Sie das durchführen können! Wie interessant!" Allerdings sahen die hundertzwanzig Dunkelfüchse mit den gelblichen, hellen Mähnen und Schweifen höchst originell aus. Die Stangenpferde waren meist Jüten, mit den kolossalen Hinterteilen und dicken Hälsen, die Vorderpferde hatten etwas von den Doppelponys. Der Vorbeimarsch im Schritt befriedigte, und das Exerzieren begann.

Einige Tage vorher hatte der kommandierende General mich gefragt, ob ich kein Bedenken hätte, beim Vorexerzieren zu feuern, wenn Seine Majestät es befehlen sollte. Da nun das Vorexerzieren einer Artillerietruppe in den Augenblicken ihrer eigentlichen Tätigkeit, dem Schießen, furchtbar langweilig wird, sobald man eben nicht schießt, sondern bloß zielt, ohne zu knallen, so beschloß ich, ohne Fragen feuern zu lassen, so tuend, als ob jene Frage ein Befehl sei. Ferner hatte ich das Exerzieren so angelegt, daß es nicht über dreiviertel Stunden dauerte. Ein Monarch hat viel zu tun; seine Zeit ist zu kostbar, als daß man sie mißbrauchen dürfte. Die Schwierigkeit der Aufgabe besteht aber darin, daß der Monarch alle einzelnen Teile in so kurzer Zeit muß sehen können, und daß das Ganze ein als möglich denkbares Gefechtsbild liefern, wenigstens nicht geradezu unsinnige Situationen darstellen muß. Dies ist für die gesamte Artillerie eines Armeekorps recht schwer, wenn die anderen Truppen fehlen, um so schwerer war es hier, da der Platz so klein war, daß nur auf seiner Diagonale eine Entwicklung der ganzen Front möglich wurde. Ich löste diese verschiedenen Aufgaben mit Hilfe der Aufmerksamkeit und Anspannung aller Unterführer und mit einigem Glück. Als beim Beginn der erste Kanonenschuß fiel, da machten die Pferde aller Zuschauer einschließlich des Gefolges Seiner Majestät erschreckt Kehrt, und mancher mußte mit den Händen die Mähnen suchen. Nur das Pferd des Königs stand wie angemauert, und er lachte herzlich über die komischen Bilder, die ihn umtanzten.

Den Schluß machten eine Karriere der reitenden Artillerie mit verfolgendem Kartätschfeuer nach Zurücklegung von zweitausend Schritt und ein Vorbeimarsch in schneller Gangart. Seine Majestät sprach zum versammelten Offizierkorps die vollste Zufriedenheit aus und unterschrieb nachher die wichtigen Entschlüsse mit den Worten: „Wenn ein Regiment, das mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, in so kurzer Zeit in solche Verfassung kommen kann, dann weiß ich, daß ich mich auf meine Armee verlassen kann." Zu meinem in Berlin an-

wesenden Vater aber sagte er nachher, es seien ihm immer Tränen der Rührung bei diesem Exerzieren in die Augen gekommen.

Bei dem Diner, das ich erwähnte, sah ich auch den Grafen Clermont-Tonnère wieder. Er sagte mir: „Das ist alles sehr schön, was ich heute gesehen habe, aber Ihr spielt ein recht gefährliches Spiel." Ich erinnerte ihn an seinen Ausspruch vom Januar. „Ja", sagte er, „Ihr hättet schneller handeln sollen, jetzt sage ich: Handelt lieber nicht, Ihr habt gar zu viel Feinde." Ich sagte ihm so etwas wie: „Je mehr Feinde, je mehr Ehre." Meine Stimmung war eine sehr gehobene, meine Zuversicht bedeutend gestiegen.

Es ist merkwürdig, wie elektrisierend ein anerkennendes Wort des Monarchen wirkt. Der Mensch ist nun einmal Mensch und von äußeren Eindrücken abhängig. Obgleich gar kein logischer Zusammenhang zwischen einer gelungenen Besichtigung eines Regiments auf dem Tempelhofer Felde und dem glücklichen Ausgang des ganzen Krieges existiert, da doch zu gleicher Zeit ein österreichisches Regiment auf der Schmelz bei Wien ebensogut ein glückliches Exerzieren gemacht haben konnte, so war ich doch von diesem 12. Mai an von dem glücklichen Ausgange des ganzen Krieges fest überzeugt.

Es folgten nun noch einige recht langweilige Wochen. Die Schießübung, die Mobilmachung der Kolonnen, Exerzitien, und noch immer kein Krieg.

Eines Tages speiste ich mit meinem Vetter, dem Herzog von Ujest, bei Hiller Unter den Linden. Da trat herein und setzte sich zu uns der Kommandeur der 14. Division, Generalleutnant v. Blumenthal. Er erzählte uns, daß er zum Chef des Generalstabes des Kronprinzen*) ernannt, eben aus Düsseldorf angekommen sei und erst seinen Hunger stillen wolle, ehe er sich beim Kronprinzen zu melden gedenke.

Die Grundbesitzer Oberschlesiens, zu denen der Herzog gehörte, waren alle sehr besorgt. Hatte doch der König selbst gesagt, wenn Österreich bald beginne, könne er zunächst das unglückliche Oberschlesien nicht schützen. Die Besorgnisse des Herzogs von Ujest kontrastierten nun sehr komisch mit der Siegeszuversicht Blumenthals. „Wie wird denn das werden", sagte er, „die Österreicher haben soviel und gute Jäger und andere leichte Infanterie, sie werden uns im kupierten Terrain recht überlegen sein." „Im kupierten Terrain", erwiderte Blumenthal, „sind wir ihnen überlegen, denn unsere Offiziere sind besser instruiert als die österreichischen." „Aber in der Ebene?", fragt der Herzog ängstlich. „Da tun sie mir nun ganz leid", sagte Blumenthal, indem

*) Der Kronprinz war zum Oberbefehlshaber der Zweiten Armee ernannt worden.

er ein Glas Rotwein schlürfte, „da schießen wir die armen Kerle tot." Er prophezeite gut.

Gegen Ende Mai war die Mobilmachung des Korps beendet, die Ordre de Bataille ward ausgegeben. Nun wurde mein Regiment zerrissen. Eine Abteilung,*) Bychelberg, mußte ich an die 1., eine andere,**) Goltz, an die 2. Garde-Infanterie-Division, zwei reitende Batterien,***) v. Gregory und v. Krieger, an das Kavalleriekorps, eine reitende Batterie, Buddenbrock, an die schwere Garde-Kavallerie-Brigade abgeben. Ich behielt von der stolzen Masse von sechsundneunzig Kanonen, mit denen ich vor dem Könige exerziert hatte, fünf Batterien oder dreißig Geschütze übrig, nämlich die Abteilung des Oberstleutnants v. Miesitscheck†) und die neu formierte reitende Batterie v. Prittwitz.††) Wenn ich auch nach der ganzen Organisation wußte, daß dies nicht anders kommen konnte, so schmerzte mich doch solch ein Zerreißen meiner Truppe sehr. Für diesen Verlust war der mir angehängte Ballast von neun Munitionskolonnen, einer Proviantkolonne und einer halben Bäckereikolonne ein schlechter Trost. Ich war für diese Trains verantwortlich, hatte unendlich viel Last und Arbeit davon, kommandierte noch zweitausend bis dreitausend Pferde, und im Gefecht trat ich höchstens mit dreißig Geschützen auf!

Nun die Mobilmachung beendet war, mußte die Logik der Tatsachen zum Handeln drängen. Durchdrungen von der Wichtigkeit der Verfassung der Munitionskolonnen, von deren Marschfähigkeit die Munitionsversorgung, also die Gefechtsfähigkeit des ganzen Armeekorps, abhing, wollte ich sie noch einmal besichtigen, denn einige der Führer waren lange bei der Festungsartillerie gewesen, einige mir noch ganz unbekannt. Aber die Formation war erst in den letzten Tagen des Mai beendet, ich konnte sie nicht früher besichtigen. Dann aber hatte ich täglich eine Abhaltung dienstlicher Art, zu denen auch eine Parade aller mobilen Truppen in Berlin gehörte. Eine solche Besichtigung der Kolonnen hätte aber mindestens zwei Tage Zeit beansprucht, da sie jenseits Spandau kantonierten.

In den ersten Junitagen kamen aber die Marschbefehle. Das Gardekorps begab sich in die Umgegend von Kottbus und trat zur Ersten Armee unter die Befehle des Prinzen Friedrich Karl.†††)

Die Märsche sollten Friedensmärsche sein, und den verschiedenen

---

*) Die I. Fuß-Abteilung. — **) Die III. Fuß-Abteilung. — ***) Die 1. und 2. reitende Batterie. — †) Die II. Fuß-Abteilung. — ††) Die 4. reitende Batterie. — †††) Es waren für den Krieg gegen Österreich drei Armeen gebildet: Die Elbarmee unter General Herwarth v. Bittenfeld, die Erste Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl, die Zweite unter dem Kronprinzen.

Truppen wurden zur Erleichterung verschiedene Marschlinien angewiesen. Die Reserveartillerie und ein großer Teil der Kolonnen erhielten Straßen zur Benutzung, die die Natur in den denkbar tiefsten märkischen Sand gebaut hatte. Nicht eine Chaussee stand mir zur Benutzung. Ich war außer mir und machte beim Generalkommando vergeblich Vorstellungen. Später lernte ich kennen, daß gerade dieser Marsch im tiefen Sande bis in die Gegend von Kottbus vom größten Nutzen für die Munitionskolonnen war. Hier traten alle Übelstände, alle Fehler beim Ajustement und bei der Verteilung der Pferde schnell und grell zutage, zu einer Zeit, wo man noch Gelegenheit und Muße hatte, alles wieder in Ordnung zu bringen. Die Kolonnen lernten Schwierigkeiten überwinden und wurden auf den Krieg besser vorbereitet, als wenn sie bequem auf Chausseen fortgerollt oder auf Eisenbahnen gefahren worden wären.

Es ist ein großes Glück für eine neu mobilisierte Truppe, wenn sie erst ein paar Tage marschieren kann, ehe der Eisenbahntransport sie auf das Operationsfeld führt. Die Truppe muß erst marschieren lernen. In den ersten Marschtagen treten die drückenden Stiefel, die scheuernden Kumte, die nicht gut aufgepaßten Sättel zutage. Bemerkt man alle diese Übelstände erst nach dem Eisenbahntransport, etwa erst ein oder zwei Tage vor der großen Schlacht, dann schlägt man in verhältnismäßig geringerer Stärke.

Wenn z. B. eine Infanterie, die eben mobil ist, zwei Tage Eisenbahntransport aushalten und gleich angestrengt marschieren muß, wobei die auf der Fahrt anschwellenden Füße in den neuen Stiefeln geschunden und gedrückt werden, dann schwillt die Zahl der Fußkranken und Maroden bald zu einer beängstigenden Höhe an. Ähnlich geht es der Kavallerie und Artillerie.

Bei der Mobilmachung beging ich einen großen Unterlassungsfehler, vor dem ich jeden Kommandeur warnen möchte. Ich kümmerte mich zu wenig um meine Person und die Einrichtung meines mobilen Haushalts. Wenn man im Kriege als Kommandeur große Anstrengungen aushalten will, muß man alles in den Grenzen der Vorschriften Liegende tun, um so wenig wie möglich genötigt zu sein, auf seine Gewohnheiten und Bequemlichkeiten zu verzichten, sonst wird man vor der Zeit abgespannt, nervös, reizbar und bewahrt nicht die Fähigkeit, für alles zu sorgen.. Im großen ganzen sorgte der Adjutant, Leutnant v. Schell, mit Eifer für die Einrichtungen des Stabes. Aber eins ward unterlassen. Wir hatten keinen Koch im Stabe. Ich hätte einen solchen aus der Mannschaft kommandieren lassen sollen. Statt

dessen mußten wir im Biwak essen, wie es die Trainsoldaten kochten, und die furchtbare Krankheit, die uns später heimsuchte, fand in unseren angegriffenen Eingeweiden einen wohl vorbereiteten Boden.

---

2. Ausmarsch bis zur Grenze.

Die Marschtableaus waren ausgegeben. Das Korps sollte am 4. und 5. Juni Berlin verlassen. Noch einmal versammelten sich die Offiziere auf der Parole an der Königswache. Da erfolgte der Befehl, die Generale und Kommandeure sollten ins Palais zu Seiner Majestät dem Könige herüberkommen.

Das war noch nie geschehen. Eine wichtige Mitteilung war zu erwarten.

Als wir alle eingetreten waren, erschien der Monarch, ernst und tief bewegt, und hielt uns eine Ansprache, wie sie eben nur er allein zu halten imstande war. Sie ging, was man so sagt, durch Mark und Bein. Es ist unmöglich, sie so wiederzugeben. Selbst eine wörtliche Wiedergabe würde den Eindruck nicht machen, den sie damals machte. Es gehören dazu der Ernst der Lage und die Persönlichkeit des Königs, seine Stimme und sein Auge. Der Inhalt dessen, was er uns sagte, war ungefähr der:

„Wir gingen ernsten Zeiten entgegen. Das Schwert sei ihm in die Hand gezwungen. Er habe alles getan, um den Krieg von Deutschen gegen Deutsche zu vermeiden, alles umsonst. Es sei klar, daß Preußen, unser geliebtes Preußen, zerrissen, gedemütigt, mit Füßen getreten werden solle. Ehe wir solche Schmach erduldeten, wollten wir doch alle, dies sei Seine Majestät von uns überzeugt, uns lieber selbst in Stücke zerreißen lassen. Mit dieser Überzeugung wollten wir in den Krieg gehen, und wer damit nicht hineingehen wolle, der möge lieber zu Hause bleiben. Seine Majestät aber sei von der Zuversicht zu einem glücklichen Ausgange fest durchdrungen. Er kenne die Armee. Sie sei ein Instrument, das nicht versagen werde, dies Instrument halte er fest in der Hand und werde es gebrauchen und sich lediglich darauf stützen."

Hiermit wurden wir entlassen. Die Rede hatte viel von der Friedrichs des Großen vor der Schlacht von Leuthen. Der Eindruck muß ähnlich gewesen sein.

Der Ausmarsch erfolgte von den Toren von Berlin wegen der großen Hitze sehr früh am Morgen. Seine Majestät der König kam zu jeder ausmarschierenden Truppe trotz der frühen Tageszeit und seiner

anderen Geschäfte. Ich hatte mit einigen Batterien früh fünf Uhr vom Landsberger Tor abzumarschieren. Seine Majestät erschien mit dem Glockenschlage und sprach noch einige Worte zu den Soldaten, worauf die Marschkolonne an ihm vorbeizog. Es waren einige Batterien. Als sie vorüber waren, entließ er mich gnädig. Ich stieg zu Pferde und jagte an die Spitze der Truppen.

Ich war froh, Berlin endlich im Rücken zu haben. Die Intendantur funktionierte noch nicht, denn in Berlin wurde alles friedensmäßig verpflegt, also hatten die Beamten nichts zu tun und kamen bloß, um durch alle möglichen Fragen mit wenn und aber mir den Kopf warm zu machen. Dasselbe war mit dem Auditoriat der Fall. Der Auditeur beanspruchte einen vorschriftsmäßigen Raum im Packwagen nach Höhe und Breite. Die Vorschrift für den Packwagen war aber eine andere geworden, und der Auditeur wollte sich nicht dem einmal wirklich vorhandenen Wagen anbequemen, bis ich ihm anheimstellte, seine Sachen zu tragen. Alles war gelangweilt, ärgerlich und mißvergnügt. Der Ausmarsch löste eine Menge Fragen praktisch. Das letzte aller Wenn und Aber wird aber durch den ersten Kanonenschuß gelöst.

Ich machte mir einen Plan, wie ich auf dem Marsche nach Kottbus meine Munitionskolonnen sehen konnte. An dem ersten Marschtage lag das Marschtableau so, daß drei Munitionskolonnen nördlich an Berlin vorbei ein bestimmtes Dorf passieren mußten.

Bei glühender Hitze ritten wir nach dem Dorfe, durch das die drei Kolonnen marschieren sollten. Wir mußten einige Stunden im Garten der Dorfschenke warten. Dann kamen die Kolonnen pünktlich an, und die Besichtigung entsprach der Pünktlichkeit des Eintreffens. Die Kommandeure, bei der reitenden Artillerie und bei Feld-Batterien erprobte Premierleutnants, hatten ihre Truppen musterhaft organisiert. Da waren nur wenig Ausstellungen zu machen, und mein Hauptgeschäft bestand darin, etwaige Bitten und Vorstellungen entgegenzunehmen und in Erwägung zu ziehen.

Nachdem ich die Kolonnen in ihre neuen Kantonements, eine nach der anderen, entlassen hatte, setzte ich mich in Bewegung, um das meinige zu erreichen. Mir war Tasdorf angewiesen. Das war noch ein voller Marsch, denn ich hatte mich zurückbegeben, um die Kolonnen erreichen zu können, ohne daß diese Umwege machten. Bei glühender Mittagssonne setzten wir unseren Ritt fort. Kein Wölkchen war am Himmel, kein Lüftchen rührte sich. Es war eine Hitze, wie sie selten bei uns vorkommt. Manchmal trabten wir, bloß um einmal das Gefühl des Luftzugs zu haben. Schatten war wenig, die Wälder spärlich und klein. Die Bäume an den Wegen gaben beim senkrechten Sonnenstande

dürftigen Schatten. Von einer Höhe sah ich am Horizont ein graues, kleines Wölkchen, wie die Explosion einer Granate in der Luft. Es stand ganz fest. Sonst war blauer Himmel. Während wir uns über dieses originelle Wölkchen unterhielten, fing dasselbe an zu donnern. Wir lachten, denn dieser Donner war so unterdrückt, wie das Knurren eines kleinen Hundes. Plötzlich sah ich unter dem Wölkchen einen weißen Strich sich auf die Erde senken und mit unglaublicher Schnelle auf uns zu kommen. Ich rief meine Ordonnanz, Mewes, um mir beim Anziehen meines Regenmantels zu helfen, und war damit noch nicht zustande gekommen, als wir uns mitten in dem fürchterlichsten Hagelwetter befanden, das ich je erlebt habe. Zugleich riß ein orkanartiger Sturm Bäume an der Straße um und große Äste herunter, so daß wir, um nicht erschlagen zu werden, aufs freie Feld flüchteten.

Hier hielten wir, Bilder des Jammers. Die Pferde waren erst unruhig geworden, dann aber standen sie da, zitternd vor Angst, die Köpfe sturmabwärts tief gesenkt, stöhnend und ächzend vor Schmerz über die Hagelkörner, die, wie Taubeneier groß, ihnen die Rücken zerpeitschten. Wir zogen die Schultern hoch, daß sie den Helm berührten, und ließen uns auch zerpeitschen. Der Hagel schmerzte empfindlich durch Regenmantel und die übrigen Uniformstücke durch. Ich hatte auf dem ganzen Rücken blaue Flecke. Aber mein Regenmantel und meine hohen Stiefel bewährten sich. Ich blieb trocken. Als das Unwetter aufgehört und sich in einen allgemeinen, unangenehmen Landregen verwandelt hatte, setzten wir unsere Reise fort.

Während dieses Unwetters dachte ich an den österreichischen General Hiller, der bei Znaim im Juli 1809 ein solches Unwetter und günstigen Wind benutzt hatte, um mit seiner Brigade ein ganzes französisches Armeekorps mit dem Bajonett über den Haufen zu rennen,*) und ich bewunderte seine Energie und seinen schnellen Entschluß. Denn unwillkürlich verkriecht und schützt sich jeder bei solchen Naturereignissen, und derartiges Unwetter machte sonst oft großen Schlachten ein Ende, wie 1859 der Schlacht von Solferino.**)

Die weiteren Märsche gingen über Fürstenwalde, Beeskow, Lieberose usw. bis in die Gegend von Kottbus. Mir ward Schlichow zugewiesen. Das Hauptquartier des Generalkommandos sollte nach Kottbus kommen.

---

*) Es war am 10. Juli 1809 auf dem Rückzuge der Österreicher nach der Schlacht von Wagram.

**) Ein starkes Ungewitter beendete zwar nicht die Schlacht von Solferino, aber es unterbrach sie tatsächlich auf einige Zeit.

Während dieser Märsche besichtigte ich die neun Munitionskolonnen, je nachdem deren Märsche so lagen, daß ich sie erreichen konnte. Ich setzte dies, allerdings durch Ritte von kolossaler Ausdehnung, glücklich durch. Sieben davon waren in einem recht zufriedenstellenden Zustande. Davon begann die eine ihre Märsche immer unmittelbar nach Mitternacht und rückte früh zwischen sechs und sieben Uhr in das neue Quartier, um die furchtbare Hitze zu vermeiden, welche auch nach dem beschriebenen Gewitter anhielt. Da die Pferde nicht daran gewöhnt waren, am Tage zu schlafen, auch in den heißen Bauernställen bei den vielen Fliegen keine Ruhe fanden, wurden sie dadurch etwas magerer. Aber dafür hatte die ganze Kolonne kein gescheuertes und gedrücktes Pferd. Ich hatte nichts gegen diese Anordnung, um die Erfahrung zu sammeln. Ich kann sie aber nicht im allgemeinen empfehlen, weil man am Tage vorher schon den Nachtmarsch anordnen muß, ohne zu wissen, ob es den folgenden Tag wieder so heiß sein wird. Im Kriege verbietet sich diese Anordnung von selbst, weil da den Truppen die Wahl der Abmarschstunde nicht überlassen werden kann.

Eine Kolonne erforderte viel Nachhilfe und Belehrung. Ihr Kommandeur war noch in Berlin krank und kam erst sehr spät nach. Der einzige, sehr junge und eben von der Artillerieschule kommende Leutnant hatte trotz unsäglichen Eifers nicht die nötige Pferdekenntnis und Erfahrung, um mehr als zweihundert neu angekaufte Pferde einzuteilen und einzukleiden. Ich mußte Aushilfe anordnen.

Ein Scherz auf den Märschen verursachte viel Heiterkeit. Ich hatte nämlich einen vollständigen Divisionsstab, also auch einen Feldgeistlichen, den Pastor Büchsel.*) Er hatte einen zweispännigen Wagen und ein Reitpferd. Der Küster, der ihm zugeteilt war, hatte bis vor kurzem als Feldwebel beim 1. Garde-Regiment gestanden, besaß also die entsprechende Körperlänge. Vom Küstergeschäft verstand er noch nichts. Die Feldwebel nannten den früheren Kameraden „den langen Petrus". Eines Tages fuhr der Pastor auf dem Marsche, statt wie sonst zu reiten. Da erbat sich der „lange Petrus" von ihm die Erlaubnis, sein Pferd zu reiten, und machte mit seiner langen Gestalt, bei vollständiger Unkenntnis vom Reiten, eine höchst komische Figur im Küsterzivil mitten unter den Soldaten. Sehr geneckt, schloß er sich ganz hinten an. Feldwebel Gilly, ein durchtriebener Spaßvogel, sagte nun, wenn ausnahmsweise einmal ein Schlagbaum passiert wurde, dem Einnehmer, hinten schlösse sich ein Bummler in Zivil an, der nicht zur Truppe ge-

*) Der spätere Generalsuperintendent und bekannte Pfarrer an der Matthäikirche zu Berlin.

höre und nur kein Chausseegeld zahlen wollte. Da gab es denn, sobald die Queue herankam, ein großes Geschrei, und der Einnehmer wollte den „langen Petrus“ arretieren.

Als ich mit meinem Stabe Schlichow erreichen sollte, ritt ich zuerst nach dem eine halbe Meile weiter liegenden Kottbus, um mich beim Generalkomando zu melden, Befehle zu empfangen und über manche Dinge Rat zu erbitten. Bitter enttäuscht war ich, das Generalkommando weder hier noch in Branitz beim Fürsten Pückler zu finden, wohin ich von Kottbus aus gewiesen war. Das Generalkommando war in Berlin geblieben. Die wichtigen politischen Gründe — um den Feind zu täuschen, blieb also das „Gardekorps“ in Berlin, ebenso das 1. Garde-Regiment in Potsdam — waren mir unbekannt. Nichts schien mir unsinniger, als daß das Generalkommando in Berlin bliebe, wenn das ganze Korps in Kottbus stünde, und ich hatte die Herren vom Generalkommando im Verdacht, daß sie sich nicht von den Annehmlichkeiten der Hauptstadt trennen könnten.*)

Ich ritt, vor mich hin stark räsonierend, nach Schlichow. Später habe ich mir die Regel daraus entnommen, daß man im Kriege nicht allein immer ohne Murren gehorchen muß, sondern sich auch über die widersinnigst scheinenden höheren Anordnungen innerlich nicht ärgern darf, weil man nicht bemessen kann, welche Motive zu denselben geführt haben, und die Motive im Kriege den Untergebenen unbekannt bleiben müssen. Durch inneren Ärger aber beeinträchtigt man seine eigene Dienstfreudigkeit.

In höchst mißvergnügter Stimmung, durch den vergeblichen Ritt bei glühender Hitze sehr ermattet, traf ich in Schlichow ein. Ich erwartete, daß dort das Quartier seit einigen Stunden bereit sei. Wie erstaunt war ich, meine Sachen und den ganzen Stab mit langen Gesichtern auf dem Hofe zu finden. Vor dem Hause stand der Besitzer des Gutes und erklärte, er bedauere, mich nicht aufnehmen zu können. Vor einigen Tagen habe ein Offizier des 1. Garde-Regiments im Auftrage des Regimentskommandeurs die Gegend bereist und ihn verpflichtet, niemanden bei sich aufzunehmen als den Regimentsstab des 1. Garde-Regiments. So habe dieser Offizier in der ganzen Gegend die Quartiere des Regiments im voraus bestimmt. Das war mir ebenso neu, als

---

*) Daß das Verbleiben des Generalkommandos des Gardekorps in Berlin tatsächlich die Österreicher zu dem Glauben veranlaßt hat, das ganze Gardekorps sei noch dort verblieben, ergiebt sich aus der Darstellung des österreichischen Generalstabswerks, das, Band 1, Seite 160, 161, noch an der Meinung festhält, das Gardekorps sei am 10. Juni noch in Berlin gewesen, während die meisten Fußtruppen des Korps schon am 28. Mai ausmarschiert waren.

es mir unkriegerisch vorkam. Es hätte mich belustigen sollen. Mir war aber die Geduld ausgegangen. Überall hatte ich schon allerhand Schwierigkeiten bei der Einquartierung gefunden. Ich glaubte jetzt an politische Abneigung gegen die Einquartierung.

Zunächst erhielt mein Stab mit harten Worten die heftigsten Vorwürfe, daß er das mir vom Generalkommando und der Zivilbehörde angewiesene Quartier nicht bereitet habe, dann aber wandte ich mich an den verblüfft dastehenden Besitzer und erklärte ihm mit einer eisernen, trocknen Höflichkeit, daß ich unendlich bedauere, ihm zur Last zu fallen, daß, da er mich und meinen Stab nicht aufnehmen wolle, mir aber sein Gutshof als Quartier angewiesen sei, ich mich als in Feindesland befindlich betrachten müsse und jetzt sein Haus militärisch besetzen werde. Ich werde die Lokalitäten in Augenschein nehmen und bemessen, ob nach Einquartierung meines Stabes ihm und seiner Familie noch ferner gestattet werden könne, in diesem Hause zu bleiben.

Da war eine Einigung sehr schnell herbeigeführt. Ich überzeugte mich auch bald, daß der Besitzer lediglich den Kopf verloren hatte und jeden Augenblick im Geiste noch den Regimentsstab des 1. Garde-Regiments ankommen sah. Als er nun merkte, daß ich ihn dagegen schützen würde, war er der liebenswürdigste Wirt von der Welt.

Das 1. Garde-Regiment ist nie in diese Gegend gekommen, sondern von Potsdam auf der Eisenbahn nach Brieg gefahren. Mich erfüllte das Unmilitärische dieses Verfahrens mit Besorgnissen für den Krieg. Das glänzende Auftreten des Regiments vor dem Feinde hat mich sehr angenehm enttäuscht. Derartige Dinge gehören eben zu dem Rost, der den Kommandos und Truppen noch vom langen Frieden her anklebt, und der sich im Kriege bald abschleift. Man muß sich darauf gefaßt machen und sich die Laune nicht dadurch verderben lassen. Im folgenden Feldzuge begegnete ich solchen Dingen mit Humor und Hohn. Jetzt, da ich dies schreibe, haben wir schon wieder im zehnten Jahre Frieden. Im nächsten Feldzuge werden solche Friktionen also auch nicht auf sich warten lassen.

Der Aufenthalt in Schlichow dauerte fünf Tage. Unsere Wirte taten alles Erdenkliche, um uns gut aufzunehmen. Wir taten auch das unsrige, um ihnen die Last zu erleichtern. Wir lieferten unsere Verpflegung ab, unsere Leute halfen in der Küche, wir im Keller durch Ankäufe aus Kottbus, die Wirte bereiteten die Mahlzeiten, und wir lebten bescheiden, aber vergnügt, abends bliesen die Trompeter, und die jungen Offiziere tanzten mit den jungen Damen.

Dienstlich wurden die fünf Tage der Ruhe zur Retablierung der Schäden des Marsches, zur Verwertung der auf demselben gewonnenen

Erfahrung, zum Exerzieren und zur Befestigung der kriegsmäßigen Befehlshierarchie verwendet. Täglich ritt ich dienstlich, um irgend einen der Truppenteile zu besichtigen. Bei dieser Gelegenheit brachte mich eine wendische Bauersfrau sehr zum Lachen: „Gott", rief sie voll Bewunderung, „was muß dieser Prinz reich sein! Er trägt ja Stiefel, die ihm bis an den Bauch reichen."

Da erfolgte der Befehl zum Marsch nach Guben und Transport nach Brieg. Das Gardekorps trat zur Zweiten Armee über, also unter das Kommando des Kronprinzen.*) Ich war froh, daß dieser Befehl nicht früher eintraf, denn jetzt waren meine Munitionskolonnen, die Angstkinder meines Kommandos, wieder ganz marschbereit, und zwar in einem durch die Erfahrung geläuterten Zustande.

Für den Eisenbahntransport von Guben nach Brieg war ich in einiger Sorge wegen der Pünktlichkeit der Verladung auf dem kleinen Bahnhofe. Die Truppen hatten darin gar keine Routine. Ich traf daher eine Einrichtung, die sich bewährt hat, und die ich zur Nachahmung empfehle. Denn wenn auch jetzt im Frieden das Verladen der Truppen auf Eisenbahnen einen besonderen Übungsgegenstand bildet, so nützt das, wegen der Geringfügigkeit der dazu disponiblen Mittel, für den Krieg so gut wie gar nichts.

Die Transporte waren durch die Linien-Kommission und das Generalkommando festgesetzt, nach Stunde und Truppenteilen. Ich bestimmte, daß der Kommandeur mit einigen Unteroffizieren jeder zur Verladung kommenden Truppe schon bei der Verladung der vorhergehenden auf dem Bahnhofe zugegen sein sollte, um zu sehen, wie es zu machen und was nicht zu machen sei. Dadurch erreichte ich, daß alles ganz glatt ging.

In Breslau war eine Mittagspause von zwei Stunden, bei der ich zu meiner nicht geringen Freude auf dem Bahnhofe die Gesellschaft meines Vaters und ältesten Bruders genoß, und dann ging es bei einem heftigen Gewitter nach Brieg.

Das Ausladen im Regen auf den beweglichen, spiegelglatten Holzrampen bei einbrechender Dunkelheit gehörte nicht zu den größten Annehmlichkeiten. Manches Pferd rutschte auf dem Hinterteil die glatte Rampe herunter und überkugelte sich mit Sack und Pack im nahen und

---

*) Diese Verstärkung der Zweiten Armee durch das Gardekorps erfolgte, als man am 11. Juni erfahren hatte, daß erst zwei österreichische Korps in Böhmen, dagegen sieben in Mähren versammelt wären. Es bildete nun die Elbarmee den rechten Flügel, die Erste Armee die Mitte, die Zweite den linken Flügel des Aufmarsches der gesamten preußischen Kräfte von Torgau über Zittau an der böhmischen Grenze entlang bis an die Neiße.

nassen Graben, manches Fahrzeug sauste schneller als gewünscht hinab, und ich war froh, als kein Unglück vorkam. Auf dem Bahnhofe war ein Generalstabsoffizier des Generalkommandos und teilte mir die Kantonementsliste mit. Ich wurde nach Pampitz gelegt. Ich marschierte im Dunkeln hin und wunderte mich die ganze Nacht in meinem miserablen Bauernquartier, daß ich keinen Einmarsch der ebenfalls dorthin bestimmten 4. sechspfündigen hörte, von der ich glaubte, daß sie mir nach zwei Stunden folgen solle. Den andern Morgen war sie noch nicht da. Was war geschehen?

Beim Generalkommando hatte man beim Eintreffen der 4. sechspfündigen diese mit der 6. vierpfündigen Batterie verwechselt und sie in deren Quartier geschickt. Bei der 6. vierpfündigen aber fand keine Verwechslung statt. Sie wurde auch in ihr Quartier gesandt. So kollidierten beide Batterien. Nachtmärsche, Zank und Streit, Kollisionen, Hin- und Hermärsche waren die Folgen. Zum Glück ging es noch nicht gleich weiter. Ich aber beschwerte mich, und der Verfasser des Versehens wurde dafür angefahren, betrachtete aber dafür die Garde-Reserveartillerie mit noch weniger Zuneigung, als er ohnehin als Kavallerist nur für sie hegte. Diese ominöse Verwechslung der beiden Batterien blieb chronisch. Den komischsten Ausdruck fand sie bei der Demobilmachung. Ich sollte den folgenden Befehl erhalten: „Die vier- und sechspfündigen Batterien setzen sich auf den Friedensetat von vier Geschützen zu je sechs Pferden.“ Ich erhielt aber den Befehl: „Die vier sechspfündigen Batterien setzen sich auf den Etat von sechs Geschützen zu je vier Pferden.“ Mir wurde klar, wie wichtig die genaue Redaktion und Abschrift der Befehle ist. Welche Konfusion konnte im Gefecht aus einer solchen Verwechslung entstehen!

Nehmen wir den Faden der Ereignisse wieder auf. In Pampitz erhielt ich die Anweisung, mich zu orientieren, wo ich Stellung nehmen könnte. Man erwartete in der nächsten Zeit eine Offensive des Feindes nach Oberschlesien hinein.*) Das Gardekorps habe in diesem Falle sich defensiv an der Neiße bei Löwen zu halten. Ein sehr langer, vergeblicher Ritt war für mich die Folge davon, denn ich war nach der Rekognoszierung so klug wie zuvor, oder, besser gesagt, noch dümmer. Denn ich sah, daß da nichts zu rekognoszieren war. Es gab allerwärts Positionen, aber nirgends einen Feind. Wie kann man da eine Stellung aussuchen? Der Feind war noch in Mähren, und von da bis Löwen gibt es viele Wege, und es kommt darauf an, wo er herkommt, wenn man eine Stellung aussuchen soll, aus der man ihn beschießen will.

*) Man befürchtete damals tatsächlich, daß der Feind seine große Überlegenheit in Mähren zu einer Offensive nach Oberschlesien benutzen werde.

In Pampitz mußte ich einige Tage wieder still liegen bleiben, bis der Eisenbahntransport des Gardekorps beendet war. Endlich kam der Marschbefehl, nach welchem sich das Gardekorps dem Gebirge nähern sollte. Ich mußte mit der Reserveartillerie in drei Märschen nach der Gegend von Frankenstein rücken. Ich gab den Befehl, daß die Batterien sich an einem Kreuzweg in der Nähe des am besten zu den Kantonements gelegenen Ortes versammeln sollten.

Als ich zu Pferde stieg, um mich zu dem Rendezvous zu begeben, erhielt ich ein großes Zitoaktenstück. Es enthielt in vielen Exemplaren den Aufruf des Königs an Volk und Heer mit der Mitteilung, daß der Krieg erklärt sei. Ich eilte zu dem Rendezvous und ließ den Aufruf verlesen. Dicht am Rendezvous stand ein Denkmal. Der Ort hieß Mollwitz, und das Denkmal erinnerte an den ersten Sieg des großen Friedrich. Daß die Truppen gerade unter diesem Denkmal den Aufruf des Königs hörten, das mußte eine gute Vorbedeutung sein. Der Jubel der Truppen war groß.

In Heinersdorf wurde ein Ruhetag abgehalten. Vorher erhielt ich das Operationstableau zum Einmarsch in Böhmen mit dem Marschtableau des Korps.

Ich erschrak gewaltig. Danach mußte ich zunächst drei ganz kleine Märsche machen, nämlich Silberberg, Neurode, Braunau, um sechs Meilen hinter dem Armeekorps zu bleiben. Es leuchtete mir ein, daß ich beim ersten Gefecht nicht mitwirken konnte. Ich ritt sofort ins Hauptquartier des Armeekorps nach Frankenstein, um meine Vorstellungen zu machen. Beim General v. Colomier fand ich gar keine Unterstützung. Er sagte, es sei so bestimmt, und er habe keinen Einfluß auf das Marschtableau. Beim Generalstabe machte ich die heftigsten Vorstellungen. Ich sagte voraus, man werde meine dreißig Geschütze schmerzlich entbehren, wenn man mich zwei Märsche weit zurückließe. Die Entgegnung, man könne auf dem gefährlichen Marsch über die Gebirgspässe nicht soviel Troß mitschleppen, der die Defileen verstopfe, brachte mich in Harnisch. Ich fragte die Herren vom Generalstabe, bei wem sie denn Unterricht in der Schule gehabt, daß sie die Artillerie, eine der fechtenden drei Waffen, für Troß erklärten. Ich machte bei meinem Gönner, dem kommandierenden General, einen Fußfall, indem ich ihm vorstellte, ich würde mit Schimpf und Schande beladen, wenn ich so weit hinten marschieren müßte, daß ich zur Entscheidung nicht kommen könne. Dann würde niemand danach fragen, warum ich nicht zur Stelle sei, sondern der Schimpf des Faktums fiele auf mein Haupt. Es war vergebens! Man wollte mich damit trösten, daß ich ein Bataillon und eine Eskadron Bedeckung erhielte. Ich erklärte, wenn man mich zu

Schuß kommen ließe, brauchte ich keine Bedeckung, dann würde ich mich durch mein Feuer decken. Es half alles nichts. Ich kehrte betrübt nach Heinersdorf zurück.

Dort erwartete mich aber eine angenehme Nachricht. Es war im Winter nämlich bei der Artillerie eingeführt worden, daß wir unsere alten Kochgeschirre verlieren und statt derselben gemeinschaftliche Kochapparate per Geschütz und Fahrzeug, also per Korporalschaft einen, erhalten sollten. Diese wegen der Vortrefflichkeit der gemeinschaftlichen Kochkessel von uns mit Freuden begrüßte Maßregel war aber noch nicht ins Leben getreten, weil die Kochapparate noch nicht fertig waren, und meine Batterien waren noch mit den alten Kochgeschirren abmarschiert. Ich erhielt jetzt die Nachricht aus Berlin, daß die Kochkessel angekommen seien, telegraphierte nach Berlin an den Kommandeur der Ersatz-Abteilung, er möge denselben Abend für mich einen besonderen mit den Geschirren beladenen Waggon an den Kurierzug anhängen lassen, der den anderen Morgen acht Uhr in Frankenstein einträfe, und benachrichtigte durch eine Notiz zum Korpsbefehl, der mittags in Frankenstein ausgegeben ward, alle Batterien des Korps, daß sie den anderen Morgen acht Uhr ihre Kochapparate empfangen und ihre Geschirre abgeben sollten. Es war das der letzte Termin, denn die Eisenbahn reichte damals nur bis Frankenstein, und den folgenden Tag verließen wir dies Eisenbahnende. Ich ritt den folgenden Morgen über den Bahnhof und hatte eine kindische Freude, als ich den Wagen mit meinen Kochkesseln sah. Die gute Ernährung meiner Soldaten war ja davon abhängig.

Für den Nachschub und die Sicherstellung der Verpflegung war mir eine halbe Proviantkolonne zugeteilt. Sie war schwer beladen mit einem wenig appetitlichen Zwieback, den ich womöglich nicht anzurühren beschloß. Außerdem erhielt ich beim Abmarsch von Pampitz den Befehl, die für die Reserveartillerie bestimmten Bauernvorspannwagen des Vorspannfuhrparks, zweihundert bis dreihundert an der Zahl, in Empfang zu nehmen, d. h. holen zu lassen. Sie warteten meines Abholens in Carlsmarkt auf dem rechten Oderufer, vier Meilen jenseits Brieg.

Ich sandte sofort zuverlässige Unteroffiziere der Munitionskolonnen dorthin, die es durch doppelte Marschleistungen hin und zurück, ermöglichten, mit ihren Bauernkolonnen uns teils in Frankenstein, teils in Silberberg, teils in Braunau einzuholen. Man kann nicht ärger innerlich über seine Vorgesetzten räsonieren, als ich es darüber tat, daß man, wenn man die Armee auf dem linken Oderufer zwischen Oder und Gebirge versammelt hatte, den Fuhrpark, der zur Verpflegung nötig,

auf dem rechten Oderufer, sechs bis zehn Meilen davon, versammelte und die Truppe erst so sehr kurz vor den Operationen anwies, sich die für sie bestimmten Fuhren zu holen. Ich wußte nicht, daß die Ansammlung der Parks auf dem rechten Oderufer Hand in Hand mit massenhaften Quartieransagen daselbst eine Kriegslist war und erreicht hat, daß der Feind an eine Aufstellung unserer Kräfte in dortiger Gegend glaubte, daß er nicht nur Kräfte bei Krakau beließ, sondern daß er auch seine Hauptoperationen verlangsamte, weil er einen Vormarsch unserer Armee auf Olmütz befürchtete — Friedrich des Großen Operation 1742 und 1758 —, so daß er zu spät kam, um uns beim Debouchieren über die Gebirgspässe zu vernichten. Als ich dies nach dem Feldzuge erfuhr und einsah, wie gut die Kriegslist gelungen war, und wie um eines solchen Erfolges willen es nicht darauf ankommen konnte, ob eine Anzahl Unteroffiziere mit leeren Bauernwagen doppelte Marschleistungen zu unternehmen hatte, da erhielt ich wieder die Lehre, daß man im Kriege sein Urteil über die Maßregeln der höheren Kommandobehörden nicht eher feststellen darf, als bis man alle Motive kennt.

Was die Verwendung dieser Vorspannwagen und die Regelung der Verpflegung überhaupt anbetrifft, so geriet ich mit meinen Intendanturbeamten von Anfang an in die heftigsten Differenzen. Damals gab es bei der Intendantur noch sehr viel Beamte, die, aus einem nie enden wollenden Frieden hervorgegangen, ohne andere Erfahrungen als die des Manöverfeldes, auch keinen anderen Modus der Verpflegung kannten als den des Manövers im Frieden. Strebsam nach einer Belobigung seitens des Kriegsministeriums, wenn sie einmal etwas ersparten, gingen sie mit ihrer Neigung zum Sparen so weit, daß es den Anschein hatte, als ob die Armee nur dazu da sei, damit die Intendantur spare. Solche Ansichten gehörten aber auch zu dem Rost, der der Armee nach langem Frieden anklebt. Dieser Rost aber kann die ganze Maschine zum Stillstand bringen, wenn nämlich die ganze Armee aus Hochachtung für so verkehrte Grundsätze verhungern müßte.

In meinem speziellen Falle wollte der Vorstand der Intendantur durchaus, daß in Feindesland die Truppen täglich erst den Versuch machen sollten, ob sie nicht auf Feindeskosten leben könnten, ehe sie ihre Verpflegung von der Intendantur erbaten. Besonders sollte dies in Kantonements geschehen. Ich konnte ihm nicht begreiflich machen, daß, wenn die Truppen früh marschieren, nachmittags den Versuch machten, sich bei den Wirten zu verpflegen, der Versuch sich als unergiebig herausstelle, daß dann die Requisition erst abends, die Ankunft der Lebensmittel bei den Truppen am anderen Morgen erfolgen, die Soldaten also

vierundzwanzig Stunden hungern würden. Ich wollte auch keine Requisitionen durch die Truppen, weil solche leicht zur Plünderung ausarten. Als er nicht zu überzeugen war, befahl ich, und er mußte gehorchen.

Ich bestimmte, daß die Truppen im voraus versorgt würden, und zwar mit Fleisch auf einen Tag, das gerade, wenn frisch geschlachtet, den zweiten Tag gut genießbar ward; mit allen anderen Lebensmitteln aber waren sie im voraus auf drei Tage zu versehen. Besonders sollte immer auf drei Tage Hafer vorhanden sein. Die Nachfuhr des Verbrauchten hatte seitens der Intendantur mittels der Vorspannfuhren zu erfolgen. Die Requisitionen waren Sache der Intendantur allein, sie benutzte dazu ebenfalls die Vorspannfuhren. Von diesen war daher in der Regel ein Drittel bei der Ausgabe bei der Truppe, ein Drittel gefüllt als Reserve, ein Drittel auf Requisition. Um den Requisitionen Nachdruck zu geben, wurden der Intendantur im Vorspannfuhrpark sechs berittene Unteroffiziere der Munitionskolonnen und zwei Unteroffiziere, zwanzig Mann des Bedeckungs-Bataillons zur Verfügung gestellt.

Gleich den ersten Tag mußte ich meinen Anordnungen drastischen Nachdruck geben. Der Proviantbeamte, welcher die Lebensmittel austeilen sollte, beliebte zu verschlafen, die empfangenden Truppen warteten fünf Stunden. Der Beamte war aus dem Zivilverhältnis für den Krieg auf seinen Wunsch bei dem Proviantamt engagiert und betrachtete das Ganze als eine Landpartie, bei der er abends lange trinken, morgens lange schlafen könnte. Als er nun noch verschimmeltes Brot, das ich wegzuwerfen befohlen hatte, an die Truppen ausgegeben hatte, da jagte ich ihn vor der ganzen Truppe mit Eklat fort und schrieb seiner heimatlichen Behörde den Grund.

Über das verschimmelte Brot hatte die Intendantur überhaupt eigene Ansicht. Die Beamten behaupteten, Instruktion zu haben, sie sollten versuchen, ob die Truppe das schlechte Brot nähme. Nun kann die empfangende Truppe es den Broten nicht ansehen, ob sie innen schimmlig sind, und wenn das Brot erst ausgegeben und dann beim Essen als verdorben erkannt ist, dann ist es zu spät zum Tauschen. Der Soldat ist an das Räsonieren und Klagen nicht gewöhnt. Er ist auch hungrig, und dann ißt er das schlechte Brot und wird krank. Massentyphus im Heere ist meist die Folge der schlechten Verpflegung und des schimmligen Brotes. Ich befahl daher, daß, wenn Brot als schimmlig erkannt sei, es den Truppen nicht angeboten werden dürfe, sondern wegzuwerfen sei. Die Empfänger von Brot aber seien dafür verantwortlich zu machen, daß sie kein verschimmeltes Brot annähmen. Deshalb seien sie

mit Messern auszurüsten und hätten bei jedem Empfange einige Brote durchzuschneiden. Diese Maßregeln haben sich im allgemeinen bewährt.

Die Märsche führten uns über Silberberg und Neurode und glichen einem Festzuge. Überall strömten uns die Landbewohner zu, hatten Sträuße und Blumen für die Truppen und jubelten uns zu. Auf Befragen, ob sie denn als Grenzbewohner keine Furcht hätten, riefen sie: „Ja vorher hatten wir Angst, aber Ihr seid ja da, wovor sollen wir uns fürchten." Wenn sie aber neugierig fragten: „Wo marschiert Ihr denn hin?", riefen die Kanoniere: „Nach Wien." So war alles vergnügt und heiter.

Für den 27. Juni erhielt ich Befehl, über Braunau zu marschieren und zwischen Braunau und Hutberg Biwak zu beziehen. Die Entfernung zwischen dem Generalkommando und mir wurde nun schon so groß, daß die tägliche Befehlsverbindung ihre Schwierigkeiten hatte. Infolgedessen erhielt ich Befehl für den 28., am 28. früh mit Tagesanbruch aufzubrechen und durch Politz zu marschieren, woselbst ich die weiteren Befehle für die Reserveartillerie versiegelt bei der Ortsbehörde vorfinden würde. Mir standen die Haare zu Berge vor Schrecken über eine derartige Anordnung! Das war starker Friedensrost! Ich weiß nicht, von welchem Adjutanten eine solche Maßregel ausging. Ich glaubte nicht, daß eine feindliche Ortsbehörde so gewissenlos gewesen sein würde, mir einen Befehl zu übermitteln. Der Patriotismus mußte ihr gebieten, ihn zu unterschlagen. Ich schickte daher von Braunau aus einen Unteroffizier mit vier Kürassieren der Bedeckungs-Eskadron weiter nach Politz zum Generalkommando und schrieb, daß ich mich weigere, bei feindlichen Ortsbehörden Befehle für mich zu holen, und bäte, die schriftlichen Befehle diesem Kommando zu übergeben.

---

3. Die ersten Tage auf feindlichem Boden.

Der 27. Juni. Mittlerweile hatte ich den Marsch am 27. zurückgelegt. Zwischen Neurode und Braunau überschritten wir die Grenze. Dem Grenzpfahl brachten die Kanoniere ein Hoch. Jenseit der Grenze marschierten wir in einer fetten Wiese auf, und während die Pferde in derselben frühstückten, hielt der Feldprediger Büchsel ein Gebet ab. Dann ging es weiter durch Braunau auf Hutberg zu. In Braunau meldeten sich das II. Bataillon 1. Garde-Regiments und eine Eskadron Garde-Kürassiere als Bedeckung. Die Infanterie ließ ich das

schon bezogene Quartier in Braunau behalten und fand gegen Hutberg einen idyllischen Biwaksplatz auf dem südwärts gegen das Heuscheuer-Gebirge aufsteigenden Gange. Hier wurde das erste Kriegsbiwak aufgeschlagen. Der Bergabhang erhob sich zu einer kleinen bewaldeten Bergkuppe, deren dichte Tannen den höchsten Punkt, ein kleines Rasenplätzchen, einschlossen, augenscheinlich Zielpunkt so mancher Vergnügungspartien der Braunauer Einwohner. Hier oben etablierte ich den Stab des Regiments wie in einer Stube. Das Wetter war prächtig, der Überblick auf die biwakierenden Batterien malerisch. Aber an das Reelle mußte auch gedacht werden. Für den folgenden Tag mußte geschlachtet werden. Ich schickte den Leutnant v. Dalwig nach Braunau, um einen Ochsen zu requirieren. Einer reichte gerade für die fünf Batterien.

Nachdem die Batterien gegessen und gefüttert hatten, war noch Zeit übrig. Es war der Tag, welchen Seine Majestät zum allgemeinen Landesbußtag und dazu bestimmt hatte, den Segen des Himmels für den Feldzug zu erflehen.

Ich ließ an dem Wäldchen einen Feldaltar errichten, an dem der Prediger Büchsel einen Feldgottesdienst abhielt. Die Mannschaften traten heraus und umgaben ihn in einem offenen Viereck. Seine Rede war schön und ergreifend, und alles war dazu angetan, um zur Andacht anzuregen. Der Geistliche stand mit dem Rücken an den Tannen, das Gesicht den heimatlichen Bergen zugewandt, die von der untergehenden Sonne rosige Beleuchtung empfingen. Er sprach zu den Kriegern, die eben den feindlichen Boden betreten hatten und, tiefer als er stehend, seinen Worten lauschten, wohl daran denkend, daß nicht jeder zurückkehren werde in jene heimatlichen Berge, die wir zu verteidigen auszogen. Tiefer, in terrassenförmigen Abstufungen, waren die Biwaks der Batterien, rauchten deren Feuer, unten im Tale lag die Stadt Braunau, die uns als Feinde gesehen und gefühlt hatte, denn wenn auch weder Kampf noch Unordnung darin vorgekommen war, so hatte sie doch an Requisitionen manches leisten müssen. Die Stunde war heilig, ernst und poetisch zugleich. Auch war alles sehr andächtig und würdig gestimmt, bis gegen das Ende des kurzen Gottesdienstes eine kleine Unruhe unter der Mannschaft begann, die sich allmählich allen mitteilte. Ich schoß mißbilligende Blicke, umsonst, da sah ich, daß der Geistliche auch unruhig wurde; ich stand ihm gegenüber, den Rücken nach Braunau, und wußte nicht, warum er stockte und sich mit dem Schluß beeilte, fast übereilte. Als er geendet, stob die Schar der Kanoniere mit wildem Hurra dem Biwak zu, und ich sah den Grund. Da kam aus Braunau herausgeritten der Leutnant v. Dalwig, am Strick führend einen

Übersichtskarte 1866.



braunen Ochsen, auf dem ein Unteroffizier ritt. Man konnte sich nichts Komischeres denken. Der Geistliche selbst mußte mitlachen. Dazu war es der erste requirierte Ochse! Alle Kanoniere wollten schlachten helfen.

In das Biwak kam ein Knabe von fünfzehn bis sechzehn Jahren, dürftig, verhungert, und half bei der Pflege der Pferde. Er gab an, aus Frankenstein zu kommen, seine Pflegeeltern könnten ihn nicht ernähren, und er wolle mit in den Krieg zu seinem Bruder, der bei den Garde-Schützen stünde. Es ward ihm erlaubt, beim Oberstleutnant v. Miesitschek zu bleiben und ihm zu helfen; wenn er uns aber belogen habe, was wir bei den Garde-Schützen bald erfahren würden, dann würde er gründliche Schläge erhalten. Diesen Handel ging er ein. Seine Angaben beruhten auf Wahrheit. Später hat er aber nicht zu seinem Bruder gehen wollen, es gefiel ihm bei der Artillerie, wo er Herrn v. Miesitschek weiter bediente. In seinem abgerissenen Anzug sollte er von der Feldpolizei arretiert werden. Da zog man ihm nach einigen Tagen die Kleider eines österreichischen Soldaten an, der gefallen war. Als nun unsere Husaren ihn gefangen nehmen wollten, schrieb man ihm mit Frakturschrift quer über die Brust der weißen österreichischen Uniform: „Königlich Preußische Garde-Reserveartillerie". Das gefiel mir aber nicht, und ich ließ ihm einen Drillichanzug und einen Mantel geben, ebenso Stiefel. Damit kam er im Feldzug aus. Nach dem Feldzuge aber ließen wir auf gemeinschaftliche Kosten den „Frankensteiner", wie wir ihn nannten, Schlosser lernen. Es ist ein braver Mensch aus ihm geworden, und den Feldzug von 1870/71 machte er bei derselben Batterie, der 4. sechspfündigen, als Kombattant mit Auszeichnung mit. Nicht jedes sogenannte Regimentskind ist gut eingeschlagen. Meist werden Vagabunden daraus, weil man sich nach dem Feldzuge nicht genug um solche Jungen kümmert, nachdem man sie im Feldzuge verwöhnt hat.

Der Abend und die Nacht waren schön, obgleich wir früh Donner gehört hatten. Erst folgenden Tags erfuhren wir, daß dies der Kanonendonner von Nachod gewesen war.

Der 28. Juni. An diesem Tage marschierte ich um vier Uhr früh aus dem Biwak ab. Ich hatte Befehl, über Politz und Hronow nach Kostelez zu marschieren und mich dort beim Generalkommando zu melden.

Die erste Staffel der Munitionskolonnen sollte mir nach Kostelez folgen, die zweite aber von Braunau über Weckelsdorf und Adersbach nach Parschnitz bei Trautenau marschieren.

Ich hatte die nötigen Befehle weiter gegeben und betrieb meinen Abmarsch und meinen Weitermarsch, denn ich meinte, es müsse heute zu ernstem Zusammenstoß kommen, wo ich nicht fehlen wollte. Das Marschziel Kostelez lag nach der Karte vier Meilen weit. Aber der Weg windet sich in den Gebirgstälern und geht bergauf und bergab. Die wirklich zu überwindende Strecke mochte sechs Meilen betragen. Bei Sonnenaufgang marschierte es sich angenehm in der Morgenfrische und in den Tälern an den rauschenden Bächen. Aber bald begann die sommerliche Hitze zu drücken. Das Infanterie-Bataillon marschierte erst an der Spitze. Ich ließ es ruhen in einem der Orte und sich hinten anschließen. Da kam der Kronprinz gefahren. Er ließ halten und teilte dem Bataillon mit, daß Tags zuvor bei Nachod ein Sieg erfochten,*) Kanonen erbeutet seien. Während er sich noch bei seinen früheren Regimentskameraden aufhielt, marschierte ich an der Spitze meiner Batterien, seiner Anordnung gemäß, weiter, und er kam später nachgefahren. Es war zwischen Politz und Hronow. Er befahl, daß ich neben seinem Wagen reiten sollte, und orientierte mich über das, was er den Truppen verschwiegen hatte. Während das V. Armeekorps bei Nachod den Feind zurückgeworfen habe, sei das I. bei Trautenau**) geschlagen und in der Flucht eiligst nach Schlesien zurück. Was aus dem heutigen Tage werden solle, wisse er nicht. Er habe sich Meldungen auf die Höhe von Kostelez bestellt, wohin er jetzt eile. „Um Gotteswillen", sagte ich, „da sind ja meine Munitionskolonnen der zweiten Staffel verloren." „Wo sollen die hinmarschieren?", fragte er. „Nach Parschnitz bei Trautenau!" meldete ich. „Ja da marschieren sie allerdings mitten in die Österreicher hinein."

Ich fragte den Kronprinzen, ob ich den Kolonnen Konterordre schicken dürfe, denn selbständig dürfe ich das nicht, da er selbst kriegsgerichtliche Bestrafung demjenigen angedroht habe, der selbständig von der befohlenen Marschrichtung abwiche. Nach einiger Überlegung entschied er sich gegen eine Konterordre, wobei die Betrachtung den Ausschlag gab, daß bei der frühen Abmarschzeit und der bedeutenden Entfernung die Konterordre doch zu spät käme. Überdem, meinte er, wolle er sich in Details nicht einmischen, das gäbe Konfusionen. Damit entließ er mich zu meinem Platz in der Marschkolonne zurück. Mir war recht schlecht zu Mute. Binnen einer Stunde mußten meine Munitionskolonnen, sechs an der Zahl, die am weitesten hinter mir marschierten, in Feindes-

*) Der Sieg des V. preußischen Korps unter Steinmetz über das VI. österreichische unter Ramming. Der Kronprinz hatte selbst dem Kampfe beigewohnt.

**) Hier hatte das I. preußische Korps unter Bonin vor dem X. österreichischen unter Gablenz in das Gebirge zurückweichen müssen.

hand sein! Eine solche Nachricht durfte ich nicht einem einzigen Offizier mitteilen; denn wenn sie sich bei der Truppe verbreitete, war sie geeignet, die größte Panik zu erzeugen. Man konnte und mußte daran die Folgerung knüpfen, daß uns der Rückzug verlegt, daß wir verloren seien. Für nichts hat der Soldat ein so empfindliches, instinktives Gefühl wie für seine Rückzugslinie. Dazu hatte ich das niederdrückende Gefühl der Ohnmacht. Kein Reiter konnte den acht Meilen langen Weg rechtzeitig zurücklegen. Da ich davon nicht sprechen wollte, sprach ich auf dem Marsche gar nichts. Oberstleutnant v. Miesitschek merkte, daß mir etwas durch den Kopf ging, und fragte. Ich wies ihn ab. Hauptmann v. Glasenapp ging es nicht viel besser, nachdem er mir gemeldet, daß die Kolonnen befehlsmäßig abmarschiert seien. Wir passierten Hronow und schlugen die Richtung auf Kosteletz ein. In einem Waldgebirge marschierend, hörten wir Kanonendonner rechts und links.

Ich sandte eine Patrouille von der Kürassier-Eskadron mit einer schriftlichen Meldung im Kuvert an den kommandierenden General, Prinzen August von Württemberg,*) daß ich nach zehn Uhr morgens bei Kosteletz eintreffen, etwas Ruhe gebrauchen und dann gefechtsbereit sein werde. Dann sandte ich auf jedem Querweg Patrouillen durch den Wald, ob nichts zu sehen sei. Da kam eine solche Patrouille zurück mit der Meldung, zweihundert Schritt rechts der Chaussee sei ein kahler Berg, von dem aus man in der Entfernung die Schlacht sehen könne, deren Donner wir hörten. Der Patrouille schien es, als ob die Preußen geschlagen würden. Ich sagte ärgerlich: „Unsinn!" und jagte nach diesem Fleck, nahm nur meinen Adjutanten, Leutnant v. Schell, mit; den anderen Offizieren befahl ich, auf ihrem Platz in der Marschkolonne zu bleiben.

Da sah ich in der Tat in sehr weiter Entfernung ein Gefecht. Ich schätzte sie auf zwei Meilen, also jenseits Eipel auf den Höhen westlich der Aupa. Rechts, mit dem Rücken gegen Trautenau, stand die eine Partei, Infanterie und Artillerie, ich vermutete also, daß dies das I. Armeekorps sei, das wieder vorginge. Links, dagegen schießend, stand der Gegner. Man sah deutlich durch das Fernrohr den Pulverdampf der Tirailleurlinie und der Geschütze. Die Partei, welche mit dem Rücken nach Trautenau zu, also nach Schlesien zu, focht, schien zu weichen.

*) Prinz August von Württemberg hatte bei Ausbruch des Krieges auf seine Apanage als württembergischer Prinz verzichtet und war in seiner Stellung als preußischer General verblieben, wie schon ähnlich ein Prinz seines Hauses, Prinz Eugen von Württemberg, im siebenjährigen Kriege in preußischen Diensten gegen seine Landsleute gefochten hatte.

Man konnte durch das vortreffliche Marinefernrohr, das ich hatte, deutlich sehen, wie sich aus den Massen dieser Partei Atome — einzelne Menschen — nach rückwärts derart loslösten, daß sie einen ganzen Faden nach hinten bildeten. Die links fechtende Truppe, die ich nach der Lage für Österreicher halten mußte, war aber in guter Ordnung, Atome, schießende Pünktchen, also Tirailleure, vor sich, die dichteren Massen dahinter dicht zusammen, hinter denselben keine Bewegung. Von den beiderseitigen Artillerien war die rechts, die vermeintliche preußische, zahlreicher und schoß mehr, die links war minder zahlreich und schoß langsam. Mit einem Male kam es mir vor, als ob bei der schwächeren Artillerie, links, die ich für Österreicher hielt, eine Vorwärtsbewegung eintrat. Es dauerte eine geraume Zeit, bis ich zu einem Beobachtungsresultat kam. Aber jetzt folgerte ich mit Bestimmtheit, daß die Truppe rechts das I. Armeekorps sei, dem der Kronprinz den bestimmten Befehl zum Wiedervormarsch und Angriff gegeben hatte, und daß dies wieder in ein unglückliches Gefecht verwickelt sei.

Plötzlich fiel mir ein anderer Umstand auf. In der Truppe rechts platzten alle Granaten des Gegners an der Erde. In der Truppe links zum Teil an der Erde, man sah aber auch Explosionen darüber in der Luft. Nun war mir ja bekannt, daß die Österreicher Granaten hatten, die durch den Aufschlag explodierten, dagegen Schrapnells mit Brennzündern, die in der Luft platzten. Wir hatten aber damals nur solche Geschosse, die durch den Aufschlag, also an der Erde, explodieren. Diejenige Truppe, über der feindliche Granaten platzten, mußte also eine preußische sein. Wie konnte aber eine preußische Truppe da links hinkommen, mit dem Rücken nach Österreich, die österreichische rechts, mit dem Rücken gegen Preußen? Jedenfalls sagte mir die artilleristische Betrachtung, daß ich vorwärtsgehende Preußen und weichende Österreicher sah.

Es war Zeit, daß ich wieder zur Truppe ritt. Sie mußte eine gute Strecke zurückgelegt haben. Ich jagte zurück zur Straße, traf auf die Queue und eilte an die Spitze. Die Offiziere bestürmten mich mit Fragen. Ich sagte nichts und hatte auch dem Leutnant v. Schell verboten zu sprechen. Da dies meiner bekannten mitteilsamen Natur zuwider war, so deuteten mir wohl meine Offiziere das anders. Ich merkte eine bedeutende Verstimmung und kann nur kombinieren, daß sie glaubten, der Kanonendonner verstimme mich, und ich fände kein Vergnügen am Gefecht. Ich würde das an ihrer Stelle auch gedacht haben.

In düsterer Stimmung näherte ich mich Kosteletz. Die physische Ermattung der Truppe nahm zu. Dann und wann ließ ich die Mannschaft aufsitzen und einen Erfrischungstrab machen. Die gebirgige

Straße erlaubte dies immer nur auf kurze Strecken. Ich dachte immer an meine Munitionskolonnen, und ob sie wohl in Feindeshand seien. Es war ja sicher. Denn rechts bei Trautenau hatte ich Österreicher gesehen. Ich sah im Geiste den Kommandeur der vordersten Kolonne, meinen Freund Knesebeck,*) den braven, eisenfesten, geliebten Mann mit seiner Hünengestalt, wie er in den Feind gerät und sich nicht gefangen geben will, also niedergemacht wird, ich dachte an die Schande, daß man den feindlichen Boden betritt und gleich an hundertundfünfzig Munitionswagen in den Feind marschieren läßt. Ich eilte auf Kostelet zu, um Aufklärung zu erhalten.

Als ich von einer Höhe dies Dorf vor mir unten liegen sah, kam meine Kürassierpatrouille zurück, welche ich mit der Meldung an den Prinzen von Württemberg abgesandt hatte. Der Führer berichtete, daß er die Meldung an Seine Königliche Hoheit persönlich abgegeben. Ich fragte, was dieser gesagt. „Er sagte: »Gut!« Weiter nichts." „Kein Befehl für mich?" „Nein", war die Antwort. Das war mir ganz rätselhaft.

Ich sah vor mir, diesseits Kostelet, eine Menge Train lagern, jenseit des Orts stieg das Terrain zu einer Bergkuppe an, auf der eine starke Gruppe Menschen war. Dort sei der Prinz, sagte der Kürassier.

Ich befahl also, daß die Batterien durch Kostelet durchmarschieren, die drei Munitionskolonnen, erste Staffel, aber, den Ort vor der Front, aufmarschieren sollten. Alle Truppenteile mußten dann seitwärts des Weges aufmarschieren und ruhen.

Bei der Annäherung an den Ort sah ich, daß die Trains aus Vorspannfuhren, Truppenbagagen der 1. und 2. Garde-Division, bestanden. Auch von Trains des V. Armeekorps war manches zu sehen, Lazarette usw. Im Ort waren viele Verwundete untergebracht. Vom Gardekorps sah ich aber keine Truppen!

Ich eilte den Batterien voraus durch den Ort, überall Platz für meine Batterien befehlend, denn die Unordnung war groß in dem Ort, und ritt auf die Höhe jenseits, um meinem kommandierenden General zu melden. Da sah ich Truppen! Es war die schwere Garde-Kavallerie-Brigade unter Kommando des Prinzen Albrecht (Sohn), die eben mit meiner 3. reitenden (Rappen-) Batterie sich in Marschkolonne setzte, um im Trabe eilig die Richtung von Skalitz einzuschlagen. Ich begrüßte noch den an der Queue reitenden Wachtmeister Göricke, der gerade so lange diente wie ich, später aber viel schneller zum Major avancieren

*) Premierleutnant v. dem Knesebeck war Kommandeur der 3. Munitionskolonne.

sollte, als ich es dereinst getan. Dann jagte ich auf die Höhe zu meinem kommandierenden General.

Wie erstaunt war ich, als ich vom ganzen Generalkommando keine Seele fand! Der große Stab, welcher da hielt, war der des Kronprinzen. Letzterer saß auf einem Erdrande oben auf dem Berge und rauchte seine kurze Kriegspfeife mit dem immens dicken Pfeifenkopfe.

Ich meldete den Anmarsch meiner Batterien. Der Kronprinz sagte: „Wieviel bringen Sie?“ „Fünf Batterien, eine Eskadron, vier Kompagnien.“ „Schön“, sagte er, „Sie bleiben hier zu meiner Disposition. Ich muß etwas hier in der Hand haben, wenn der Feind etwa zwischen Eipel und Skalitz auf Kostelez vorstoßen sollte, um die Verbindung zwischen den Teilen meiner Truppen zu bedrohen. Ich habe hier außerdem noch eine ganze Kompagnie, macht fünf Kompagnien, eine Eskadron und fünf Batterien. Das ist genug, denn sehr starke Truppenmassen können durch das Gebirge nicht zwischen den Hauptstraßen durch. Nehmen Sie das Kommando dieser Truppen und decken Sie Kostelez, wo soviel Verwundete sind.“

Ich sprach meine Verwunderung aus, daß ich keinen Befehl des Gardekorps vorfände, ich hätte Befehl erhalten, hier weiterer Befehle gewärtig zu sein.

„Ja das Gardekorps, wenn ich nur wüßte, wo es wäre!*) Es wird entweder heute vernichtet, oder es erringt heute einen der schönsten Siege in der Kriegsgeschichte. Lassen Sie sich durch Verdy orientieren, wie die Dinge stehen.“

Major v. Verdy**) orientierte mich auf dem Plane darüber, daß und wo den Tag zuvor Steinmetz bei Nachod einen Sieg erfochten habe, daß das I. Armeekorps sogleich nach Schlesien zurückgegangen sei, nachdem es bei Trautenau unglücklich gefochten. Es habe zwar den definitiven Befehl erhalten, heute wieder anzugreifen. Aber es sei zweifelhaft, ob es diesen Befehl erhalten, noch zweifelhafter, ob es ihn befolgen könne. Inzwischen hätten die beiden Infanterie-Divisionen des Gardekorps gestern Abend Kostelez—Eipel erreicht. Die 1. Garde-Division sei nun heute durch Eipel dirigiert, um durch einen Flankenangriff dem I. Armeekorps zu helfen. Die 2. Garde-Division sei der 1. gefolgt, nachdem Steinmetz ihrer Unterstützung entbehren zu

*) Das Gardekorps war an diesem Tage über Eipel vormarschiert zur Unterstützung des I. Korps und erfocht mit der 1. Garde-Division den Sieg von Soor und Burkersdorf, südwestlich Trautenau, über das X. österreichische Korps in eben jenem Gefechte, das Hohenlohe beobachtete.

**) Major v. Verdy, der spätere Kriegsminister und berühmte Militärschriftsteller, befand sich damals im Stabe des Oberkommandos der Zweiten Armee des Kronprinzen.

können erklärt habe. Letzterer stehe bei Skalitz drei österreichischen Korps gegenüber. Er habe außer seinem Korps noch eine Brigade des VI. Armeekorps, und eben habe ihm der Kronprinz die Kavallerie-Brigade Prinz Albrecht zugesandt. Steinmetz habe damit genug. Aber zwischen Steinmetz und dem Gardekorps könne der Feind von Prausnitz—Kaile aus, wo eine feindliche Brigade sei, auf Wald- und Gebirgswegen Kosteletz inkommodieren, und dagegen solle ich den Ort decken. Ich sah wohl, diese letztere Gefahr war nicht groß, schob aber die Kompagnie, die schon da war. und nichts getan hatte, auf Vorposten über das Defilee und versprach ihr Unterstützung, wenn das II. Bataillon 1. Garde-Regiments eingetroffen sein würde. Die Batterien marschierten auf und erhielten Befehl zum Füttern, Tränken und Abkochen.

Der Kronprinz sagte mir dann: „Sie sehen, dies ist der entscheidende Tag für meine Armee, ob es uns gelingt, auf unseren getrennten Anmarschlinien über das Gebirge zu kommen. Wird einer meiner Flügel geschlagen, dann ist der andere mit verloren, denn er muß auch zurück, und von einem Rückzug über die Defileen, die wir eben passierten, schaudert mir. Das Unangenehmste für mich ist, daß ich diese Höhe an einem so entscheidenden Tage nicht verlassen darf, denn ich habe alle Meldungen hierher befohlen, und wenn ich hier fortgehe, wird allgemeine Konfusion. Also bleibt mir nichts übrig, als einen Nasenwärmer nach dem andern zu rauchen." Und er rief gemütlich dem Jäger, er solle ihm eine andere Pfeife geben, und erhielt eine solche von gleicher Dimension und Konstruktion. Ich wußte nicht, sollte ich mehr seinen Magen bewundern, der ihm solche Pfeifen gestattete, ohne zu rebellieren, da er doch im Frieden nie raucht, oder mehr seine Seelenruhe in so wichtiger Zeit. Dann setzte er liebenswürdig hinzu: „Es ist mir ein gutes Omen, daß der Zufall Sie heute zu mir führt, wir haben schon manches zusammen erlebt."

Es war nach zehn Uhr, als ich mich beim Kronprinzen gemeldet hatte. Meine Fuß-Batterien und die 4. reitende hatten also die sechs Meilen in sechs Stunden zurückgelegt. Zwischen elf und zwölf kam das II. Bataillon 1. Garde-Regiments nach, und ich sah praktisch, wie unnütz eine Spezialbedeckung der Artillerie für einen Gefechtstag ist. Was hätte sie mir genutzt, wenn wir inzwischen zum Gefecht gekommen wären?

Ich befahl dem Bataillon und der Eskadron, ebenfalls abzukochen, zu füttern und zu tränken. Wie erstaunt war ich, als ich die Meldung erhielt, sie hätten nichts! „Nun", sage ich, „Eure dreitägige eiserne Portion?" „Noch nicht ausgegeben!", war die Antwort. „Und Hafer?"

„Kein Korn!" „Wo ist denn Euer Vorspannfuhrwerk?" „Gar nicht geholt, er war zu weit." Das war schlimm. War es mir nicht zu weit gewesen, brauchte es ihnen auch nicht zu weit zu sein. Das war wieder Friedensrost, so harmlos ohne Vorsorge in den Krieg hinein zu marmarschieren wie ins Manöver! Aber die Truppen, die ich vor mir hatte, waren unschuldig daran. Sie hungerten und mußten etwas haben. Ich ließ von den Vorräten der Batterie austeilen, was sie hatten. Es reichte gerade für alle. Dann war mein Vorspannfuhrpark bei Kosteletz hinter den Munitionskolonnen erster Staffel angekommen. Es wurde nun die eiserne Portion auf drei Tage ausgegeben und allem Mangel dauernd abgeholfen.

Während der Ausführung dieser Anordnungen, vielleicht auch vor denselben, hatte ich noch verschiedene Gespräche mit dem Kronprinzen. Wir hörten Kanonendonner rechts und links, sahen aber nichts als Dampfwolken. Truppen und das Schlachtfeld konnten wir von den Höhen von Kosteletz aus nicht sehen. Der Kronprinz fragte mich, ob ich unterwegs irgendwo etwas hätte sehen können. Ich erzählte ihm meine Beobachtung, und wie nach der Lage die österreichischen Truppen, nach dem Platzen der Granaten preußische Truppen siegreich seien. „Das ist eine sehr gute Nachricht", sagte er und klärte mich nun darüber auf, daß das Gardekorps bei Eipel übergegangen sei, also Front gegen Trautenau, mit dem Rücken gegen Österreich, Gablenz, der feindliche General, der gestern siegreich, aber mit dem Rücken gegen Trautenau und gegen Preußen kämpfen müsse. Wenn nun das I. Armeekorps heute wieder angriffe, wie der Kronprinz befohlen, so sei Gablenz gefangen, wenn nicht, und die Garden siegreich, so sei er wenigstens zersprengt.

Dann sagte ich, ich begriffe nicht, warum ich keinen Befehl vom Gardekorps bei Kosteletz vorgefunden. Ich hätte noch eine Kürassierpatrouille mit einer Meldung an den Prinzen von Württemberg gesandt, daß ich um zehn Uhr bei Kosteletz eintreffen würde, der Prinz habe sie eigenhändig abgenommen und gesagt, es sei gut. Da lachte der Kronprinz laut auf und sagte: „Das ist ein guter Witz. Der Kürassier hat mir die Meldung abgegeben. Ich habe mich gewundert, daß Sie mir noch einmal melden, da ich Sie eben hatte marschieren sehen. Hier ist die Meldung, ich habe sie in der Tasche."

Der Kürassier hatte Königliche Hoheit und Königliche Hoheit verwechselt. Eine neue Illustration zu dem Thema: „Was nützen die schönsten Befehle und Meldungen, wenn sie nicht ankommen." Ich hatte entschieden auch einen Fehler gemacht, denn ich hätte dem Kürassier einschärfen müssen, daß er die Meldung niemand anders geben dürfe als dem Prinzen von Württemberg. Ich hatte aber bei Absendung der

Meldung keinen Grund, zu vermuten, daß dieser wo anders als bei Kosteletz sein werde. Dieser Entschuldigungsgrund ist nicht erschöpfend, denn im Kriege ist all und jeder Kommandeur in seinem Standpunkte, je nach den Ereignissen den unberechenbarsten Veränderungen unterworfen. Ich sandte nun den Adjutanten, Leutnant v. Schell, mit Bedeckung von vier Kürassieren über Eipel vor, um dem Prinzen von Württemberg mündlich Meldung zu machen und Befehle zu holen, was ich tun solle, wenn mich der Kronprinz wieder entlassen haben würde. Er ritt fort, nachdem er etwas gegessen.

Dem General v. Blumenthal sprach ich meine Verwunderung über die Ruhe des Kronprinzen aus. „Ja", sagte dieser, „diesen Herrn kennen Sie noch nicht. Gestern kommen wir bei Nachod an. Im Defilee stürzt uns eine flüchtige Masse entgegen, Train, Gesindel, Munitionswagen, Reiter. Sie reißt uns fort. Der Kronprinz, der besser reitet als ich und ein besseres Pferd hat, springt über den Graben auf die Seite. Mein Pferd aber jagt wider meinen Willen eine Strecke mit zurück, bis ich es auch über den Graben auf die Seite bringe, vorreite, um den Kronprinzen aufzusuchen. Da hält er ganz ruhig, trifft Anordnungen zur Besetzung des Defilees durch Infanterie, um etwaige Verfolger abzuhalten, und empfängt mich mit schallendem Gelächter, indem er ruft: »Was sagen Sie zu so spaßhaftem Anfange.«"

Bei Vorlegung des Operationstableaus zum Übergange über das Gebirge habe er, Blumenthal, ehe der Kronprinz es unterschrieben, es für seine Pflicht gehalten, darauf aufmerksam zu machen, daß diese Operation große Erfolge verspreche, aber auch große Gefahren in sich schließe. Denn wenn Benedek mit vereinten Kräften über unsere einzelnen Kolonnen herfiele, so könne er sie vernichten, ehe der Prinz Friedrich Karl uns helfen könne. Da habe der Kronprinz mit aller Ruhe geantwortet: „Halten Sie mich für so dumm, daß ich das nicht selbst gesehen? Es handelt sich nicht um meine Armee, sondern um die Existenz von ganz Preußen. Wir müssen Großes wagen, um Großes zu erreichen. Wird meine Armee aber in die Pässe zurückgeworfen, so kehre ich lebendig nach Schlesien nicht zurück, das weiß ich." Dann hat er mit größter Seelenruhe das Operationstableau unterschrieben.

Es wurde auch, ich glaube vom Major v. Verdy, dem Kronprinzen der Vorschlag gemacht, mich mit meinen Batterien dem Prinzen Albrecht (Sohn) nach zum General v. Steinmetz zu schicken, um dort auf des Feindes linker Flanke zu wirken. Der Kronprinz verwarf dies, weil er, nachdem er schon die Kavallerie-Brigade dem Prinzen von Württemberg entzogen hatte, nicht auch noch seine Reserveartillerie ihm fortnehmen wollte, und weil er noch keinen Grund sah, das letzte aus der Hand zu

geben. Unterdessen hatte ich bemerkt, wie bei meinen Truppen der rechts und links hörbare Kanonendonner um so beunruhigender wirkte, je mehr sie zur Untätigkeit verdammt waren. Kochen, Essen, Füttern und Tränken, während der ganze Horizont vom Kanonendonner erdröhnte, schien demjenigen falsch, der die Lage nicht kannte. Ich teilte dem Kronprinzen meine Beobachtung mit und hoffte dadurch die Erlaubnis zu erhalten, dem Gardekorps nachmarschieren zu dürfen. Aber der Kronprinz befahl mir, die Mannschaften zu beruhigen, in seinem Namen ihnen zu sagen, heute würden sie zu nichts kommen, bald aber werde er sie so führen, daß sie sich den Feind von hinten besehen könnten. Wie wörtlich am 3. Juli dies Versprechen erfüllt werden sollte, das ahnten wohl weder er noch ich.

Die Mannschaften jubelten bei dieser Mitteilung. Im Kriege schlägt in unangenehmen Situationen ein Scherz immer durch.

Aber die Offiziere schienen damit nicht beruhigt, und Oberstleutnant v. Miesitschek erklärte mir ausdrücklich, derartige humoristische Vertröstungen seien für die Mannschaft sehr schön, aber die Offiziere könnten erwarten, über die Situation aufgeklärt zu werden, denn nur dadurch könnten sie etwas lernen. Ich bedeutete ihm, daß jetzt nicht die Zeit zum Lernen sei, sondern um das Gelernte anzuwenden, von den Offizieren aber müßte ich bei ihrer längeren Dienstzeit erwarten, daß sie wenigstens bedingungslosen Gehorsam gelernt hätten und ihn ohne Widerrede ausführen könnten. Da ich sie eben über die Lage und meine Besorgnisse nicht aufklären wollte, war damit weitere Mitteilung abgeschlossen. Ich sah wohl, daß das Mißtrauen gegen mich wuchs. Ich begab mich aber zum Kronprinzen auf die Höhe zurück, um jedes Befehls gewärtig zu sein. Dort erhielt ich auch kalte Nahrungsmittel und Wein, soviel ich brauchte.

Die glühende Hitze, welche die Truppen am Vormittag so arg belästigt hatte, verwandelte sich nachmittags in drückende Schwüle, Windstille bei allgemeiner Umwölkung. Aufmerksam lauschten wir dem Kanonendonner. Beim General v. Steinmetz schien er erst nach vorwärts zu sich fortzupflanzen. Zwischen zwei und drei Uhr schien er zu verstummen. Auch der Kanonendonner beim Gardekorps schien immer weiter und schwächer zu werden.

Mit einem Male begann der Donner bei Skalitz von neuem, aber weiter zurück gegen Nachod zu. Alles sah sich erstaunt an. Entweder war Steinmetz also um zwei Uhr zurückgegangen und wurde in einer rückwärtigen Position von neuem angegriffen, oder er ward durch eine andere österreichische Truppe in Flanke und Rücken gefaßt. Unmöglich war das nicht. Eine feindliche Kavallerie-Division sollte in seiner

linken Flanke Tags zuvor gemeldet sein. Kein Mensch im Stabe wagte eine Besorgnis auszusprechen. Aber die allgemeine Stille, die langen Gesichter, die krampfhaft nach Steinmetz' Schlachtfeld zu gerichteten Fernrohre verrieten, was jeder dachte. Und man konnte weit, sehr weit sehen. Sah man doch durchs Fernrohr Jaromirz bei Josephstadt mit seinem hohen Turm deutlich im Elbtale liegen.

In der Richtung von Skalitz erhob sich eine dicke Wolke. Bei der absoluten Windstille hätte man meinen müssen, es sei Pulverdampf. Auch hörte man den Kanonendonner in dieser Richtung. Aber sie war gelblich, nicht weiß gefärbt, also Staub. Sie wälzte sich erst langsam, dann schneller nach der Grafschaft Glatz zu, also weiter nach links, immer durch neue vom Erdboden aufsteigende Staubmassen sich nährend und vergrößernd. Was diesen Staub erzeugte, war uns durch die vorliegenden, bewaldeten Hügel verborgen.

Das allgemeine Schweigen ward endlich durch die Stimme des Kronprinzen unterbrochen. „Walker", sagte er auf Englisch, um vor den Ordonnanzen usw. keine Besorgnisse zu verraten, zu dem in seinem Stabe befindlichen englischen Oberst Walker,*) „Sie haben aus Indien Erfahrung über die Natur des Staubes. Ist dies Staub von marschierenden Truppen?" — „Ohne Zweifel!", war die Antwort. — „So ist also Steinmetz in voller Flucht in der Richtung auf die Grafschaft Glatz zu, denn der Staub geht sehr schnell." — „Das war auch eben meine Schlußfolgerung", sagte Walker. Der Kronprinz schwieg, ich sah nach der Uhr und bezeichnete auf der Karte den Punkt auf der Straße Nachod—Skalitz, der nach der Richtung ungefähr der Urheber des Staubes sein mußte. Nach fünf Minuten machte ich dieselbe Operation und fand, daß der Staub sich der Grafschaft Glatz schneller näherte, als Menschen laufen oder reiten konnten. Ich teilte dem Kronprinzen meine Bemerkung auf Englisch mit. „Wollte Gott, Sie hätten recht. Aber wie soll denn der Staub sonst sich fortbewegen. Wir haben absolute Windstille." Ich blieb die Antwort schuldig. Immer weiter nach links, nach der Grafschaft Glatz zu, war der Donner vernehmbar. „Es ist Gewitter", sagte ich. Ich sagte, was ich hoffte und wünschte. Überzeugt war ich selbst nicht. „Es ist windstill", sagte man mir.

Plötzlich erhebt sich eine neue Staubwolke in der Richtung von Jaromirz. Sie kam gerade auf uns zu, die Chaussee entlang, auf der die schwere Garde-Kavallerie-Brigade des Morgens abgetrabt war, mit großer Geschwindigkeit.

„Da kommt", sagte der Kronprinz auf Englisch, „die schwere Garde-

*) Oberst Walker war englischer Militärbevollmächtigter in Berlin.

Kavallerie-Brigade in voller Flucht gerade auf uns zu." Ich wollte die Batterien in Position stellen und das Bataillon 1. Garde-Regiments zur Besetzung des Defilees vorrücken lassen, um die Verfolger zu empfangen. Der Kronprinz meinte aber mit großer Ruhe, ehe die Verfolger da sein könnten, müßte noch eine Stunde vergehen. Ich könnte also noch mindestens eine halbe Stunde lang die Truppen ruhen lassen. Jetzt beobachtete ich die Staubwolke weiter. Sie kam an eine Stelle der Chaussee, die bis auf den Weg sichtbar war, und da konnte man mit dem Fernrohr sehen, daß unter dem Staube die Chaussee ganz leer war. Ich teilte dies dem Kronprinzen mit, der sich davon überzeugte.

Es vergingen auch nicht zehn Minuten, da war die Staubwolke bei uns auf der Höhe. Die Windstille wich einem Wirbelsturm von solcher Heftigkeit, daß wir uns kaum aufrecht erhalten konnten. Blitz und Donner ohne Regen begleiteten diese Naturerscheinung, die ich in dieser Weise noch nicht erlebt hatte, und die man füglich ein trockenes Gewitter nennen könnte. Das waren also der von uns beobachtete Staub und Kanonendonner!

Nachdem der Sturm eine Zeitlang getobt hatte, ließ er nach und trieb sein Wesen hinter uns in den schlesischen Bergen weiter. Fern hinter uns hörten wir noch lange das Grollen, das uns nun nicht mehr beunruhigte, da wir wußten, daß es kein Kanonendonner war. Das Herz war uns um vieles leichter. Wußten wir nun doch, daß das vermeintliche Unglück nicht eingetreten war. Aber noch blieben wir eine geraume Zeit in absoluter Unkenntnis, was eigentlich geschehen war.

Endlich kam ein Offizier vom V. Armeekorps geritten! Als er von fern sichtbar war, wurde ihm ein anderer Offizier entgegengeschickt, um ihn die Höhe hinauf zu geleiten. Er brachte die Nachricht, Steinmetz habe Skalitz genommen, verfolge den Feind und brauche keine Unterstützung.*)

Unmittelbar darauf kam Leutnant v. Schell ebenfalls zurück. Er brachte die Nachricht vom Gardekorps, das Gefecht stehe gut, und den Befehl für mich, nach Eipel zu marschieren und daselbst, wenn ich nicht weiter könne, da ich schon einen so weiten Marsch gemacht, Eipel vor der Front, zu biwakieren, wenn ich aber weiter könne, könne ich auch weiter marschieren. Der Kronprinz entließ mich nun und ritt nach Kosteletz, um die Lazarette zu besuchen. Ich alarmierte die Batterien und setzte mich in Marsch, das Infanterie-Bataillon an der Spitze. Es war fünf Uhr durch, als ich mich wieder in Bewegung setzte.

---

*) Das V. preußische Korps hatte an diesem Tage das VIII. österreichische unter Erzherzog Leopold bei Skalitz geschlagen.

Unterdessen hatten sich aber die Trains und Bauernwagen der 2. Garde-Division auf Eipel in Bewegung gesetzt. In wildem Durcheinander jagten oder schleppten sich diese undisziplinierten Fuhrwerke die Straße entlang und verfuhren dieselbe oft total. Ich ließ durch das Bataillon und einen vorangehenden Zug Kürassiere mit Gewalt Platz für meine Batterien schaffen. Dadurch verlangsamte sich der Marsch entsetzlich, und das häufige Stocken ermüdete Mannschaft und Pferde außerordentlich.

Meinen drei Munitionskolonnen erster Staffel hatte ich befohlen, auf keinen Fall Eipel zu passieren, sondern, Eipel vor der Front, Biwak zu beziehen. Da sie Kosteletz noch nicht passiert hatten, so führte sie ihr Kommandeur, Hauptmann v. Glasenapp, nicht durch dies Dorf, sondern auf einem Querweg nach Eipel, und da dieser Weg frei war, fand ich sie schon im Biwak, als ich Eipel auf der großen Straße erreichte. Die Trains der 2. Garde-Division fuhren ebenfalls dort seitwärts der Straße auf, und ich hoffte nun, durch das Defilee von Eipel glatt durchkommen zu können. Noch war es Tag, und so glaubte ich besser daran zu tun, Eipel zu passieren und jenseits auf der Höhe zu biwakieren, statt in dem unendlichen Chaos von Bauernfuhrwerken stecken zu bleiben, das dem Korps folgte.

Die Zucht und Ordnung löst sich im Kriege schnell in Feindesland. Der Anblick des ersten requirierten Ochsen bringt dem Soldaten bald die Meinung bei, was er sehe, sei sein. Der Schritt zur Plünderung ist bald geschehen. Man muß bei dem ersten Fall exemplarisch einschreiten, denn geschieht dies nicht, so findet das „unbefugte Requirieren", weil einmal gelitten, allgemein Nachahmung, und dann ist die Truppe schwer wieder in Ordnung zu bringen.

Meine Hoffnung, das Defilee von Eipel glatt passieren zu können, ging nicht in Erfüllung. Im Gegenteil. Ich kam aus dem Regen in die Traufe. Auf dem Marktplatz in Eipel sah ich schon eine Masse Wagen voll Verwundeter, welche noch kein Unterkommen und noch keine ärztliche Hilfe gefunden hatten. Die Ärzte liefen ratlos hin und her, denn auf dem Markt konnte nicht alles untergebracht werden, es hatte eben noch niemand Erfahrung und Routine darin. Als ich aber vom Markte aus den Weg nach Ober-Ratsch*) einschlug, da sah ich diesen Weg entlang noch eine endlose Masse von Wagen voll dieser Unglücklichen mir entgegenkommen.

Die Straße war schmal, und soweit man sehen konnte, in einem Tal zwischen steilen Bergen tief eingeschnitten.

---

*) 4 Kilometer südwestlich Eipel gelegen.

Die begleitenden Ärzte beschworen mich, ich möchte die Verwundeten erst durchlassen, damit die Unglücklichen bald Hilfe fänden. Ich mußte hart gegen ihre Bitten sein, denn wenn ich hielt, dann hielten hinter mir fünf Batterien, ein Bataillon, eine Eskadron, also eine Marschkolonne von fast einer halben Meile, und dann war weder für mich noch für die Verwundeten ein Weiterkommen möglich. Ich mußte in Bewegung bleiben, wollte ich den Unglücklichen helfen. Schon begann es zu dämmern. Das Defilee war meilenlang. Immer neue Wagen voll Verwundeter sperrten den Weg. Ein Ausweichen rechts und links war unmöglich, denn rechts und links stand am Fuße der steilen Berge Haus an Haus, Gehöft an Gehöft, man wußte nicht, wann man Eipel verlassen hatte und wann man in Ratsch war. Es war fast ganz dunkel, als Oberstleutnant v. Block mir erklärte, sein Bataillon könne nicht weiter.

Was war nun zu tun? Ich hatte die Wahl zwischen zwei Dingen. Entweder ich marschierte ohne das Bataillon in die Nacht hinein mit den Batterien weiter, auf ein Feld, auf dem eben ein Kampf gekämpft war, von dessen endlichem Ausgange mir noch keine dienstliche Nachricht, sondern nur die widersprechendsten Gerüchte zu Ohren kamen, und setzte so die Batterien wehrlos jedem Zufall aus, oder ich ließ die Truppe in der Marschkolonne so lange halten, bis das Infanterie-Bataillon weiter konnte, das ganze Defilee verstopfend, und die ächzenden Verwundeten mußten solange neben mir schmachten. Der Anblick dieser Unglücklichen entschied. Ich wagte das erstere. Das Bataillon trat seitwärts auf ein kleines Feld heraus, das sich zwischen zwei Gehöften fand, und ich setzte den Marsch fort. Bald erreichte ich die Höhe und das Freie.

Rechts und links der Straße war Feld. Vor mir, in der Richtung auf Kaile zu, schimmerte im Mondschein ein Wäldchen. In dieses Wäldchen sollte sich das Infanterie-Bataillon legen, wenn es nachgekommen sein würde, rechts der Straße die Eskadron auf das freie Feld, und zwischen dem Wäldchen und Ratsch sollten die Batterien biwakieren. Weitere Maßregeln waren im Dunkeln nicht zu treffen. Als ich die Befehle erteilt, erklärte mir der an der Tete marschierende Hauptmann, er würde seine Batterie nicht ohne Infanterie ins Freie in die Dunkelheit führen. Die Wagen mit den Verwundeten hätten mitgeteilt, dieses Feld sei durch zwei versprengte feindliche Bataillone bedroht. Mir kam solche Besorgnis lächerlich vor, denn die Wagen mit Verwundeten waren ja durchgekommen, und wer verwundet zurückkommt, hat oft schwache Nerven und sieht Gespenster. Ich blieb daher bei meinem Befehl. Der Hauptmann aber steigerte seine Vorstellungen fast bis zur Verweigerung des Gehorsams. Ich erklärte ihm daher, daß,

wenn er mich nötige, direkt an seinen Trompeter den Befehl zum Signal „Marsch“ zu geben, ich ihn unmittelbar darauf arretieren und dem Kriegsgericht übergeben lassen würde. Ich rief nun: „Trompeter!“, worauf der Hauptmann: „Signal! Marsch“, und er gehorchte. So weit war schon das Mißtrauen der Untergebenen gestiegen, daß es fast zur Verweigerung des Gehorsams führte! Mich betrübte das sehr, da ich nichts als meine Pflicht getan. Es geht nun einmal so im Kriege. Der Ruf der Führer hängt an einem Haar. Die kleinste Kleinigkeit kann die Truppe dahin bringen, ihm das Vertrauen zu entziehen. Am schnellsten findet beim Untergebenen der Zweifel am Mut des Vorgesetzten Boden, und hat er nicht das Glück, bald Gelegenheit zu finden, um das Vertrauen herzustellen, nicht die Gabe, die Gelegenheit zu benutzen, so ist er verloren, denn die Truppe folgt ihm nur mit Widerwillen, schlägt sich also viel schlechter, als wenn sie Vertrauen zu ihm hat, er erntet dann auch keinen Ruhm mit ihr. Ich weiß von Führern, die weiter nichts begangen hatten, als während eines Gefechts in der Reservestellung ihre Notdurft so zu verrichten, daß die Truppe es sehen konnte, und die das Unglück hatten, auf Befehl in Reserve verbleiben zu müssen. Sie wurden derart der Gegenstand des Spottes der Armee, daß sie nach dem Kriege den Abschied nahmen. Solche Dinge sind weit stärker als Disziplin. Sie sind ein Unglück für den, der davon betroffen wird.

Im vorliegenden Falle überlegte ich mir, während das Biwak bezogen ward, was ich am klügsten tue. Ich ließ den Hauptmann durch den Oberstleutnant v. Miesitschek wissen, daß er sich sehr vergessen habe, daß ich aber von der weiteren Verfolgung der Angelegenheit mit Rücksicht auf sein vortreffliches Verhalten bis zu diesem Tage — er war ein hervorragend tüchtiger Offizier — Abstand nehmen wolle, in der Voraussetzung, daß er es sich zu Herzen nähme. Mein Entschluß war ein glücklicher. Ich hatte ihn gewonnen, und er hatte eine bedeutende Stimme im Offizierkorps.

Das Infanterie-Bataillon kam übrigens bald nach. Es hatte sich dem Ende der Kolonne angeschlossen und legte sich nun in das Wäldchen.

Es war Mitternacht vorüber, als ich unter meinem Miniaturzelt neben Schell und Büchsel wenigstens Schutz gegen den nächtlichen Tau fand. Von Lagerstroh war nicht die Rede. Wir legten uns auf den Sturzacker, mit dem Kopf auf den Sattel, in den Mantel gehüllt. Abendbrot hatte es nicht gegeben.

Wenn man bedenkt, daß ich nach einer kurzen Biwaksnacht früh um vier Uhr abmarschiert, daß der Tag reich an Strapazen und Erregungen war, so wird man begreifen, daß ich nach Mitternacht einschlafen konnte.

Noch ging eine Zeitlang das Erlebte an meinem inneren Gesicht wieder vorüber; es ward auch empfindlich kalt im Gebirge nach der Hitze des Tages. Ein leichter Frost schüttelte mich. Endlich aber, es mochte gegen ein Uhr sein, schlief ich wirklich ein, ganz fest.

Der 29. Juni. Lange kann ich nicht geschlafen haben, denn die Sonne geht an diesem Tage um dreiviertel vier Uhr auf, der Tag aber beginnt vor drei Uhr, und es war noch nicht vollständige Tageshelle, als ich geweckt wurde. Erst hörte ich halb im Traum schießen. Verschlafen, wie ich war, schimpfte ich vor mich hin, daß die Infanterie, wie ich träumte, in solcher Nähe des Feindes die Gewehre nachts probiere. Dann aber hörte ich meinen Namen rufen. Oberstleutnant v. Block kam an mein Zelt geritten und meldete, die Österreicher liefen uns ins Biwak. — „Unsinn", sagte ich, „Sie haben ja Flinten, schießen Sie die Kerle tot, damit wir nachts Ruhe haben." Dann aber ward ich ganz wach, sprang auf, zur Toilette brauchte ich keine Zeit, denn ich lag da, wie ich auf dem Pferde saß, meiner Vollblutstute „Biene" war schnell eine Trense ins Maul gelegt, ich sprang auf die Decke und jagte zu dem Wäldchen, wo die Infanterie knallte. In der Tat, da kam ein verlorener Schwarm Österreicher von rechts her, so etwa aus Rognitz.*) Ich weiß nicht, wer mehr erstaunt war, Feinde zu finden, sie oder wir. Nach kurzem Geplänkel streckten die Leute die Waffen. Blut floß weiter nicht. Bald sah ich Garde-Husaren in der Gegend von Staudenz,**) etwa eine Eskadron. Sie attackierten, Blut floß wieder nicht. Ein anderer Haufen Österreicher streckte wieder die Waffen. Eins war sicher: die ganze Gegend war voll versprengter Österreicher, die die Nacht in den Tälern und im hohen Getreide verbracht hatten und nun sich in Bewegung setzten, um etwas zu essen und dann womöglich den Weg zu den Ihrigen zu finden. Ermattet vom gestrigen Kampfe und vom Mangel an Nahrung, wie sie waren, entmutigt durch die Niederlage vom 28. nach dem Siege vom 27., waren sie weder kampfesmutig noch widerstandsfähig.

Dennoch verbreiteten sie auch Angst und Schrecken, nämlich bei den leer zurückkehrenden Fuhrwerken, die in der Nacht dem Gardekorps Verpflegung gebracht hatten. Diese gerieten in wilde Flucht, die Straße entlang zurück, die vor mir lag und zum Korps führen mußte, und jagten zwischen meinen Biwaks durch. Hinter denselben stürzten sie, verstopften die Straße und lagerten sich in Unordnung auf dem Felde. Diese unmilitärischen Fuhrwerke waren eine große Plage und hätten

*) 5 Kilometer nördlich Kaile gelegen.

**) 3 Kilometer nordöstlich Kaile gelegen.

in kritischen Augenblicken große Gefahr bringen können. Ich jagte sie alle über das Defilee von Eipel zurück und traf gewaltsam militärische Anordnungen, um dies Defilee von solcher Länge und Wichtigkeit frei zu halten.

Mit Tagesanbruch, nach der ersten Jagd auf die Versprengten, hatte ich eine Meldung an das Korps geschickt, wo ich Biwak bezogen, und ließ nun batterieweise füttern und tränken. Vor dem vom Infanterie-Bataillon besetzten Wäldchen lag in der Tiefe ein kleiner, klarer See mit einer guten Tränke. Dort tränkten die Truppen abteilungsweise, während der Rest gefechtsbereit blieb für den Fall, daß neue Schwärme von Versprengten ankämen. Letztere ließen auch nicht auf sich warten. Eine solche Schar kam gerade an, als die Pferde der 2. vierpfündigen Batterie bei der Tränke waren. Ich ritt hin, um sie zu warnen. Die Fahrer hielten stolz auf den Pferden, sahen mit Übermut den Störern zu und sagten lachend: „Die kriegen wir ooch noch.“ Und wir kriegten sie, denn schon waren Garde-Husaren hinter ihnen her, und meine Infanterie vor ihnen ausgeschwärmt.

Bald erhielt ich den Befehl vom Generalkommando, ich würde erst nachmittags marschieren, und zugleich ward ich über die Lage aufgeklärt. Danach war für heute und morgen an eine rückwärtige Bewegung nicht zu denken, und ich zog nun die drei Munitionskolonnen erster Staffel über das Defilee nach vorn, hinter die Batterien, weil Glasenapp kam und klagte, das Biwak östlich Eipel sei zu feucht; die Batterien aber ließ ich abkochen.

Als wir aßen, kam ein Offizier eines Garde-Infanterie-Regiments in einem eigentümlichen Gemütszustande zu mir und meldete sich mit zweihundertfünfzig Mann, bittend, ihn sofort zum Kampf zu führen. Diese zweihundertfünfzig Mann seien der ganze Rest seines Bataillons, alle übrigen seien tot. Das Bataillon habe gegen sieben Bataillone kämpfen müssen und sei so gut wie vernichtet. Es habe den ganzen Tag gekämpft, sei der Übermacht erlegen, und seit gestern früh habe es noch keine Nahrung erhalten. Dabei weinte er, dann schrie er, er wolle in den Kampf, in den Feind, und war in einem solchen Zustande der nervösen Erregung, daß ich für seinen Verstand fürchtete.

Ich befahl ihm, bei meiner Intendantur Verpflegung gegen Quittung zu empfangen, sich mit seinen Leuten in die nächsten Häuser von Ober-Ratsch einzuquartieren, und wenn sie gegessen hätten, erst auszuschlafen. Der Hauptmann aber wollte nichts davon hören, er wollte nicht essen und schlafen, sondern kämpfen. Ich bedeutete ihm nun, er habe sich unter meine Befehle gestellt und müsse gehorchen. Das wirkte. Dann klärte ich ihn darüber auf, daß wir einen vollständigen

Sieg errungen, und er beruhigte sich allmählich. In der Tat hatte das Bataillon gegen sieben feindliche Bataillone kämpfen müssen und war zersprengt worden, ehe Hilfe kommen konnte. Hatte man doch die Fahne vorübergehend in Feindeshand gesehen und um dieselbe mit Bajonett, Kolben, ja mit den Fäusten gerungen. Endlich ist, glaube ich, ein Stück der Fahnenstange in den Händen des Feindes geblieben und wiedergefunden, als jene sieben Bataillone Feinde vernichtet waren. Aber die zweihundertfünfzig Mann des Hauptmanns waren nicht der einzige Rest des Bataillons. Es fanden sich noch mehrere solcher Reste, von denen sich jeder für den ganzen Rest des Bataillons hielt. Der Hauptmann hatte sich im Gefecht mit großer Bravour und Umsicht benommen und fand dafür später auch außergewöhnliche Anerkennung und Auszeichnung. In dem Zustande aber, in dem er sich bei mir meldete, wäre er zu gar nichts zu gebrauchen gewesen, und wenn er so gegen den Feind geführt worden wäre, hätte er sich nicht wieder bewährt. Es ist mir hier, wie oft, klar geworden, daß der Mensch nicht immer derselbe ist, und daß äußere Umstände, Entbehrungen, Erregung, Abspannung, Krankheit usw. auf ihn derart wirken können, daß seine Nerven die Probe nicht bestehen. Der bravste Mensch kann dahin kommen, daß einmal die Bravour abwesend ist. Mir klang Radetzkys Ausspruch in den Ohren: „Zu einem guten Soldaten gehört ein voller Magen", und ich ließ es mir von nun ab um so angelegener sein, immer ausreichend für die Verpflegung meiner Truppen zu sorgen. Die Verzweiflung und Nervosität des Hauptmanns nahm aber die nobelste Richtung, denn er rief weinend: „Ich will kämpfen, nur kämpfen!"

Mittags erhielt ich den Befehl zum Abmarsch über Staudenz—Burkersdorf*) in der Richtung auf Königinhof, zum Anschluß an das Korps, das ich auf diesem Wege finden würde.

Ich hatte nun schon einige Routine im Marschieren. Jeden Tag wechselten die Batterie, welche die Spitze hatte, und die, welche hinten marschierte. Es durften nicht alle Truppen auf einmal marschbereit sein, auch wurde nicht auf einmal gesattelt usw. Im Gegenteil. Jede Batterie hatte eine Marschlänge von fünf Minuten. Wenn also die vorderste Batterie abmarschierte, durfte die zweite erst anspannen usw., die letzte aber erst mit dem Abbrechen des Biwaks beginnen. So hatten Menschen und Pferde möglichst lange Ruhe und blieben zu möglichst großen Anstrengungen fähig.

Ich marschierte den mir angewiesenen Weg über Staudenz—Burkersdorf. Als ich in die Straße Trautenau—Königinhof einbiegen

*) Burkersdorf 4 Kilometer nördlich Kaile gelegen.

wollte, war diese von Truppen der 2. Garde-Division bedeckt, die dieselbe Richtung einschlugen. Ich mußte also warten, bis sie vorüber waren, und sah die Bataillone, Regimenter, Brigaden. Natürlich war ich im Gardekorps allbekannt. Ich kann sagen, ich war fast mit jedem Hauptmann näher bekannt und auf einem Fuße, der ein freieres Wort gestattete, als es der Dienstrang vorschrieb. Alle begrüßten mich zwar freudig, daß ich endlich da sei, aber sie setzten alle im vorwurfsvollen Tone hinzu: „Wir haben gestern ohne Sie schlagen müssen." „Warum halfen Sie uns nicht, die österreichische Artillerie erdrückte uns." „Wo bleiben Sie denn?" „Wo steckten Sie denn?" usw. Was ich vorhergesehen, traf ein. Wie ich es in Frankenstein den Herren vom Generalkommando gesagt, so war es geschehen. Man hatte mich neun Meilen rückwärts dirigiert, unter Androhung von Kriegsgericht durfte ich von den befohlenen Märschen nicht abweichen, und jetzt hatte ich die Schande davon, eine Schande, die schwerer wiegt als harte Behandlung durch die Vorgesetzten, die Schande des üblen Rufs in der Armee.

Mit Wut und Gram schloß ich mich der 2. Garde-Division an und brütete vor mich hin. Da hörte ich vorn Kanonendonner und ward dadurch aus meinem Brüten aufgeweckt. Ich jagte nach vorn, um mich dem Generalkommando zur Verfügung zu stellen. Unterwegs erhielt ich Befehl, bei Rettendorf Biwak zu beziehen. Ich ließ den Leutnant v. Schell zurück, um die Detailbefehle, die ich darüber gab, auf dem Biwaksplatz auszugeben, und suchte das Generalkommando auf. Dieses fand ich vor einem jämmerlichen Bauernhause, eben zurückkehrend, nachdem Königinhof erstürmt worden war.*) Der Kanonendonner war aber noch an der Elbe hörbar.

Ich meldete mich beim Prinzen von Württemberg und ließ dann meiner ganzen Wut gegen den Chef des Generalstabes in Worten freien Lauf und sagte, mich belade man mit Schimpf und Schande dadurch, daß man auf meine Bitten kein Gehör gebe, jetzt solle ich wieder Biwak beziehen, während man sich vorn schlüge und die Truppen meine Kanonen vermißten. Das ganze Korps halte mich schon für einen Feigling. General v. Colomier und der Chef des Generalstabes**) wollten mich beruhigen. Als aber der letztere mir sagte, ich wollte wohl jede Kavalleriepatrouille von Kanonen ausführen lassen, mögen meine Worte

*) Das III. Bataillon Garde-Füsilier-Regiments und die 1. und 2. Kompagnie Garde-Jäger-Bataillons erstürmten das stark besetzte Königinhof, wobei sie 2 Offiziere und 68 Mann verloren, während die Österreicher 23 Offiziere, 597 Mann einbüßten.

**) Chef des Generalstabs war Oberst v. Dannenberg, der auch im Kriege 1870 dieselbe Stellung beim Prinzen bekleidete.

wohl die Grenzen überschritten haben, welche die Disziplin dem Untergebenen vorschreibt. Statt allen Tadels trat der Prinz von Württemberg freundlich auf mich zu, klopfte mir auf die Schulter und sagte gütig: „Beruhigen Sie sich, Hohenlohe, Sie werden auch noch Fehler machen."

Da war ich wie mit einem Schlage entwaffnet. Das „auch" in den Worten des Prinzen schloß mir den Mund und erfüllte mich mit der Hoffnung, daß ich nun nicht mehr hinten vergessen werden würde.

Nun wurde ich orientiert, daß Königinhof genommen sei, daß der Kronprinz durchaus verboten habe, über die Elbe zu gehen, weil jenseits bei Dubenetz und Daubrawitz*) Benedek mit der vereinigten Armee stände, und somit das Gardekorps einer Vernichtung entgegenginge, wolle es in Königinhof übergehen, ehe die anderen Korps rechts und links mit ihm in gleicher Höhe ständen.**) Im Gegenteil könnten wir vorläufig froh sein, wenn der dreifach überlegene Feind uns in Ruhe lasse. Ich solle die Truppen Biwak beziehen lassen, für meine Person aber vorreiten, um die Stellung zu rekognoszieren, die man mir ausgesucht habe, um sie im Fall eines feindlichen Angriffs oder dann einzunehmen, wenn der Weitermarsch über die Elbe forciert werden müsse. Der hörbare Kanonendonner sei nur das Aussterben des Gefechts.

Ich holte mir nun den Leutnant v. Schell und ritt vor. Diesseits Königinhof fand ich zwei Batterien der 1. Garde-Division, Braun und Eltester, am Tal- und Waldrande. Sie schossen hier und da eine Granate nach dem jenseitigen Talrande, wenn sie Staub in den Waldungen sahen. Die Entfernung war „unglaublich", man mußte den Lafettenschwanz eingraben, also die Kanonen ruinieren, um die Schußweite zu erreichen. Dennoch bildeten sich die Herren ein zu treffen. Ich lachte sie aus. Der Feind hatte vier Batterien auf der Höhe von Daubrawitz, zweiunddreißig Geschütze. Auch er schoß langsam. Seine Granaten fielen irgendwo hin. Eine sah ich das Städtchen erreichen. Von solchem Feuer getroffen zu werden, dafür war die Wahrscheinlichkeit ebenso groß wie vom Blitz im Winter.

Die Stellung, die mir zugedacht war, schloß sich an die der Batterien an. Ich verwarf sie als viel zu weit, also wirkungslos für alle Fälle, und ritt nach Königinhof hinein, um mich zu orientieren. Links des Weges und der Stadt war weiche Tiefebene, also keine Stellung für Artillerie. In der Stadt ritt ich bis an die Elbbrücke, die man durch

*) 4 Kilometer südwestlich Königinhof gelegen.

**) In der Tat standen den 4 Armeekorps des Kronprinzen hier 6 österreichische jenseits der Elbe gegenüber.

eine Barrikade gesperrt hatte. Jenseits, am Waldrande, standen die feindlichen Vorposten. Die Stadt verriet auf jedem Schritt den Kampf, der bis vor zwei Stunden darin stattgefunden hatte. Die Infanterie regelte die Ordnung wieder und requirierte, um zu leben. Ordnungsmäßig wurden die Requisitionen nicht betrieben, denn die Behörden und die meisten Einwohner waren geflohen. Nun ritt ich rechts heraus und fand eine flache Anhöhe oberhalb der Stadt, von der aus man die jenseitige Talsohle bis Lipnitz*) hin in nächster Nähe flankieren und bestreichen konnte. Diese Höhe war die vorgeschriebene Artilleriestellung für Offensive und Defensive.

Da wir die österreichischen Vorposten dicht gegenüber gesehen hatten, so befahl ich dem Gefolge, nicht dicht zusammen auf die Höhe zu reiten. Wir waren sechs Reiter, zwei Offiziere, zwei Trompeter, zwei Ordonnanzen. Wir verteilten uns im hohen Getreide.

Sobald wir oben erschienen und uns umsahen, begannen nicht die feindlichen Vorposten, sondern die feindlichen Batterien bei Daubrawitz ein langsames Feuer. Wir sahen uns erstaunt um, denn wir sahen kein Ziel für die feindlichen Geschütze. Da schlug eine Granate vor uns in die Elbe, dann eine zweihundert Schritt hinter uns ins Getreide, endlich eine dicht bei mir ins Korn; die Sprengstücke aber taten uns nichts. Denn bei der großen Entfernung von fünftausend bis sechstausend Schritten kamen die Granaten steil herab, und die Stücke bohrten sich in den Boden, verwickelten sich auch in das dichte Getreide. Als nun eine Granate dicht bei uns eingeschlagen war, begannen die zweiunddreißig Geschütze ein kolossales Schnellfeuer, und die Granaten fielen um uns herum ein. Stabstrompeter Lücke sagte ganz erschrocken: „Die schießen auf uns." „Viel Ehre", sagte ich, „für uns von zweiunddreißig Geschützen." Und so war es auch. Wahrscheinlich hielt der Feind uns sechs Reiter für die sechs Geschützführer einer anmarschierenden Batterie und wollte diese daran hindern, in Position zu kommen. Nach einer Weile muß der Feind seinen Irrtum erkannt haben, denn das Schnellfeuer und der Granatregen hörten wieder auf.

Nachdem ich gesehen, was ich wollte, ritt ich zurück, querfeldein, nach den Stellungen der beiden genannten Batterien, um zu sehen, ob von dort aus der Zugang zu der von mir rekognoszierten Stellung möglich sei. Dies Terrain war flach gewelltes, hoch bestandenes Getreidefeld.

Auf dem Felde fand ich auch einen unglücklichen Maximilian-Ulanen. Er war durch die Brust geschossen, atmete aber noch. Er lag mit der Lanze in der Hand. Für seine Pflege sorgte ich, die Lanze behielt ich mit Genehmigung des Generalkommandos.

*) 3 Kilometer südwestlich Königinhof gelegen.

Nun schlug ich den Rückweg ein und passierte die Garde-Schützen. In das Biwak im Walde fiel plötzlich mitten unter die lagernde Mannschaft eine feindliche Granate und platzte. Das Auseinanderstieben der Schützen erregte umsomehr Heiterkeit, als niemand verletzt war.

Bei meinem Rapport genehmigte der kommandierende General meinen Vorschlag betreffs der Wahl der Stellung, fragte aber auch, was denn der plötzliche heftige Kanonendonner zu bedeuten gehabt, es sei ein wahrer Höllenlärm gewesen, und er lachte sehr, als er hörte, daß dies nur Ehrensalven gewesen waren, die meiner Person gegolten hatten.

Die Nacht brach herein, als ich mein Biwak erreichte. Alles war in Ordnung. Die Pferde fraßen. Die Mahlzeit wartete meiner. Aber was für eine Mahlzeit! Mein Diener war Vincenz Hegnal, ein Österreicher, den ich in Wien 1854 in Dienst genommen, und der nun preußische Uniform tragen mußte als etatmäßiger Trainsoldat, in derselben sehr komisch aussah und sich gar nicht darin heimisch fühlte, indem er sich wie ein Vaterlandsverräter vorkam und oft sagte: „Wann's mi fangen, hängen's mi auf." Dieser mein Diener kochte ausgezeichnet, wie er meinte. Nur mußte man nicht verurteilt sein, zu essen, was er kochte. Übrigens war es schwer, etwas Gutes herzustellen, wenn Butter, Kartoffeln, Eier, Milch und Essig fehlen und nichts zur Verfügung steht als Rindfleisch, Reis, Salz, Kaffee, Kommißbrot und Wein, letzterer, soviel wir haben wollten. Er kochte, aber das Fleisch wurde nicht weich, ich konnte es nie zerbeißen und lebte die ganze Zeit über von Reissuppe und Kommißbrot, ferner Kaffee und Kommißbrot. Sehr vermißte ich die Kartoffel, die Butter und des Abends das Bier.

Der 30. Juni, 1. und 2. Juli. In diesem Biwak von Rettendorf blieben wir bis zum 3. Juli früh. Das war aber natürlich nicht gleich von Anfang an vorauszusehen; im Gegenteil. blieben wir in der ganzen Zeit jeden Augenblick des Alarms gewärtig, zuerst, weil die Möglichkeit vorlag, daß Benedek mit seiner vereinigten Hauptmacht über das vorpoussierte Gardekorps herfallen könnte, dann, als rechts von uns das I. Armeekorps Arnau, links von uns das V. und VI. Armeekorps Schurz und Kukus an der Elbe erreicht hatten, blieben wir ohne wesentliche Bewegung, weil der Moment zur Offensive noch nicht gekommen schien.

In dieser ganzen Zeit war das Wetter äußerst veränderlich. Größtenteils regnete es. Da schützte sich denn ein jeder, so gut er konnte. Die Mannschaft baute sich Schirme und kroch darunter, und wenn es

stark regnete, dann sah man manchmal keine Menschenseele und hätte glauben müssen, daß nur Geschütze und Pferde daständen.

Es stellten sich bald manche Übelstände heraus, die bei dem Beziehen des Biwaks hätten vermieden werden können. Am fühlbarsten war einer, der ebenso wichtig als unreinlich ist. Die Latrinen wurden beim Beziehen des Biwaks vorschriftsmäßig hinter demselben angelegt. Da das Gelände aber nach hinten anstieg, so floß bei dem starken Regen das Wasser auf dem Felde von den Latrinen her ins Biwak und verpestete es. Ein Beweis, daß die Vorschrift nur einen allgemeinen Anhalt geben will, von dem nach Lage der Verhältnisse abzuweichen geboten ist. Alle Arbeiten, die ich nachher machen ließ, um das Lager zu desinfizieren, zeigten sich als nicht von vollständigem Erfolg begleitet. Da nun auch rechts und links, vor und hinter uns andere Truppen lagen, so konnte ich das Biwak nicht wechseln.

Die Truppe war an den Standort gefesselt, denn der Befehl zum Ausmarsch konnte jeden Augenblick erfolgen. Das bedingte eine absolute Untätigkeit während der Dauer von drei Tagen. Eine solche Untätigkeit ist recht schwer zu ertragen. Die Pferde, welche den ersten Tag wegen der gehabten Anstrengungen hübsch artig im Biwak gestanden hatten, ruhten sich aus und fingen an, unruhig zu werden, nachdem gutes Futter die Kräfte erneuert hatte. Fortwährend war Unfrieden unter den Tieren. Sie schlugen und bissen sich, rissen sich los, mußten wieder eingefangen werden usw. Mit den Menschen ging es nicht anders. Sie kamen auf lauter dumme Streiche, denn sie langweilten sich und waren nicht genügend beschäftigt. Alle Augenblicke mußte ich den einen oder anderen Übeltäter zur Aufstellung eines abschreckenden Beispiels mit Arrest bestrafen. Da aber kein Arrestlokal vorhanden war, so wurde der Delinquent an ein Kanonenrad gebunden, eine gesetzmäßige, aber sehr empfindliche Strafe. Das half aber nichts. Die Unfugtreibenden wurden von Tag zu Tag zahlreicher. Ich bat zuletzt das Generalkommando, einen Übungsmarsch machen zu dürfen, um Menschen und Pferden etwas zu tun zu geben, aber das konnte nicht erlaubt werden, denn die Artillerie mußte jeden Augenblick da sein. Ich ließ viel Appelle abhalten, viel am Geschütz exerzieren, Kriegsartikel verlesen, instruieren usw. Alles umsonst! Der Soldat kann nun einmal die Untätigkeit nicht vertragen. Unsere jungen kräftigen Leute fühlen ihre Kraft und wollen sie gebrauchen, und man muß ihr eine Richtung geben.

Darum bat ich das Generalkommando, mir eine Beschäftigung gegen den Feind zu geben, damit meinen Leuten der Übermut ausginge.

Aber damit war es immer noch nichts. Den 30. Juni früh ritt ich

mit dem Kommandierenden vor, um ihm die Position zu zeigen, die ich für den Fall eines Elbübergangs für meine Truppen ausgesucht hatte. Sie wurde genehmigt, aber auch zugleich für diesen Tag kein Vorgehen in Aussicht genommen, denn an diesem Tage sollten die anderen Korps erst einrücken.

Der Kronprinz kam an und konferierte lange und leise mit dem kommandierenden General. Die Besprechung war sehr ernst und schien sich mehr auf die Vergangenheit als auf die Zukunft zu beziehen. Beide hohe Führer waren mit irgend jemand nicht zufrieden. Mit wem, davon habe ich später Unbestimmtes gehört, aber nicht offiziell und nicht ausführlich genug, um es richtig wiedergeben und vertreten zu können.

Ins Biwak zurückgekehrt, empfing ich wieder Klagen wegen verschimmelten Brotes. Ich ging von Truppe zu Truppe. Überall grünes Brot! Die Kürassiere und die Infanterie waren aber ganz glücklich und zufrieden, daß sie überhaupt Brot hatten. Wie erstaunt waren sie, als ich ihnen befahl, dies Brot wegzuwerfen und besseres zu empfangen! Mein exemplarisches Auftreten gegen die betreffenden Beamten verhinderte eine Wiederholung derartiger Übelstände.

Hauptmann v. Glasenapp meldete, daß er endlich Nachrichten von den anderen sechs Munitionskolonnen habe, und beschwerte sich, daß sie bisher nichts gemeldet hätten. Ich war froh, daß sie noch existierten, und mir fiel ein Stein vom Herzen. Jetzt erst teilte ich anderen mit, welche Sorgen ich um diese Angstkinder gehabt hatte. Folgenden Tages rückte Glasenapp näher heran, nach Praußnitz bei Kaile, und vereinigte dort alle neun Kolonnen. Ich erfuhr nun, wie es ihnen gegangen. Der brave Knesebeck war arglos nach Parschnitz hineingeritten. Der Anblick eines österreichischen Arztes hatte ihn auf die Gefahr aufmerksam gemacht. Da hatte er eine Kavalleriespitze aus berittenen Unteroffizieren gebildet und von dem Stande der Dinge dadurch Nachricht erhalten. Die Konstruktion der schwerfälligen alten Munitionswagen aus dem vorigen Jahrhundert gestattete nicht, auf der Straße Kehrt zu machen. Nun standen deren über hundertfünfzig hintereinander in einer Marschkolonne von über dreitausend Schritt Länge. Er nahm also die Begleitmannschaften der Kolonnen mit ihren Gewehren, Artilleristen der Landwehr, die nicht ordentlich mit dem Infanteriegewehr schießen gelernt hatten, vor. Da ward eine Art von Vorpostenstellung eingenommen. Auch ward die Hilfe einer Kompagnie des I. Armeekorps gefunden, die dort vergessen war und nicht wußte, was aus dem Korps geworden. So bot dies kleine Häuflein dem siegreichen österreichischen 10. Armeekorps kühn die Stirn, und die sechs Munitionskolonnen mar-

schierten los, bogen rechts auf Golden-Öls ab, nach den Schlesischen Bergen sich rettend.

Zum Glück dachte der Feind, da er selbst im Rücken durch die 1. Garde-Division bei Staudenz angegriffen wurde, an keinen Angriff, und es floß hier kein Blut. Das Verhalten der Munitionskolonnen war aber darum nicht minder umsichtig.

Auch die schwere Kavallerie-Brigade kam wieder zum Korps zurück, nachdem sie in den Gefechten von Skalitz und Gradlitz*) in Gemeinschaft mit dem V. Armeekorps gefochten hatte. Ich ritt an einem dieser Tage hinüber, um die 3. reitende Batterie Buddenbrock zu sehen. Diese Batterie hatte tapfer gekämpft. Einmal hatte sie das Feuer gegen zwei österreichische gezogene Batterien, also sechzehn Geschütze, nicht nur aufgenommen, sondern auch durchgeführt, bis der Feind abzog. Sechs glatte gegen sechzehn gezogene! Natürlich glaubte sie, die sechzehn gezogenen Geschütze demontiert zu haben. Aus der Kriegsgeschichte geht aber hervor, daß die feindliche Artillerie nur als Masken hingestellt war, um den Abzug der anderen Truppen zu schützen, und freiwillig folgte, als alles in Sicherheit war. So ist man bei persönlichen Erfahrungen oft in Unkenntnis über Ursache und Wirkung. Die Kühnheit Buddenbrocks ist aber darum nicht minder verdienstlich. Er war mit seinen glatten Geschützen gegen diese Übermacht auf eintausend bis eintausendzweihundert Schritt herangegangen und meinte, man müsse dem Feinde nur fest auf den Leib rücken, das könne er nicht vertragen.

Hier meldete er mir auch das brave und umsichtige Verhalten seines Wachtmeisters Göricke, und ich befahl, daß dessen Beförderung zum Offizier in die vorschriftsmäßigen Wege geleitet werden sollte. Sechs Jahre später war er Hauptmann.

Eines Tages, ich glaube es war am 2. Juli, kam das 1. Garde-Dragoner-Regiment unter Oberst v. Barner zum Gardekorps. Wir waren sehr überrascht. Dies Regiment hatte an einem Tage zwölf Meilen im Gebirge zurückgelegt und stellte die Verbindung zwischen den Armeen des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Karl her. Nun erfuhren wir die Erfolge der Ersten Arme. Auf allen Punkten waren wir siegreich. Fast jedes feindliche Armeekorps war bereits erschüttert. Die Siege von Hühnerwasser, Podol, Nachod, Skalitz, Münchengrätz, Gitschin, Königinhof, Schweinschädel waren jeder an sich zwar nur partielle Erfolge, aber sie stellten in ihrer Gesamtheit doch den Erfolg eines Feldzuges dar. Mir gefiel das gar nicht. Ich ward von der bangen Besorgnis erfüllt, der

*) Gefecht bei Gradlitz, richtiger bei Schweinschädel genannt, wurde am 29. Juni vom V. preußischen Korps gegen das 4. österreichische siegreich geführt.

Feind könne jetzt das Klügste tun, nämlich nachgeben und Frieden machen. Dann hätte ich keinen Schuß mit meiner Artillerie getan, und meine ganze Tätigkeit würde für den Krieg nur darin bestanden haben, im Gefecht vom 28. zum 29. Juni durch Abwesenheit zu glänzen. Vom ganzen Korps würde niemand fragen, wie das gekommen, die Tatsache würde laut sprechen und mir die Existenz in der Armee unmöglich machen. So raubten mir die Erfolge anderer die Ruhe. Der Mensch ist nun einmal Egoist und denkt nur an sich selbst.

Im Zelt, bei nächtlicher Ruhe, verfolgten mich diese trüben Gedanken, störten meinen Schlaf, und ich sagte zu Schell: „Sie sollen sehen, die Österreicher sind klug, machen bald einen Frieden, den sie noch nicht zu teuer erkaufen, und ich bin blamiert, habe keinen Schuß getan, es ist, um sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen."

Von nächtlicher Ruhe war überhaupt nicht viel die Rede. In der ersten Nacht des Biwaks von Rettendorf nach zwei Tagen der ununterbrochenen Tätigkeit, nach zwei Biwaksnächten, von denen in der einen mir vier Stunden, in der anderen vielleicht eine halbe Stunde Schlaf zuteil geworden waren, schlief ich fest ein. Die Truppe rings herum war auch müde und hübsch still. Kaum war ich aber eingeschlafen, da wurde mein Name gerufen. Es war der Adjutant des Majors D., eines Bataillonskommandeurs auf Vorposten; dieser ließ mir sagen, ich möchte doch die Reserveartillerie alarmieren lassen. „Ist er verrückt", fragte ich, „warum denn?" Die Vorposten hätten gemeldet, es ginge plötzlich drüben bei den Österreichern eine Windmühle, das sei ein böses Zeichen, wir würden gewiß überfallen. Abgesehen nun davon, daß ich selbständig gar nicht Alarm blasen lassen und die nächtliche Ruhe des ganzen Armeekorps stören durfte, so war die Idee wirklich ganz fabelhaft, daß die Reserveartillerie gefährdet sei, wenn sich eine Windmühle dreht, die Reserveartillerie, welche rings von Infanterie umgeben war und gar nicht überfallen werden konnte, ehe der Feind nicht das ganze Gardekorps vernichtet hatte. Ich ließ also dem Herrn Major sagen, er solle mich schlafen lassen, und fügte die oft ergangene und nie befolgte Einladung hinzu, welche Blücher auch einst an den Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, sandte, als dieser von ihm verlangte, er solle bei Möckern nicht angreifen, sondern sich hinter ihm aufstellen, eine Einladung, die aber der Wohlanstand in Friedenszeiten verbietet. Ich war sehr geneigt, den Major D. für einen Hasenfuß zu halten. Er hat am 3. Juli mehrere Geschütze in Front gestürmt und 1870 den Heldentod gefunden. Es ist eben kein Mensch alle Tage gleich disponiert.

Bei längerem Aufenthalt auf einer Stelle nach bewegten Kriegsoperationen machen sich zwei Tendenzen, Epidemien gleich, geltend: die

Sorge vor einem Überfall und die Spionriecherei. Auch von letzterer ward mir ein Kuriosum zuteil. Hauptmann v. Glasenapp arretierte einen Spion und sandte ihn mir zu, weil er sich Rudolph Tamme nannte und angab, als Sohn eines Beamten meines Vaters als Kind mit mir gespielt zu haben. Ich weigerte mich, ihn zu sehen, denn wenn er wirklich ein Spion war, dann war es für ihn keine Rechtfertigung, daß er als Kind mit mir gespielt hatte. Ich ließ ihn also nach dem kompetenten Korpsgericht führen, wo alle seine Papiere in Ordnung befunden wurden. Er war Korrespondent einer Breslauer Zeitung, und das nannte Glasenapp einen Spion.

Überhaupt spielen Spione im Bewegungskriege nur eine sehr untergeordnete, fast gar keine Rolle. Sie sind nur vor Ausbruch des Krieges und im Positionskriege von Wert. Im Bewegungskriege sind ihre Nachrichten veraltet und durch Ereignisse überholt, ehe sie sich durchgeschlichen haben. Weit sicherer sind die Nachrichten, die wir von unseren Kavalleriepatrouillen und von Gefangenen erhalten.

In den späteren Nächten wurde mir der Schlaf durch die Unruhe der Pferde im Biwak und durch das entsetzliche Schnarchen meiner Nachbarn geraubt. Da lagen in meinem Zelt vier Menschen dicht beieinander. Größer war es nicht. Von diesen wurden zwei, Schell und ich, durch das Schnarchen der beiden anderen, des braven Pfarrers Büchsel und des Auditeurs Marx, am Schlaf verhindert. Es gab kein anderes Mittel, sie zur Ruhe zu bringen, als indem wir sie bei der Kehle packten und schüttelten. Mit der Hand an der Kehle des Nachbarn schliefen wir dann wohl hin und wieder ein. Einmal hatte uns die Müdigkeit und der Schlaf so übermannt, daß wir beide schlafend je einen Nachbarn an der Kehle schüttelten. Die beiden Opfer jammerten und versicherten flehentlich, diesmal hätten sie gar nicht geschnarcht. Wir schüttelten aber unbarmherzig weiter, bis wir aufwachten und alles in ein helles Gelächter ausbrach.

Die gestörten Nächte und die schlechte Nahrung trugen nichts zur Stärkung meiner Gesundheit bei, die wegen des Lungenleidens des vergangenen Jahres nicht viel mehr zuzusetzen hatte. Die schlechte Luft im Biwak, der feuchte Boden, das alles trug mit dazu bei, meine Eingeweide anzugreifen. Eine empfindliche Kolik und absoluter Widerwille gegen alle Nahrung bemächtigten sich meiner.

Der Feind hatte nächtlicherweile seine nahe, bedrohliche Stellung bei Dubenetz verlassen, als er nach Vereinigung unserer Armee sich auch seinerseits in dieser Stellung bedroht sah. „Es fürchten sich immer alle, und es kommt nur darauf an, daß wir uns etwas weniger fürchten als die Feinde", sagte Dannenberg. Wir schoben am 2. Juli unsere Avant-

garden über die Elbe. Die des Gardekorps besetzte die Höhe von Daubrawitz. Meine schöne Stellung bei Königinhof ward gegenstandslos.

Aber eins war sicher. An einen Überfall oder überraschenden Angriff seitens des Feindes war am 2. Juli nicht mehr zu denken. Ich konnte also wenigstens etwas im voraus anordnen für den Nachmittag. Büchsel mußte einen Gottesdienst abhalten und das Abendmahl austeilen an alle, die sich danach sehnten.

Der permanente Regen verwandelte sich in ein wolkenbruchartiges Gewitter. Sobald aber die Vorbereitungen beendet und die Truppen im Viereck aufgestellt waren, zerrissen die Wolken, und die wärmende Abendsonne beschien friedlich die andächtigen Krieger. Auf einem großen, von Tannen umgebenen Platze war der Altar aufgeschlagen. Das Ganze war sehr feierlich. Der Kronprinz und der Prinz von Württemberg wohnten der Predigt bei, die zwar nicht die vollkommenste unter den vielen guten Predigten Büchsels war, die wir gehört haben, denn er mochte vielleicht durch die Anwesenheit der vornehmen Herren befangen sein, immerhin war sie schön und erbaulich, und die Andacht war allgemein. Auch kamen alle Soldaten zum Abendmahl, ohne Unterschied der Konfession. Im Kriege, in dem jeder Tag der letzte sein kann, da wird der Mensch fromm, und der gemeine Mann denkt, es hilft das Abendmahl vielleicht, vielleicht schützt es, gleichviel ob katholisch oder evangelisch. Ob auch Israeliten mit dabei waren, weiß ich nicht mehr. Soviel aber weiß ich, daß alles sehr andächtig war. Landbevölkerung, feindliche, katholische Landbevölkerung, umgab uns knieend, entblößten Hauptes.

Kaum war die Feier beendet, als der Himmel sich wieder verfinsterte und der Regen in Strömen herabfiel.

Mit der Wahl der Zeit für diese Feier hatte ich viel Glück. Der folgende Tag war der der großen Entscheidungsschlacht.

---

4. Der 3. Juli.

Der Tag begann trübe und blieb es bis kurz vor Sonnenuntergang. Es war jenes Wetter, von dem man nicht weiß, soll man es Regen oder Nebel nennen. Es macht naß bis auf die Haut. Nach sieben Uhr, als die Truppen nach Versorgung der Pferde mit dem Einnehmen des Kaffees beschäftigt waren, hörten wir in der Ferne das Alarmsignal. Es ward aufgenommen. Bald darauf kam Befehl vom Generalkommando, die Truppen sollten sich marschbereit machen und die Divi-

sionskommandeure und Kommandeure der Kavallerie-Brigade und der Reserveartillerie um einhalb neun Uhr zum Befehlsempfang auf Bahnhof Königinhof erscheinen. Dieser Bahnhof lag jenseit der Elbe. Da somit nicht von einem Angriff seitens des Feindes die Rede sein konnte, so befahl ich, die Truppen sollten sich recht viel Zeit nehmen beim Packen und Satteln und alles gut und ordentlich machen, denn Eile sei nicht, aber große Anstrengung in Aussicht. Ich empfahl auch möglichst viel Mitnahme von Lebensmitteln für Mann und Pferd, weil wir sobald nichts erhalten würden. Den Munitionskolonnen befahl ich, sobald die Reserveartillerie vormarschiert sei, vorläufig ins Rendezvous auf den Biwakplatz der Reserveartillerie zu rücken. Die nötigen Anordnungen hielten mich so lange auf, daß ich schnell reiten mußte, um zur rechten Zeit auf Bahnhof Königinhof zu erscheinen. Als ich mich eben in Bewegung setzte, kam mir Oberstleutnant v. Miesitschek nachgaloppiert und fragte mich, ob er die sämtlichen Munitionswagen an der Queue der Batterien vereinigen dürfe, damit er vorn alle gezogenen Geschütze vereinigen könne. Ich sagte in Eile, er solle machen, was er wolle, und ritt schnell weiter. Das war ein großer Fehler, der sich bitter bestraft hat. Ich lernte daraus, daß man nie von den allgemeinen Vorschriften abweichen soll, wenn nicht ganz besondere Gründe es nötig machen, denn solche Vorschriften sind auf Kriegserfahrungen begründet und wohlerwogen. Hier war aber gar nichts Besonderes geschehen, das eine Ausnahme, ein Zerreißen des inneren Verbandes der Batterien, bedingt hätte. Es war vorläufig Bereitschaft zum Vormarsch befohlen, auch ein Vormarsch, eine Schlacht waren doch keine Umstände, die eine Ausnahme von den hierfür gegebenen Vorschriften gerechtfertigt hätten. Ich sollte diesen Fehler schwer büßen.

Um einhalb neun Uhr traf ich auf Bahnhof Königinhof ein. Daselbst gab der Oberst v. Dannenberg die Befehle aus. Er war sehr nervös darüber, daß Alvensleben*) mit der Avantgarde bereits ohne

*) Konstantin v. Alvensleben, geboren 1809, war 1866 Kommandeur der 2. Garde-Infanterie-Brigade und gab hier bereits das Beispiel seltener Initiative, indem er auf eine Benachrichtigung des Generals v. Fransecky, daß die 7. Division in den voraussichtlichen, allgemein werdenden Kampf eingreife und Unterstützung wünschenswert sei, die ihm unterstellte Avantgarde der 1. Garde-Division selbständig alarmieren und antreten ließ, auch trotz des später erhaltenen Befehls seiner Division, stehen zu bleiben, unbeirrt weitermarschierte und melden ließ, er könne dem Befehl nicht nachkommen, da er dem General v. Fransecky bereits Unterstützung zugesagt und seine Avantgarde bereits in Marsch gesetzt habe. Vgl. Denkwürdigkeiten des Generals v. Fransecky, herausgegeben von v. Bremen, S. 359, 360, und v. Lettow-Vorbeck, Krieg 1866, II., 455. Im Kriege 1870 führte Alvensleben dann das III. Korps und ist besonders durch den heldenhaften Kampf von Vionville—Mars la Tour bekannt geworden. Er starb 1892.

Befehl abmarschiert sei. Die Befehle gingen nun dahin, daß die 1. Garde-Infanterie-Division, dann die 2. Garde-Infanterie-Division, dann die Reserveartillerie, zuletzt die schwere Kavallerie-Brigade bei Königinhof übergehen und auf Choticborek marschieren sollten. Alle Trains sollten bis Königinhof marschieren, aber ohne speziellen Befehl die Elbe nicht überschreiten. Ich remonstrierte, daß man mich doch nicht wieder ganz hinten lassen möge. Dannenberg wurde grob, ich auch, aber die Befehle gingen ab. Auf dem Bahnhofe waren große Massen von Butterbroten aufgehäuft. Die Herren nahmen Vorräte davon mit, ließen aber die Hälfte davon stehen. Butter hatte ich seit acht Tagen nicht gesehen! Ich ließ mich nicht lange nötigen, aß und füllte meine Packtaschen mit Vorrat, den Leutnant v. Schell zu gleichem ermunternd. Daß mir diese Butterbrote ein Bein retten würden, ahnte ich nicht.

Während ich mit dieser Personal-Verproviantierung beschäftigt war, rief mir Dannenberg zu: „Um Ihnen ein Vergnügen zu bereiten, soll die Reserveartillerie der 1. Garde-Division folgen und dann erst die 2. Wollen Sie es bestellen?" „Sehr gern!" sagte ich und sandte den Leutnant v. Schell voraus, um die Bestellung an Miesitschek zu machen.

Später habe ich gehört, daß mein Gönner, der Prinz von Württemberg, einen Zettel mit Bleistift an Dannenberg gesandt hatte, die Reserveartillerie soweit als möglich vorn marschieren zu lassen, und daß dieser Zettel die mir erwünschte Änderung in der Marschordnung herbeigeführt hat.*)

Ich ritt nun zurück nach Königinhof, der Truppe entgegen. Da kamen schon die dichten Massen der 1. Garde-Division heraus. Es war schwer durchzukommen. Mitten in Königinhof aber sah ich, o Schrecken! schon die Spitze der 2. Garde-Division. Der Gegenbefehl war also nicht rechtzeitig gekommen, die vordersten Truppen der 2. Garde-Division hatten meine Truppen abgeschnitten, und die nachfolgenden würden ihnen sicher nicht am Tor von Königinhof den Vortritt gelassen haben. Ich verständigte daher den mir begegnenden Kommandeur der

*) Feldmarschall Moltke hat in seiner nach dem Feldzug 1866 an den König eingereichten Denkschrift „über die bei der Bearbeitung des Feldzuges 1866 hervorgetretenen Erscheinungen" über die Wichtigkeit dieses Vorziehens der Reserveartillerie der Garde gesagt:

„Die Reserveartillerie der Garde vermochte in der Schlacht von Königgrätz nur dadurch in hervorragender Weise einzugreifen, daß sie rechtzeitig von der Queue des Armeekorps noch während des Marsches hinter die 1. Garde-Infanterie-Division vorgezogen wurde."

Großer Generalstab, Moltkes Militärische Werke II., 2. 131. Die militärischen Leser seien noch auf die „Militärischen Briefe" des Prinzen Hohenlohe hingewiesen, wo dieser III., 13 und 35ff. seine Erfahrungen bei Königgrätz bespricht.

Division, Generalleutnant v. Plonski, von dem abändernden Befehl und bat ihn, seinen Truppen zu befehlen, daß sie meine Batterien vorbeilassen sollten. Er tat dies bereitwilligst, denn auch er hatte bei Rognitz schmerzlich empfunden, daß zu wenig Artillerie im Gefecht stand.

Nun wand ich mich weiter rechts an der Straßenseite bei den Truppen vorbei, mich im Bügel hebend und ängstlich suchend, ob ich nicht bald meine Batterien kommen sehen würde. Ich sah über den Bajonetten die erste Kugel eines Reiterhelms schimmern, als mein Knie schmerzhaft mit dem eines anderen Reiters zusammenstieß, der soeben aus einem Hause herauskam. Wie erschrak ich, als ich die wohlbekannte Stimme des Kronprinzen hörte, welcher lachend rief: „Guten Morgen, Fürst, rempeln Sie mich nicht, sondern lassen Sie mich durch!" Ich stammelte Entschuldigung, machte Platz, so gut es ging, und das Oberkommando der Zweiten Armee jagte die Straße entlang an den Truppen vorbei. Ich vereinigte mich mit meinen Batterien, setzte sie in Trab, um baldigst meinen Platz vor der 2. Garde-Division zu erreichen. Die vordersten Truppen derselben hatten mittlerweile schon die Chaussee bedeckt, welche in ziemlich steilen Schlangenwindungen die Höhe des linken Talrandes bei Daubrawitz erreicht. Diese steile Chaussee ging es nun bergauf im Trabe.

Als man oben ankam, hörte man ununterbrochenen Kanonendonner und das Knattern des Tirailleur- und Salvenfeuers. Daß Prinz Friedrich Karl im Gefecht und baldige Hilfe vonnöten sei, das war uns schon auf Bahnhof Königinhof bekannt.*)

Eben hatten meine Batterien den Anschluß an die Queue der 1. Garde-Division erreicht, und ich hatte sie in Schritt fallen lassen, da erhielt ich die Nachricht, Artillerie sei vorn dringend nötg. Ich setzte also die Batterien in Trab, um nun auch links an der 1. Garde-Division vorbeizugelangen, als ich auch den Befehl erhielt, baldigst mit den Batterien vorzukommen.

Die Wege waren grundlos und schmal. Die 1. Garde-Division schleppte sich mühsam darauf fort und bedeckte sie. Auf diesen Wegen

*) Bis zum 2. Juli nachmittags glaubte man auch im Großen Hauptquartier des Königs zu Gitschin nicht, daß nennenswerte österreichische Kräfte auf dem rechten Elbufer verblieben seien, und daß die Österreicher hier Widerstand leisten würden. Es war daher beabsichtigt, den durch die Gefechte und Märsche bei schlechtem Wetter sehr mitgenommenen Truppen für den 3. Juli Ruhe zu gewähren. Erst die Erkundungsritte des Leutnants v. Heister und Majors v. Unger hatten bis gegen Abend des 2. die Anwesenheit mehrerer feindlicher Korps zwischen Königgrätz und Sadowa festgestellt. Hierauf wurde erst gegen Mitternacht vom König der Befehl zum Angriff für die Erste Armee des Prinzen Friedrich Karl gegeben und an die Zweite Armee des Kronprinzen die Weisung gesandt, gegen die feindliche rechte Flanke zu marschieren.

konnte ich unmöglich an der 1. Garde-Division vorbeikommen. Ich dirigierte daher die Tete meiner Batterien querfeld und suchte Felder aus, auf denen Geschütze durchkommen konnten. Ich jagte vor und ließ überall, wo Mißverständnisse möglich waren, einen Trompeter oder eine Ordonnanz zurück, um den Batterien den Weg anzuweisen. Ein vorreitender Kommandeur muß mit größter Pedanterie Befehle zurücklassen und senden, denn in großen Schlachten sind große Mißverständnisse gar zu leicht. Endlich sah man die Höhe von Chotieborek*) und auf derselben den Stab des Generalkommandos halten. Der immer deutlicher werdende Schlachtenlärm schärfte meine Sporen, und ich fand mich beim kommandierenden General ein.

„Wo sind Ihre Batterien?", rief mir der Prinz entgegen. „Sie sind in zehn Minuten hier." „Das ist sehr schön. Nun orientieren Sie sich erst. Sie können von hier aus die Schlacht übersehen."

Ich nahm mein Fernrohr und sah in das Tal hinab. Wir standen so ziemlich in der Verlängerung des Bistritztales, zu unseren Füßen war das Trotinatal mit den Dörfern Jeritschek und Luzan. Im Bistritztale wogte die Schlacht, in deren Flanke wir also standen. Ich beobachtete den Stand der Angelegenheiten. Links standen die Österreicher, ihre Artillerie war zahlreich oben auf dem Talrande und machte sich durch massenhaftes Hervorbringen der bekannten dicken Pulverdampfwolken bemerklich. Weit vor die Geschütze ins Tal hinuntergeschoben waren die Feuerlinien der österreichischen Infanterie. Dieser nicht zu weit gegenüber sah ich die Feuerlinie preußischer Infanterie und Artillerie so ziemlich auf derselben Grundlinie, aber ungünstig unten im Tale. Es standen also die preußischen Geschütze im Infanteriefeuer und waren gefährdet, es sei nun, daß die preußische Infanterie nicht avancieren konnte oder auf die Artillerie zurückgeworfen war.

Ich sagte: „Es scheint nicht gut bei der Ersten Armee zu stehen." „Gewiß," sagte der Kronprinz, den ich jetzt erst neben dem Prinzen von Württemberg halten sah, „meinem Vetter Fritz Karl geht es schlecht. Ich habe Meldung, er braucht dringend Hilfe. Ich habe nun zwei Wege: Entweder ich marschiere zu ihm, der Weg ist aber zu weit, und ich komme zu spät, oder aber ich marschiere geradeaus und greife Flanke und Rücken des Feindes an. Sehen Sie diesen großen Baum, der ist der rechte Flügel der Österreicher, den lassen Sie rechts. Knallen Sie bald tüchtig, damit Fritz Karl hört, daß ich da bin."

Dies war die Instruktion, mit der ich meine Batterien ins Gefecht führte.

---

*) 8 Kilometer südlich Königinhof gelegen.

Ich sah vor mir das Trotinatal. Jenseits desselben erhob sich die Höhe von Horenowes wie ein Festungswall. Die regenerfüllte Luft ließ diesen Wall so nahe erscheinen, daß man ihn mit Händen greifen zu können meinte. Oben auf der Höhe stand, weithin sichtbar, der nun historisch gewordene Baum mit seiner breiten Krone (in der Nähe gesehen waren es zwei Linden zu beiden Seiten eines mächtigen Kruzifixes). An diesem Baum stand das rechte Flügelgeschütz der österreichischen Gefechtslinie und feuerte nach dem Prinzen Friedrich Karl zu.

Im Tale vorwärts, etwas rechts, begannen zwei Batterien bei Zizelowes ihr Feuer — es waren die Batterien der Avantgarde der 1. Garde-Division —, und links von mir, auf den Höhen von Resnasow Habrina, sah ich dicke schwarze Massen, die sich auf Ratschitz zu wälzten und bei Besichtigung durch das Fernrohr als Blauröcke (VI. Armeekorps) erwiesen. Während der Kronprinz dem 1. Garde-Regiment entgegenritt und den Prinzen Anton von Hohenzollern begrüßte, einen Gruß, den ich mit flüchtigem Blick sah, der mir aber wieder ins Gedächtnis zurückkam, als der Begrüßte noch denselben Tag die tödliche Kugel erhielt, führte ich meine Batterien im Trabe die Höhen hinab, der Infanterie voraus.

Bei Jeritschek wäre ich gern rechts oder links vorbeigegangen, denn in das Dorf fielen österreichische Granaten. Aber die Trotina war zu breit und wasserreich, um sie mit Artillerie zu passieren. Ich mußte daher in dem vom Feinde beschossenen Dorfe über eine hölzerne Brücke mit der ganzen Artilleriemasse traben. Zum Glück standen die Österreicher so weit, daß sie nichts trafen.

Jenseit Jeritschek jagte ich den Batterien noch ein paar tausend Schritt voraus auf eine flache Terrainwelle, während Miesitschek aufmarschieren ließ und mit der deployierten Abteilung dann folgte. Die Österreicher hatten uns gesehen und nunmehr auch links von dem berühmten Baume Geschütze in Position gebracht, mit denen sie uns begrüßten. Wenn auch die Granaten der Österreicher noch recht steil einfielen, so glaubte ich doch nach meinem Augenmaß, dem Feinde auf wirksame Schußweite nahe gekommen zu sein, und taxierte 2500 Schritt. Miesitschek kam an und meinte auch, dies sei eine hübsche Stellung. Auch er taxierte 2500 Schritt. Ich sagte ihm, er solle nur die vorschriftsmäßigen Kommandos geben und keine Entfernung befehlen, wir wollten einmal sehen, wie die Hauptleute taxierten.

Im heftigsten österreichischen Schnellfeuer kamen die Batterien angetrabt, wie auf dem Exerzierplatze. Der österreichische Granatregen fiel recht reichlich, aber vor und hinter uns zwischen die Geschütze. Kein

Mann, kein Pferd ward getroffen. Wir gelangten ohne Verlust in die Stellung. Eine Artillerielinie von vierundzwanzig Geschützen, die genau schnurgerade auf den Feind zu trabt, stellt sich ihm dar wie vierundzwanzig Punkte, die in der Bewegung recht schwer zu treffen sind.

Die Batterien erreichten die flache Welle gleichzeitig, alle vier Batteriechefs kommandierten 2500 Schritt, und der erste Schuß fiel bald nach zwölf Uhr mittags. Der Adjutant, Leutnant v. Schell, mußte während des Gefechts häufig die Momente nach der Uhr notieren, ein schwieriges und unangenehmes Geschäft bei der Erregung der großen Schlacht und bei dem starken Regen, der das Papier durchnäßte und das Schreiben erschwerte. Als Kuriosum sei hier noch angeführt, daß, wie ich später aus den Werken gelesen habe, mein erster Kanonenschuß auf meinen Vetter, den Herzog Wilhelm von Württemberg, gerichtet war, mit dem ich als Kind oft gespielt habe. So geht es im Kriege zwischen Deutschen.

Es war kurz vor zehn Uhr gewesen, als die Batterien durch Königinhof durchmarschierten. Wenig mehr als zwei Stunden hatten genügt, um den fast drei Meilen entfernten Feind zu beschießen. Die Batterien waren dabei ohne Weg über Gebirge getrabt, querfeld in tiefem, hoch mit Getreide bestandenem Boden. Das Stroh hatte sich um die Räder gewickelt und mit den langen Roggenhalmen dicke Kränze gebildet, die manchmal weitere Bewegung unmöglich machten und erst mit dem Säbel abgekratzt werden mußten, ehe man weitertrabte, einzelne Pferde waren tot im Geschirr zusammengebrochen, aber wir waren zur Stelle und schossen und brachten dem Prinzen Friedrich Karl Hilfe, und nun wir schossen, konnten die Pferde verschnaufen.

Vor dem Übergange über die Trotina hatte ich Befehl erhalten, die 4. reitende Batterie an das 3. Garde-Ulanen-Regiment, Oberst Mirus, abzugeben, das zur Verbindung mit dem VI. Armeekorps nach links detachiert ward.

Nun war mein stolzes Kommando sehr reduziert. Von den sechzehn Batterien, die ich dem König am 12. Mai vorexerziert, blieben in der Schlacht vier Batterien, also ein Viertel, unter meinem Befehl.

Dicht vor mir waren die beiden anderen Batterien der 1. Garde-Division über die hölzerne Brücke von Jeritschek gegangen und hatten jenseit des Dorfes scharf linksum gemacht. Ich war aber geradeaus vorgegangen und kam so etwas früher in Stellung als diese beiden Batterien, die dann links von mir Stellung nahmen, während etwa 500 bis 1000 Schritt rechts von mir seit einer halben Stunde die zuerst genannten beiden Batterien der 1. Division bei Zizelowes feuerten.

Uns gegenüber entwickelte sich an dem Baume eine feindliche

Artillerielinie von zweiunddreißig bis vierzig Geschützen,*) gegen die wir also achtundvierzig aufgestellt hatten. Der Feind hatte den Vorteil der dominierenden, gedeckten Stellung und schoß viel.

Ich befahl äußerst langsames Feuer und Beobachtung, Schuß um Schuß. Die erste Granate schlug am Fuß der Höhe ein. Es erfolgte das Kommando: 1000 Schritt weiter! Noch ging der Schuß zu kurz, „Noch 500 Schritt weiter!" und selbst das Feuer auf 4000 Schritt erwies sich als zu kurz. Da gab ich das Signal: „Stopfen!" und den Befehl zum Avancieren.

So hatten wir uns in der Entfernung geirrt, obgleich wir im Frieden fleißig das Distanzschätzen geübt hatten. Das trübe Wetter ließ den flachen Höhenzug wie einen steilen Wall erscheinen. Der Fuß war 2500 Schritt entfernt. So rückten die Berge im regnerischen Wetter näher.

Ein Blick rückwärts belehrte mich, daß die Infanterie der 1. Garde-Division an verschiedenen Punkten hinter mir über die Trotina ging und sich zum Gefecht entwickelte. Ich war also baldigen Schutzes sicher und konnte dreist weiter vorgehen.

Ich trabte also mit den Batterien eine Viertelmeile näher gerade auf den Feind zu und protzte auf einer anderen Terrainwelle, in der Höhe von Wrochownitz, ab, von der aus wir mit zweitausend Schritt Elevation zu feuern begannen und uns bald auf eintausendneunhundert Schritt einschossen. Auch hier hatten wir keine Verluste. Die feindliche Artillerie auf der Höhe wurde außer von den genannten achtundvierzig Geschützen auch von der 4. reitenden und von sechs Batterien des VI. Armeekorps, also von neunzig Geschützen,*) bearbeitet, davon achtundsiebzig gezogene, und räumte das Feld nach kurzem Widerstande. Während des Kampfes hatten wir auch auf eine Batterie gefeuert, welche eilig von rechts her, also aus dem Kampfe, gegen die Division Fransecky die Höhe mit dem Baume zu erreichen suchte. Ich glaubte nicht, daß wir sie getroffen hätten, obgleich die Batteriechefs es glaubten. Es wurden aber nachher auf diesem Wege zwei Geschütze, oben auf der Höhe drei, in Summa fünf feindliche Geschütze, gefunden, welche der Feind hatte stehen lassen müssen.

Es hat sich später ein recht unerquicklicher Streit darüber entsponnen, ob diese feindliche Artillerielinie von 40 Kanonen durch unsere Artillerie oder durch unsere Infanterie vertrieben sei. So ist es immer,

---

*) Es waren 40 österreichische Geschütze, die hier den Rückzug ihres Korps, des II. deckten.

**) Es waren im ganzen nur 78 preußische Geschütze hier tätig.

und so wird es immer in großen Schlachten sein. Wer den Feind vor sich weichen sieht, glaubt, er weiche vor ihm. Wer ein verlassenes, feindliches Geschütz stehen sieht, glaubt, es erobert zu haben, und nicht jeder, der es triumphierend heimführt, hat sein Leben für dessen Besitz eingesetzt. Kämpften doch die alliierten russischen Kosaken mit preußischer Kavallerie nach der Schlacht an der Katzbach um französische Geschütze, die die preußische und russische Infanterie genommen hatte.

Wir hatten im Kampfe nur auf unsere Granaten und unser Ziel geachtet. Ob außer meinen vierundzwanzig Geschützen Batterien rechts und links von mir nach demselben Ziel oder nach einem anderen feuerten, konnte ich nicht wissen. Ich glaubte in diesem Augenblick, die feindlichen vierzig Geschütze mit meinen vierundzwanzig allein vertrieben zu haben, und ein stolzes Gefühl der Unwiderstehlichkeit bemächtigte sich meiner und meiner Truppen.

Kampf in Horenowes. Als die feindliche Artillerielinie von der Höhe am Baume verschwunden war, hatte ich Lust, sofort vorzugehen und die Höhe mit meinen Geschützen zu krönen. Aber auf dem diesseitigen Abhange der Höhe, wenige hundert Schritte rechts vorwärts von meinem rechten Flügel, lag das Dorf Horenowes. Die Infanterie der Avantgarde der 1. Garde-Infanterie-Division war eben in dasselbe eingedrungen. Wir sahen keinen Feind; aber der Kampfeslärm im Dorfe, das Hurraschreien der Angreifer, das Knattern von Salven und Schnellfeuer, Feuersbrünste und Pulverdampf kündigten zur Genüge die Nähe des Feindes an. Das Gros der 1. Garde-Infanterie-Division hatte links rückwärts von mir seinen Aufmarsch beendet und rückte, in Treffen formiert, querfeld heran. Jenseit des Höhenrandes mußte ich auf dem Plateau die zu den 40 Geschützen gehörige Infanterie vermuten und konnte sicher sein, dem Feinde als Beute ins Netz zu laufen, wenn ich meine Geschütze früher auf die Höhe führte, als unsere Infanterie oben angelangt war. Ich ließ also meine Batterien mit geladenen Geschützen schweigen, bereit, zu feuern, wenn irgendwo ein Feind sichtbar sei. Von feindlicher Infanterie konnten wir nur wenig sehen. Eine Masse von etwa einem Bataillon, die sich aus Horenowes nach dem Baum hinaufzog, ward durch wenige Schrapnells zersprengt wie ein Bienenschwarm, der den väterlichen Stock verläßt.

Da kam von rechts her eine preußische Kavalleriemasse unter Umgehung des Dorfes auf die Höhe hinaufgetrabt. Es waren Dragoner und Ulanen. Feindliche, hörbare Salven kündigten die Anwesenheit gegnerischer Infanterie auf dem Plateau an. Es war, wie ich später erfuhr, die Attacke, in der der brave Oberstleutnant v. Heinichen den Heldentod

fand. Diese Kavallerieattacke gegen intakte, unerschütterte Infanterie kostete nur Opfer und hatte kein Resultat. Nur eine Dragoner-Eskadron, Planitz, fing fast 100 Infanteristen ein, die aus Horenowes hinauf abziehen wollten, nachdem unser Geschützfeuer sie zersprengt hatte. Dagegen ward die 4. Eskadron Garde-Husaren am Baum ebenfalls abgewiesen, nachdem ihr Chef gefallen war.

Angriff des Gros der 1. Garde-Infanterie-Division. Jetzt streifte das avancierende Gros der 1. Garde-Infanterie-Division meine Artilleriestellung. Ich übergab dem Oberstleutnant v. Miesitschek auf kurze Zeit das Kommando der Batterien mit dem Befehl, zu halten, bis ich von der Höhe das Vorgehen derselben befehlen würde. Ich selbst wollte den Infanterieangriff mitmachen, um den rechten Moment zu erfassen, in dem die Batterien wagen könnten, hinaufzugehen.

Mich gelüstete es, einmal einen Infanterieangriff ganz in der Nähe mitanzusehen. Es ist ein eigentümliches Gefühl, das einen beschleicht, wenn man so eine Höhe hinaufgeht, hinter deren Rand man den noch unsichtbaren Feind vermutet. Die Infanterie marschierte in auseinandergezogenen Treffen, das erste, wenn ich nicht irre, in Halb-Bataillonen, in Kompagniekolonnen, im Tritt. Kokett setzte ich mich an die Spitze einer solchen Kolonne. Schweigend stieg die schöne Masse die Höhe hinan.

Plötzlich krachte von links vorwärts aus unbedeutender Entfernung ein Kanonenschuß von einem für uns unsichtbaren Geschütz. Die Granate schlug vierzig Schritt vor mir ein und platzte. Ich blieb schweigend im Vorwärtsreiten im Schritt. Eine zweite Granate schlug auf denselben Fleck zwanzig Schritt vor mir ein. Als ich mich dem Fleck auf zwei Schritt genähert hatte, platzte die dritte Granate vor den Füßen meines braven Farmer. Das war ihm zu viel. Er stieg kerzengerade in die Höhe, überschlug fast und sprang, indem er sich umdrehte, mitten in die Infanterie hinein. Mein Gefolge, Leutnant v. Schell, zwei Trompeter, zwei Ordonnanzen, stob rechts und links auseinander, weil die Pferde erschreckt waren. Ich schämte mich, die Infanterie in Unordnung gebracht zu haben, riß mein Pferd rechts auf den Flügel hinaus und bat die Offiziere um Entschuldigung. Das alles war das Werk weniger Sekunden, während deren die Infanteriekolonne im Vormarsch blieb und den Fleck erreichte, auf dem die ersten drei Granaten eingeschlagen waren. Noch fünf feindliche Granaten platzten nun auf demselben Fleck, während die Infanterie darüber wegmarschierte, davon die letzten zwei hinter dem Bataillon, zwischen den sich wälzenden Verwundeten. Die Offiziere riefen: „Vordermann! Rechts Fühlung! Tritt! Rechts,

links, rechts, links!", und die Truppe marschierte schweigend weiter, als ob nichts geschehen wäre. Solche Szenen hatte ich aus früheren Kriegen oft gelesen und nie geglaubt, jetzt hatte ich sie leibhaftig gesehen

Ich war außerdem praktisch darüber belehrt, daß mein Reiten v o r der Infanterie diese nur geniere, auch mußte ich ja, wenn es zum Feuern käme, sie maskieren. Also schloß ich mich einer Truppe des ersten Treffens, ob Kompagnie oder Halb-Bataillon, weiß ich nicht, hinten an und ritt hinter dem Hauptmann v. Lobenthal*) weiter, gespannt, was nun kommen würde.

Die Batterie, welche uns die acht lieblosen Granaten zugesandt hatte, war verschwunden. Nach den österreichischen Berichten ist es wahrscheinlich die des Prinzen Solms gewesen, den ich einst im Seebade Norderney recht gut kennen gelernt hatte, und der später in einem Duell durch einen Grafen Wedel erschossen worden ist. Augenscheinlich hatte sich die Batterie auf den Punkt, auf den das Bataillon zu marschierte, recht gut eingeschossen gehabt und ließ uns nun ins Feuer laufen, wie man so sagt, feuerte ihre acht Kanonen hintereinander ab und schloß sich dann dem befohlenen Rückzuge des Armeekorps des Grafen Thun an.

Als wir den Höhenrand erreichten, hob sich Lobenthal im Sattel, denn er hörte schießen, kommandierte den Aufmarsch rechts und links im Marsch-Marsch und Schnellfeuer. Ich war hinter ihm, also noch nicht hoch genug, um über die Köpfe der Infanterie und den Kamm der Höhe wegzusehen. Bald krachte und rollte das Schnellfeuer, ich war in Pulverdampf gehüllt, und ich sah ein paar Minuten lang erst recht nichts. Dann eine kurze Vorbewegung, Halt, Schwärmen. Hauptmann v. Lobenthal wandte seinen Schimmel und fragte mich, was seinem Pferde sei, es wackle so eigentümlich. Ich sah dem hübschen Tier mitten unter dem Halse das Blut herunterlaufen. Ich sagte: „Stichschuß, springen Sie schnell herunter, sonst liegen Sie unter dem Pferde, das gleich zusammenbrechen wird." Dann sandte ich eine Ordonnanz zurück, um ihm eines seiner anderen Pferde, die er mir beim dritten Treffen zeigte, holen zu lassen.

Nun wußte ich also, wie ein Infanterieangriff in der Nähe aussieht. Wer keinen reglementarischen Platz dabei hat, sieht nämlich gar nichts. Eine neue, sehr lehrreiche Erfahrung!

Bei dieser Veranlassung habe ich noch eine andere, höchst interessante Beobachtung gemacht. Ich hatte nämlich später Gelegenheit, den Originalbericht des Hauptmanns v. Lobenthal über seine Beteiligung an dieser Schlacht zu lesen. Er gibt an, seine Pferde, zwei oder drei, im

*) Hauptmann v. Lobenthal war Chef der 7. Kompagnie 3. Garde-Regiments z. F

Kampfe von Rosberitz, eine deutsche Meile weiter vorn, verloren zu haben. Er hatte diesen Tag noch heftige Kämpfe zu bestehen, nahm sieben österreichische Geschütze und zeichnete sich so aus, daß das ganze Korps von ihm sprach.*) Des kurzen Kampfes an der Lindenhöhe von Horenowes erwähnte er mit keiner Silbe. Bei den sich häufenden Ereignissen des Tages ist er seinem Gedächtnis ganz entschwunden. So unzuverlässig sind die ehrlichsten Originalberichte derjenigen, die mitten im Kampfe waren. In einer großen Schlacht häufen sich die Eindrücke. Wer nicht nach der Uhr während des Gefechts Notizen macht, weiß nachher nicht, was, wann und wo sich etwas ereignet hat, weiß nicht, was vorher, was nachher geschah. Kavallerie- und Infanterieoffiziere haben aber keine Zeit, mitten im Kampfe Notizen zu machen.

Als ich die Höhe im gesicherten Besitz der Infanterie sah, ließ ich die Batterien nachkommen. Die ersten Geschütze erreichten sie dreiviertel zwei Uhr.

Schon sandte uns der Feind Granaten zu von einer Höhe, die sich von Chlum nach Nedelist herunterzieht. Die Entfernung war erheblich, fünftausend Schritt, die Wirkung also nicht nennenswert. Einzelne meiner Batterien antworteten, aber langsam und sparsam, lediglich um die Aufmerksamkeit des Feindes von der Infanterie ab- und auf meine Kanonen hinzulenken.

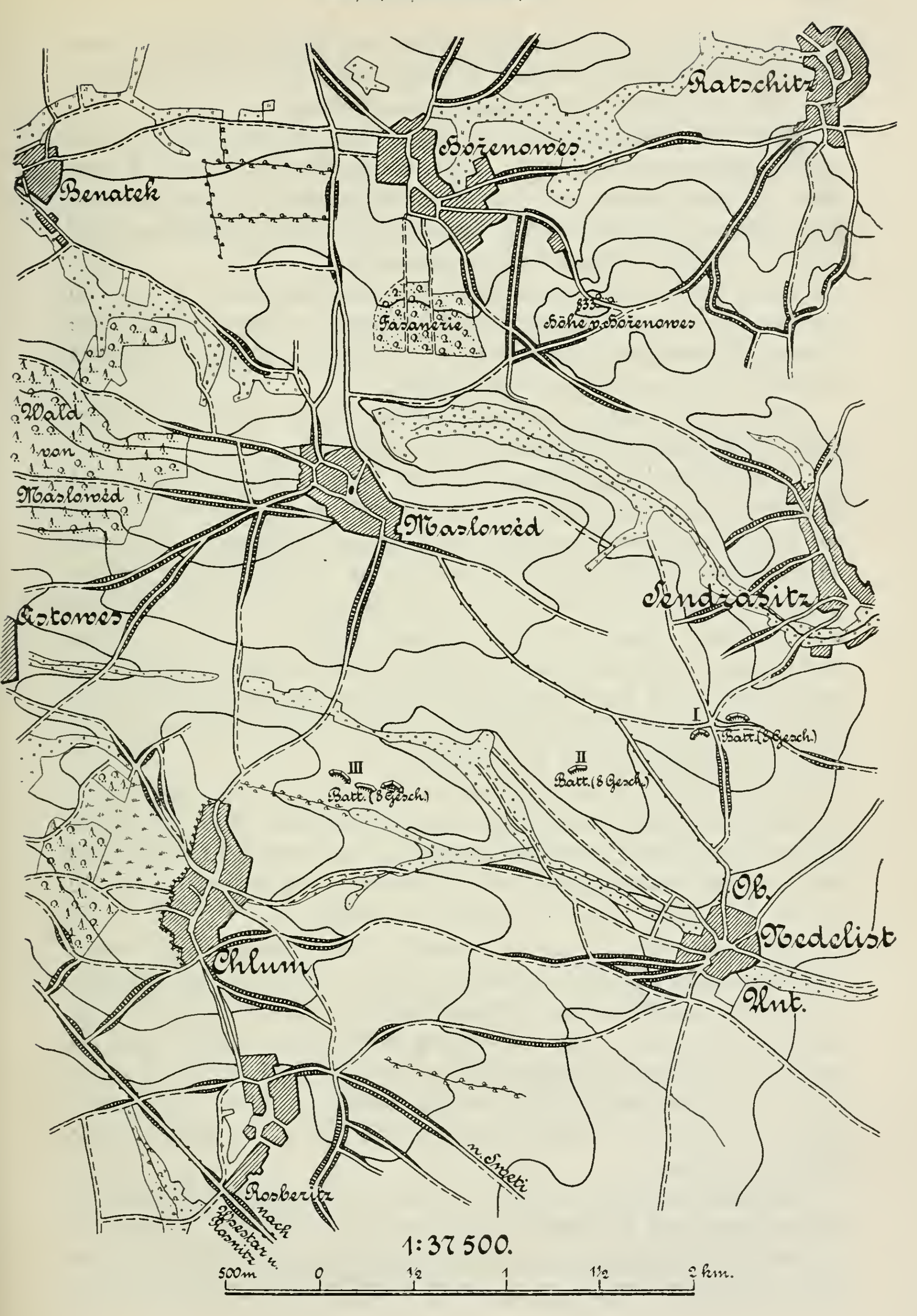
Die Infanterie der Avantgarde hatte mittlerweile Horenowes ganz gestürmt und die Höhe auch erreicht. Die Lage, wie sie sich unseren Blicken von der Baumhöhe aus darbot, war in diesem Augenblick folgende:

Vor uns im Grunde, zwischen der Baumhöhe und der steilen Höhe von Maslowed, fing sich Infanterie der 1. Garde-Division an zu sammeln und zu ordnen. Weiter vor uns auf der Höhe von Chlum standen einige österreichische Geschütze im Feuer. Rechts von uns, gegen Cistowes hin, tobte der Kampf. Der Wald hinderte uns, etwas zu sehen. Links von uns zogen die österreichischen Massen ab, die eben vor uns gewichen waren, nach Lochenitz an der Elbe zu, und zogen hinter anderen Massen fort, welche bei Sendrasitz Front gegen Ratschitz machten, zum Teil auch flankierendes Artilleriefeuer auf uns richteten. Bei letzterem Orte begann das VI. Armeekorps, sich langsam aus dem äußerst beschwerlichen Trotina-Defilee herauszuwinden und aufzumarschieren. Hinter uns war von der 2. Garde-Infanterie-Division noch nichts zu sehen. Durch mein Einschieben in die Marschkolonne bei Königinhof und meinen eiligen Trab nach vorn war nämlich eine große Lücke entstanden.

---

*) Hauptmann v. Lobenthal erhielt für die Schlacht von Königgrätz den Orden pour le mérite.

Gefechtsfeld von Chlum.



Es war klar, die 1. Garde-Division war mit der Garde-Reserveartillerie zwischen die feindlichen Truppen eingekeilt und in einer Position, die ihre Gefahren im Gefolge haben konnte.

Das Generalkommando befahl daher durch den Chef des Generalstabes, Obersten v. Dannenberg, die 1. Garde-Division solle die Baumhöhe in Gemeinschaft mit der Garde-Reserveartillerie besetzen und halten, abwartend, bis das VI. Armeekorps mit uns in gleicher Höhe, und die 2. Garde-Division herangekommen sei.

Kaum war aber der Oberst v. Dannenberg fortgeritten, so setzte sich die Infanterie wieder in Bewegung. General v. Hiller ließ sie eine Frontveränderung nach rechts machen, so daß seine Division Maslowed und Chlum hart rechts liegen lassen sollte.

Das erste Treffen, Tirailleurs vor der Front, erstieg den steilen, oben scharf gekanteten Höhenrand von Maslowed.

Als ich diese Vorwärtsbewegung sah, jagte ich, noch ehe alle meine Batterien auf der Baumhöhe von Horenowes eingetroffen waren, vor, um den Grund davon zu entdecken. Am Fuß der Masloweder Höhe traf ich den General v. Colomier, der eben abstieg, um die Höhe zu Fuß zu erklettern, und mich zu gleichem aufforderte, weil ein heftiges Pfeifen von feindlichen Kugeln auf diesem Rande stattfand, und er meinte, unnütz wollen wir uns die kostbaren Pferde nicht totschießen lassen. Ich erklärte mich aber von den schlaflosen Nächten und meinem Leiden zu matt, um Berge zu Fuß zu erklettern, und so begaben wir uns, er zu Fuß, ich zu Pferde, in die Tirailleurlinie.

Oben sahen wir die feindliche Infanterie nahe vor uns, einige Schanzen, ungeschickt in der Tiefe angelegt, unter uns, links von Chlum eine feindliche Batterie von acht Geschützen uns gegenüber. Rechts von uns tobte der Kampf, links rückwärts bei Sendrasitz unten waren große Massen Österreicher, dabei eine Kavalleriemasse.

Wir kamen überein, daß die ganze 1. Garde-Division doch unmöglich ohne Artillerie gelassen werden könne. Ich fragte den General v. Colomier, wo Hiller denn seine Artillerie habe. Er antwortete, die habe Hiller vergessen. So geht es uns Artilleristen! Hiller hatte befohlen, die Artillerie solle bis auf weiteren Befehl bei Zizelowes stehen bleiben, und dann vergessen, ihr weitere Befehle zu geben. Schon dirigierte der Feind seine Artillerie gegen unsere Infanterie. Dieser mußte geholfen werden.

Während wir uns unterhielten, kam ein Hauptmann, der sich an diesem Tage noch sehr ausgezeichnet hat, seine Schützen entlang gegangen. Eine Granate platzte dicht bei ihm, er warf sich hin wie ein Toter und stand dann auf, ganz gesund, aber über und über mit Schmutz

bedeckt. Es sah äußerst komisch aus, und General v. Colomier platzte in ein lautes Gelächter aus. Der Hauptmann war sehr betreten und wollte sich entschuldigen, daß er sich hingeworfen. Colomier aber, der nicht gern jemandem zu nahe tritt, sagte begütigend: „Bitte, bitte, es ist artilleristisch ganz richtig. Man soll sich hinwerfen, ich lachte über ganz etwas anderes." Ich erwähne dies nur, um zu zeigen, wie die bravsten Männer sich der unfreiwilligen Bewegungen nicht enthalten können, wenn plötzlich ein Geschoß dicht bei ihnen einschlägt. Anderwärts hat man Offizieren bis zur ehrengerichtlichen Verfolgung Vorwürfe daraus gemacht, daß sie sich im Feuer gebückt hätten. Das ist sehr unrecht. Denn der Kühnste wird hier und da von einem Moment der Schwäche überrascht, in dem er sich bückt.

Dicht vor der Tirailleurlinie kam ein Husarenoffizier auf den General v. Colomier zu gegangen. Dieser schritt ihm entgegen, in der Meinung, es sei ein preußischer, der das Pferd verloren. Plötzlich sieht er, daß es ein feindlicher ist. Er langt nach seinem Säbel, aber der feindliche Offizier winkt langsam mit der Hand und sagt: „Lassen Sie, Herr Kamerad, ich bin durch die Brust geschossen und bitte um ärztliche Hilfe." Es war ein bildschöner Mann. Er ward einem Heilgehilfen übergeben.

Wir hielten uns nicht lange auf der Höhe auf, sondern einigten uns, daß es dringend nötig sei, unserer Infanterie durch meine Batterien bald Hilfe zu bringen.

Die erste Batterie, die ich antraf, war die 2. vierpfündige, Mutius. Ich befahl ihm, mir zu folgen und mit seinem Richtungsgeschütz da Stellung zu nehmen, wo ich für meine Person halten würde. Den anderen Batterien sandte ich Befehl, neben der Batterie Mutius einzurücken, sobald ich diese aufgestellt hätte.

Ich ließ die steile Höhe von Maslowed, auf deren scharfem Kamm Geschütze nicht stehen konnten, rechts liegen und galoppierte auf die Terrainwelle hinauf, auf deren Kamm der von Bäumen und Gräben begleitete Weg von Maslowed nach Nedelist herunterführt. Die Batterie Mutius kroch hinter mir langsam und mit Mühe den steilen Hang hinauf. Als ich den Weg übersprungen hatte, hielt ich auf der Höhe und sah mir den Feind an. Ich war nicht wenig erstaunt, zu sehen, daß aus den acht Geschützen, die ich vorher auf der Höhe von Chlum gesehen hatte, mittlerweile eine solche Linie geworden war, daß der ganze Höhenkamm, der sich vom Südende von Chlum nach Unter-Nedelist herabzieht, damit wie bespickt aussah. Ich taxierte die Zahl auf hundertzwanzig Geschütze, die Entfernung auf eintausendfünfhundert Schritt. In der Tat sind es

nach dem österreichischen Generalstabsbericht sechzehn Batterien zu je acht Geschützen, also hundertachtundzwanzig Geschütze gewesen.

Während ich sie ansah und mir überlegte, was zu tun sei, fiel ein Schuß drüben. Die Granate schlug hundert Schritt vor mir ein. Von einem zweiten Schuß schlug die Granate hundert Schritt hinter mir ein. Die dritte Granate sauste so dicht an mir vorbei, daß mein Brauner scheute. Sie platzte dicht hinter mir. Die Stücke verwickelten sich im Getreide. Dann hüllte sich die ganze formidable Linie in ein unheimliches Schweigen. Es war klar, meine Kollegen da drüben hatten System. Sie hatten meine Batterien die Baumhöhe herabgehen und hinter dem Masloweder Kamm verschwinden sehen. Sie urteilten richtig, daß ich mit der begleitenden Ordonnanz — Adjutanten und Trompeter waren mit Befehlen fortgeschickt — der Führer sei und die Stellung aussuchte. Sie schossen sich also nach mir ein und warteten mit geladenen und wohlgezielten Geschützen, um die erscheinenden Batterien wegzufegen.

Ich überlegte einen Moment, was zu tun sei. Es ist merkwürdig, wie schnell und wieviel auf einmal der Mensch denken und überlegen kann, wenn kritische Eindrücke seine Nerven erregen. Es war mehr als wahrscheinlich, daß die ersten sechs Geschütze von Mutius, ja sogar alle meine vierundzwanzig Geschütze auf solche Nähe durch hundertzwanzig feindliche Geschütze bald vernichtet würden, die sich bereits eingeschossen hatten. Dennoch mußte ich vor. Schon stieg die 1. Garde-Division rechts von mir in die Mulde, die zwischen Masloweb und Chlum liegt. Bald mußte sie den Hang hinaufkommen, und da wurde sie von diesen hundertzwanzig Kanonen zertrümmert. Wurde aber das feindliche Feuer auf meine Batterien gelenkt, so konnte die Division im Avancieren bleiben und die feindlichen Geschütze nehmen. Wurden daher auch meine Batterien zerschmettert, so war der Nutzen um so größer, den sie stifteten, und sie machten sich bezahlt. Immerhin wollte ich den Erfolg doch so billig als möglich erkaufen.

Da schoß mir durch den Kopf eine Erzählung des Generals v. Strotha aus der Schlacht von Leipzig, die er in einen wissenschaftlichen Vortrag in der Kaserne eingeflochten. Er mußte eine russische Batterie ablösen, die ganz zerschossen war. Der Fleck, auf dem diese Batterie gestanden hatte, und gegen den die feindliche Artillerie gut eingeschossen war, machte sich durch Trümmer und Leichen der russischen Batterie gut kenntlich. Er passierte diesen Fleck im Galopp, der Feind machte Schnellfeuer und sah vor dem eigenen Pulverdampf nicht, daß Strotha dreihundert Schritt näher ging. Er kam zu Schuß, hatte wenig Verluste, der Feind überschoß ihn fortwährend, und Strotha hatte von

da ab seinen Ruf begründet. Warum sollte mir das nicht gelingen, da die Österreicher sich doch auf diese Baumallee eingeschossen hatten?

Ich ritt also noch einmal der Batterie Mutius entgegen und begann meine Instruktion mit den Worten: „Mutschel" — so war sein Spitzname —, „wir wollen uns einen Spaß machen." Nun orientierte ich ihn über meine Beobachtung und sagte ihm, wenn er auf dem Berge oben sei, ehe er den Feind und dieser ihn sehen könne, solle er zum Gefecht aufsitzen lassen und in Front im Schritt avancieren. Sobald der Feind ihn sehen würde, würde derselbe Schnellfeuer machen, dann solle Mutius in möglichst schnellem Tempo über die ominöse Baumallee gehen und da Stellung nehmen, wo ich halten würde. Nun ritt ich wieder auf den alten Fleck. Mutius befolgte meine Instruktion pünktlich. Sobald seine Vorderpferde dem Feinde sichtbar waren, wurde der ganze Horizont lebendig. Nun jagte ich noch einige hundert Schritt weiter vor, Mutius rasselte mit seinen sechs Kanonen über die Allee hinweg und protzte ab, auf dem vorderen Hange, dem Feinde wie auf dem Präsentierteller hingestellt, ohne Deckung. Die Luft sauste von der Masse der Geschosse, das österreichische Schnellfeuer hüllte die ganze jenseitige Höhe ein, und alle feindlichen Granaten klatschten und platzten auf die Allee nieder, zweihundert Schritt hinter uns.

Mutius hatte in dieser Position einen einzigen Verwundeten, und zwar beim Passieren der Allee, und war mit sechs leichten Vierpfündern der österreichischen ganzen Artilleriereserve auf eintausenddreihundertfünfzig Schritt auf den Leib gerückt, denn wir trafen mit Elevation von eintausenddreihundert bis eintausendvierhundert Schritt. Einviertel drei Uhr.

Wer so etwas im Frieden beim Manöver macht, der wird aus dem Dienst entlassen, mindestens mit Arrest bestraft. Sechs leichte Geschütze werden auf eintausenddreihundert bis eintausendvierhundert Schritt — eintausend Meter — von einhundertachtundzwanzig schweren als weggeblasen angesehen. Die deckende Höhe verlassen, auf dem freien, dem Feinde ganz ausgesetzten Abhange Stellung nehmen, ist ganz unartilleristisch. Und hier, im Kriege, konnte ich nicht anders, und es gelang, also war's richtig. Im Kriege ist eben der Erfolg der einzige Kritiker.

Bald kamen die anderen Batterien nach und stellten sich neben Mutius auf. Ich habe schon erwähnt, daß ich jetzt auf dem linken Flügel der 1. Garde-Division stand, während ich in den ersten Stellungen auf dem rechten Flügel gestanden hatte. Das kam daher, weil die Division eine kleine Schwenkung rechts gemacht hatte, ich aber geradeaus geblieben war, denn dort rechts auf dem Kamm von Maslowed war keine gute Stellung.

Ich ließ die Batterien nun, entgegengesetzt dem rasenden Schnellfeuer der Österreicher, das eben deshalb immer über uns fort ging, recht langsam feuern und hübsch Schuß für Schuß korrigieren. Bald beobachteten wir Treffer mit Elevation von zwischen eintausenddreihundert bis eintausendvierhundert Schritt, dann flogen drüben Protzen oder Munitionswagen zu unserem größten Jubel in die Luft, und als meine zuletzt eingerückte Batterie erst zwei Lagen durchgefeuert hatte, schwieg die feindliche Artillerie und verschwand. Dreiviertel drei Uhr.

Unser Stolz kannte keine Grenzen. Wir hatten die fünffach überlegene feindliche Artillerie zum Schweigen gebracht. Welche Überlegenheit! Daß rechts und links von uns je zwei Batterien nach demselben Ziele schossen, sahen wir nicht. Die Batterien des Generals v. Hiller hatten nämlich sich nach vorwärts in Bewegung gesetzt, sobald sie meine Batterien vorgehen sahen. Auch sie hatten dann die Richtung auf die Baumhöhe eingeschlagen und im allgemeinen innegehalten und fortgesetzt.

Was mir aber bis nach dem Kriege unbekannt blieb, war, daß die Tirailleure der 1. Garde-Division,*) im hohen Getreide von mir und der feindlichen Artillerie ungesehen, gerade in die feindlichen Geschütze hineingelaufen waren, die sich lediglich damit beschäftigten, nach mir zu schießen. Was sich von der formidablen feindlichen Artillerie retten konnte, das rettete sich. Das Schnellfeuer der preußischen Infanterie tötete aber viele Pferde, und viele Kanonen fielen ihr in die Hände. Die unpraktisch in der Tiefe liegenden Schanzen waren im Fluge genommen worden und hatten keinen Aufenthalt verursacht. Die Höhe jenseits von Chlum war in unseren Händen, ehe dies Dorf von unserer Infanterie nur angegriffen war. Nun griff Infanterie des zweiten Treffens das jenseitige Ende von Chlum an. Der Lärm des Häuserkampfes, Rauchsäulen der brennenden Häuser sprachen laut von der Hitze des Kampfes.

In Unkenntnis von dem Besitz der Höhe ließ ich nach dem Verschwinden der feindlichen Artillerie unser Feuer schweigen. Ich hatte

*) Es waren die Brigade v. Knappe, 4 Bataillone des 1. und 3. Garde-Regiments, und v. Kessel, Füsilierbataillone des 1. und 2. Garde-Regiments, das III. Bataillon Garde-Füsilier-Regiments, das Bataillon Garde-Jäger und 2 Kompagnien Pioniere, I. und Füsilier-Bataillon 1. Garde-Regiments. Dieses kühne Vorgehen der 1. Garde-Infanterie-Division in den Rücken der feindlichen Stellung hinein hat wesentlich zu dem großen Erfolge der Schlacht beigetragen. Es kam dem Gegner so überraschend, daß sich daran die Sagenbildung des „Nebels von Chlum“ geknüpft hat, unter dessen Schutze dieses kühne Vordringen gelungen sein sollte. In der Tat aber hatte sich um diese Zeit das trübe Wetter völlig aufgehellt.

kein Ziel. Meine Batteriechefs stellten mir vor, wie erschöpft die Pferde seien. Ich befahl, die Gefechtspause zu benutzen und den Pferden die Zaumzeuge aus dem Maule zu nehmen, um sich an dem vom Regen durchnäßten hohen Getreide zu erfrischen, in dem wir standen.

Nun wollte ich auch die verschossene Munition aus den Munitionswagen ergänzen. Aber wo waren die Munitionswagen der Batterien geblieben? Sie waren nicht zu sehen. Später hat sich erst herausgestellt, daß die 2. Garde-Division beim Durchmarsch durch Königinhof wohl meinen Batterien den Vortritt gelassen, aber die hinten vereinigten Munitionswagen abgeschnitten hatte, weil sie sie für Trains hielt. Auch nach dem Defilieren der 2. Garde-Division hatten die Munitionswagen noch viel Aufenthalt, weil der mit dem Befehl des Generalkommandos beauftragte Offizier, keine Trains über die Elbe zu lassen, sie auch für Trains hielt. Dann waren sie ins Blaue hinein gefolgt und fanden uns erst nach der Schlacht. Das hatte ich nun vom Abweichen von der Vorschrift, vom Vereinigen der Munitionswagen an der Queue der Batterien, das mir Miesitschek vorgeschlagen und das ich unvorsichtigerweise nicht verhindert hatte! Ich war auf die geringe Protzmunition angewiesen! Noch war keine Gefahr, denn wir hatten noch nicht viel verbraucht.

Ich sah mich auch links um. Da hielt links rückwärts von uns eine große feindliche Kavalleriemasse, die Kavallerie-Division Thurn und Taxis, Front gegen Sendrasitz. Sie konnte auf den Gedanken kommen, den Berg herauf mir in linke Flanke und Rücken zu reiten.

Wie stand es aber um die Deckung meines linken Flügels? Mein Bedeckungs-Bataillon Block, wo war das? Wie hätte es den Trab von Königinhof bis beinahe Horenowes, über zwei Meilen weit, wohl mitmachen können? Es war eben weit zurück und noch nicht zu sehen. Auch die Bedeckungs-Eskadron war bei Königinhof abgedrängt und fand sich nicht wieder heran. Was nützen also solche Spezialbedeckungen für den ganzen Schlachttag? Gar nichts! Sie entziehen dem Korps nur Kräfte zwecklos. Die einzige richtige Lösung der Frage der Partikularbedeckung der Artillerie ist die, daß die Artillerie durch die Situation des ganzen Korps gedeckt sei.

Während wir damit beschäftigt waren, die Pferde fressen zu lassen, und uns der Gefechtspause freuen zu können hofften, kam der Brigadeadjutant der Artillerie, Hauptmann v. der Planitz, und brachte mir den Befehl des Generals v. Colomier, mit den Batterien auf die Höhe südlich Chlum zu rücken, um der 1. Garde-Division zu helfen. Ich fragte, ob Chlum denn in unserem Besitz sei. „Es wird darum gekämpft“, war die Antwort. Wenn mir nun auch die Situation etwas abnorm vor-

kam, in die ich mich begeben sollte, Chlum im Rücken, um das noch gekämpft wurde, links hinter mir eine feindliche Kavallerie-Division, so war gegen den Befehl nichts zu machen. Trotz der Vorstellungen meiner Batteriechefs wegen der Übermüdung der Pferde befahl ich den Vormarsch. Es ging sehr steil herunter und herauf, daher mußten die Batterien zu Einem abbrechen und jede für sich den möglichen Weg suchen. Die rechte Flügel-Batterie kam an den feindlichen Schanzen vorbei, in die sich, durch eine natürliche Anziehungskraft verlockt, unsere zwei Garde-Pionier-Kompagnien hineingestellt hatten. Da kam von rechts rückwärts her eine Kavalleriemasse von etwa zwei Eskadrons aus der Richtung von Cistowes.

Wir erkannten sie als feindliche Husaren*) mit weißen Mänteln. Ich ließ die Flügel-Batterie nach der rechten Flanke abprotzen und ein wohlgezieltes, langsames Kartätschfeuer geben. Zugleich ritt ich an die Schanze und bat Hauptmann v. Adler, mit auf die Husaren zu feuern, die mich von hinten bedrohten. Dieser hatte die weißen Reiter für preußische Kürassiere gehalten, überzeugte sich aber von der Anwesenheit des Feindes und gab Schnellfeuer in dem Augenblick, als der feindliche Führer, seinen Truppen voraus, fünfzig Schritt von uns war. Sein Pferd überschlug nach hinten und lag tot auf ihm. Die Reiter stoben auseinander, wandten sich zurück auf Chlum, wo die 1. Kompagnie der Garde-Jäger, die gerade am Nordende des Dorfes im Gefecht gegen feindliche Infanterie war, Kehrt machte und ihnen eine Salve zusandte, da irrte der Rest auf Masloweb, rannte in die 4. zwölfpfündige Batterie hinein, ward von deren Kartätschfeuer halb vernichtet und mit Hilfe von Garde-Schützen — Tete der 2. Garde-Division — und von Garde-Husaren gefangen. Einige Geschütze begleiteten diese herumgehetzten Husaren. Sie hatten gegen die Division Fransecky**) gestanden und zogen sich zurück. In der Meinung, bei Chlum andere österreichische Truppen zu finden, unter deren Schutz sie sich begeben wollten, wurden sie höchst unangenehm durch unser Feuer überrascht. Von den zwei Eskadrons Friedrich Karl-Husaren und den begleitenden Geschützen entkam nur ein Mann, der Führer. Er ist später unter seinem toten Pferde hervor-

*) Es waren 3½ Eskadrons des 7. österreichischen Husaren-Regiments. Der Kronprinz, der sich zu dieser Zeit Masloweb näherte, mußte sich mit seinem Stabe vor den umhersprengenden Husaren an ein Bataillon des 2. Garde-Regiments anschließen.

**) Die 7. Division v. Fransecky hatte stundenlang im Swiep-Walde gegen 3½ österreichische Armeekorps gekämpft, bis das Vordringen der Armee des Kronprinzen ihr Hilfe brachte. Sie erlitt von den 17 kämpfenden preußischen Divisionen den 5. Teil des Gesamtverlustes. Vgl. das Nähere in den Denkwürdigkeiten Franseckys (Velhagen u. Klasing) S. 359 ff.

gekrochen und im hohen Getreide zu Fuß gemütlich nach Königgrätz gegangen. Während der Riesenschlacht achtete niemand in unserer Linie auf den einsamen Husaren, und so kam er zu den Seinen. Der Zusammenhang der Husarenattacke von hinten war mir während der Schlacht nicht klar. Ich wußte nicht, ob noch mehr Feinde von hinten kommen würden. Ich ließ die Batterien mit schußfertigen Geschützen halten. Ich hatte nicht übel Lust, ein Karree von Artillerie machen zu lassen, denn es waren ringsum Feinde.

Einige Jahre später sprach ich den Major v. Zedtwitz, der bei Cistowes in der Division Fransecky ein Bataillon kommandiert hat.*) Der Feind war eben gewichen, und die Division sammelte sich, er sprach hinter dem Swiep-Walde mit seinem Vorgesetzten. Da kam eine Granate, fuhr zwischen beiden durch und platzte. Beiden war unerklärlich, wo die Granate hergekommen. Mir war es aber erklärlich. Es war mein erster Schuß auf diese Husaren gewesen, denn die Geschütze waren noch mit Granaten geladen gewesen, mußten also erst abgefeuert werden, ehe sie mit Kartätschen geladen werden konnten. Die Granate war also über die österreichischen Husaren weg nach hinten gegangen und war in unglaublicher Entfernung bei diesen beiden preußischen Stabsoffizieren heruntergefallen.

Als die Husaren abgewiesen waren, kam Hauptmann v. der Planitz wieder und sagte, es sei die größte Eile, die 1. Garde-Division bedürfe dringend der Hilfe durch Artillerie. Ich sagte ihm von der Attacke feindlicher Husaren. „Ja", sagte er, „der General Colomier hat den Spaß mit angesehen. Sie können aber nun dreist vorgehen, es kommt nichts mehr von da hinten her, jetzt ist das Feld rein."

Also setzte ich die Batterien von der Gegend der österreichischen Schanzen aus wieder in Bewegung. Die Schluchten waren schwer zu überwinden. Namentlich war die letzte beim Absteigen und Erklettern recht schwierig. Überall sah man die Zeichen des Sieges. Hier drängte sich ein Haufe gefangener Feinde, von wenigen Preußen bewacht, in einen Hohlweg, dort standen ein paar Geschütze verlassen, die erschossenen Pferde davor, und was derartige Bilder mehr sind, die das Herz des Siegers erfreuen. Als die Batterien den letzten steilen Hang zu erklettern begannen und ich ihnen die Richtung angegeben hatte, galoppierte ich mit dem Oberstleutnant Miesitschek und unseren Adjutanten, Trompetern, Ordonnanzen voraus auf die Höhe, wo wir die Generale v. Colomier und v. Hiller zu finden hofften. Oben setzten wir gerade über einen Hohlweg, als wir uns auf dreißig Schritt vor einer

*) Vgl. über Oberstleutnant v. Zedtwitz die Denkwürdigkeiten Franseckys S. 385.

österreichischen Infanteriemasse befanden, die uns wohl für die Führer einer attackierenden Kavallerie hielt und uns mit einer äußerst schlecht gezielten Salve empfing. Es war ein Bataillon von etwa sechshundert bis siebenhundert Mann. Uns zehn Reitern blieb nichts anderes übrig, als so schnell als möglich zurückzureiten, was wir umsomehr beschleunigten, als die Geschütze in der Tiefe da unten kampfesunfähig waren. Als wir über den Hohlweg zurücksprangen, rief Miesitschek: „Mir ist der Sattelgurt geplatzt." Ich rief ihm zu, sich in der Mähne festzuhalten, wenn er nicht gefangen werden wollte.

Den anderen Morgen hat er gesehen, daß der Sattelgurt nicht geplatzt, sondern durchschossen war. Die Kugel war dem Pferde in den Bauch gegangen. Er wollte es töten. Ich riet ihm ab. Das Tier ist gesund geworden und hat noch eine Steeplechase gewonnen, als Miesitschek längst begraben war.

Ich führte die Batterien auf die nächste Höhe zurück und ließ sie schußfertig machen. Da kam Hauptmann v. der Planitz wieder von da her, wo ich die Salve erhalten, lachte und sagte, das Feld sei nun frei. Es sei ein Bataillon gewesen, das sich aus Chlum nach Nedelist zu retten versuchte.

Nun setzte ich, nachdem ich eine halbe Stunde verloren, zum dritten Male an, um auf die Höhe von Chlum zu kommen. Die Pferde waren in hohem Grade erschöpft. Jetzt war von einem vorschriftsmäßigen Vorführen keine Rede mehr. Langsam keuchten die Pferde den steilen Berg im hohen Getreide und tiefen Boden hinan. Die Bedienungsmannschaften schoben hinten an den Kanonen. Ein Teil schlug mit den flachen Seitengewehren auf die Handpferde los, sie zu größerer Kraftanstrengung zu ermuntern, alles schrie: „Hüh! Hott!", um die Pferde anzutreiben, und machte mehr den Eindruck von Frachtfuhrleuten als den einer regelmäßigen Truppe. Was war aber anders zu tun, wenn man doch ankommen wollte.

Für meine Person jagte ich nun voraus und fand den General v. Hiller mit dem General v. Colomier vorwärts Chlum, den steilen Abhang in die Mulde von Langenhof—Rosberitz hinunter schauend. Ich war überrascht von dem Anblick, der sich mir darbot. Die Höhe, auf der wir hielten, ist die dominierendste in der ganzen Gegend. Vor uns, am Fuße der Höhe, breitet sich eine großartige Mulde aus, in der die Dörfer Langenhof, Stresetitz, Rosberitz, Wsestar liegen, jenseits derselben erheben sich die Höhen von Rosnitz, Problus, rechts zogen sich die Höhen von Lipa nach Tresowitz, links vorwärts in der Tiefe aber sah man die Türme von Königgrätz, wohin aus jener Mulde die den Fuß unserer

Höhe entlangführende Chaussee wies. Das Originelle an dem Anblick war, daß die ganze Mulde in der Länge und Breite von wohl einer Viertelmeile mit Österreichern ganz angefüllt war.

Da standen, wie ich später aus den österreichischen Werken entnommen, zwei Infanteriekorps, Nr. 1 und 6, und einige Kavallerie-Divisionen mit den zugehörigen Artilleriemassen in schönster Ordnung unter uns. Aus der Vogelperspektive überblickten wir sie, und sie sahen aus wie schöne weiße Steinchen, mit denen die Kinder spielen. Die nächsten waren nicht neunhundert Schritt von uns an der Chaussee. Die weitesten, durch die Entfernung verkleinert, sahen am niedlichsten aus. Das Unbegreiflichste war mir daran, daß sie nicht Front nach uns standen, sondern nach rechts, gegen Sadowa, also wir ihnen in der rechten Flanke standen, und sie sich gar nicht um uns zu kümmern schienen. Die Infanterie stand in dichten Brigademassen, Gewehr bei Fuß, die Kavallerie in eng zusammengezogener Kolonne, die Artillerie dahinter mit engen Intervallen, die die Bewegung beeinträchtigen mußten. Nur wenige Truppen waren aufgelöst, um gegen unsere Infanterie zu kämpfen, die einen Hohlweg am Fuß der Höhe besetzt hatte und in Rosberitz eingedrungen war. Später ist mir diese originelle Apathie erklärt worden. Die beiden österreichischen Korps hielten die vorgedrungenen preußischen Infanterieschwärme für Truppenteile, die versprengt seien, und hatten noch keine Ahnung von dem Verlust von Chlum und von der Katastrophe ihrer formidablen Artilleriemasse auf der Höhe von Chlum.*)

Es hat selten jemand im Frieden Gelegenheit, mehr als zwei Armeekorps mit einem Blick überschauen zu können. Der Anblick überraschte mich derart, daß ich, alles andere vergessend, ausrief: „Gott, wie prächtig sieht das aus." Colomier fuhr mich aber an und sagte: „Jetzt ist keine Zeit, Schönheiten zu bewundern. Bringen Sie Ihre Batterien her." Ich beruhigte ihn mit der Meldung, daß sie kämen und ich mich, vorausgeritten, orientieren wollte.

Ich sah, daß jetzt allerwärts, wo zwischen den Truppen Platz dazu war, österreichische Batterien, Front gegen Chlum und Rosberitz, in Position gebracht wurden. Auch fingen sie an zu feuern und nahmen

---

*) In der Tat kam die Meldung von dem Verluste von Chlum dem nur 700 Meter davon haltenden österreichischen Oberbefehlshaber Benedek so völlig überraschend, daß er dem die Meldung davon überbringenden Offizier zurief: „Plauschen Sie nicht so dumm" und selbst mit seinem Stabe an das Dorf heranritt, wo er mit mörderischem Feuer empfangen wurde, dem mehrere Offiziere seiner Umgebung zum Opfer fielen. Die Eroberung war um so verhängnisvoller, als Chlum dicht an der österreichischen Rückzugsstraße von Sadowa nach Königgrätz lag.

den Kirchturm von Chlum zum Zielpunkt. In Rosberitz hörte man das Rollen des Infanteriefeuers und das Geschrei des Häuserkampfes, Trommeln und österreichische wie preußische Signale. Es war mir klar, daß wenn meine Batterien sichtbar wurden, sie einem gleichen Höllenfeuer entgegenzusehen hätten wie vorher auf der Höhe mit der Allee. Da, wo ich stand, hatte das Plateau von Chlum eine Tiefe von etwa dreihundert Schritt. Wenn die Batterien also dem Feinde sichtbar und von ihm beschossen wurden, konnte ich sie noch dreihundert Schritt weiter vorführen, um den vorderen Rand des Plateaus zu erreichen und das feindliche Feuer zu unterlaufen. Ich beabsichtigte also, dasselbe Manöver zu machen, das eine Stunde vorher so glücklich gelungen war.

Ich ritt derjenigen Batterie entgegen, welche am weitesten vorgekommen war, und instruierte den Batteriechef genau so wie vorher den Hauptmann v. Mutius, galoppierte vor und hielt als Merkmal für das Richtungsgeschütz auf dem von mir ausgesuchten Fleck.

Kaum war die Batterie — dreihundert Schritt hinter mir — dem Feinde sichtbar, so begann vor uns und unter uns rings ein Höllenfeuer, und ein Sausen und Platzen erfüllte die Luft, das auch starke Nerven erschüttern konnte. Die Batterie verlor den Kopf. Ich hörte das Signal „Halt!" und das Signal „Kartätschfeuer!" Vom Feinde war die Batterie noch mindestens eintausendzweihundert Schritt entfernt. Die einzigen lebenden Wesen, die von ihren Kartätschen erreicht werden konnten, waren ich und mein Gefolge. Nun hatte ich gar keine Lust, von meinen eigenen Kartätschen sicher totgeschossen zu werden, und jagte wie besessen vor dem ersten Schuß um den linken Flügel der Batterie herum, in die Batterie nun hineinschimpfend, um das Feuer zum Schweigen zu bringen. Colomier tat das Gleiche von rechts her. Dennoch war es nicht leicht, denn die Leute knallten wie verrückt ins Blaue. Endlich verstummte die Batterie, protzte wieder auf und ging weiter vor. Im letzten Moment verlangten Colomier und Hiller, die Batterie solle weiter rechts gerade vor dem südlichen Dorfausgang sich aufstellen. Das war verhängnisvoll für die Batterie. Kaum hatte sie die Halbrechts-Bewegung begonnen, so reichte sie dem Feinde die breite Seite und hatte solche Verluste, daß sie halten und abprotzen mußte, wo sie war. Dem ersten Geschütz fielen hierbei alle sieben Pferde, als wenn man bleierne Soldaten mit einem Lineal umwirft. Dennoch brachten wir die Batterie zum Schuß. Die anderen Batterien fanden links daneben etwas weiter vorn Platz.

Zum Glück schoß der Feind meist nach dem weit sichtbaren Turm von Chlum. Da gingen seine Granaten über uns weg. Sie klatschten und platzten unaufhörlich an dem Turm, dessen Trümmer bald herunter-

stürzten, die Häuser von Chlum gerieten in Brand, dicke Rauchsäulen, helles Feuer stiegen auf und machten im Verein mit den feindlichen Geschossen und den herabstürzenden Mauertrümmern den Aufenthalt im südlichen Teil des Dorfes zur Unmöglichkeit. Verwundete und Gefangene mußten zurückgeschafft werden.

Ich begab mich, als alles im Feuer war, auf den rechten Flügel, wo General v. Colomier mit Hiller hielt. Ich bemerkte dem ersteren, daß ich etwa hundertzwanzig Geschütze zählte, die nach uns schössen — nach den österreichischen Berichten waren es wieder hundertachtundzwanzig. „Schießen nicht alle nach uns", sagte er ruhig, „und wenn auch, wenn wir diese Höhe halten, so ist die Schlacht gewonnen." Eine feindliche Granate bohrte sich zwischen ihm und mir in die weiche Erde, platzte und überdeckte uns mit Erde, die laut gegen unsere Regenmäntel klatschte. Colomier zog eine Kleiderbürste hervor und reinigte sich mit Gemütsruhe. So wohlwollend dieser General auch war, so hatte ich doch gegen ihn bis dahin eine gewisse Abneigung verspürt, weil seine Pedanterie meiner Natur widersprach. Von diesem Augenblick an aber liebte ich ihn und ertrug seine Pedanterien mit Geduld.

Der Erfolg unseres Feuers machte sich mit dem ersten Kanonenschuß bemerkbar. Ein viertel vier Uhr. Es war wie ein elektrischer Schlag, der in die feindlichen Korps fuhr. Hatte doch Benedek es nicht eher für möglich gehalten, daß Preußen in Chlum seien, bis mein erster Kanonenschuß von der Höhe donnerte. Der Major v. Erckert, Kommandeur des Füsilier-Bataillons 2. Garde-Regiments,*) lag um diese Zeit verwundet vorwärts Rosberitz im freien Felde, mitten unter österreichischen Bataillonen, die dazu schritten, das Dorf wiederzunehmen, und ihn für tot hielten, also über ihn hinweg schritten. Er hat mir später erzählt, daß der erste Kanonenschuß von der Chlumer Höhe die ganze Masse wie auf Kommando zum Stehen brachte.

Wir sahen zunächst Bewegung in diesen kolossalen Menschenmassen, Bewegungen, die mehr und mehr die Regelmäßigkeit vermissen ließen, je mehr meine flach auf die nahe Entfernung einschlagenden und dann platzenden Granaten ganze Straßen hineinrissen, Tod und Verderben sprühend. Aber die geringe Zahl meiner vierundzwanzig Kanonen war nicht imstande, sechsundfünfzig Bataillone**) und mehr Eskadrons auf einmal in Unordnung zu bringen. Viele der aus der Nähe aufgestörten Feinde trafen ihre Maßregeln, um die Störer zu züchtigen. Wir hatten in ein Wespennest gestochen, es schwärmte aus, um uns zu stechen.

---

*) Er fiel als Oberst und Kommandeur des Garde-Füsilier-Regiments am 18. August 1870 im Dorfe Ste. Marie in der Schlacht bei St. Privat.

**) Das 6., 7. und Teile des 10. österreichischen Korps.

Außer daß die hundertachtundzwanzig Geschütze mich, wie ich schon erzählt, mit einem Platzregen von Granaten aller Art überschütteten, aus allen Stellungen, aus allen möglichen Entfernungen, von achthundert bis zu dreitausend Schritten — ich sah in einer Richtung nach Rosnitz zu drei Artillerielinien hintereinander, die übereinander weg Etagenfeuer auf mich machten —, regten sich auch die anderen Waffen zum Angriff. Gegen Rosberitz, das unsere Infanterie vor mir links unten fast im Rücken der Reservemassen des Feindes in Besitz genommen, formierte sich eine furchtbar überlegene Infanterie, wie ich später erfuhr, siebzehn Bataillone unter Rammings*) persönlicher Führung, und eine recht bedeutende Kavalleriemasse setzte sich in Bewegung, um meine Geschütze zu attackieren. Sie kam an den Hohlweg, der auf dem Abhang lag und von unserer Infanterie besetzt war. Erschüttert und jämmerlich verarbeitet von den Granaten und Schrapnells meiner Batterien, empfingen sie aus nächster Nähe das Schnellfeuer aus dem Hohlweg, und es stoben alle zurück, welche nicht von der tötenden Kugel erreicht waren. Ein Infanterieangriff sollte bessere Erfolge haben. Ohne sich Zeit zu einer Formation zu lassen, die dem nahen Feuer Rechnung trug, stürmte eine Masse von sechs Bataillonen in einer Breite von zwei Bataillonen und Tiefe von drei Bataillonen, wenige Tirailleurs zehn Schritt vor der Front mit wenig Feuer gerade auf uns los. Ich glaube, diese Brigade hatte mit der Front nach dem Prinzen Friedrich Karl zu, drei Bataillone breit, in Rendezvousform gestanden und machte nun „rechts um" auf uns zu, in wahnsinniger Bravour und wahnsinniger Formation zu erzwingen, was mit Überlegung billiger zu erreichen gewesen wäre. Oft hatte ich mich mit österreichischen Kameraden gestritten, wenn sie sagten, das einzige Korrektiv gegen die neu erfundenen Feuerwaffen sei das Bajonett. Jetzt versuchten sie es. Furchtbar zusammengeschossen durch die Artillerie, näherten sie sich dem Hohlweg, aus dem sie mit dem Schnellfeuer der Zündnadelgewehre überschüttet wurden.

Endlich aber machte sich die Überlegenheit der Zahl doch geltend. Die 1. Garde-Division, welche dreizehn Bataillone zählte, hat an diesem Tage von neunundvierzig verschiedenen Bataillonen Gefangene und mehr als sechzig eroberte Geschütze abgeliefert. Jede Kraft aber erschöpft sich endlich. Es war alles im Schützengefecht aufgelöst und noch keine Hilfe wirksam.

Zuerst kündigte sich auf unserem linken Flügel ein Rückschlag als wahrscheinlich an. Zwar hatten die in Rosberitz eingedrungenen vier

*) Ramming war der Befehlshaber des 6. Korps, das Chlum wiedernehmen sollte.

Kompagnien Erckerts und die eine Kompagnie des 1. Garde-Regiments daselbst Unterstützung durch Waldersees Bataillon Garde-Füsiliere*) und zuletzt durch mein endlich eintreffendes Bedeckungs-Bataillon Block erhalten, aber den frischen siebzehn Bataillonen Feinde konnten die gelichteten und der meisten Führer beraubten dreizehn Kompagnien nicht auf die Dauer widerstehen. Schon begannen die ersten Anzeichen der Rückwärtsbewegung, nämlich erst einzelne, dann mehr Leute der preußischen Infanterie, die ohne Führung sich hinten aus Rosberitz die Höhe wieder hinaufzogen.

Um diese Zeit kam Hauptmann v. Kaltenborn vom Generalstabe des VI. Armeekorps**) auf die Höhe, auf der die Generale v. Colomier, v. Hiller und ich hielten, und sagte uns, sein kommandierender General, v. Mutius, sende ihn, um sich zu erkundigen, in welcher Richtung er sein Korps in Bewegung setzen könne, um am schnellsten zu helfen. Er zeigte uns die Massen des VI. Armeekorps links rückwärts unten in der Tiefe, die sich eben zwischen Sendrasitz und Nedelist formierten, nachdem sie den Feind aus Sendrasitz vertrieben hatten. Wir baten, das VI. Armeekorps möge über Nedelist das durch seine dichten Feuer- und Rauchsäulen weithin kennbare Rosberitz zum Ziel seines Vormarsches nehmen und dadurch auf Flanke und Rücken des an Zahl überlegenen Feindes wirken, der uns hart bedränge. Es war aber klar, daß diese Hilfe noch länger als eine Stunde auf sich warten lassen werde.

Hier habe ich den General v. Hiller zum letzten Male gesprochen. Ehe eine Stunde verging, hatte ihn eine Granate zerrissen. Hiller und Colomier ritten zusammen nach rechts auf Lipa zu, um zu sehen, ob von der Armee des Prinzen Friedrich Karl Anschluß erfolge. Plötzlich erhielten wir Artilleriefeuer von hinten! Wie ich später erfahren, verhielt sich dies so: Vor uns auf achthundert bis neunhundert Schritt an der Chaussee stand in der Tiefe eine feindliche Batterie, die hinauf, aber immer über uns weg schoß. Ihre Granaten, mit dem Fluge nach oben, gingen ungeheuer weit und schlugen zweitausend Schritt hinter uns ein. Nachrückende Truppen sahen meine Geschütze am Horizont auf der Höhe von Chlum im Feuer, erhielten Granaten, glaubten, diese kämen von mir, und schossen nach mir, mich für einen Feind haltend, von hinten.

Sofort kam der Chef derjenigen Batterie, welche mich vorher fast

---

*) Das III. Bataillon. Der Kommandeur, Oberstleutnant Graf Waldersee, war der älteste Bruder des Feldmarschalls und fiel als Kommandeur des Augusta-Regiments beim Kampf um Le Bourget vor Paris am 30. Oktober 1870.

**) Das VI. Armeekorps gehörte ebenfalls zur Zweiten Armee des Kronprinzen und war links neben dem Gardekorps vorgegangen.

mit Kartätschen beschossen hatte, und meldete, seine Batterie könne sich nicht mehr halten, denn in fünf Minuten werde er so viel verloren haben, daß er sich nicht mehr bewegen könne. Ich sagte ihm, daß er dann eben desto besser stehen bleiben könne. Ich sähe keinen Grund ein, daß er sich nicht mehr halten könne. Ich wies ihn darauf hin, wie wir beide nicht darauf rechnen könnten, diesen Platz lebend zu verlassen, denn wir würden von fünffacher Überlegenheit im Halbkreise zusammengeschossen. Das schade aber nichts. Wir hätten alle feindlichen Reserven in Unordnung gebracht, der Sieg sei nun gewiß, und nach unserem Untergange werden die nachrückenden Korps den Feind spielend vernichten. Ich hatte wenig freundliche Worte für diese Batterie übrig und war in diesem Augenblicke sehr grob. Allerdings waren die Verluste der Batterie recht empfindlich. Schon konnten aus Mangel an Menschen nicht mehr alle Geschütze bedient werden, obgleich Geschütz- und Zugführer persönlich Hand anlegten. Ganze Gespanne lagen und krümmten sich in ihrem Blute. Dabei war der Lärm des Sausens von Granaten so laut, daß wir, um uns zu verständigen, aus den Händen ein Sprachrohr machten und dem andern ans Ohr hielten.

Hierauf begab ich mich nach dem linken Flügel der Batterien, um zu sehen, wie es bei Rosberitz stehe. Ich ritt, um den Dienst in den Batterien nicht zu stören, hinter ihnen entlang. Das war ein schlimmer Ritt von 500 Schritten. Hinter einer Artillerielinie, die der Feind stark beschießt, ist es geradezu wie in einer Hölle. Ich ritt daher auch, was ich konnte.

Auf dem linken Flügel der Batterie Werder sah ich nun unsere Truppen in Schwärmen kompagnieweise aus Rosberitz zurückkommen. Manche aber sammelten sich und setzten sich in Hohlwegen fest, auch stand unten, gegen Rosberitz, noch eine Batterie von uns; wie ich nachher gehört habe, ist es die eine der Batterien der 1. Garde-Division gewesen, Eltester, die aufs gute Glück gefolgt war und hier Beschäftigung fand.

Ehe ich nach dem linken Flügel ritt, hatte ich den Leutnant v. Schell zurückgesandt, um die von hinten nach uns feuernden Batterien zum Schweigen zu bringen. Ich bemerke vorgreifend, daß ich ihn dreimal mit demselben Auftrage zurückschicken mußte, denn immer neue Batterien verfielen in denselben Irrtum. Schell hat mir die Batteriechefs mit Namen genannt, die er auf mich schießend gefunden und über den Irrtum aufgeklärt hat. Sie haben es später alle abgestritten. So etwas gesteht niemand gern ein.

Für die nächste Viertelstunde der Besorgnis um den linken Flügel enthoben, denn der Feind machte in Rosberitz nur langsame Fortschritte, ritt ich wieder nach dem rechten Flügel hin. Diesmal ritt ich vor der

Front meiner Geschütze vorbei, denn dahinter „ist es fürchterlich, und der Mensch versuche die Götter nicht".

Als ich auf dem rechten Flügel ankam, meldete mir daselbst Miesitschek, der Chef der rechten Flügel-Batterie behaupte, er könne sich nicht mehr halten und bitte um Erlaubnis, zurückzugehen. „Das hat er mich schon gebeten, und ich habe ihm befohlen zu bleiben." „Er sagt, er habe keine Munition mehr." „Nun," sagte ich, „dann mag er sich zum Teufel scheren, ich kann ihn dann nicht gebrauchen." Die Batterie ging in einer kläglichen Verfassung zurück, ließ Geschütz, Trümmer und Leichen auf dem Kampfplatz.

Kaum war sie in Bewegung, so erscholl bei der nebenstehenden Batterie Heineccius das Kommando: „Batterie Halt!" Erschreckt, daß die anderen Batterien ohne Erlaubnis und Befehl zurückgehen würden, sprengte ich in die Batterie hinein mit den Worten: „Reitet den denn auch der Teufel?" Miesitschek aber meldete mir, Heineccius wolle etwas weiter vorgehen, um den Fuß der Höhe besser beschießen zu können. Ich hatte den braven Heineccius falsch taxiert. In Wirklichkeit konnte er von seinem Platze aus ebensogut schießen und sehen wie hundert Schritt weiter vor. Aber er hatte bemerkt, daß das Zurückgehen der Nachbar-Batterie einen unangenehmen Eindruck auf seine Leute machte. Um diesen zu verwischen, ging er vor. Ich blieb auf seinem rechten Flügel, den Feind und unser Gefecht beobachtend. Ich ärgerte mich innerlich, daß ich der anderen Batterie die Erlaubnis gegeben hatte, zurückzugehen. Ich hätte sie, und wenn es auch ohne Munition gewesen wäre, im Feuer neben den anderen stehen lassen sollen. Es war aber das erstemal, daß ich vor dem Feinde selbst etwas Ernstliches kommandierte.

Des Feindes Anstrengungen, sich Luft zu machen, nahmen an Heftigkeit zu. Er setzte gewaltige Kavalleriemassen in Bewegung, aber den größten Teil nicht gegen uns, sondern nach rechts hin, Front gegen Prinz Friedrich Karl.*) Unsere Granaten rissen gewaltige Lücken in diese Massen. Es war nun klar, der Kampf der Ersten Armee ward jetzt auch in dieser Gegend fühlbar. Aber noch war sie nicht da. Ich verfolgte

*) Benedek setzte, um den Rückzug seiner Armee zu ermöglichen, seine gesamte noch verfügbare Reiterei, die Divisionen Holstein und Cudenhove, gegen die Erste Armee des Prinzen Friedrich Karl in Bewegung, und hieraus entwickelten sich dann die großen Reiterkämpfe auf den Höhen von Stresetitz und Langenhof, die größten der letzten Kriege. Wenn auch die österreichische Reiterei schließlich vollständig geworfen wurde, so hatte sie ihrer Armee doch einen großen Dienst geleistet, indem sie der Verfolgung der preußischen Kavallerie Halt gebot und das siegreiche Vordringen der Infanterie um 1/2 Stunde verzögerte. Dies und die bis zuletzt ausharrende österreichische Artillerie retteten die Österreichische Armee vor dem Untergange.

mit Spannung mit meinem Fernrohr die Ereignisse im Halbkreise vor mir und bewunderte eine weit vorstehende feindliche Batterie, welche Front gegen den Prinzen Friedrich Karl zu in der Gegend von Stresetitz—Tresowitz stand, fast von Truppen entblößt, und äußerst langsam schoß. Aber fast jeder Schuß traf. Sie stand in ihrem Verhalten im grellen Widerspruch mit dem schlecht gezielten Schnellfeuer der anderen feindlichen Batterien. Es kam mir vor, als ob sie dann und wann auch einige Schuß nach mir herüber tue. Die einschlagenden Granaten explodierten anders, plötzlicher, als die österreichischen, mehr wie die preußischen.

Später habe ich erfahren, daß diese Batterie der Ärger unserer ganzen Armee gewesen ist. Es war die sächsische Batterie Heydenreich mit Geschützen preußischer Konstruktion, hielt am längsten aus und traf immer. Hätten alle österreichischen Batterien ebenso ruhig und so gut geschossen, es konnte von meinen Batterien schon lange nichts mehr lebendig sein.

In der Betrachtung dieser Batterie wurde ich durch einen heftigen Schlag gegen meinen linken Oberschenkel gestört. Unmittelbar darauf raubte mir der durchdringende Schmerz den Atem, und ich sank auf den Hals meines Pferdes zusammen. Ich war mir bewußt, daß ich verwundet, glaubte, daß mir das linke Bein fortgerissen sei, so heftig war der Schmerz. Im ersten Augenblick konnte ich mich nicht entschließen, hinzusehen, weil ich den Anblick scheute, sondern wandte mich nach rechts zu dem berittenen Ordonnanzkanonier, ihm befehlend, zu Miesitschek zu reiten, ihm zu sagen, er solle das Kommando übernehmen, und dann wieder zu mir kommen. Dann ließ der Schmerz ein wenig nach, ich fühlte, daß ich die Zehen im Stiefel bewegen, den Bügel fühlen konnte, sah hin, und welche Freude! mein Bein war noch da und ganz! Ein Granatstück war durch die früh mit Brot gefüllte Packtasche gegangen, hatte diese und das Brot zerrissen, jedenfalls dort seine beste Kraft verloren und war über dem Knie an meinem Bein abgeprallt, tiefen Eindruck auf meinem hohen schleswigschen Stiefel lassend. Das Bein schmerzte sehr, aber der Knochen war ganz, denn ich konnte mich im Bügel heben. Jetzt bereute ich, von meiner Verwundung überhaupt geredet zu haben, ritt zur Batterie, sagte Miesitschek, es sei weiter nichts, und übernahm das Kommando wieder.

Mittlerweile wurde die Lage auf meinem äußersten linken Flügel recht bedenklich. Immer weiter drang die feindliche Infanterie in Rosberitz vor. Immer zahlreicher wurden die regellosen Schwärme, welche aus dem Dorf herauf und links von mir zurückwichen. Auch geschlossene Truppen kamen geordnet zurück. Große Heldentaten sind da in dem

Dorfe von den kleinen Häuflein verrichtet, aber sie reichten nicht aus, um einer zehnfachen Überlegenheit zu widerstehen. Ich eilte also wieder auf den linken Flügel, von dem Stande der Dinge mich zu überzeugen. Da waren die meisten Kämpfer links rückwärts meiner Batterien teils in der Bewegung zurück, teils sammelten sie sich auf der nächsten rückwärtigen Terrainwelle, auf der die nördliche Hälfte des Dorfes Chlum liegt. Dort war es, wo der brave Waldersee*) die Fahne seines Bataillons aufpflanzte und rief: „bis hierher und nicht weiter zurück!" und von verschiedenen Regimentern die Zurückweichenden sammelte und vereinigte.

Da sah ich noch eine Masse aus Rosberitz herauskommen, einige einzelne Leute hatten Rosberitz erst verlassen und kamen auf unseren linken Flügel zu. Ich ritt ihr entgegen, den Hang herunter, um den Kommandeur zu bitten, auf meinen Flügel zu halten und mir die Flanke zu schützen. Ich ritt im Schritt herunter, das Auge nach rechts gerichtet und mich freuend, daß meine Batterien so ruhig weiter feuerten und in der Front keine augenblickliche Gefahr bestehe. Als ich dem Infanterie-Bataillon ganz nahe war, kam mein Ordonnanzkanonier dicht an mich herangaloppiert und sagte mir: „Durchlaucht, wir sind mitten unter den Österreichern." Jetzt sah ich das Bataillon an. Welcher Schreck, als ich das 18. österreichische Jäger-Bataillon erkannte! Ich war schon zwischen den feindlichen Tirailleuren durchgeritten, die gerade auf die linke Flanke meiner Batterien zu die Höhe hinauf avancierten und auf die beiden einzelnen Reiter umsoweniger geachtet hatten, als meine Ordonnanz die österreichische Lanze trug, die ich bei Königinhof dem verwundeten Ulanen abgenommen.

Wie ich mein Pferd gewendet habe und mit der Ordonnanz den Berg wieder hinaufgekommen bin, weiß ich nicht. Aber ich war bald wieder bei den Batterien.

Dort fand ich Miesitschek, der mir sagte: „Wir müssen zurück!" Dabei erhielt ich die Meldung, Werder habe noch einige Schrapnells, Mutius und Heineccius noch wenige Granaten. Ich konnte mich dieser Überzeugung nicht verschließen. Wohl nahte die Kavallerie der Ersten Armee von rechts, wohl hatte das VI. Armeekorps von Nedelist her Richtung auf Rosberitz, wohl kamen endlich die Kolonnen des I. Armeekorps von Maslowed auf Chlum. In einer Viertelstunde war allseitig Hilfe da. In dieser Viertelstunde aber wären meine munitionslosen Batterien rettungslos vernichtet, wenn sie stehen blieben, rettungs- und nutz-

*) Der schon erwähnte Kommandeur des III. Bataillons Garde-Füsilier-Regiments.

los, denn die feindlichen Truppen, welche meine Batterien in Flanken und Rücken bedrohten, mußten, meine Batterien mochten geopfert werden oder sich retten, gleichviel, diese Truppen mußten in einer Viertelstunde den sichern Untergang finden. Zu dieser Betrachtung kam das Bewußtsein hinzu, lediglich zur Unterstützung der 1. Garde-Division soweit gegangen zu sein. Diese 1. Garde-Division war aber jetzt nicht mehr hier vorn, sondern in und seitwärts von Chlum, auf der nächsten rückwärtigen Terrainwelle.

Es war keine Zeit, allen diesen Betrachtungen Worte zu geben, aber sie traten gemeinschaftlich vor meine Seele. Mit schwerem Herzen gab ich den Befehl zum Zurückgehen nach der nächsten Terrainwelle dicht am Dorfe Chlum, wo die 1. Garde-Division sich sammelte. Der brave Werder machte noch Einwendung, folgte aber, als ich ihm zeigte, daß das Bataillon ein österreichisches war, auf dessen Hilfe er und ich gehofft hatten. Der tapfere Heineccius hing noch ein Geschütz der vorher gewichenen Nachbar-Batterie an eines der seinigen an, und so zogen wir auf die nächste Höhe 1000 Schritt zurück zu der Infanterie, die sich sammelte. Hier protzten wir ab, um die letzten Granaten verschießen zu können, für den Fall, daß der feindliche Vorstoß weiterreichte.

3/45 Uhr. Während der Rückbewegung der Batterien blieb ich noch eine kurze Weile auf dem Platz, den sie eingenommen hatten. Ich sah noch eine Szene, wie eine preußische Kompagnie Garde-Füsiliere — ich glaube, Blecken v. Schmeling*) — aus einem Hohlweg auftauchte, dem nahen feindlichen Bataillon überraschend, anlegte, wie das Bataillon langsamer wurde, wie die feindlichen Offiziere auf ihre eigenen Leute einhieben, um sie zum Vorgehen zu bewegen, wie die Kompagnie absetzte und wieder anschlug, bis das feindliche Bataillon, dem dies imponierte, erschreckt wie eine Mauer stillstand. Dann krachte die Salve, das Bataillon stob unter entsetzlichem Verlust auseinander. Aber diese Kompagnie ging auch endlich zurück.

Vorwärts von Chlum sind aber am halben Abhang einzelne Kompagnien im Hohlwege verdeckt liegen geblieben, während hinter ihnen auf der Höhe die österreichischen Truppen kämpften und untergingen.

In unserer neuen Stellung ward nun retabliert, was zu retablieren war. Ich sah Obernitz,**) der von seiner schweren Kopfwunde zu sich kam

*) Es war in der Tat die 11. Kompagnie Garde-Füsilier-Regiments unter Premierleutnant Blecken v. Schmeling.

**) General v. Obernitz, Kommandeur der 1. Garde-Infanterie-Brigade, wurde beim Kampfe um Chlum verwundet; er war zuletzt kommandierender General des XIII. Armeekorps.

und beim Anblick der Batterie rief: „Laßt nur den Feind nicht bis hierher kommen, sonst kriegt er die Geschütze." Ich sah den Husarenkommandeur von Krosigk, der sich seine Wunde verbinden ließ; er hatte einen schweren Säbelhieb über den Kopf erhalten, als er ein flüchtendes feindliches Geschütz zum Stehen brachte. Ich sah die Massen unseres I. Armeekorps an uns vorbeiziehen, davon hatte eine Batterie bald nach unserem Rückzuge unsere Stellung einnehmen wollen. Sie kam sehr viel schneller zurück, als sie gegangen war. Es war eine von denen gewesen, die von hinten auf mich geschossen hatten. Ich wunderte mich, daß wir von der 2. Garde-Infanterie-Division nichts sahen, und erfuhr jetzt erst, daß diese rechts von Chlum auf Lipa dirigiert worden war.

Jetzt ließ ich auch meine Wunde nachsehen. Mein ganzer Oberschenkel war schwarz. Es war aber nur eine Kontusion, wenn auch recht schmerzhaft. Kein Knochen war entzwei. Dennoch konnte ich nur mit Hilfe gehen und zu Pferde steigen.

Der Zustand der Batterien war derart, daß sie unbedingt zwei Stunden Zeit brauchten, ehe sie wieder bewegungs- und zur Not gefechtsfähig waren. Die Verluste waren schwer. Aber von den wenigen Offizieren war nur der tapfere Heineccius am linken Arm schwer verwundet. Merkwürdigerweise hatten die feindlichen Kugeln den Weg mehr zu denjenigen Trompetern gefunden, die neben ihren Chefs ritten. Ich verlor zehn von den besten Trompetern dieses im ganzen Gardekorps als vortrefflich berühmten Musikkorps. Ich befahl das Retablissement und den Ersatz der Munition aus den Munitionswagen, die uns jetzt endlich fanden. Ich beschloß, nie wieder die Munitionswagen von den Batterien ganz trennen zu lassen und künftig mindestens einen Teil davon in die Feuerlinie mitzunehmen. Dann ließ ich mich aufs Pferd heben und ritt nach vorn, um das Generalkommando zu suchen und es zu bitten, mich von sieben Uhr ab wieder zu verwenden.

Auf der Höhe von Chlum fand ich vom Gardekorps keine Truppen mehr. In der Mulde vor mir war ein buntes Gewirr von preußischen Truppen, die in der Richtung auf Königgrätz zu avancierten. Ich bemühte mich vergeblich, mit dem Fernglase den Stab des Generalkommandos zu entdecken, und ritt nun dahin, wohin sich alles vorwärts bewegte, an den Truppen vorbeitrabend, in der ungefähren Richtung der Höhe von Rosnitz, mich überall nach den weit kennbaren Helmen der Stabsordonnanzen umsehend.

Unterwegs traten alle die Greuel vor meine Blicke, die die Walstatt zeigt, auf der soeben gekämpft worden. Die Hyänen der Schlachtfelder fehlten nirgends. Ich sah einen verwundeten preußischen Husarenoffizier an der Erde sitzen, die Beine in Decken gehüllt, den Revolver

in der Hand. Sein Bursche kniete neben ihm und stützte seinen Rücken. Ich fragte nach seinem Namen und wollte ihm Hilfe schaffen. Er hielt mir aber seinen Revolver entgegen und drohte jeden zu erschießen, der ihm nahe käme. Er mußte schon viel Plünderungsversuche ausgehalten haben.

Am meisten Eindruck machten mir zwei Österreicher, die liegend riefen: „Bitte, liebe Herren, schießen Sie uns tot, wir können es nicht mehr aushalten".

Bei solchen Szenen muß man sich nicht aufhalten, wenn man genügende Nervenstärke behalten will, um noch zu kämpfen. Der Gedanke, daß es einem selbst in der nächsten Viertelstunde ebenso gehen kann, drängt sich viel zu leicht von selbst auf. Ich wandte daher mein Gesicht ab und ritt Trab vorüber und beneidete die Ärzte und Heilgehilfen wie Krankenträger nicht um ihren Beruf.

Jetzt sah ich auf der Höhe von Rosnitz unsere Batterien abprotzen und gegen Königgrätz zu feuern. Ich eilte hinauf. Auf der Höhe traf ich zwei Batterien der 2. Garde-Division, welche der Major v. der Goltz eben placiert hatte. Sie feuerten gegen die Ebene von Königgrätz, von der ihnen aus der Tiefe überall einzelne Batterien antworteten. Ich war also wieder in vorderster Kampfeslinie. Ich sah nach der Uhr, es war sechs Uhr. Noch hatte ich Zeit, mich zu orientieren. Neben Goltz standen noch mehr Batterien, ein Gemisch der ganzen Armee. Da war Artillerie der 7. und 8. Artillerie-Brigade, also des äußersten rechten Flügels aller drei Armeen. Dieses Gemisch war die Folge unseres umfassenden Angriffs, der nach Überwindung des Feindes alle Truppen vereinigen mußte. Ich urteilte für mich, zu weit rechts gekommen zu sein, und erfuhr auch von Goltz, das Generalkommando halte links rückwärts unten bei Wsestar. Links von Goltz hätte auf der Höhe noch sehr viel Artillerie Platz gehabt. Ich ritt also gegen Wsestar zurück, um mich über die Intentionen des Generalkommandos zu orientieren. Unterwegs traf ich eine große Masse reitender Artillerie in Rendezvousstellung. Der Führer, den ich sehr gut kannte, hielt mit verschränkten Armen vor seiner Truppe. Ich begrüßte ihn mit den Worten: „Heut gute Geschäfte gemacht, Herr Graf?" „Keinen Schuß!" war die Antwort. „Je nun", sagte ich, „da oben werden Sie sehr willkommen sein, die Gelegenheit bietet sich dar." „Hab' keinen Befehl", sagte er. Ich ritt weiter.

Endlich fand ich den Prinzen von Württemberg. Ich meldete ihm kurz und bat um Erlaubnis, oben auf die Höhe zu rücken, wo ich von sieben Uhr ab eintreffen könnte. „Ich dächte," sagte der Kommandierende freundlich, „Sie könnten heute genug haben." Dann teilte er mir mit, er habe Befehl, das Gardekorps zwischen Wsestar und Langen-

hof in Reservestellung zu formieren und daselbst Biwak zu beziehen. Die Vermischung aller Truppen sei sehr groß. Die Elb-Armee habe die Verfolgung zu übernehmen.

Ich war sehr froh, daß der Prinz freundlich zu mir war, denn ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil mein Vorgehen zur Unterstützung der 1. Garde-Division seinem bestimmten Befehl, auf der Höhe von Horenowes das ganze Gardekorps aufmarschieren zu lassen, zuwiderlief. Das Generalkommando hat aber später anders darüber gedacht, und ich habe noch lange nach der Schlacht und nach dem Kriege manche Bitterkeiten darüber erfahren. Ich hätte mich können durch Colomiers Befehl decken, aber ich verschmähte das und nahm mir vor, künftig nicht anders zu handeln, denn die Befehle werden nur unter bestimmten Voraussetzungen gegeben. Diese Voraussetzungen waren durch Hillers Vorstürmen hinfällig geworden, und wenn ich da auf Befehle gewartet hätte, so wäre ich zu spät gekommen, um die 1. Garde-Division vor dem Untergange zu retten.

Hiller war der einzige Ungehorsame. Man ist berechtigt, sein tolles Draufgehen zu tadeln. Aber der Erfolg war ungeheuer. Bedenkt man, wie die Schlacht sich gestaltet hätte, wenn Hiller, dem Befehl gemäß, auf der Baumhöhe hielt und dem Feinde Zeit ließ, die rechte Flanke seiner Stellung mit drei bis vier Armeekorps zu besetzen, wie es vorher im Plane war, statt daß Hiller eine totale Konfusion in alle feindlichen Reserven brachte, so kommt man zu der Einsicht, daß dann der Sieg mit unendlich größeren Opfern erkauft und die Niederlage des Feindes nicht so total geworden wäre.*) Die Division hat an diesem Tag über 60 Kanonen erbeutet und war den anderen Morgen zwar dezimiert, aber schlagfähig.

Man wies mir meinen Biwaksplatz an, und ich eilte zurück, meine Batterien hineinzuführen. Ich fand sie wieder gefechtsfähig. Fast alle Geschütze waren wieder schußbereit. Am andern Morgen hätte keins mehr im Kampfe gefehlt. Ich fand viel Tätigkeit mit den Toten und Verwundeten.

Der brave Pfarrer Büchsel, von mir für den Schlachttag mit seinem Wagen als Nichtkombattant den Munitionskolonnen überwiesen, war dem Korps zu Fuß nachgefolgt und hatte noch im Kampfe die Verwundeten versorgt und die Sterbenden getröstet. Dann hielt er ein kurzes Gebet bei den schnell Bestatteten, ohne sich durch die Requirierenden stören zu lassen, die fast unter seinem Gewande einen sich aus Chlum

*) Dies Urteil über das kühne Draufgehen der 1. Garde-Infanterie-Division ist voll berechtigt.

flüchtenden Hammel fingen, — welcher Kontrast! — und eilte nach Chlum, in das viel Verwundete geschafft waren. Dort war er sehr entrüstet über einige Amtsbrüder, die den Verwundeten lauter Predigten vorsprachen, während dieselben in herzzerreißender Weise nach Wasser schrieen. Er seinerseits ging fort und schleppte einen Eimer Wasser nach dem andern heran, um die Hilfsbedürftigen mit dem zu laben, das am meisten not tat.

Noch hatte ich Gelegenheit, für meinen armen Sergeanten Wentzel zu sorgen, den ich mit zerschmetterten Füßen fand, und der mir mit dem Wort: „Ach, Durchlaucht!" einen Dankesblick aus seinen großen blauen Augen zuwarf, den ich nie vergessen habe. Er ist vier Wochen darauf im Lazarett von Königinhof gestorben.

Ich führte die Batterien die Chlumer Höhe hinab in die Mulde auf den Biwaksplatz. Die rot untergehende Sonne brach sich Bahn durch den Regen, der fast den ganzen Tag angehalten und nun aufgehört hatte. Ebenso rot aber leuchteten die rings um uns brennenden vielen Dörfer und erleuchteten nach Sonnenuntergang das grauenvolle Feld.

Ich vermied die Wege, denn sie lagen voll Verwundeten und Leichen. Die meisten Wege sind dort, wenigstens stellenweise, als Hohlwege eingeschnitten. In diese Hohlwege hatten sich zahllose Verwundete hineingeschleppt, um Schutz vor den beiderseitigen Geschossen zu finden. Da lagen sie, im bunten Gemisch, friedlich beieinander, Preußen wie Österreicher, die sich eben noch bekämpft hatten. Viele hatten schon geendet. Die Gefahr, auf diesen Wegen Verwundete zu überfahren, war zu groß. Also marschierte ich querfeld, einige Leute zu Fuß voran, um Leichen und Verwundete auf die Seite zu legen. Einmal kam ich über eine Stelle, auf der die massenhaft weggeworfenen Gewehre einen wahren Knüppeldamm im weichen Boden bildeten. Die darüber wegrollenden Räder entzündeten manches Piston, und alle Augenblicke knallte es an der Erde. Auch sonst hörte das Knallen nicht auf. Trainsoldaten amüsierten sich damit, österreichische Gewehre abzuschießen. Es sind dadurch mehrere Verwundungen im Korps vorgekommen, bis diesem Unwesen gesteuert ward.

Auf dem Biwaksplatz fand sich auch mein Stabstrompeter Lücke heran. Ich hatte ihn von der Höhe von Chlum im heißesten Kampfe mit einem Befehl zurückgesandt und mich gewundert, daß er nicht wiederkam. Eine Granate hatte durch ihre Explosion ihn und sein Pferd einen Abhang heruntergeworfen, den er entlang ritt. Das Pferd hatte Streifwunden.

Das Erscheinen meines ersten Stabstrompeters gab mir einen guten Gedanken ein. Eingedenk der in der Weltgeschichte verzeichneten

Nacht nach der Schlacht von Leuthen und ärgerlich über manche Polkas, die ich von anderen Musikkorps hörte, ließ ich den „Trompeterruf“ geben und meine Trompeter „Nun danket alle Gott“ blasen. Alle anderen Musiken verstummten und nahmen, eine nach der andern, denselben Choral auf. So pflanzte sich auch hier dasselbe Lied durch die ganze Armee fort, nur weit langsamer als bei Leuthen, denn die Armee von Königgrätz war zehnmal so groß. Noch in später Nachtstunde hörte ich von weit her, aus der Gegend von Problus und Rosnitz, ganz von ferne die Akkorde dieses Chorals.

Das Biwak ward bezogen. Die Munitionswagen der Batterien hatten in den mitgeführten Packwagen die Bedürfnisse für den ersten Augenblick mitgebracht. Nur mein Packwagen fehlte. Warum? Ich weiß es nicht. Kurz, ich hatte nichts, kein Zelt, keine Lebensmittel. Miesitschek brachte mir eine heiße Schokoladensuppe und bot mir an, unter sein Zelt zu kriechen. Ich nahm dies freundliche Anerbieten an, wenn wir auch lagen wie die Heringe. Wir waren doch vor der schlimmen Nachtluft geschützt, die nach solchem Regen in einer tiefen Mulde recht empfindlich war. Während die andern schnarchten, fing meine Kolik wieder an, die während der Aufregung der Schlacht ganz geschwiegen hatte. Ich konnte kein Auge schließen und hatte Zeit und Muße, die Ereignisse des Tages zu überdenken.

Ich rekapitulierte alles und konnte mir nicht viel Vorwürfe machen. Ich hatte trotz des bestimmten Befehls des Generalkommandos, bei Horenowes zu halten, die 1. Garde-Division in ihrem Vorstürmen nicht ohne Hilfe lassen dürfen. Nur daß ich die Batterien aus der Chlumer Stellung 1000 Schritt auf die nächste Höhe zurück hatte nehmen müssen, das quälte mich.

Dennoch kam ich zu dem Resultat, daß ich richtig gehandelt. Es ist keine Schande, eine kurze Strecke geordnet zurückzugehen, wenn man vorn nichts mehr wirken kann. Ich war nur vorgegangen, um die 1. Garde-Division zu stützen. Sie war zurück, ich vereinigte mich mit ihr. Vorn bleibend, hätte ich nichts erreichen können, als meine Batterien zu vernichten ohne Nutzen, denn der Feind war doch verloren, das hat ja der Erfolg bewiesen. Die Massen des preußischen I. und VI. Armeekorps haben ja nachher über die ganz zerstreuten und desorganisierten Truppen der österreichischen 1. und 6. Korps hinweggewischt wie der Federwisch eines Stubenmädchens über den Staub auf den Tischen der Putzstube. Daß ich dagegen mein Vorgehen in die Chlumer Stellung einst dienstlich rechtfertigen müßte, weil es den Befehlen des Generalkommandos zuwiderlief, glaubte ich. Das ist aber nie von mir verlangt worden.

Anders war und ist mein Urteil über meine Maßregeln zur Munitionsversorgung der Batterien. Ich habe schon davon gesprochen, daß ich bereut hatte, Miesitscheks Maßregel gut zu heißen, und daß die Munitionswagen der Batterien uns zu spät fanden. Hätte ich auf der Chlumer Höhe, als ich zurück mußte, noch Munition genug gehabt, um die avancierende feindliche Infanterie durch Schnellfeuer zurückzuweisen, dann hätte ich allerdings stehen bleiben können, und die Geschichte meiner Truppe wäre an diesem Tage noch glänzender gewesen, als sie es schon war.

Indessen kam ich zu der Überzeugung, daß auch die strikte Befolgung der für das Verhalten der Munitionswagen bestehenden Vorschriften nicht wesentlich genützt hätte. Ich sah ein, daß diese Vorschriften geändert werden müßten.

Später habe ich Gelegenheit gehabt, in den betreffenden Kommissionen ein entscheidendes Wort bei der Änderung des Reglements mitzusprechen, und so hat für den Krieg von 1870 diese meine vorübergehende Verlegenheit vom 3. Juli 1866 viel, unendlich viel mehr genutzt, als mir augenblicklich geschadet. Die Hauptsache ist, daß die fechtende Truppe in vorderster Linie immer Munition habe. Die größten Anstrengungen, die größte Energie, der eisernste Mut derjenigen, die Munition nachführen, gehört dazu. Viel, unendlich viel ist dadurch 1870 erreicht. Die kämpfende Truppe verzehnfacht ihre Macht, wenn sie wieder Munition, der Gegner aber sich verschossen hat. Die schönsten, gelehrtesten, künstlichsten und richtigsten taktischen Maßregeln sind aber wirkungslos, wenn die Truppen keine Munition haben.

So geht es mit den Lehren der Taktik im Frieden! Mit der Weisheit der militärischen Schulen, mit der sogenannten wissenschaftlichen Behandlung der Taktik und Strategie. Als ich 19 Jahre alt war, wußte ich den Clausewitz auswendig, man hatte mich gelehrt, über die Fehler eines Napoleon I., ja eines Großen Friedrich mitleidig zu lächeln, aber was vom Munitionsersatz abhängt, welche kolossalen Schwierigkeiten sich demselben entgegenstellen, wie sie zu überwinden sind, davon habe ich nicht eher eine Silbe gehört, als bis ich jetzt die Wichtigkeit dieses Themas praktisch empfindlich fühlte.

Meine Schlaflosigkeit in der Nacht vom 3. auf den 4. Juli hat mir das Recht gegeben, mich am Schluß der Schlachtbeschreibung Betrachtungen zu überlassen.

---

5. Nach der Schlacht bis zur Waffenruhe.

4. Juli. Während der Nacht waren die Munitionskolonnen erster Staffel eingetroffen. Leutnant Seeger*) war nach Überwindung unsäglicher Schwierigkeiten der erste zur Stelle. Weinend umarmte er die Kameraden, die er im Dunkeln sah, und sagte: „Kerls, welche Freude, Euch alle lebendig zu finden", und war ein wenig betreten, als er bemerkte, daß er im Dunkeln auch seinen Regimentskommandeur unter den „Kerls" umarmt hatte.

Wenn die requirierenden Truppen am Abend des 3. Juli in den Dörfern auf dem Schlachtfelde einen Hahn am Leben gelassen hätten, er hätte nicht nötig gehabt, uns durch sein Krähen zu wecken.

Morgens mit Tagesgrauen war alles lebendig. Sorgen für Menschen und Pferde füllten die ersten Stunden aus. Bald aber erhielt ich einen Befehl des Generals v. Colomier, umgehend einen Gefechtsbericht mit Kroki einzusenden. Dieser Befehl kam mir ordentlich komisch vor. Ich hatte nichts als meinen Regenpaletot. Als Tisch konnte mir allenfalls ein Haufen durchweichter Erde dienen. Sonst aber hatte ich kein Schreib- und Zeichenmaterial. Da sollten nun, genau nach der Vorschrift, ein Bericht eingesendet, alle Truppen auf dem Plane genau eingezeichnet werden, und wehe, wenn Fehler in Bezeichnung, Maßstab oder dergleichen daran waren! Da nun das „Wehe!" doch sicher war, so schrieb und zeichnete ich lieber heute noch gar nichts.

Solche Berichte unmittelbar nach der Aktion taugen überhaupt nicht viel. Wer mitten im Gefecht war, dem schwirrt den Tag nach solcher Anstrengung alles wirr durch den Kopf. Auch ist entsetzlich viel zu tun, was für den Augenblick wichtiger ist, als Berichte schreiben. Man kann daher so bald nach der Aktion nur einen unvollständigen und sehr anfechtbaren Bericht machen. Die Kriegsgeschichtliche Abteilung des Generalstabes würde zu ihrer Darstellung der Geschichte weit zuverlässigeres Material erhalten, wenn die fechtenden Truppen einige Zeit hätten, um ihre Berichte zu überlegen und mit den Nachbarn zu besprechen. Nach vielen Mahnungen habe ich denn auch einen Bericht geschrieben, woran die von Schell an Ort und Stelle notierten Zeitangaben das Zuverlässigste sind. Meine Zeitangaben sind nachträglich gegen die von Schell notierten wegen Uhrendifferenz nach der der 1. Garde-Division um die zwanzig Minuten modifiziert, um welche meine Uhr vorgegangen zu sein scheint. In allem übrigen ist das, was ich jetzt, vierzehn Jahre später, niederschreibe, sicherer.

*) Premierleutnant Seeger war Kommandeur der 1. Munitionskolonne.

Ich erhielt ferner den Befehl des Generalkommandos, mit den Gespannen der Artillerie die im Bereiche des Gardekorps herumstehenden eroberten österreichischen Geschütze behufs Aufräumung des Schlachtfeldes in einem Park zu vereinen. Ich stellte von jeder Abteilung Artillerie eine Anzahl Gespanne zusammen unter das Kommando je eines Offiziers und gab diesen Befehl, das vorgefundene österreichische Material auf der Chlumer Höhe geordnet zusammenzustellen. Ich instruierte diese Offiziere persönlich, und da ich viele eroberte Geschütze mit dabeistehenden Infanteriewachen gesehen hatte, so befahl ich ihnen, wo bewachende Truppen sich befänden, ihnen den Befehl des Generalkommandos mitzuteilen und mit Bleistift geschriebene Quittungen für das eroberte Material zu geben, ehe sie es abführten. Es war ein kolossaler österreichischer Geschützpark auf der Höhe von Chlum aufgestellt.

Im Laufe des Vormittags kam mein Wagen an. Ich konnte nun mein Zelt aufschlagen und meine Vorräte mitsprechen lassen. Es war sehr nötig. Denn mein Leiden erreichte einen bedenklichen Grad. Nachdem ich für etwas Reinlichkeit gesorgt, eine dünne Suppe und Kognak genossen hatte, streckte ich mich auf das Lager von frisch geschnittenem Getreide in meinem Zelt und schlief nach zwölf Uhr mittags endlich fest ein, weil meine Schmerzen nachließen.

Zu der erhebenden Beisetzung von Hiller und von den anderen Offizieren auf der Höhe von Chlum, worunter des Obersten v. Pape*) einziger Sohn, dem der Vater und Kommandeur die Leichenrede hielt und dann zu seinen Offizieren sagte: „Und nun, meine Herren, vorwärts! Es lebe der König!", konnte ich nicht gehen. Ich war zu matt und zu lahm von der Wunde. Kaum konnte ich mich im Biwak herumschleppen.

Endlich erwachte ich, verzweiflungsvoll gerüttelt und geschüttelt von meinem braven Schell. „Um Gotteswillen, wachen Sie doch endlich auf. Majestät der König bereitet die Truppen. Die Batterien sind schon herausgetreten zum Appell. Machen Sie, daß Sie auf den rechten Flügel kommen. Der König kommt schon."

Schell hatte schon eine halbe Stunde lang vergeblich an mir geweckt. Lahm und schlaftrunken, wie ich war, humpelte und taumelte ich auf meinen Platz. Der König kam unmittelbar darauf. Der Prinz Carl ritt voraus und rief uns zu, wir dürften dem Könige Hurra rufen. So

*) Oberst v. Pape war damals Kommandeur des 2. Garde-Regiments, befehligte 1870 die 1. Garde-Infanterie-Division, mit der er sich vor allem am 18. August bei St. Privat la Montagne auszeichnete, später kommandierender General des V., III. und Gardekorps, zuletzt Generaloberst und Gouverneur von Berlin.

fest saß die Friedensdisziplin in der Truppe, daß ohne diese Erlaubnis von meinen Kanonieren kein Laut erfolgt wäre!

Seine Majestät kam, wir riefen Hurra! Ich erhielt einige gnädige Fragen, aber ich bemerkte, daß der König kein übermäßig erfreutes Gesicht machte, Artillerie zu sehen. Der Kronprinz war äußerst freundlich zu mir und sprach sich sehr lobend über die Batterien und die Unterstützung aus, die ich der 1. Garde-Division geleistet.

Ein hoher Herr, dessen Name nichts zur Sache tut, fragte mich, ob ich mit allen meinen Leuten zufrieden gewesen. Ich antwortete, das Verhalten aller sei musterhaft gewesen, bis zu dem Augenblicke, da ich preußisches Geschützfeuer von hinten erhalten. Da sei an einzelnen Punkten meine Autorität nötig gewesen, um die richtige Fassung aufrecht zu erhalten. „Ja, ja", sagte er, „das konnte gestern wohl vorkommen!", und ritt weiter. Einer aus seinem Gefolge aber sagte mir: „Dem haben Sie was Schönes gesagt!" „Wieso?", fragte ich. „Er hat ja selbst einigen Batterien den Befehl gegeben, auf Sie zu schießen, und später gerufen: »Ach Gott, das ist ja der Hohenlohe, auf den ich schießen lasse.«"

Das wenig freundliche Gesicht des Königs deutete ich zuerst auf den Verlust von Hiller, den er sehr beklagte. Aber ich erfuhr dann, daß der König mit derjenigen Artillerie, die in seiner Nähe gefochten, sehr unzufrieden gewesen war, und diese Abneigung auf die ganze Artillerie übertrug.

Was hat die preußische Artillerie nach dem Feldzuge doch auch noch in der öffentlichen Meinung leiden müssen! Fehlerhaft in der Marschordnung eingeteilt, durch das Verbot, vorzugehen, hinten gefesselt, kam sie nur spät und tropfenweise an den Feind, hatte gegen drei- bis fünffache Überlegenheit kämpfen müssen, und dann hieß es: „Die Artillerie war nicht da, sie nützte nichts", und die Schuld wurde ihr überall beigemessen.

Der Tag war drückend heiß. Es stellte sich Mangel an Wasser ein. Feuchtigkeit und Hitze brachten die vielen Leichen in schnelle Verwesung. Eine pestartige Luft begann sich auf der Talmulde zu lagern, in der wir biwakierten.

Im Laufe des Tages hatte ich zwei Batterien der Reserveartillerie zu einer Infanterie-Brigade — Budritzki*) — abkommandieren müssen, welche gegen Josephstadt entsandt wurde. Denn da alle Truppen zur Hauptschlacht konzentriert waren, stellte sich heraus, daß das hinter der Zweiten Armee in Horenowes einquartierte große Hauptquartier der

*) Generalmajor v. Budritzki kommandierte die 3. Garde-Infanterie-Brigade.

20*

Zweiten Armee des Kronprinzen nach hinten, gegen Josephstadt, ganz ungeschützt und jeder feindlichen Patrouille aus dieser Festung bloßgegeben war. Den folgenden Tag kehrten diese Batterien zu mir zurück. Sie hatten keine aktive Verwendung gefunden. Aber ein Kuriosum machte uns sehr lachen. Die Batterien hatten kein Brot, fanden aber Mehl in einem Dorfe und ließen Brot im Dorfbackofen durch ihre Bäcker backen. Als es fertig war, nahm es ihnen ein Bataillonskommandeur der Infanterie mit Gewalt weg und stellte Posten davor. Nachts stahlen die Batterien sich ihr eigen Brot wieder. So geht es einmal im Kriege zu.

5. Juli. Der 5. Juli fing sehr komisch für mich an. Ich hatte meine Morgentoilette begonnen, und während man mein Zelt aufräumte und die Lagerstätte in einen Salon verwandelte, in dem an einem Feldtisch vier Stühle und auf ihm ein Schreibzeug aufgestellt wurden, begab ich mich im Hemd in mein Toilettenkabinett, nämlich Gottes freie Natur, und war eben damit beschäftigt, mich zu rasieren — ja, ich rasierte mich! Man wird es kaum glauben! Ich hatte nämlich beim Beginn des Feldzuges angefangen, mich vom Rasieren zu dispensieren. Bis dahin hatten mich alle Soldaten, die mich nicht kannten, wenn der Paletot meine Oberstenabzeichen verdeckte, „Herr Leutnant" genannt. Seit der Bart in Stoppeln am Kinn sichtbar ward, nannte man mich „Herr Hauptmann". Also fing ich wieder an zu rasieren, denn es machte mir Spaß, „Herr Leutnant" genannt zu werden.

In Wsestar hatte ich den Eindruck gewonnen, daß der Krieg noch sehr lange dauern werde. Ich erfuhr dort, daß gestern, den 4. Juli, Kaiser Franz Joseph Venetien*) an Napoleon geschenkt, daß Gablenz**) in Wsestar behufs Unterhandlungen angekommen sei, daß aber letztere lediglich den Charakter des Hinhaltens hatten. Die Festung Königgrätz hatte auch wegen Übergabe unterhandelt, aber augenscheinlich, um für die

*) Bereits am 1. Juli hatte Benedek nach Wien die Bitte gerichtet, Friedensverhandlungen um jeden Preis anzuknüpfen. Daraufhin hatte das Wiener Kabinett, entsprechend seinen schon Mitte Juni mit dem Kaiser Napoleon gepflogenen Verhandlungen über eine Vermittlung Frankreichs mit Italien, am 2. Juli Napoleon die Abtretung Venetiens mit dem Ansuchen angeboten, einen Waffenstillstand mit Italien zu vermitteln, um die in Italien kämpfende Armee zur Verwendung auf dem nördlichen Kriegsschauplatz gegen Preußen frei zu erhalten. Napoleon hatte sich am 3. Juli bereit erklärt, gegen die unbedingte Abtretung Venetiens den Waffenstillstand nicht nur mit Italien, sondern auch mit Preußen erwirken zu wollen. Auf die Nachricht der Niederlage von Königgrätz nahm man in Wien sofort Napoleons Vorschlag an, und dieser begann seine Vermittlung.

**) Feldmarschalleutnant v. Gablenz war von Benedek aus eigenem Antriebe gesandt, um Waffenruhe zu erbitten, wurde aber abschlägig beschieden.

Armee nur Zeit zu gewinnen, wieder in Ordnung zu kommen. Unsere Verfolgung hatte an den sturmfreien Wällen von Königgrätz ein Ende. Wir mußten einen Umweg über Pardubitz machen. Die Elb-Armee war dorthin seit gestern voraus, und das Korps sollte sich am Nachmittag in Bewegung setzen. Die Kühnheit unseres Unternehmens, das Josephstadt und Königgrätz zwischen uns und der Heimat liegen ließ, ward nur durch den Zustand des Feindes gerechtfertigt.

Wir kochten zeitig ab und setzten uns nachmittags bei glühender Hitze in Bewegung. Unser Marsch führte uns auf halbem Kanonenschuß vom Glacis von Königgrätz vorüber. Der Feind schoß nicht. Erst gegen Abend ward er laut und zwang die nachmarschierenden Truppen zu größeren Umwegen.

Der Marsch war äußerst langweilig, stets von halbstündigen Stockungen unterbrochen. Dies ermüdete umsomehr, als wir schon im Biwak durch Mangel an Trinkwasser gelitten hatten, jetzt aber alle Brunnen zerstört fanden. Das Wasser darin hatte eine milchweiße Farbe. Man verbreitete das Gerücht, es sei vergiftet. Da aber der Feind nicht zu den wilden Völkern Afrikas oder Asiens gehörte, so glaubte ich an solche Fabel nicht und trank zuerst aus solcher Pfütze, um nicht vor Durst umzukommen. Nun trank alles andere. Vergiftet wurde niemand.

War der Marsch im Anfang langweilig, so war er unerträglich, sobald wir auf die große Chaussee Königgrätz—Pardubitz einbogen. Da war wieder alles voll Bagage. Die Infanterie verwertete ihre Vorspannfuhren statt zum Heranholen von Lebensmitteln zum Fahren der Tornister, weil die Hitze zu groß. Vier bis fünf Reihen beladener Bauernwagen bedeckten die Straße. Die Fuhrleute waren meist betrunken und spotteten jeder Ordnung.

Endlich erhielt ich Befehl, zu biwakieren. Ich dachte, mich rührte der Schlag, als mir mein Biwaksplatz auf der Karte mitten in einem Teiche angewiesen ward. Noch mehr, aber angenehmer, überrascht war ich, als ich an Ort und Stelle fand, daß dieser Teich das schönste, üppigste Weizenfeld war. Es war einer jener Teiche, die man ablassen kann und einige Jahre zu Feld macht, dann wieder anspannt, wenn Fische darin gezüchtet werden sollen. Fischzucht und Bodengüte gewinnen dadurch. Militärisch aber folgt daraus, daß man sich auch auf die genaueste Karte nicht verlassen darf. Die lebendige Besichtigung des Terrains kann erst einen sicheren Anhalt sowohl für die zutreffenden Maßregeln als auch für die Kritik derselben bieten. Es hat mich nach dem Kriege sehr erheitert, zu lesen, wie der Schriftsteller

Rüstow dem österreichischen General Benedek einen Vorwurf daraus machte, daß er nicht unter dem Schutz dieser Teiche eine Aufstellung genommen. 1866 war dieser Schutz doch etwas zweifelhaft.

6. Juli. Noch hatten wir zu leben, Fleisch ward requiriert. Das übrige reichte. Nur Hafer ging in diesem Biwak zu Ende. Hafer war aber am schwersten heranzufahren, wegen des Gewichts. Ich brauchte nämlich täglich dreihundert Zentner Hafer, obgleich ich Bedeckungs-Eskadron und -Bataillon nach der Schlacht wieder losgeworden war, nachdem sich diese in der Schlacht als unpraktisch erwiesen hatten.

Der Marsch führte uns bei Pardubitz über die Elbe. Die Anhäufungen von Truppen und Trains auf der großen Straße erreichten an der Elbe ihren Kulminationspunkt. Dort waren zwei Brücken geschlagen. Der Feind hatte nämlich die bestehenden zerstört. Der Zusammenfluß von Truppen und ungeordnetem Fuhrwerk an diesen Brücken war so groß, daß Gewaltmaßregeln angewendet werden mußten, um die Truppen usw. in der befohlenen Reihenfolge passieren lassen zu können. Es durfte immer nur ein Geschütz oder Fahrzeug auf der Brücke sein, weil sie nicht sehr tragfähig, die Elbe aber reißend war. Dennoch fing die Brücke manchmal an, Schwingungen zu machen. Dann durfte niemand übergehen, bis sie sich beruhigt hatte.

Vor und hinter der Brücke war je ein freier Platz zum Aufmarschieren.

Als ich auf dem anderen Ufer ankam, sah ich Gardes du Corps aus einem ungeheuren Hafermagazin große Hafersäcke heraustragen. Der Eingang war ganz schmal und erlaubte immer nur einem Mann auf einmal herein- und herauszugehen. Die gut erzogenen, artigen Riesen der Gardes du Corps quälten sich durch diesen Eingang hin und her. Der Ersatz der aufgezehrten Haferrationen konnte auf diese Weise tagelang dauern. Aber die Gardes du Corps wagten nicht, den Zaun umzubrechen, weil sie nichts im feindlichen Lande zerstören wollten. Es geht nichts über die guten Sitten dieser schönen Truppe. Ausgewählte Riesen der ganzen Monarchie, gutmütig wie alle Menschen von großem schwerem Körperbau, ausgewählt auch nach ihrem Betragen vor dem Eintritt, sind diese Leute harmlos wie die Kinder. Als meine erste Batterie übergegangen und aufmarschiert war, befahl ich ihr, soviel Hafer als möglich zu holen. Krach! Da lag der Zaun, und massenhaft schleppten meine Kanoniere die Hafersäcke über den breiten Hof. Jede Batterie brauchte zum Passieren der Brücke eine Viertelstunde. Die vorher übergegangene durfte während dieser Zeit Hafer holen und mußte dann gleich weitermarschieren, um der folgenden Platz zu machen. Mit

Hafer hoch bepackt, schleppten sich Geschütze und Munitionswagen den anderen Talrand hinauf. Ich war auf sieben volle Tage versorgt. Das Magazin war das Hauptmagazin der feindlichen Armee.

Während des Übergangs über die Brücke sah ich Moltke stehen, der kopfschüttelnd, aber schweigend die Unordnung betrachtete. Ich dachte mir, wie mag es erst zugehen, wenn man auf dem Rückzuge solche Brücke passiert, und dachte an die Franzosen bei Borissow.*) Diese Bemerkung machte ich Moltke. Er nickte schweigend. Dann sagte ich ihm, ich hätte auf der Karte gemessen, daß wir dreißig Meilen bis Wien hätten, das seien zehn Märsche. Ob wir wohl in zehn Tagen dort wären? „Na na", sagte er lachend, „Sie verlangen ein bißchen viel. Lassen Sie mir doch drei Wochen Zeit."

Nach Passieren von Pardubitz war die Straße frei, der Marsch leicht. Unser Marschziel war die Gegend von Dasitz. Ein paar elende Dörfer wurden mir als Kantonements angewiesen, jedoch auch erlaubt, zu biwakieren, wenn ich das für besser hielte. Die slawischen Dörfer mit ihren Lehmhütten sahen so voll Ungeziefer aus, daß ich bei dem herrlichen Wetter ein Biwak für besser hielt. Ich wählte eine schöne, trockene Wiese aus und erlaubte, daß die Leute in den Häusern und Scheunen dicht dabei Obdach suchten.

7. Juli. Unser Marsch ging nach Osten zur Verfolgung des Feindes in der Richtung auf Olmütz, womit der Kronprinz beauftragt ward. Noch konnten wir keinen Feind erreichen, denn dieser hatte durch unseren Umweg über Pardubitz einen großen Vorsprung. Die Erste und die Elb-Armee gingen unterdessen geradenwegs auf Wien zu.**)

Das Nachtquartier war in Radhoscht. Ich betrat, seit ich auf österreichischem Boden war, das erste bedachte Haus. Es war zwar ein reinliches, gutes Unterkommen bei einem wohlhabenden Manne, aber nach so vielen im Freien verbrachten Nächten drückte mich die Luft in einem Hause.

8. Juli. Die Einwohner kamen uns überall viel freundlicher entgegen, als es in Feindesland zu erwarten war. Wenn man sie zutraulich machte, dann sagten sie uns, wir seien als Feinde weniger schlimm

---

*) Borissow liegt am linken Ufer der Beresina, über die Napoleon in den Tagen vom 25. bis zum 29. November 1812 seinen Übergang auf dem Rückzuge aus Rußland bewerkstelligte.

**) Der Entschluß, mit nur drei Armeekorps der Zweiten Armee und einer Kavallerie-Division dem auf Olmütz zurückweichenden Feinde zu folgen, mit allem andern aber auf Wien unmittelbar zu marschieren, wurde durch die beim Vormarsch wahrgenommenen Spuren der völligen Zerrüttung des Feindes motiviert.

als ihre eigenen Truppen im Frieden während des Manövers. Jetzt aber, im Kriege, sei gar nichts vor ihnen sicher gewesen.

Auf dem Marsche fanden wir überall die Spuren des österreichischen Rückmarsches. Weggeworfene Waffen und Tornister sprachen von der Lockerung der Disziplin, breite, in die Felder eingetretene Kolonnenstraßen davon, daß man in Eile, drei bis vier Truppenteile nebeneinander, auf das schützende Olmütz zu marschiert war.

Der gute Wille, den die Einwohner überall zeigten, bewog mich, strenge Befehle zu geben, um Ausschreitungen und eigenmächtiges Requirieren zu verhindern. Auf dem Schlachtfelde hatte man in den verlassenen Dörfern nehmen müssen, was man fand, ohne jemand zu finden, dem man Quittung geben konnte. Feindliche Kriegsvorräte steckte man ein, sobald man konnte, ohne Umstände. So etwas gefällt dem Soldaten gar schnell. Dazu kam, daß ein Armeebefehl den Soldaten bekannt gegeben war, welcher festsetzte, wieviel Zigarren, Wein, Fleisch und Brot er täglich in Feindesland zu fordern berechtigt sei. Nun waren aber solche Quantitäten niemals vorhanden. Viele Soldaten folgerten daraus, daß, wenn die Wirte das Bestimmte nicht geben konnten, sie berechtigt seien, für das Fehlende sich an anderen Dingen schadlos zu halten. So konnte überall dem „Ausspannen", wie der Soldat es nannte — 1870 nannte man es „Rollen" oder „Retten" —, von den Delinquenten ein Schein von Berechtigung gegeben werden. Ich steuerte dem nach Kräften, insbesondere wo die Einwohner gutwillig gaben, was sie konnten, und sorgte dafür, daß sie Quittungen erhielten. Sie haben nach dem Kriege für die Quittungen bares Geld erhalten, und ich habe noch im Frieden viele in Blei geschriebene Quittungen von Berlin aus gegen Quittungen in Tinte ausgetauscht, weil die österreichische Regierung nur in Tinte ausgestellte Quittungen honorierte. So wird die Last des Krieges dem Einwohner minder fühlbar, wenn kein Rassenhaß die Unbilden des Krieges steigert. Solcher Rassenhaß war aber hier nicht vorhanden. Der Krieg wurde durchaus ritterlich geführt. Nichts glich der Freude, mit der man die gefangenen Feinde speiste, labte, sein Brot, Wein und Zigarren mit ihnen teilend. Hatten ja doch viele Verwandte und Freunde im feindlichen Heere.

Auf dem Marsche passierten wir Hohenmauth.*) Der König hatte eben daselbst Quartier genommen, der Kronprinz war zur Besprechung erschienen. Der König sah uns zu unserem Leidwesen nicht. Er hatte Dringenderes zu tun, als die den ganzen Tag passierenden Truppen anzusehen. Die Verschenkung Venetiens, die Haltung Frankreichs machte

*) 30 Kilometer südöstlich Pardubitz gelegen.

viel zu überlegen. Ich weiß nicht mehr, ob Benedetti, aber ein Franzose war angekommen.*) Der König, so wurde mir erzählt, sei sehr böse gewesen, als er Mitteilungen aus Paris erhielt.

9. Juli. Der Marsch ging über Dobrisko nach Hradek.

10. Juli. In Hradek hatte ich mit meinen Truppen einen Ruhetag, den einzigen zwischen dem Schlachtfelde von Königgrätz und der Wiener Tiefebene. Dieser Ruhetag entstand dadurch, daß man sich Olmütz näherte, wieder Fühlung mit dem Feinde hatte, also die Armee aufmarschieren, die weiter zurück befindlichen Korps abwarten mußte. Für die Batterien war er sehr nützlich.

11. Juli. Von jetzt ab ward die Leitung der Märsche der Batterien und Kolonnen am allerschwierigsten. Die Offiziere, welche von mir in das Generalkommando gesandt wurden, mußten bis zum Einbruch der Dunkelheit auf die Befehlsausgabe warten und ritten dann erst in mein Quartier, den Befehl überbringend. Denn die Armee konnte erst nach Eingang der Meldung von der Ausführung der Tagesbewegung ihren Befehl an das Generalkommando senden. Dann gab ich meinen Befehl aus und expedierte die bei mir harrenden Befehlsreiter zwischen elf und zwölf Uhr nachts zu den Batterien und Kolonnen.

Jeden Tag aber kamen gegen Abend Meldungen von der aufklärenden Kavallerie an das Armeekommando über Bewegungen beim Feinde, auch über kleinere und größere Gefechte, die eine totale Änderung der Anordnungen für den folgenden Tag nötig machten. Da kam dann in der Regel gegen drei oder vier Uhr morgens eine Ordonnanz vom Generalkommando mit einem Gegenbefehl, der alles umwarf. Von sechs oder sieben Uhr ab waren aber meine Batterien und Munitionskolonnen in Bewegung, und der Gegenbefehl konnte ihnen unmöglich so bald überbracht werden, daß sie nicht schon abmarschiert waren. Auch waren meine Befehlsreiter fort. Da blieb mir dann nichts anderes übrig, als daß ich sebst, Miesitschek und die beiden Adjutanten nach der Karte dahin ritten, wo die Truppen in Bewegung waren, und rechtzeitig da einzutreffen suchten, wo die neuen Wegerichtungen von den ersten abwichen, um Umkehr und Umwege zu vermeiden. Es ist mit großen Anstrengungen immer gelungen. Wenn das Korps biwakiert hätte, wäre die Leitung einfach gewesen. Aber dann wären auch die Truppen mehr angestrengt worden und minder schlagfähig geblieben. Nur da kamen Konfusionen

*) Es war in diesen Tagen noch kein französischer Vermittler eingetroffen. Die Verhandlungen wurden noch in Paris geführt. Erst in der Nacht zum 12. Juli traf der französische Botschafter in Berlin, Benedetti, im Hauptquartier des Königs zu Zwittau ein.

und Kollisionen vor, wo andere Korps nicht so schnell in der Expedierung der Befehle waren, ihre Truppen also noch auf den zuerst befohlenen Wegen marschierten und sich dadurch mit den unsrigen kreuzten.

Da man sich aber selbst auch gefechtsfähig erhalten muß, so besteht ein Teil der Kunst im Kriege auch darin, den richtigen Moment zum Schlafen zu wählen. Nachts war dazu in der Regel wenig Zeit. Es bildete sich bei mir folgende Praxis heraus:

Nach dem Einmarsch ins Quartier, und nachdem unser Mittagessen als gesichert angesehen werden konnte, legten wir — ich mit meinem Stabe — uns schlafen. Drei Stunden hatten wir Zeit. Dann wurde gegessen und etwas Nötiges abends noch, sei es zu Pferde oder zu Fuß, bei der Truppe besorgt. Mit Eintritt der Dunkelheit wurden die vom Schreiber fertiggestellten laufenden Sachen durchgesehen und unterschrieben, dann war wohl auch Zeit zu einem Privatbriefe, und endlich traf der Befehl für den folgenden Tag ein. Gegen ein Uhr hatten wir Ruhe und schliefen zum zweiten Male. Schell, der Adjutant, mußte mit mir in einem Zimmer schlafen. Zwischen drei und vier Uhr traf der neue Befehl ein. Ich las ihn erst und verglich ihn mit der Karte. Dann weckte ich Schell, gewöhnlich, indem ich ihm etwas an den Kopf warf, das er mir zurückwerfen mußte, wenn er mich weckte. Ich warf ihm den Befehl zu und sagte meine Ansicht, dann schlief ich ein, während er den Befehl las und den zu expedierenden Befehl entwarf. War er fertig, weckte er mich, wie ich ihn geweckt hatte, und las mir vor, was er entworfen, und ich genehmigte oder befahl Änderungen mit der Karte in der Hand. Solange hatten wir im Bette liegen bleiben können. Dann machten wir den Plan, wie wir unser Reiten verteilten, um die Änderung zu ermöglichen, bestellten die Pferde und den Abmarsch des Stabes, standen auf, frühstückten und ritten los. Die laufenden Geschäfte wurden auch oft unterwegs während des Marsches erledigt. Da hatte der Adjutant Vortrag, und ich öffnete und las Briefe und gab sie ihm. Trat ein längeres Rendezvous oder Marschstockung ein, dann habe ich wohl auch auf dem Stoppelfelde unterdessen Unterschriften geleistet, denn ein portatives Schreibzeug hatte ich in der Satteltasche.

Unterwegs kamen auch meistens die Postsachen an. Mein braver Vorsteher der Feldpost, Postsekretär Reiß, ruhte nicht Tag und Nacht, bis er die Post mit möglichster Schnelligkeit expediert hatte, und faßte uns immer unterwegs ab. Die Feldpost gehörte überhaupt zu den Veilchen, die im Verborgenen blühen und für unsägliche Mühe und Gefahr selten Auszeichnung und Anerkennung ernten.

Wir machten es also möglich, täglich wenigstens je nach Umständen fünf bis sieben Stunden zu schlafen. So etwas ist äußerst wichtig, denn

es ist notwendig, sich nicht zu übermüden, sondern immer klaren Kopf zu behalten. Natürlich wird die Einteilung der Zeit für den Schlaf in jeder Instanz verschieden sein, und man kann im Bewegungskriege nicht mehr die untergebenen Führer und Instanzen in ihrer Tätigkeit beeinträchtigen, als wenn man die Führer zu persönlichen langen Besprechungen zitiert, die natürlich in eine Zeit fallen, die diese sich vom nötigen Schlaf abziehen müssen. Jetzt erst verstand ich Marmonts Klage, die er in seinen Memoiren über Napoleon erhebt, daß dieser ihn so oft zu Besprechungen über Politik und Armeeleitung habe holen lassen zu Stunden, die Marmont lieber zum Schlafen verwendet hätte.

Beim Beginn eines Krieges, besonders des ersten Krieges, den man mitmacht, ist man wohl zu erregt, zu erwartungsvoll, zu eifrig und zu ruhmdürstig, um an seinen Schlaf zu denken. Viele Offiziere haben sich dann so aufgeregt, daß sie sich übermüdeten und krank, meist nervenkrank, wurden. Wer aber die erste Zeit der Aufregung glücklich überwindet, der kann den weiteren Verlauf des Krieges nicht anders durchhalten, als indem er in sein Schlafen System bringt, wie ich es beschrieben. Die Nachrichten über den Feind, die bevorstehenden Operationen und Gefechte werden schließlich Gewohnheitssache wie alles andere, und man regt sich nicht mehr darüber auf.

Auf die Munitionskolonnen mußte ich ein besonderes Auge haben. Um die Munition zu ersetzen, die bei Königgrätz verschossen war, waren nach Komplettierung der Batterien anderthalb leere Kolonnen vom Schlachtfelde von Königgrätz nach Schlesien zurückgesendet worden. Sie holten uns noch auf dem Vormarsche ein, ehe wir in Lundenburg die Taja passierten. Gewiß eine kolossale Marschleistung mit den schweren, unbeholfenen Munitionswagen.

Es war aber auffallend, wie wenig Munition nachgeschafft zu werden brauchte. Bei den drei böhmischen Armeen sind durchschnittlich nur zwanzig Schuß pro Geschütz und fünf bis sieben Schuß pro Mann, bei der Main-Armee elf Schuß pro Mann im ganzen Kriege verbraucht. Daraus erklärt sich das Kuriosum, daß nach dem Kriege die Infanterie Patronen verlangte, um mit den Leuten die fehlende Übung im Schießen nachzuholen, und daß während des Krieges unsere Pulverfabriken aus Mangel an Beschäftigung stillstanden.

Als ich mich am 11. Juli früh in Bewegung setzen wollte, ward ich durch die Nachricht erschreckt, daß mein bestes Reitpferd, Farmer, steif im Stall stehe und sich nicht rühren könne. Der gerufene Roßarzt erklärte, das Pferd sei total verschlagen und müsse stehen bleiben. In einem feindlichen Gebirgsdorf ein Pferd zurücklassen, war dem Verlust desselben gleich. Ich hätte es lieber eigenhändig erschossen, als mein

vortreffliches Tier in fremden Händen zu wissen, vielleicht als steifen Karrengaul mit viel Prügel und wenig Futter. Der Roßarzt versuchte eine Gewaltkur. Er ließ stark zur Ader. Dann konnte das arme Tier sich umdrehen. Mit Mühe ward es auf den Hof geschleppt und bei der Hitze, mit drei Decken zugedeckt, so lange gepeitscht, bis es keuchend ging und schwitzte. So ward es nachgeschleppt, in fortwährendem Schweiß erhalten, und auf dem Rückmarsche konnte ich es schon wieder reiten. Ich besitze es noch, vierzehn Jahre später, und habe es noch während der Schlachten von St. Privat und Sedan geritten.

12. bis 21. Juli. Die Märsche brachten uns über Böhmisch-Trübau nach Poschendorf bei Mährisch-Trübau.*) Hier ward es wahrscheinlich, daß Benedek Olmütz verlasse, wir schoben uns, unserer Aufgabe gemäß, rechts, und als Benedeks Marsch nach Ungarn über den Jablunkapaß zur Gewißheit wurde,**) erhielten wir Befehl, der Ersten und Elb-Armee in der Richtung auf Wien zu folgen. Dadurch entstanden für mich die Märsche über Zwittlawka,***) Daubrawitz, Turas bei Brünn nach Rabensburg in der Wiener Tiefebene, wo am 22. der Waffenstillstand den Operationen ein Ende machte. Zum Gefecht kam ich nicht mehr.

In Poschendorf fand ich mit allen fünf Batterien Unterkommen. Das lang ausgedehnte deutsche Dorf hat eine eigentümliche Bauart. Jedes Gehöft ist wie eine Festung gebaut und kann verteidigt werden. Die Bauern sind sehr wohlhabend, und in jedem Gehöft konnte eine Viertelbatterie untergebracht werden. Jeden Abend schließt der Bauer seine Festung zu und bleibt in der Nacht in Verteidigungszustand. Der Grund ist die Nähe der slavischen, verkommenen, diebischen Dörfer, die nicht arbeiten, verarmen und stehlen. Die mährische und deutsche Bevölkerung lebt hier in Dörfern ganz getrennt voneinander und ist feindlich geblieben. Man unterscheidet sie von weitem. Die deutschen Dörfer sind massiv gebaut, mit roten Ziegeldächern, die mährischen haben statt Häuser Hütten aus Holz und Lehm mit Stroh- und Schindeldächern. Es jubelte immer derjenige Truppenteil, der von weitem in dem ihm zugewiesenen Dorfe Ziegeldächer sah.

Auf dem Marsche nach Zwittlawka wurden gefangene sächsische Reiter an uns vorbeigebracht. Es war für uns eine große Freude, denn die Sachsen sind bei uns viel beliebter als wir bei ihnen. Diese Leute

*) 45 Kilometer nordwestlich Olmütz gelegen.

**) Die österreichische Armee trat am 14. Juli ihren Weitermarsch von Olmütz auf Preßburg an.

***) 30 Kilometer nördlich Brünn gelegen.

hatten sich nun nach Aussage der Begleiter besonders gut geschlagen und wie Löwen gegen die Übermacht gewehrt. Ich sprach mit ihnen und konnte ihnen die angenehme Nachricht bringen, daß die Sachsen bei uns gegen Versprechen in der Heimat frei herumgingen.

In Zwittlawka kam ich in ein Städtchen. Das war etwas ganz Neues für uns, und wir konnten einmal etwas kaufen.

In Daubrawitz fand ich Quartier in einem Schloß des Fürsten Salm. Er war eine Meile davon auf seinem Schlosse Raitz, wo er den Prinzen von Württemberg mit seinem Stabe zu bewirten hatte, und konnte also mich nicht begrüßen. Er war aber so gütig, mich wie den General v. Loën,*) der ebenfalls hier einquartiert war, durch seinen Bevollmächtigten empfangen zu lassen, der uns am Schloßtore eine lange Rede hielt, den Fürsten wegen seiner Abwesenheit entschuldigte und versicherte, der Fürst habe ihn beauftragt, alles zu tun, was wir befehlen würden und was zu unserer Bequemlichkeit diene. Sehr vergnügt über die Aussicht auf ein gutes Quartier, traten wir in die uns angewiesenen Zimmer. Erstaunt sahen wir uns an, all' und jedes Möbel fehlte. Wir frugen nach dem Bevollmächtigten, er war aber wieder schnell nach Raitz zurückgefahren. Nach vielem Suchen fanden wir einen Inspektor, der uns sagte, er wisse von keinem Befehle des Fürsten, habe auch weder Lebensmittel, noch Fleisch, noch Kochsalz.

General v. Loën lächelte vergnügt und sagte dem Mann, er tue ihm leid, denn dann habe er ja auch nichts zu leben. Er wolle ihm helfen. Da ständen die schönsten Kühe und Kälber im fürstlichen Kuhstall, unsere Leute verständen das Schlachten vortrefflich, und dann solle er bald von unserem Fleisch auch etwas erhalten. Was Betten und Möbel betreffe, so würden unsere Leute ihm helfen, die seinigen in die für uns bestimmten Zimmer zu tragen. Das half, und wir hatten bald, was wir brauchten.

Von Daubrawitz ab mußte ich immer nachmittags marschieren, weil, wenn mehrere Armeekorps dieselbe Straße benutzen, die letzten die Straße vormittags nicht frei finden. Ich freute mich darauf, nicht auf der Brünner Hauptstraße zu bleiben und die Masse der Trains loszuwerden. Aber ich ward gewaltig enttäuscht. In Jedownitz stieß ich gegen Abend auf die Queue der Kavallerie-Brigade und mußte noch eine Weile warten, bis deren Trains vorbei waren. Dann folgte ich unter fortwährendem Stutzen und Aufenthalt, bis endlich in einem großen Walde nach Eintritt der Dunkelheit alles stillhielt. Da die Kavallerie mich decken sollte, so war es möglich, daß sie auf den Feind gestoßen. Ich ließ

*) Kommandeur der 4. Garde-Infanterie-Brigade.

absitzen und hielt auch. Nach einer halben Stunde verlor ich die Geduld und begab mich nach vorn. Da hielt am Ausgange des Waldes die Tete der Bagage der Brigade. Zwei Zahlmeister, total betrunken, erklärten es für zu gefährlich, mit der Bagage nachts den Wald zu verlassen, und hatten nicht einmal Meldung an den Prinzen Albrecht geschickt. Ich wurde also grob, befahl, mich vorbeizulassen, und trabte mit meinen Batterien lustig vorbei. Eine halbe Meile davon war in Kiritein die Brigade Prinz Albrecht*) im Biwak ohne Biwaksbedürfnisse, und die Offiziere riefen mir zu, ob ich ihre Bagage nicht gesehen. „Liegt besoffen im Walde", sagte ich lachend, und trabte mit meinen Batterien lustig weiter. Ich erreichte bei strömendem Regen abends elf Uhr die Dörfer, die mir zugewiesen, sandte die Batterien in Kantonements und kam für mich zu einem braven Förster, der uns Hühner einfangen und backen ließ.

Folgenden Nachmittag sollte ich erst um vier Uhr abmarschieren. Unser Marschziel Turas lag unweit Brünn. Aber ich sowohl wie die schwere Kavallerie-Brigade sollten Brünn und die große Straße vermeiden, weil diese von anderen Truppen zu voll war. Ich erfuhr vom kaiserlichen Förster, meinem Wirt, daß ein sehr fester, aber schmaler Weg durch das Gebirge nach Turas hinunterführe, der aber schwer zu finden. Ich nahm mir einen Jägerburschen mit, der vorn auf die erste Protze gesetzt und dem gedroht ward, ihn zu erschießen, wenn er uns irreführte. Es war immer ein feindlicher Förster, und man mußte vorsichtig sein. So orientiert, marschierte ich los. Kaum war ich eine halbe Stunde unterwegs, als ich den Prinzen Albrecht fand, der auf dem Felde hielt, um seine Brigade zu sammeln. Eigentlich sollte ich hinter ihm marschieren. Ich fürchtete aber wieder, die Trains von gestern vor mir zu haben, und fragte ihn um Erlaubnis, vorbeimarschieren zu dürfen. Er genehmigte es, wenn ich ihm den Weg nicht sperren wolle, er wolle in einer Viertelstunde abmarschieren. Ich gab das Signal aufsitzen und Trab. „Um Gotteswillen, wohin wollen Sie? In diesen Schluchten kann kein Reiter durch. Ich habe Meldung von Patrouillen!" „Dann erschieß ich diesen Jäger", sagte ich, und trabte lustig weiter. In den engen Schluchten und Tälern, in denen sich der schmale, aber ganz sanft abfallende, schöne, feste Weg hinabschlängelte, hallte der Donner der nahezu hundert trabenden Fahrzeuge wieder wie ein schweres Gewitter. Es war ein herrlicher frischer Sommernachmittag. Die vom gestrigen Regen feuchten Felsenhänge hauchten eine wohltuende Frische aus, dazu die Freude, keine Trains vor sich zu haben, die gute

*) Prinz Albrecht (Sohn) kommandierte die 1. schwere Kavallerie-Brigade, die aus den Gardes du Corps und dem Garde-Kürassier-Regiment bestand.

Laune meiner Kanoniere, die statt des anstrengenden Marschierens spazieren gefahren wurden, und das stolze Gefühl, da als Fußartillerie zu marschieren, wo Kavallerie den Weg für unmöglich hielt, das alles machte uns sehr übermütig. Die Pferde hatten bergab nichts zu ziehen. So trabte ich mit der ganzen Kolonne wohl drei Viertelstunden lang, bis der Weg das Gebirge verließ und man Turas liegen sehen konnte. Dann entließ ich meinen Jäger mit braver Belohnung. Wir langten vor Dunkelwerden am Bestimmungsort an und hatten den Marsch von dreieinhalb Meilen in dreieinhalb Stunden zurückgelegt.

So hatte heute der Jägerbursche aus dem feindlichen Lande die Landkarte ersetzt, denn die Landkarten fehlten. Ich hatte vom Schlachtfelde von Königgrätz aus, in Voraussicht dieses Umstandes, schon an Simon Schropp nach Berlin geschrieben und Karten bestellt. Die unvollkommene Karte, die mir die berühmteste Handlung der Welt bei der großen Nachfrage nach diesem vielgesuchten Artikel nur noch senden konnte, war noch nicht da. Das Generalkommando hatte in Brünn eine, aber auch mangelhafte Karte noch aufgetrieben. Wer von meinen Offizieren Befehl hatte, mußte die einzuschlagenden Wege und die Lage der Örter von dieser Karte abzeichnen. Dasselbe mußten diejenigen tun, welche die Befehle bei mir holten. Da kamen aber, weil dies Unteroffiziere waren und nicht alle Unteroffiziere Zeichenkünstler sind, die unglaublichsten Bilder zutage, und manche Konfusion führte zu Umwegen. Zum Glück ist nie Schaden oder Verlust daraus entstanden. Wohl aber wurde ein Leutnant stark verspottet, als er sich vergeblich bestrebte, mit seiner schwerfälligen Munitionskolonne eine Felsenspitze zu erklettern, auf der ein Heiligenbild als Wallfahrtsort stand, dessen Name durch solche Konfusion, noch dazu unter slavisch sprechender Bevölkerung, ihm fälschlich als das zu beziehende Nachtquartier angegeben worden war.

In Turas kam ich in das prächtig eingerichtete Palais eines reichen Brünner Fabrikherrn. An mein Schlafzimmer grenzte ein Badezimmer. Aller Komfort wurde gewährt. Ich spendierte mir den Luxus der Reinlichkeit und genoß noch diesen Abend ein warmes Bad. Es ist gar nicht zu beschreiben, wie wohltuend die Reinlichkeit nach dreiwöchiger Entbehrung ist.

Während dieser Zeit machte mir die Sorge für die täglich notwendigen dreihundert Zentner Hafer die meisten Schwierigkeiten. Auf einer Marschlinie, wo eine österreichische Armee zurückgegangen und bereits zwei andere preußische Korps vorgegangen waren, konnte man hinter dem als drittes marschierenden Gardekorps so kurz vor der Ernte nicht allzuviel hoffen. Dennoch gelang es mir, derart den Bedarf sicher-

zustellen, daß nur ein einziges Mal, und zwar zu der Zeit des Überganges aus der Requisitionsverpflegung in die regelmäßige Friedensverpflegung nach Abschluß des Waffenstillstandes, eine einzige Batterie einen Tag auf halbe Haferration beschränkt ward und den Rest durch Grünfutter ersetzen mußte. Die Straße selbst lieferte allerdings nichts mehr. Alle daran liegenden Örter und Baulichkeiten waren rein ausfuragiert. Aber wenn ich auf dem Marsche eine viertel oder halbe Meile seitwärts große Gehöfte mit Ziegeldächern sah, schickte ich sofort den Intendanturassessor mit einem Requisitionskommando dahin. Die erschreckten Besitzer wurden dann durch einen Kaufantrag angenehm überrascht und nach Auslieferung des Hafers durch eine Anweisung auf diejenige Macht bezahlt, welche nach dem Frieden die Kriegskosten zu tragen haben würde. Sie sind alle zu ihrem Gelde gekommen, wie ich nachträglich erfahren habe, und haben sich den Hafer meist recht gut bezahlen lassen. Einmal fand man einen Juden, der uns verriet, sein Nachbar, auch ein Jude, habe einen bedeutenden Hafervorrat versteckt. Derselbe wurde entdeckt und geleert. Wütend verriet nun dieser, der erste Jude habe dreimal soviel. Natürlich wurde er seinen Hafer auch sofort los.

Im Kleinhandel verursachte die Unbekanntschaft der Bevölkerung mit klingendem Silber manche Schwierigkeit, auch Spaß. Einmal kam der Jude aus dem Dorf und bat uns, ihm zu sagen, wieviel diese Silbermünze wert sei, die ihm ein Soldat als Zahlung geben wollte. Es war ein österreichischer Gulden mit dem Bildnis des Kaisers Franz Joseph. Dieser Handelsmann hatte in seinem Leben so etwas noch nie gesehen.

In Groß-Niemschitz*) fand ich Quartier bei einem Ungarn, auf dem Gute, das dem Erzherzog Albrecht gehörte. Der Wirt war Verwalter und seinem Herrn wie dem Kaiser so ergeben, daß ich ihm meine Achtung nicht versagen konnte. Er bedauerte das Unglück der österreichischen Armee sehr, meinte es aber vorhergesehen zu haben.

In Kostel**) fehlte es uns an Fleisch. Der fürstlich Liechtensteinsche Tiergarten lag in der Nähe. Schell mußte requirieren. Der fürstliche Förster ward geholt, und in seiner Gegenwart fehlte Schell mit einem preußischen Infanteriegewehr eins und tötete ein anderes Stück feistes Rotwild. Der Förster stand dabei, die Mütze in der Hand, die Wut im Herzen, und erhielt dann eine Requisitionsquittung. Anders erlaubte ich die Jagd auch nicht. Das Treiben in den Parks von Eisgrub,***) das andere Truppen verübten, duldete ich nicht, weil ich es ebenso für Eigen-

*) 25 Kilometer südlich Brünn gelegen.
**) 45 Kilometer südöstlich Brünn gelegen.
***) 5 Kilometer südwestlich Kostel gelegen.

tumsverletzung hielt wie Plünderung. Auf dem Rückmarsche, als bereits Waffenstillstand war, erlaubte ich, in Begleitung der angestellten Jäger auf die Hühnerjagd zu gehen, aber dann mußte das Wild, das wir verzehrten, bezahlt werden.

Das Quartier, das mir und meinem Stabe angewiesen wurde, sah einer Räuberkneipe so ähnlich wie ein Ei dem andern. Wir lagerten uns parterre, die Burschen und Trainsoldaten in der Schankstube, ich mit Schell, Büchsel und dem Auditeur auf Stroh im Zimmer dahinter. Die äußerst verdächtig aussehenden Einwohner wurden für die Nacht unter das Dach gewiesen. Wir kamen überein, daß wir uns auf Diebstahl gefaßt machen könnten. Nachts wachte ich auf, weil die Luft sehr stickig war. Ich stand, vom Schnarchen der drei anderen begleitet, auf, um ein Fenster zu öffnen. Es gelang mir nicht gleich. Da hörte ich etwas im Stroh rascheln und knacken, wie wenn ein Gewehr aufgezogen wurde. Ich sagte: „Ich hoffe, es will mich keiner totschießen!" Am ganzen Leibe zitternd, legte Schell den Revolver beiseite, den er in der Tat schon auf die Figur am Fenster gerichtet hatte. Er hätte hoffentlich erst „Wer da!" gerufen, ehe er abgedrückt hätte, aber der bloße Gedanke an die Möglichkeit, mich zu erschießen, brachte sein sonst so kaltes westphälisches Blut doch sehr in Aufregung.

In Rabensburg war Aussicht, längere Zeit zu bleiben. Schell kam zu mir bald nach dem Einrücken und sagte, das sei ein böses Quartier. Die Wirtin, ein dickes, starkes Weib, sei wütend wie ein Satan und wolle uns weder etwas geben, noch erlauben, am Herd zu kochen. Männer seien nicht im Hause, und gegen ein Weib wolle er nicht eher Gewalt gebrauchen, als bis ich es befehle. Als ich hörte, daß die Wirtin eine Wienerin sei, sagte ich, ich wolle die Unterhandlungen persönlich führen. Ich begab mich in die Küche und fand da allerdings ein Wesen, geeignet, um stärkeren Männern als ich Angst einzujagen. Dabei tobte und schimpfte sie in der Küche herum, daß das ganze Haus erschallte. Ich sagte ihr, indem ich mir die größte Mühe gab, den Wiener Dialekt nachzumachen:

„Szeh, Frau Wirtin, von Ihna hot mer mir scheene G'schichten verzöhlt."

Sie sprang wie ein Tiger auf mich zu. Die linke Hand in die Seite stemmend, den Kochlöffel in der Rechten mir unter die Nase haltend, schrie sie wütend:

„Wos hot man Ihna ober mir g'sagt?"

„Je nun", sagte ich, „man hot mer von Ihna g'sagt, daß kaanen Kalbsschlegel braten könnten."

„Woos? I ka Kalbsschlegel braten? Jetzt werd i Ihna akkrat aanen braten. Aber bloß um Ihna zu zeigen, daß anplauscht sein."

„Ja und Backhänderl könnten's a nit machen, sagen die Leit!"

„Dos will i Ihna a zeigen, das san alles Lügen."

„Nun", sagte ich, „da können's a Suppen und Erdäpfel und Salat a derzu geben."

„Gangens nur aufi", sagte sie dann, „sollen scho ham."

Wir hatten ein vortreffliches Essen. Nach dem Essen ging ich herunter und bezahlte bar in Silber und bestellte für den folgenden Mittag ein Diner von fünfunddreißig Kuverts. „O du mein Gott, wie soll das werden!" Ich erklärte ihr, das sei ihre Sache, aber ich hätte gesehen, sie könne alles.

Das Diner am folgenden Tage war allerdings das primitivste, das man sich denken konnte. Ich lud alle Offiziere der Batterien und Kolonnen durch Parolebefehl ein, aber jeder mußte sein Eßbesteck mitbringen. Statt der fehlenden Stühle und Tische wurden Bretter auf leere Weinfässer gelegt. Teller konnten nicht gewechselt werden. An Trinkgefäßen wurde mit Hilfe des Eigentums des Wirts und der Feldbecher jedem eins hingestellt für alle Arten von Flüssigkeiten. Zum Kaffee wurden diese Gefäße erst wieder gewaschen.

Veranlassung zu diesem Diner waren zwei Umstände. Erstens hatte die Reserveartillerie zum ersten Male unter dem gelieferten Wein Champagner erhalten. Es waren zwar nur zehn Flaschen, und es war nachgemachter Vöslauer Champagner, aber er schäumte und knallte. Und wie sollte ich zehn Flaschen anders unter dreißig bis vierzig Offiziere verteilen, als indem ich sie zum Essen einlud und den Schaumwein durch österreichischen Landwein als Bowle zur nötigen Quantität vermehrte. Zweitens, und das war die Hauptsache, war der Befehl gekommen, am 22. mittags zwölf Uhr die Feindseligkeiten einzustellen, und da konnten wir doch um drei Uhr zusammen essen.

Das Diner war unbedingt das vergnügteste, das je bei mir stattgefunden. Alles war lustig und guter Dinge, und die primitiven Veranstaltungen erregten nur Freude, insbesondere, da das Essen vortrefflich und das Getränk auch gut war. Niemand aber schwärmte hierbei seliger von der nächsten Zukunft als der gute Miesitschek. Seine größte Seligkeit war der Gedanke an den bevorstehenden Einzug in Berlin, wo seine Frau ihn als Sieger durch das Brandenburger Tor einziehen sehen werde. Der Ärmste! Er sollte es nicht erleben.

Bei Tische kam Marschbefehl für den 23. Juli. Ich mußte mich

rechts schieben. Mein Quartier kam nach Poisdorf*) in der Wiener Tiefebene, die Batterien und Munitionskolonnen eben dahin oder in die Umgegend. Dort verblieben wir während der Waffenruhe.

---

6. Die Waffenruhe und der Waffenstillstand.

23. Juli. Ich rückte mit Friedensmarsch nach Poisdorf. Das Dorf war sehr groß, dicht bevölkert und roch bei der großen Hitze sehr übel.

Bald nach dem Einrücken in den Ort meldete mir der Oberstabsarzt Dr. Michel, daß in dem Lazarett zweihundertfünfzig Cholerakranke der Elb-Armee ohne Arzt, Lazarettgehilfen oder irgend eine Hilfe lägen. Auch sei das Lokal, das zum Lazarett eingerichtet, ungesund und ein eigentliches Choleranest. Ich begab mich alsbald zum Obersten Mirus, dem ältesten im Ort einquartierten Offizier, im Rang über mir, und erhielt von ihm Erlaubnis, in seinem Namen zu handeln.

Ich ließ sämtliche Ärzte und Lazarettgehilfen der in Poisdorf einquartierten Truppen unter Kommando meines Oberstabsarztes stellen und kommandierte ihm täglich noch so viel Hilfsmannschaften, als er gebrauchte. So ward zunächst der Augiasstall ausgefegt. Dann sah ich mich nach einem anderen Lokal um. Da lag eine Viertelstunde von Poisdorf auf einer Anhöhe, sehr gesund, das niedliche Schloß Walterskirchen, das unbelegt gelassen war, weil es leer stand und dem Herzoge von Coburg gehören sollte, der im Hauptquartier des Kronprinzen den Krieg mitmachte. Ich setzte natürlich voraus, daß der Herzog es sehr gern sehen würde, wenn sein Schloß nutz- und segenbringend sei, und verlegte das Choleralazarett dorthin. Dann ging ich hin und sprach den Kranken Trost zu. Die Ärzte sagten mir, daß seitdem die dumpfe Verzweiflung unter diesen Leidenden aufgehört habe. Kehrt erst Mut in die Kranken zurück, dann sind sie nicht alle verloren.

Der Anblick des Lazaretts war allerdings nicht schön. Ich war froh, als ich für jeden Kranken eine Matratze oder einen Strohsack hatte. Der tägliche Zugang an Kranken war sehr groß; genügend Bettwäsche war nicht gleich aufzutreiben. Besonders abschreckend sieht der Patient kurz vor seinem Ende aus, wenn er aus blauem Gesicht mit hochgezogener Oberlippe lacht und versichert, jetzt gehe es ihm sehr gut.

*) 50 Kilometer nordöstlich Wien gelegen.

Der brave Pfarrer Büchsel war sehr eifrig bei den Patienten. Nicht alle konnten es aber über das Herz bringen, die Lazarette zu besuchen.

Zum Teil nahm die Krankheit in schreckenerregender Weise zu. In einem Dorfe krepierten in drei Häusern vormittags plötzlich alle Hühner auf dem Dünger, ehe noch irgend ein Cholerafall vorgekommen. Nachmittags starben alle Menschen in diesen drei Häusern, ein Beweis, daß der Krankheitsstoff in der Erde sitzt oder im Trinkwasser.

Einmal kam Seine Majestät der König durch Poisdorf. Er fuhr zur historischen großen Parade der Ersten Armee nach dem Marchfelde; jeder Empfang unterwegs war verboten. Ich hatte für diesen Tag einen Feldgottesdienst angesetzt, und die alten Landwehrmänner der Munitionskolonnen füllten gerade die Straßen von Poisdorf an, als der Königliche Feldherr durchfuhr. Er ließ halten, war sehr zufrieden, zu hören, daß man Gottesdienst abhalte, und schien äußerst glücklich darüber, daß ein Krieg beendet sei, der als ein Krieg Deutscher gegen Deutsche seinen Neigungen so sehr zuwider lief.

Für meine Person hatte ich in Poisdorf ein bescheidenes, aber gesundes Quartier, gutwillige Wirtsleute und einfache, aber gesunde Kost. Bei der allgemein herrschenden Krankheit sorgte ich dafür, daß ich alle Tage viel in frischer Luft war. Wenn mein Dienst mich nicht von selbst zu Ausflügen nötigte, dann ritt ich vor- und nachmittags aus, um so wenig wie möglich die Poisdorfer Luft einzuatmen. So lockte mich eines Tages der weithin sichtbare Felsen von Stautz, um ihn zu besteigen. Am Fuße desselben fand ich das Generalkommando des VI. Armeekorps, Whist spielend. Der verehrte kommandierende General v. Mutius spielte da mit General Herkt,*) meinem früheren Lehrer, und anderen Bekannten. Ich freute mich sehr, sie zu sehen. Mutius sprach den Wunsch aus, seinen Sohn doch einmal wiederzusehen. Ich wunderte mich, daß der letztere seinen so nahe wohnenden Vater nicht besucht hatte, und konnte dem alten Herrn den Gefallen erweisen, ihm zum folgenden Tag den Sohn durch Parolebefehl zu senden. Den darauf folgenden Tag sah ich den General in Poisdorf bei seinem Sohne vorfahren, der an Zahnschmerzen lag, und begrüßte ihn zum letzten Male. Wenige Tage darauf raffte ihn die Cholera hin.

Ich erhielt auch in Poisdorf den Befehl, ein Relais herzustellen, welches sowohl Brief- als Wagenrelais sein sollte. Zugleich ward mir die Weisung, alles Privatfuhrwerk in Poisdorf mit Beschlag zu belegen und nur zu dem Kurierverkehr mit Wien behufs der Friedensunterhandlungen Wagen herzugeben. Mit größter Strenge ward mir

*) General Herkt war Kommandeur der Artillerie des VI. Armeekorps.

vorgeschrieben, wer in Wien und wer in Nikolsburg*) die Befugnis habe, denjenigen Personen, denen ich die Benutzung des Relais gestatten durfte, Ausweise auszustellen.

Ich betraute mit der Wache über die Relais einen Gefreiten von den Garde-Kürassieren, einen Einjährig-Freiwilligen, der ein allseitig gebildeter Mensch war. Eines Abends kam er zu mir und sagte, es sei ein französischer Hauptmann aus Wien gekommen, der keinen Ausweis habe, aber nach Nikolsburg Relais verlange. Ich sagte ihm, dann könne er ihm keins geben. Bald war der Franzose da und der Gefreite hinterdrein. Der Franzose zeigte sich sehr imponiert davon, daß ein Kürassier Französisch spreche wie ein Franzose. Ich sagte ihm, solche Bildung fände er in der ganzen preußischen Armee, ob denn die ganze französische Armee auch Deutsch verstehe. Wo nicht, dann müsse sie es lernen. Dann ward aber der Franzose sehr arrogant und sagte, sein Gefährt sei ermüdet, könne nicht weiter, er müsse nach Nikolsburg zu Benedetti, er habe die wichtigsten Depeschen, der Friede hinge davon ab, und ich werde doch nicht auf meine Verantwortung laden, daß kein Friede zustande komme. Ich sagte ihm, daß mich das nichts angehe, denn ich habe nur den erhaltenen Befehlen nachzukommen. Übrigens sei meine Privatmeinung die, daß der Friede wohl nur durch preußische und österreichische Kuriere überbracht werde und nicht durch französische. Sollte aber der Krieg dadurch länger dauern, daß ich meine Pflicht erfüllte, dann mache mir die Erfüllung meiner Pflicht noch mehr Freude, denn der Krieg habe mir viel Spaß gemacht. Der Franzose sah mich ganz erschreckt an und sagte dann, ich könne doch von ihm, einem gebildeten Menschen, nicht verlangen, daß er in einem so abscheulichen Nest, wie Poisdorf, die Nacht zubringe. Ich bedeutete ihm nun, daß wenn Poisdorf für mich gut genug sei, so sei es für ihn noch lange zu gut. Jetzt wurde der Franzose böse und versuchte es mit der Unart. Ich drohte, ihn zu arretieren, da wurde er wieder artig und begnügte sich mit einem kleinen Stübchen im Gasthof an der Straßenecke, bis sein Gefährt den anderen Tag wieder weiter konnte.

Dieser Gasthof, vulgo Fuhrmannsausspannung genannt, war auch abends meist der Zusammenkunftsort derjenigen Offiziere und Ärzte, die ein Glas Bier tranken oder eine Partie spielten und sich mit Holzbänken begnügten.

Eines Abends kam ein preußischer Feldjäger aus Nikolsburg und hatte keinen Ausweis, um nach Wien zu fahren. Er ward mir vorgeführt und stellte mir vor, er müsse zur bestimmten Stunde in Wien

*) In Nikolsburg lag das Große Hauptquartier.

sein. Er trage die Ratifikation der Friedenspräliminarien. Er habe von der Notwendigkeit des Ausweises nichts gewußt, sei den Tag vorher aus Berlin nach Nikolsburg gekommen und sei schnell expediert worden. Wenn er nach Nikolsburg zurückfahre, um sich einen Ausweis zu holen, so werde die Frist zur Ratifikation ablaufen und der Krieg wieder aufgenommen werden. Zum Glück kannte ich den Feldjäger persönlich, er versicherte mir die Wahrheit seiner Aussage durch sein Ehrenwort, und ich ließ ihm die besten Pferde geben. An welchen unbedeutenden Fäden hängt doch zuweilen die Entscheidung über Krieg und Frieden!

30. Juli bis 18. August. Nach Abschluß der Friedenspräliminarien und des Waffenstillstandes*) marschierte das Gardekorps nach Prag und Umgegend, um dort bis zum Friedensschlusse zu verbleiben. Der Friede ward als so gesichert angesehen, daß wir nicht einen taktischen Rückmarsch, die Trains voraus, sondern einen Friedensmarsch machten. Meine Munitionskolonnen marschierten hinten, dem Feinde zunächst. Wir marschierten gemütlich, Märsche von geringer Ausdehnung, auf drei Marschtage folgte ein Ruhetag. Der Weg führte über Brünn, Kolin nach Prag.

Im Anfang, d. h. die ersten beiden Tage, war der Marsch noch sehr erschwert durch die großen Massen, die auf denselben Straßen marschierten. Dann aber löste sich der Knoten, die Korps gingen in verschiedene Richtungen auseinander. Sobald ich freie Straße hatte, konnte ich die Märsche nach Bequemlichkeit einrichten. Der erste, ganz kleine Teil eines Marsches diente zur Vereinigung der Batterien, dann wurde ein kurzes Rendezvous gemacht, bei dem ich die Batterien begrüßte und besah. Dann ward weitermarschiert, zum Gefecht aufgesessen und getrabt, erst einmal fünf Minuten, dann nach einer Viertelstunde dreißig Minuten, dann eine Ruhe von einer Viertelstunde, während deren die Trompeter spielten. Die Leute tanzten. Zuletzt ward noch ein Trab von fünf Minuten eingelegt, wo der Weg dazu einlud. So brauchte ich zum Marsch immer so viel Stunden, als der Weg Meilen hatte. Selten war der Marsch weiter als drei Meilen. Leute und Pferde waren nie länger als von sieben bis zehn Uhr unterwegs, die Leute wurden von Tag zu Tag munterer, die Pferde dicker. Jeder Marsch glich einer Landpartie, und das Wetter war meist günstig.

Das erste Nachtquartier Nikolsburg bot des Interessanten viel dar. Seine Majestät bereitete aber die Abreise vor. Ich sah viele Bekannte, hörte tausend interessante Dinge. Auch Bismarck sprach ich. Er fragte

*) Am 28. Juli wurden die Friedenspräliminarien ratifiziert.

mich, ob die Armee wohl mit den Friedensbedingungen zufrieden sei. Er gebe sehr viel auf die Stimmung der Armee. Er fürchte, man werde die erlangten Bedingungen nicht den gehabten Mühen und Erfolgen entsprechend erachten. 1871 sprach Bismarck anders und fragte nicht nach dem Urteil der Armee.

Im Nachtquartier Pohrlitz*) ward zum letzten Male Hafer requiriert. Später sollte Magazinlieferung eintreten. Da mir vor der Zeit des Überganges zur Magazinlieferung bange war und ich fürchtete, gar nichts zu erhalten, wenn die Magazine nicht so schnell gefüllt werden konnten, so requirierte ich so viel Hafer in Pohrlitz, als da war, und ich mit allen meinen Fuhrgelegenheiten fortschleppen konnte. Dreitausend Zentner sollten meinen Bedarf auf zehn Tage sichern. Als folgenden Morgens beim Abmarsch mit der Verladung der zweiten Hälfte begonnen werden sollte, kam der Chef des Generalstabes des nachmarschierenden II. Armeekorps, General v. Kameke,**) in Pohrlitz an und jagte meinem Intendanturbeamten unter Androhung der Waffengewalt den kostbaren Fund ab.

Raigern***) hat ein Kloster, das alle Offiziere aufnahm. Die Mönche empfingen uns, führten uns in das Refektorium an eine lange, gedeckte Tafel zum zweiten Frühstück, und während wir bei Butterbrot und schlechtem Bier auf das eigentliche Dejeuner warteten, klagten sie uns vor, wie entsetzlich arm das Kloster sei, und wie es durch den Krieg alles, ja alles verloren habe. Endlich wurden wir inne, daß wir weiter nichts erhalten sollten. Die Betrachtung unserer Zimmer gab uns aber gar keinen Begriff von der Armut des Klosters, denn der für Besucher bestimmte Flügel war fast mit königlichem Luxus ausgestattet. Das eigentliche Mittagessen und Abendbrot entsprachen in ihrer Dürftigkeit aber dem zweiten Frühstück.

Nachmittags kam ein Arzt zu mir und sagte mir, er habe den Befehl, in Raigern ein Choleralazarett einzurichten. Die Cholerakranken seien schon in großer Zahl angekommen, aber der Ortsvorstand habe alle und jede Lieferung und Hilfe an Betten und dergleichen verweigert, denn es sei Friede und er zu nichts mehr für uns verpflichtet. Die Kranken lagen vorläufig im großen Schullokal auf der Diele. Ich schrieb zunächst auf ein Blatt Papier einen Befehl, daß wenn der Ortsvorstand nicht sofort alles beschaffe, was der Arzt verlange, und zwar binnen zwei Stunden, so würde ich dem Herrn Bürgermeister fünfund-

---

*) 22 Kilometer südlich Brünn gelegen.

**) Der spätere Kriegsminister.

***) 12 Kilometer südlich Brünn gelegen.

zwanzig Stockschläge geben und ihn dann gefesselt nach Brünn schaffen lassen. Ich ließ ihm zwei Stunden Zeit. Nach zwei Stunden hatte er für den Augenblick Rat geschafft. Für die Dauer war ein Transport mit Bettwäsche und Handtüchern aus Brünn noch für denselben Abend vom Gouvernement in Aussicht gestellt.

Die Kisten kamen abends an. Aber als man sie öffnete, waren Hemden drin. Wieder rief man meine Hilfe an. Ich befahl den Mönchen, für die nächste Nacht Bettwäsche aus dem Kloster in das Choleralazarett zu schicken, und als sie behaupteten, sie hätten nicht ein Stück, riß ich die meinige aus meinem Bett und befahl allen Offizieren und Soldaten, die im Kloster Quartier hatten, dasselbe zu tun. Sofort hatten die Mönche andere Wäsche und gaben sie her.

Spät am Abend klagten die Mönche, der Bürgermeister flehe um ihre Hilfe, er werde mißhandelt. Ich begab mich wieder hin und fand den Herrn Bürgermeister sinnlos betrunken neben dem Choleralazarett. Pater Bernard, dem ich dies mitteilte, sagte mir, er begriffe das nicht, denn es sei der nüchternste Mann in der Gemeinde. Ich konnte meine Bewunderung über den Durst nicht unterdrücken, den eine solche Gemeinde danach wohl haben mußte.

Den Ruhetag in Raigern benutzte ich zu einer Fahrt nach Brünn mit Büchsel und amüsierte mich über das Treiben daselbst. Alle neun Armeekorps waren durch Offiziere in Masse vertreten. Die vollste Harmonie herrschte mit den Einwohnern, und diese sahen mit Betrübnis einer Zeit entgegen, in der sie diese Gesellschaft verlieren sollten. Allerdings war es eine schöne Zeit für Brünn. Die preußischen Offiziere hatten damals Geld, viel Geld. Alles Geld, welches auszugeben der Feldzug mit seinen Biwaks keine Gelegenheit bot, wurde nach Brünn getragen, um mit Hilfe der vom General-Gouvernement gewährten hohen Tagegelder die Genüsse in kurzer Zeit zu gewähren, deren man sich im Feldzuge hatte entschlagen müssen.

Der Marsch nach dem Ruhetage führte mich in eine Vorstadt von Brünn. Unser Quartier lag dem Choleralazarett gegenüber. Abends sah ich den Oberst Walker, den Engländer, wieder. Er stellte mir einen englischen Major vor. Dieser Brite war aus England abgereist, um die preußische Armee zu sehen. Er erwartete ein riesenhaftes Lager zu sehen und war von Ort zu Ort gereist, um ein Lager zu sehen. Er hatte preußische Soldaten in den Häusern gesehen, er hatte hier und da im Vorbeifahren einzelne Truppen marschieren sehen, „aber ich habe kein einziges Lager gesehen“. Ich konnte ihm gar nicht begreiflich machen, daß wir gar kein Lager hätten, sondern die Dörfer benutzten, um darin zu wohnen, die wir unterwegs fänden. Er bat mich um Erlaubnis, mich

des anderen Tages zu begleiten, um zu sehen, wie wir das machten. Ich gab ihm mein Quartier an und die Stunde, wann ich reiten würde.

Folgenden Morgens fand er sich eine Viertelstunde früher zu Pferde bei mir ein, und wir marschierten auf den Sammelplatz der Batterien. Er schüttelte mit dem Kopfe. „Wo kommen sie denn alle her?" „Aus ihren Kantonements." „Wer hat ihnen denn gesagt, daß sie kommen sollen?" „Der gestrige Tagesbefehl nach der Karte." „Woher haben Sie denn aber die Garantie, daß sie alle kommen?" „Es ist mir noch nie vorgekommen, daß eine Batterie nicht gekommen wäre." Er ritt, immer kopfschüttelnd, mit. Auf dem großen Rendezvous amüsierte er sich herrlich über Musik und Heiterkeit der Leute und dergleichen Poesien des Marsches, und ich glaubte, er werde nun nach Brünn zurückreiten. Gott bewahre! Er marschierte weiter mit. Er wollte sehen, wie wir in die neuen Kantonements kämen.

So marschierte er mit mir bis Gurrein, sah der Verteilung der Quartiere zu, der Ausgabe des Befehls für den folgenden Tag, den ich ihm übersetzte, und ritt mit einem Gespann mit, bis er sah, daß es sein Quartier gefunden. Dann bat ich ihn, mit in mein Quartier zu kommen. „Wer hat Ihnen gesagt, daß das Ihr Quartier ist?", fragte er. Ich erzählte ihm, wie dies die Quartiermacher verteilen.

Um seinen Unterricht vollkommen zu machen, hatte das Schicksal mir diesen Tag ein leeres Haus angewiesen, in welchem all und jeder Komfort fehlte. Ich bat ihn, auf einer Bettstelle, statt Sofa, eine Brünner Zigarre zu rauchen, während ich meine schriftlichen Geschäfte auf einem Feldstuhl am Feldtisch erledigte, und während ein notdürftiges Essen aus den aus Brünn vervollständigten Vorräten von meinem Diener bereitet wurde. Dann aß er mit, und der Portwein schmeckte ihm. Endlich erhob er sich, bestellte sein Pferd, das ich unterdessen auch hatte füttern lassen, und machte sich nach dem Kaffee fertig, um zurück nach Brünn zu reiten. Vor dem Fortreiten fragte er mich: „Sagen Sie mir eins, wie bekommen Sie morgen Ihre Leute aus den Quartieren heraus?" Ich sagte ihm, er sei ja bei der Befehlsausgabe zugegen gewesen. Im Kriege, wenn man beim Einrücken noch nicht wisse, wann abmarschiert werde, gäbe man abends, sobald der Befehl einträfe, das Signal „Appell", oder, wenn plötzlich abmarschiert werde, ließe man Alarm blasen. „Aber", sagte er, „woher wissen Sie, daß sie alle kommen werden?" Ich sagte ihm, daß sie immer alle kämen, und daß, wenn sich einmal einer verspäte, er bestraft würde. „Ja", sagte er, „aber bei uns würde keiner kommen, und man kann sie doch nicht alle bestrafen. Ich begreife nicht, wie Sie das anders machen können als mit einem Lager." Da riß mir die Geduld, und ich sagte ihm, der

Unterschied bestehe darin, daß die preußische Armee aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangen, also aus der Blüte der Nation, die englische Armee aber aus geworbenen Leuten zusammengesetzt sei.

In Lautschka ward ich beim Seelsorger des Gebirgsdorfes einquartiert. Wir stiegen nämlich schon das bewaldete Höhenplateau hinan, welches die Geographie mit dem Namen des „Mährischen Gesenkes" belegt, einem Namen, der an Ort und Stelle ganz unbekannt ist.

Mit dem Aufmarsch in die Höhe ließ die Cholera bei der Truppe nach. Sie zuckte noch hier und da bei einigen Leuten nach, die wohl in der Ebene den Ansteckungsstoff aufgenommen und ins Gebirge mit hinaufgebracht haben mochten. Am Ruhetage wurde durch Ober-Lautschka ein Kranker einer meiner Batterien vorbeigefahren. Ich trat an den Wagen. Er sollte nach Brünn ins Lazarett und hatte die Cholera. Er verschied, während ich am Wagen stand. Dies verursachte großen Schrecken im Gebirgsdorf, denn so was war dort unerhört. Die Leute erfreuten sich sonst einer blühenden Gesundheit.

In Neustadt*) ward ich in einem adligen Fräuleinstift einquartiert. Leider waren die adligen Fräuleins vor der feindlichen, rohen Soldateska geflohen. Ihre Stübchen beherbergten uns auf eine Nacht.

Oben auf dem „Mährischen Gesenke" nahm mich Skrdlawitz auf. Ich weiß nicht, was schwerer ist, den Ort auszusprechen oder zu bewohnen, besonders bei Regenwetter. Es war das schlechteste Quartier, das wir hatten. Nichts als Lehmhütten mit Schindeldächern und bodenloser Kot auf den Wegen. Zwei Batterien lagen mit im Dorf. Ich lag in der Dorfschänke, mit wohlbefestigten Bänken an den Wänden. Gekauft konnte aber dort nichts werden. Die meisten Offiziere schlugen ihre Zelte auf. Alle klagten über die Nahrung.

Da folgenden Tages Ruhetag in diesem schönen Ort war, lud ich alle Herren zum Diner ein. Ich spendierte meine komprimierten Vorräte und Fleischkonserven, die ich von Grüneberg in Berlin gekauft und noch übrig hatte. Jeder Gast mußte aber wieder ein Besteck, einen Teller und ein Trinkgefäß mitbringen. Als Wein diente der gelieferte Melniker, Fleisch in Büchsen lieferte Suppe und Braten, Teltower Rüben gab es mit Beilage, und vom Gastwirt machte Käse in Massen den Schluß. Heiter waren wir trotz aller Frugalität.

Choticbor**) und Wilimow***) waren die einzigen Gutshöfe, in denen ich bis Prag einquartiert war. Hoch interessant war mir davon

*) 50 Kilometer nordwestlich Brünn.
**) 100 Kilometer südöstlich Prag.
***) 80 Kilometer südöstlich Prag.

der Baron Reisky als Wirt. Er war über neunzig Jahre alt, seine Frau über achtzig. Sie waren über sechzig Jahre verheiratet. Die Frau unterstützte ihren Mann beim Gehen, niemand anders durfte ihm helfen. Sie pflegte ihn wie ein Kind und kommandierte ihn. Dabei war sie rüstig, als ob sie halb so alt wäre.

Der alte Herr war durch mehrere Schlaganfälle körperlich so unbeholfen, daß er gehütet und geführt werden mußte. Auch hatte er eine große Neigung, die verordneten Vorsichtsmaßregeln zu mißachten, denn er war dereinst ein sehr fixer lebhafter Husarenoffizier gewesen, und bei seinem noch jetzt ganz klar erhaltenen lebendigen Geiste wollte ihn die Erinnerung an seine Husarenzeit noch immer hinreißen. Er war passionierter Österreicher, aber noch leidenschaftlicherer Soldat und Kamerad. Da war Tags zuvor ein Herr v. Liliencron bei ihm einquartiert gewesen, der ihn sehr interessierte, denn dem sei es bei Königgrätz gegangen wie ihm bei Aspern. Da sei er vom Pferde heruntergehauen, und jeder vorüberjagende feindliche Reiter habe ihm ein Dezem gegeben. So habe auch er, wie Liliencron, sieben Hiebwunden davongetragen. Er bedauerte uns sehr, daß wir zu dem Spaß von Königgrätz so schlechtes Wetter gehabt. Eine glückliche Affäre mache vielmehr Vergnügen, wenn die Sonne scheine. Dann lachte er, daß das vernarbte Gesicht blau wurde. Er sah sehr ehrwürdig aus, wenn seine lebhaften schwarzen Augen aus dem von schneeweißem Haar und Bart umwallten, fast hunderjährigen Antlitz herausblitzten. Er hatte sehr guten Ungarwein von seinen eigenen Gütern in Ungarn und setzte ihn mit sichtlichem Behagen den Gästen vor. Ihm selbst erlaubte die Frau nur zwei Glas aus Furcht vor neuen Schlaganfällen.

Wie gesagt, war er ein guter österreichischer Untertan, aber er hatte gegen uns keinen Nationalhaß. Er hatte die Kriege Ende vorigen Jahrhunderts bis jetzt erlebt, Österreich so oft siegreich und besiegt gesehen, daß ihm dieser siebentägige Krieg keinen großen Eindruck mehr machte. Aber mit guten Kameraden lustig sein, welcher Nation sie auch angehörten, war seine größte Freude. Wir tauschten viel Schnurren mit dem alten Herrn aus und lachten viel.

Auf den weiteren Märschen nach Prag zu machte ich die erfreuliche Beobachtung, daß die Cholera bei der Truppe vollständig aufhörte, sobald wir die Wasserscheide zwischen Donau und Elbe passiert hatten, obgleich in allen Orten diese Krankheit bei der Zivilbevölkerung mit größerer oder geringerer Heftigkeit ausgebrochen war. Aber überall hatte der arme Miesitschek einen nervösen Abscheu gegen diese Krankheit, wir mochten tun, was wir wollten, um ihn zu zerstreuen. In jedem Quartier mußte der entgegenkommende Quartiermacher vor dem Ein-

rücken melden, wo die Kegelbahn sei. Wir rückten, wie schon erzählt, um zehn Uhr morgens ein; bis drei Uhr waren die laufenden Geschäfte erledigt, um vier Uhr nach dem Essen fand sich alles auf der Kegelbahn ein, und nach Einbruch der Dunkelheit lehrte uns Miesitschek Skat spielen. Alle dienstlichen Besichtigungen wurden bequem unterwegs abgemacht. An Ruhetagen hielt Büchsel abwechselnd derart Gottesdienst ab, daß jeder Truppenteil alle vierzehn Tage Kirche hatte. Wo keine Kirche war, wurde Feldgottesdienst abgehalten. Letzterer ist viel feierlicher, d. h. bei gutem Wetter, als der beste Gottesdienst in der schönsten Kirche.

Es war die Freude groß darüber, daß wir den Friedensschluß in der böhmischen Hauptstadt abwarten konnten. Der Leutnant war ja mit den ihm ausgesetzten Tagegeldern so reich wie noch nie und nahm sich vor, sich recht gut zu amüsieren und recht viel Champagner zu trinken. Bis zum letzten Trainsoldaten herunter befand sich jeder Soldat in seiner Sphäre in gleicher Lage und gleicher Stimmung.

Von Auwal*) aus sandte ich am Ruhetage einen Offizier als Quartiermacher voraus. Er brachte uns die Nachricht, der Stab der Reserveartillerie und 2. Fußabteilung — Miesitschek —, vierundvierzig Köpfe stark, werde in dem historischen und reizenden Waldsteinschen Palais einquartiert, wo im Hof das Wallensteiner Pferd ausgestopft steht. Wir freuten uns sehr. Ich musterte meine Batterie, jedes Stäubchen wurde entfernt, die Trompeter mußten durch ganz Prag nichts als den Preußenmarsch von Golde und den Hohenfriedeberger blasen, und lustig, übermütig zogen wir den 19. August ein. Übermut tut niemals gut. In welcher Verfassung zogen wir wieder aus!

19. bis 29. August. Schon auf der großen Nepomukbrücke stürzten wir beinahe alle, denn die Brücke ist sehr glatt. Es tat sich niemand etwas, aber es war eine üble Vorbedeutung.

Das Palais Waldstein nahm uns auf und reichte für uns alle. Kurz vorher war Prinz Friedrich Karl darin einquartiert gewesen. Warum er umquartiert worden ist, erfuhr ich erst später.

In Prag vergingen die ersten Tage recht schnell mit den Meldungen, mit dem Wiedersehen Hunderter von Bekannten und dem bunten Treiben, das die Eroberer und Eindringlinge dort anstellten, zur nicht geringen Freude der Einwohner, denen das preußische Silber in solcher Menge recht gut gefiel. Abends fand sich immer alles auf der Sophieninsel beim Konzert zusammen. Da vereinigten sich mit uns die gefangenen und rekonvaleszenten österreichischen Offiziere, und es herrschte gutes Einvernehmen mit ihnen.

*) 20 Kilometer östlich Prag.

Bald zeigte sich wieder unser permanenter Feind, die Cholera. Die 4. reitende Batterie fing unter meinen Truppen mit der Cholera an. Sie mußte aus ihrem Kantonement verlegt werden, denn sie hatte zwanzig Erkrankungen an einem Tage. In Prag kamen bei der Infanterie viel Krankheiten vor. Eine glühende Hitze herrschte. Kein Wind wehte. Die Stadt roch äußerst übel, und mir war immer ganz benommen im Kopf. Besonders unheimlich war mir zu Mute, wenn ich abends über die Nepomukbrücke ins Palais Waldstein heimkehrend in die schmale Seitengasse rechts einbog; die Kleinseite von Prag schien mir da, wo das Palais Waldstein liegt, in einen geisterhaften Nebelflor gehüllt, der mich anwiderte. Das Wasser aus dem Brunnen im Palais Waldstein roch so schlecht, daß ich es nicht einmal zum Waschen verwandte, weil mir übel dabei wurde. Ich gab einen allgemeinen Befehl, daß niemand von diesem Brunnen trinken dürfe, sondern das Trinkwasser aus einem ärztlich begutachteten weiten Brunnen geholt werden solle.

Dann erhielt ich die Nachricht von Glasenapps Tod. Er war in Winarz, drei Meilen von Prag, in seinem Quartier gestorben. Die Ärzte nannten seine Krankheit nach vorgenommener Sektion „Gehirntyphus", der schon seit mehr als zwei Monaten darin gesteckt haben müsse. Dennoch verbreitete die Nachricht Schrecken, denn alle Welt glaubte, er müsse an der Cholera gestorben sein. Ich teilte im Parolebefehl mit, daß ich zur Beisetzung in drei Tagen hinausfahren werde. Miesitschek erschreckte sich so sehr über Glasenapps Tod, daß er sich unwohl fühlte und trotz aller meiner Aufforderungen zum Ausfahren ins Freie den Abend zu Hause im Palais Waldstein zubringen wollte. Ich leistete ihm Gesellschaft und spielte mit ihm, um ihn zu zerstreuen, Skat im Garten, und als ihn in dem kühlen Garten fröstelte, wurde das Spiel im Zimmer oben fortgesetzt.

Ein Jahr später wurde entdeckt und in einer medizinischen Zeitschrift veröffentlicht, daß die Kloaken der Kleinseite von Prag sich in einem großen Kanal vereinigen, der gerade unter dem Palais Waldsteinschen Garten durchführt und damals dort verstopft war. Alle Ausleerungen der Kleinseite von Prag stagnierten also unter dem Palais, und dieses wurde somit der Sammelpunkt aller neugebildeten Ansteckungsstoffe der Cholera. Wer das weiß, den wundert das nicht, was nun geschah; da ich das aber nicht wußte, so kam mir der unsichtbare Feind, der mich jetzt überfiel, vor, wie wenn ich behext wurde.

Miesitschek schleppte sich noch einen Tag herum, zeigte große Besorgnis, wollte aber mit mir zu Glasenapps Beerdigung fahren.

Ich redete ihm zu, denn ich hoffte, die Fahrt von sechs Meilen in anderer Luft werde ihm gut tun. Der Oberstabsarzt billigte das.

Folgenden Morgens fünf Uhr wollten wir fortfahren. Ich wohnte in der Stube neben Miesitschek, trat früh an sein Bett, und da er mir sehr klagte, er habe in der Nacht Kolik gehabt und könne nicht aufstehen, mußte ich auf seine Begleitung verzichten. Bei näherem Examen erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß er in der Nacht, von Durst gequält, von dem Waschwasser aus dem verbotenen Brunnen zwei volle Gläser getrunken hatte, weil er niemand wecken wollte, um besseres Wasser zu holen. Ist der Durst an sich schon ein übles Zeichen, denn er stellt sich immer bei der Cholera ein und darf dann nicht befriedigt werden, so war der Genuß des schlechten Wassers geradezu Gift. Bei dem Sprechen zuckte dem Kranken schon manchmal die Oberlippe zu jenem fatalen Lächeln, auch sah er sehr rot aus. Ich ordnete vor dem Abfahren noch an, daß schnell der Arzt geholt werde, und fuhr nach Winarz. Der Adjutant des Regiments, Leutnant v. Schell, konnte mich auch nicht begleiten. Er lag an Kolik.

Die Beisetzung in Winarz ging vorüber wie alle militärischen Beisetzungen. Ich ordnete die Befehlsverhältnisse und behielt mir gegen alle Bestimmungen die Geschäfte des Abteilungskommandeurs der Munitionskolonnen vor, denn ich hatte zu wenig Offiziere.

Ich kehrte zwischen elf und zwölf Uhr nach Prag zurück und fand geheime Befehle behufs Instradierung der Armee nach dem Rhein mit der Eisenbahn für den Fall vor, daß die Haltung Frankreichs dies nötig machen solle. Sobald das Nötige deshalb veranlaßt war, was seine Schwierigkeiten hatte, weil der Adjutant krank lag, ein Regimentsschreiber ebenfalls sich gelegt hatte und ein anderer sich vor Kolik kaum schleppen konnte, so daß ich mich auf einen sehr ungeübten Hilfsschreiber beschränkt sah, ging ich zu Miesitschek hinein. Ich traf ihn in hohem Grade krank, jammernd, klagend und betend, Gott möge ihn noch nicht wegnehmen, bis er seine Söhne fertig erzogen habe. Der Oberstabsarzt zuckte mit den Achseln, meinte aber, es sei keine Cholera, und Gefahr sei nicht vorhanden. Ich sah aber, wie die Gesichtsfarbe schon ins Blaue spielte.

Ich fand eine Karte von meinem Freunde, dem Generalarzt Dr. Böger, vor, der sich einen Tag mit mir in Prag amüsieren wollte. In dieser Visitenkarte einen Wink des Schicksals erblickend, lief ich zu ihm in den Gasthof, fand ihn und bat ihn um Rat. Er kam und konstatierte bei Miesitschek die Cholera in aller Form; Schell ebenfalls cholerakrank. Ein Schreiber wurde sofort ins Lazarett geschafft. Miesitschek war

nicht mehr transportabel. Es wurde Eis und alles das angewendet, was die Ärzte als letztes Mittel in diesem Falle verordnen.

Die Hauptsache, die Böger aber anordnete, war die sofortige Räumung des Palais Waldstein. Er begriff nicht, wie es wieder hatte belegt werden können, nachdem der Prinz Friedrich Karl es hatte auf seine, Bögers, Anordnung räumen müssen, denn es sei gesundheitsschädlich und disponiere zur Cholera. Ich sandte also sofort zur Kommandantur, um ein anderes Quartier angewiesen zu erhalten. Aber wen senden? Schell und meine beiden intelligenten Schreiber lagen krank. Ich ließ meinen Intendanturassessor rufen. Er war die Nacht erkrankt und den Morgen in einen Gasthof umquartiert. Dort ist er nach einigen Tagen gestorben. Ein Intendanturbeamter war abkommandiert, einer lag schon krank im Lazarett. Ich sandte nach dem vierten. Der war eben gestorben, und seine Leiche wurde durch den fünften in einer Droschke fortgefahren. Er war früh ganz gesund aufgestanden, hatte einen Teller frischer Kartoffeln gegessen, darauf von dem verbotenen Wasser getrunken und war so mit Gewalt in sein Ende gerannt. Drei Stunden nach diesem Wassertrinken war er eine Leiche. Also sandte ich nach dem ersten Stabstrompeter Lücke. Er lag an Kolik und konnte sich nicht rühren. Der zweite Stabstrompeter Krumer wurde nun von mir des ausführlichsten instruiert, was er zu tun habe und was auf der Kommandantur zu bestellen, und ging. Kaum war er zur Tür hinaus, so kam mein Diener mit der Meldung, Stabstrompeter Krumer sei eben auf der Treppe zusammengestürzt und an der Cholera erkrankt.

Miesitschek hatte noch einen Adjutanten, Leutnant v. Dalwig, und einen sehr gewandten Einjährig-Freiwilligen, namens Chambeaud, aber ich wollte ihn der vortrefflichen Pflege dieser beiden nicht berauben und sandte nun den noch wenig routinierten Hilfsschreiber auf die Kommandantur.

Die Kommandantur war nicht in einer guten Laune. Der Abschluß des Friedens sei nahe, man werde wohl bald abmarschieren, es sei unnötig, noch Quartier zu wechseln, und dergleichen. Da ich aber dem Schreiber befohlen hatte, nicht ohne andere Quartieranweisung wiederzukommen, so brachte er Quartierbilletts. Aber was für welche! Mein ganzer Stab sollte zerstreut in den Häusern dicht am Waldsteinschen Palais untergebracht werden, die Burschen getrennt von den Herren, und in allen diesen Häusern herrschte die Cholera ärger oder ebenso arg wie im Waldsteinschen Palais. Zudem waren die Wohnungen zum Teil Kellerwohnungen. Auch war es Abend geworden. Ich gab es für diesen Tag auf, das Quartier zu wechseln, und beschloß, mir den folgenden Tag selbst zu helfen.

Mittlerweile ging es mit Miesitschek zu Ende. Er wurde blau, versicherte Böger und mir, es gehe ihm jetzt vortrefflich, und verschied um zehn Uhr abends in den Armen von Dalwig, Chambeaud und dem „Frankensteiner", der ihn mit großer Todesverachtung pflegte.

Wir ließen die Leiche in seinem Zimmer. Ich machte die Tür zu und die Fenster auf, und nachdem ich für den folgenden Morgen alles für einen Quartierwechsel und wegen der Leiche angeordnet hatte, legte ich mich, todmüde, zu Bett. Ich schlief sehr fest um Mitternacht ein und wachte beim Tagesgrauen plötzlich auf mit dem Gefühl der Stärkung, Frische und Munterkeit, als ob ich zehn Stunden geschlafen hätte, und ich lag doch erst drei Stunden oder vier.

Sobald die Tageszeit es erlaubte, sandte ich den Leutnant v. Dalwig nach dem Hradschin hinauf zum Gouverneur, General Vogel v. Falckenstein, um diesem meine Lage vorzustellen, die Quartierbillets zu zeigen und ihn zu bitten, mit einem Gewaltbefehl einzuschreiten. Dalwig kam mit der Nachricht zurück, der Friede sei geschlossen, das Generalgouvernement eben in der Auflösung begriffen, der General Vogel v. Falckenstein reise um zehn Uhr ab und habe ihm gesagt, er habe nichts mehr zu befehlen, Preußens Herrschaft in Böhmen habe aufgehört. Wir würden auch bald abmarschieren, denn bis zu einem bestimmten Termin müsse Böhmen von preußischen Truppen geräumt sein.

Ich befahl nun Pferde für mich und eine Ordonnanz und betraute Dalwig mit den weiteren Anordnungen, um mit dem ganzen Stabe um einhalb zwölf Uhr mittags in ein anderes Quartier zu rücken, für das ich nun allein zu sorgen entschlossen war. Während ich vor der Tür auf das Satteln der Pferde wartete, kam Prinz Albrecht (Vater) vorgefahren und sagte mir, er höre, hier hause die Cholera so entsetzlich, ich solle gleich zu ihm einsteigen und mit ihm in das Palais fahren, wo er wohne. Es sei gesund gelegen. So war doch ein Mensch gekommen, um mir zu helfen. Die Güte des Prinzen, der nicht zu meinen Vorgesetzten gehörte, der nie etwas von mir gehabt, nicht einmal Amusement oder dergleichen, rührte mich zu Tränen. Ich habe ihm dies Anerbieten nie vergessen. Einen Augenblick war ich unentschlossen. Der Mensch in mir kämpfte mit meinem Pflichtgefühl. Dann bewahrte das letztere die Oberhand. Ich fragte, ob der Prinz für meinen Stab Raum habe. Als er sagte, er könne nur mich allein aufnehmen, erklärte ich ihm, wenn der letzte Trainsoldat das Palais verlassen, werde ich folgen. Allein ginge ich nicht. Der Prinz drückte mir die Hand, sagte: „Recht so!" und fuhr fort.

Ich ließ mir eine Pistole laden und ritt nach dem Hradschin hinauf, der so hübsch gesund auf dem Felsen über uns lag. Am Schloß ein-

getroffen, verlangte ich nach dem Kaiserlichen Schloßverwalter und sagte ihm, ich werde mit meinem Stabe von so und so viel Offizieren, Unteroffizieren, Soldaten und Pferden Punkt zwölf Uhr einrücken und verlange gesund gelegenes Quartier. Seine Weigerung überwand der vorgehaltene Revolver schnell.

Nun ritt ich hinunter und holte meinen Stab, den Leutnant v. Dalwig mittlerweile flott gemacht hatte. Ich zog, wie ich es dem Prinzen Albrecht gesagt, als letzter aus dem Palais Waldstein aus, um den Kaiserlichen Hradschin zu beziehen.

Ehe ich abritt, kam in einer Droschke mein Bruder aus dem Kantonement angefahren, um mit mir einen Tag vergnügt zu sein. Er überredete mich, wenn ich alle meine Patienten versorgt haben würde, um drei Uhr bei Chlumetzky mit ihm zu essen und dann zu dem großen Rennen zu fahren, das die Offiziere von fast der ganzen Armee arrangiert hatten. In Erkenntnis des Bedürfnisses nach frischer Luft und Beschäftigung mit etwas anderem als mit meinen Cholerakranken sagte ich zu, um meinen Kopf frisch zu erhalten. Dann setzte ich mich wieder an die Spitze meines Stabes, der mit den vielen auf und in den Wagen liegenden Patienten merkwürdig mit der gegen den Kaiserlichen Verwalter gezeigten kriegerischen Haltung in Gegensatz war. Pfarrer Büchsel ritt, in seinem Wagen lagen Schell und andere Patienten. Der Zug sah mehr aus wie ein Leichenzug als wie eine Gesellschaft von Kriegern.

Wir fanden die Zimmer, während sie bereitgestellt wurden. Hausmädchen waren mit Herrichtung der Betten tätig. Alles in einem Seitenflügel des Palastes, sonst wohl für Dienerschaft und dergleichen bestimmt, zwei und drei Treppen hoch über dem Felsen gelegen, aber luftig und gesund, und das war die Hauptsache. Von allen, die hinaufzogen, ist nur noch einer gestorben, der zweite Schreiber. Ein Beweis von der Abhängigkeit dieser Krankheit von Luft und Boden. Auf diesen Felsen war der Krankheitsstoff nicht hinaufgekrochen.

Etwas verspätet fand ich mich bei Chlumetzky, der durch die vortrefflichen Weine berühmten Restauration, ein. Die Sorge für meine Patienten hatte Zeit gebraucht. Ich aß und trank mit meinem Bruder etwas, wenn auch äußerst mäßig. Wir hatten uns viel zu erzählen, denn seit Berlin hatte ich nichts von ihm gehört und gesehen. Hier erfuhr ich, daß meine Granaten in dieselbe feindliche Kavallerie Lücken gerissen hatten, die er bei Königgrätz attackierte, und daß seine Ulanen einen Onkel, einen Vetter und Schwager und einen Neffen verwundet haben, von denen der erste und der letzte ihren Wunden erlegen sind. Was für ein merkwürdiger Krieg!

Ich fuhr zum Rennen hinaus. Meine Aufmerksamkeit war gering. Mich zog es zu meinen Patienten. Auch hatte ich ja Marschbefehl für übermorgen erhalten, ehe ich zu Chlumetzky fuhr, die nötigen Befehle gegeben und mußte die nach meinen Befehlen ausgearbeiteten schriftlichen Marschdispositionen noch abends unterschreiben, damit sie baldmöglichst an die Truppen gelangten. Ich freute mich, daß mein Bruder auch vor Dunkelwerden in die Stadt zurückkehren mußte, um einer Einladung des Prinzen Friedrich Karl Folge zu leisten, der auch noch immer nicht ganz hergestellt war. So kam ich vor Sonnenuntergang auf den Hradschin zurück.

Ich kam an und fand Schell auf dem Sofa liegend, etwas besser, aber noch nicht ganz gehobenen Gemüts. Ich suchte seine Gedanken von seiner Krankheit abzuleiten und erzählte ihm allerhand Dinge vom Rennen, die ich beachtet und auch nicht beachtet hatte, indem ich im Zimmer auf und ab ging. Plötzlich fühlte ich mich unwohl und ging hinaus. Eine Viertelstunde später lag ich im Bett, in der heftigsten Cholera. So schnell und überraschend tritt diese gewaltige Epidemie auf.

Ärzte kamen und verordneten allerhand Mittel. Ich tat nichts von dem, was sie verordneten, sondern befolgte, was mir Böger während Miesitscheks Leiden als einzig richtige Kur geraten hatte, nämlich möglichst gleichmäßige Temperatur in fortwährender, gesunder Transpiration bei viel frischer Luft, ohne mich persönlich dem Zug auszusetzen, etwas Chlorkalk bei gewissen Gelegenheiten ausgestreut und gar nichts zu essen und zu trinken. Wenn der Durst ganz unerträglich wurde, leckte ich etwas Haferschleim. Ich verzehrte davon in zwei Tagen zwei Tassen voll. Mein Diener, der unterdessen mehr Schnaps nahm als ich Haferschleim, kam nachts jede Stunde mit einer Choleranachricht hereingestürzt, bis ich ihm befahl, mich zufrieden zu lassen, seinen Rausch auszuschlafen und sich nicht wieder zu betrinken. Er ging beleidigt fort und meinte, das sei das einzige, was ihn rette.

Er hat mir so viel Chlorkalk eingestreut, daß an einzelnen Stellen des Körpers die Haut abging. Den anderen Morgen kamen die Doktoren wieder und verboten mir, den nächstfolgenden Tag abzumarschieren, denn mein Puls variierte zwischen hundertzwanzig und hundertfünfzig Schlägen in der Minute. Der Abmarsch der Garde-Reserveartillerie war nämlich auf diesen Tag, den 29. August, festgesetzt. Ich sagte nichts, nahm auch von den Mitteln nichts, die mir gegeben wurden, und als die Herren mein Zimmer verlassen hatten, gab ich die Befehle zum Abmarsch für den anderen Morgen. Wer da glaube, mitmarschieren zu können, solle mitkommen, so lautete mein Befehl; es sei besser, unterwegs zu sterben als in Prag.

Für mich traf ich ebenfalls meine Anordnungen. Da kam mein Freund Böger. Ich hatte ihn nicht rufen lassen, denn ich wußte, daß er auch vollauf beschäftigt war. Er billigte, was ich getan, und riet mir, Prag zu verlassen, wenn ich es irgend könnte. Meinem Diener, der über Übelkeit klagte, sagte er aber tröstend: „Beruhigen Sie sich, denn wenn ich so viel Schnaps getrunken hätte wie Sie, wäre mir noch viel übler zu Mute." Worauf mein Diener wieder beleidigt war und meinte, ja ihm wolle niemand helfen. So krank ich war, mußte ich doch herzlich lachen.

Ich setzte also meinen Abmarsch definitiv fest. Es war mir nur sehr schmerzlich, den vortrefflichen Schell nicht mitnehmen zu können. Er phantasierte, und nachdem die Cholera bei ihm gehoben, stellten sich typhöse Erscheinungen ein.

Übrigens war er auf dem Hradschin gut aufgehoben. Eine alte brave Aufwartefrau sorgte für alle Bedürfnisse sehr gut und kochte auch gute Krankensuppen. Er kam denn auch glücklich durch.

Ich lag gegen Mittag, ganz matt von der Krankheit und den Anordnungen, im Begriff etwas zu schlummern, als die Tür sich öffnete und ein Bekannter, der Major v. A. vom Generalstabe, hereintrat. Er hatte niemand gefunden, ihn anzumelden, und wunderte sich, daß ich mittags zwölf Uhr zu Bett lag. Ich sagte ihm, daß ich die Cholera habe. „Machen Sie nicht solche Witze über ein so ernstes Thema." Ich versicherte ihn, daß ich keinen Witz mache, und konnte nicht umhin, über sein Gesicht zu lachen. Dann fragte ich ihn nach seinem Begehr. Er wollte mich um Erlaubnis bitten, daß mein Schreiber, der ein guter Planzeichner war, ihm für seine Berichte einen Plan zeichne, und zwar als Privatarbeit gegen Entschädigung. Als ich ihm aber sagte, das ginge nicht, denn mein Schreiber habe auch die Cholera, wenn er nicht schon tot sei — er starb auch wirklich —, da stürzte mein Freund fort. Er hat mir später gesagt, am meisten habe ihn meine gespensterhaft hohle Stimme erschreckt. Diese eigentümliche Stimme ist nämlich ein charakteristisches Attribut dieser Epidemie. Am Morgen dieses Tages war Miesitschek begraben.

Der Nachmittag und die Nacht vergingen für mich still, unter fortwährender, jedoch nicht sich steigernder Krankheit. In der Nacht ließen die Krämpfe in den Muskeln nach.

Den 29. August früh kleidete ich mich an, trank eine Tasse schwarzen Kaffee und machte mich marschfertig. Ich war so matt, daß ich mehrmals zusammenfiel, auch zweimal die Besinnung verlor. Endlich führte mich der gute Büchsel die Treppe hinunter und hob mich in einen Fiaker. In demselben fuhr ich mit Büchsel in die Weinhandlung von Chlumetzky,

kaufte dort sechs Flaschen des teuersten Bordeauxweins — ich glaube, ich zahlte zehn Gulden für die Flasche — und fuhr dann vor das Tor, um meinen Stab zu erwarten. Ich saß auf einem Chausseestein und sah die Gesellschaft anmarschieren. Welch kläglicher Anblick!

Von vierundvierzig Köpfen waren zweiundzwanzig vorhanden. Davon waren nur fünf ganz gesund. Die anderen litten mehr oder weniger. Jeder Reiter führte ein oder zwei Handpferde. In und auf den Wagen saßen die Schwächsten.

Von den zweiundzwanzig Fehlenden sind nur fünf nachgekommen, siebzehn gestorben. Von den siebzehn Kranken, welche mit abmarschierten, ist kein einziger gestorben.

Ich ließ mich aufs Pferd heben, und als Büchsel auf dem seinigen saß, kommandierte ich Trab! Zwar schrie Stabstrompeter Lücke, er könne nicht traben, er falle vom Pferde. Es mußte ihn einer halten, und ich rief ihm zu, er solle sich in der Mähne halten wie ich. So ging es fort, eine ganze Meile weit. Nach kurzem Atemholen weiter Trab, als ob der Teufel uns jage. Sobald mein Durst unerträglich wurde, benetzte ich die Zunge mit einem Tropfen Bordeaux. Sobald wir die Niederung der Moldau verlassen hatten, hörte das unheimliche Gefühl auf, oben auf den luftigen Höhen wehte der frische Wind uns wohltuende Kühlung zu, und als wir über die Wasserscheide zwischen Moldau und Elbe gelangt waren, hörte bei allen Patienten das eigentliche Choleragefühl auf, und wenn sich auch noch einige Tage lang Zeichen des Unwohlseins einstellten, so war doch die Epidemie mit dem Überschreiten der Wasserscheide gehoben.

Das war also der ersehnte Aufenthalt in Prag. Das war das Amüsement, das wir uns versprochen hatten. So waren wir ausmarschiert, nachdem wir so stolz eingezogen!

Die Art, wie ich die Krankheit bewältigte, ist ein Beweis, was der Mensch kann, wenn er ernstlich will.

---

7. Der Friede und der Rückmarsch.

Die Märsche waren wieder Friedensmärsche und führten vom 29. August über Obristwy an der Elbe, Melnik, Böhmisch-Leipa, Georgenthal, Hoyerswerda, Spremberg, Kottbus, Luckau, Baruth, Köpenick bis zum 20. September nach Berlin.

In den ersten Tagen wollte ich mit dem Stabe allein reiten und mich den Truppen in meinem Zustande der Schwäche nicht zeigen. Aber

ich war kaum zwei Meilen von Prag oben auf der Höhe, als ich eine Batterie auf dem Feld im Rendezvous halten sah. Der Anblick meiner Truppen belebte mich und gab mir Kraft. Ich rückte mich auf dem Pferde gerade, stach ihm ein paar Sporen, es flog über den Straßengraben auf die Batterie zu.

Diese hatte soeben die Nachricht von meinem Tode erhalten, als ich mein „Guten Morgen, Kanoniere!" rief. Das Wiedersehen kann ich nicht beschreiben. Ich ward von den Zeichen der Anhänglichkeit, die ich hier erfuhr, zu Tränen gerührt und jagte nach einer kurzen Begrüßung fort, weil ich mich bald wieder sehr matt fühlte. Dann setzte ich meinen Stab wieder in den Reisetrab.

Der Marsch von Prag nach Obristwy betrug fast vier Meilen. Wir brauchten wenig mehr als zwei Stunden dazu. Bei der Ankunft mußte ich mich vom Pferde heben lassen. Halb gestützt, halb getragen, gelangte ich ins Bett des mir zugewiesenen Quartiers.

In Obristwy war ich im Schloß des Grafen Trautmannsdorf einquartiert. Die aufgehängten Porträts unserer Herrscherfamilie legten Zeugnis ab von der Anhänglichkeit des alten Grafen an Berlin, wo er solange Gesandter gewesen war.

Nach einem Ruhetage war ich wieder kräftig genug, um mit der Truppe zu marschieren. Ich vereinigte von nun ab wieder täglich die Batterien in einem Rendezvous und setzte dann den Marsch in der Weise fort, daß in der Marschrichtung jeden Tag ein Parademarsch den Anfang machte. Ich wollte doch zum Einzuge in Berlin wohlvorbereitet sein und keinen schlechten Parademarsch machen, damit man nicht glaube, meine Truppe sei durch den Krieg aus der Haltung gekommen. Die tägliche Übung hielt aber, weil in der Marschrichtung vorgenommen, nicht auf und strengte deshalb nicht an.

Auch die tägliche Kegelpartie ward wieder aufgenommen, aber zum Skatspielen konnte ich mich nicht entschließen, denn die Erinnerung an den guten Miesitschek war noch zu frisch.

In Georgenthal*) fanden wir den meisten Widerstand und die schlechtesten Quartiere. Die Herrlichkeit und Originalität der Gegend, mit den zerrissenen Sandsteinblöcken in dem Charakter der Sächsischen Schweiz, entschädigte uns einigermaßen für die widerwilligen Wirte. Aber als wir Georgenthal verließen, waren wir doch über die ewigen Unannehmlichkeiten recht schlechter Laune. Wir näherten uns dem Königreich Sachsen. Es war ein merkwürdiger Anblick, diese Grenze von weitem an den Feldern erkennen zu können. Derselbe Boden, derselbe

*) 20 Kilometer westlich Zittau.

Hang des sanft nach Norden abfallenden Höhenlandes, und dennoch ist, infolge der Verschiedenheit der Kulturstufe beider Länder, ein gewaltiger Unterschied nicht nur an den Häusern, sondern auch an den Feldern schon beim bloßen Vorüberreiten sichtbar. Österreichischerseits nicht nur ärmliche, schmucklose, aber schmutzige Häuser, sondern auch unfruchtbare, schlecht oder gar nicht bebaute Felder, Einwohner in Lumpen; sächsischerseits liefern die üppigen Felder, von verständiger Hand kultiviert, die Nahrung für die in niedlichen, von geschmackvollen Gärten umgebenen Häusern wohnenden, reinlich gekleideten und vergnügt aussehenden Einwohner. So macht sich die Grenze, soweit das Auge reicht, wie ein scharfer Strich kenntlich.

Ich teilte gerade dem neben mir reitenden Pfarrer Büchsel meine Beobachtung mit, als eine an der Straße auf dem Felde arbeitende, äußerst kräftige Bauersfrau den Kopf hob, uns erstaunt ansah und rief: „Ei Herrjäses, machen Se denn schon wieder heeme?" Ein ungeheurer Jubel der Truppe antwortete ihr, und in bester Laune näherten wir uns dem neuen Quartier.

Der entgegenkommende Quartiermacher meldete mir, es habe das Quartiermachen große Schwierigkeiten gehabt. Wie ich es in Böhmen bestimmt, habe er die Leute korporalschaftsweise zusammen einquartieren wollen, damit sie bei den ewigen Mißhelligkeiten eine imposante vom Unteroffizier geleitete Macht gegen die Wirte bildeten. Dagegen habe sich, nachdem der Magistrat es getan, die ganze Bevölkerung erhoben, denn jeder Sachse wollte wenigstens einen „Breißen" haben, und sie wollten sich alle nicht lumpen lassen und den Feinden zeigen, wie es sich eigentlich gehöre, daß Deutsche mit Deutschen umgehen sollten. Er habe den Bitten des Bürgermeisters nachgegeben, und nun lagen alle Leute einzeln zerstreut. Mich hatte der Bürgermeister mit Beschlag belegt, obgleich ich in Städten ein für allemal befohlen hatte, in Gasthöfen einquartiert zu werden, wo ich für Geld befehlen konnte. Diesmal hörte meine Autorität auf.

Bei Tische wurden wir entsetzlich vollgestopft, und nach dem Essen wurden wir spazieren geführt, um uns die Merkwürdigkeiten der Stadt und Gegend zu zeigen. Und siehe da! Jeder Sachse führte seinen Breißen spazieren und zeigte ihm, was merkwürdig war, und auch, was gar nicht merkwürdig war, und die Leute, bis zum letzten Trainsoldaten herunter, klagten, daß sie nicht alles hätten aufessen können, und das will bei Kanonieren viel sagen, besonders wenn sie eben aus Georgenthal kommen. Nachmittags kegelten wir mit den Bürgern, die uns klar bewiesen, daß Preußen in dem ganzen Kriege sehr unrecht habe, aber daran sei weder unser vortrefflicher König schuld, noch wir, sondern ganz allein

der rote Demokrat, der Bismarck, der alle die umstürzenden Neuerungen angefangen. In Anbetracht der so entgegenkommenden freundlichen Aufnahme der Truppe sahen wir auch alles ein.

Dann wurde uns die Spree gezeigt, die hier gleich oben im Walde entspringt. Berlin hat gar keinen Grund, so stolz auf die Spree zu sein, denn sie fließt ja erst von hier dorthin. Da war nun gar nichts dagegen einzuwenden.

Wir schieden recht herzlich von dem freundlichen und glücklichen Völkchen und marschierten durch Bautzen ins andere Nachtquartier im Bereiche des sächsischen Königreichs. Dort erwartete uns ein feindlicher Wirt.

Ich war mit Büchsel, Dalwig und Prittwitz, dem Adjutanten der Reitenden Abteilung, auf dem Landsitze eines Rechtsanwalts einquartiert. Der Wirt hatte in Bautzen zu tun und wollte uns nicht sehen. Ein Diener meldete sich an der Haustür, entschuldigte seinen Herrn und fragte nach den Befehlen für den Mittagstisch. Wir bezogen unsere sauberen Zimmer, erhielten Butterbrot usw. und Bier zum Frühstück, ein vortreffliches Diner, und auf dem Tische standen vier verschiedene Sorten Wein, je eine Flasche, immer eine besser als die andere. Nach Tisch erhielten wir Kaffee, und der Diener präsentierte uns ein Bund von fünfundzwanzig Zigarren, in dem eine fehlte. Die Zigarren waren vorzüglich. Der Diener präsentierte uns immer wieder davon, fragte, was wir des Abends befehlen, und ob wir den andern Morgen früh Tee oder Kaffee haben wollten. So wurden wir vorzüglich bewirtet, ohne einen Wirt zu sehen. Beim Fortreiten wollte ich bezahlen. Der Diener bat nur um Unterschrift einer Quittung über die gesetzmäßige Verpflegung und überreichte mir dabei mit Grazie einen Auszug aus dem sächsischen Gesetz, danach hat jeder Offizier zu fordern: früh nach Wahl Tee oder Kaffee, mittags vier Gerichte, eine Flasche Wein. Im Laufe des Tages ein zweites Frühstück, kalt, mit Bier, abends Tee oder Suppe, ferner pro Tag sechs Zigarren. Dann fragte er, ob wir befehlen, die Weinreste mitzunehmen. Man hatte uns also keinen Tropfen mehr vorgesetzt, als das Gesetz vorschrieb. Selbst die fünfundzwanzigste Zigarre im Bund war nicht hingelegt. Aber alles war vorzüglichster Qualität. Solche Feindschaft laß' ich mir gefallen. Dem Diener ein Trinkgeld, damit er dem Herrn einen Gruß bestelle, und dann weiter.

Durch Sachsen marschierten wir in zwei Marschtagen. Wir fanden bei solcher Aufnahme es recht schade, daß Sachsen keine größere Ausdehnung in dieser Richtung hat.

Der Marsch nach Hoyerswerda führte uns über die Grenze ins Vaterland zurück. Es hatte uns gerade eine Sendung Liebesgaben er-

reicht, die für die ganze Truppe genügte. Das Wetter war schön, ich ließ daher die Liebesgaben mit über die Grenze führen und feierte mit den vereinigten Truppen die Rückkehr ins Vaterland in einem großen Rendezvous. Ein Triumphbogen aus Tannenzweigen stand an der Grenze, aber es standen keine Einwohner dabei. Ich ließ dahinter aufmarschieren. König und Vaterland erhielten ein Hurra. Die Truppen bildeten ein Viereck. Büchsel hielt ein Dankgebet ab, und dann wurde das vortreffliche Bier beim Schall der Trompeten verzehrt. Die Leute waren guter Dinge und tanzten. Der Marsch war nicht weit, das Wetter war schön, wir hatten nichts zu versäumen, also ließ ich auch im Freien füttern und die Leute sich mehrere Stunden lang amüsieren. Nachmittags marschierten wir weiter. Hoyerswerda ward gegen drei Uhr erreicht.

Die ganze Stadt prangte in Fahnen- und Blütenschmuck. Triumphbogen reihte sich an Triumphbogen. Eine ungeheure Menschenmenge erfüllte die Straßen. Inschriften freundlichen Inhalts begrüßten uns an den Triumphbogen, an den Fenstern. Wir machten uns auf Reden und Gegenreden gefaßt. Aber es kam keine offizielle Person oder Deputation oder so etwas. Die Ordnung auf den Straßen ließ viel zu wünschen übrig. Die Gassenjungen hinderten uns am Marschieren. Endlich kam ein Mann in weißer Krawatte und mit Glacéhandschuhen, aber statt uns anzureden, turkelte er, sinnlos betrunken, unter unsere Pferde, daß wir ihn beinahe zertreten hätten.

Das war also der Empfang in der Heimat!

Als wir in unsere Quartiere kamen, sahen uns die Wirte erstaunt an, daß wir etwas zu essen verlangten. Nicht einmal der Gasthof, in dem ich einquartiert war, hatte sich darauf eingerichtet, daß wir hungrig sein könnten. Das war mir doch zu stark. Ich wurde unangenehm und erhielt endlich etwas, was in Eile zubereitet und wenig genießbar war. Abends löste uns der Pfarrer Büchsel dies Rätsel. Er war beim Ortspfarrer einquartiert. Der Amtsbruder schlief bei seiner Ankunft so fest, daß er kaum zu wecken war, und hat ihm nach einigen Stunden erzählt, wie für uns der festlichste Empfang von der Welt vorbereitet war. Die Soldaten sollten auf offenem Markte mit den Bürgern, die Offiziere im Ratskeller mit den Vätern der Stadt speisen. Der quartiermachende Unteroffizier hatte gesagt, ich marschiere in der Regel früh und schnell und rücke zwischen 10 und 11 Uhr ein. Also hatte man mich seit zehn Uhr erwartet und Speisung auf elf Uhr angesetzt. Ich hielt mich aber an der Grenze vier bis fünf Stunden auf, und das war der Stadt zu lange. Da kam das Landwehr-Bataillon Cottbus durch Hoyerswerda marschiert, auf seiner Heimreise behufs Auflösung, und

man hatte also mittlerweile mit dem Landwehr-Bataillon Cottbus gefrühstückt, und als ich um drei Uhr einrückte, war dies Landwehr-Bataillon eben weitermarschiert, die Väter der Stadt aber schliefen unterdessen teils an den Tischen des Ratskellers, teils in ihren Wohnungen ihren Rausch aus. Die Wirte, die uns beherbergen sollten, waren aber natürlich sehr erstaunt, daß wir schon wieder essen wollten. Der Kasus machte uns viel lachen. Mir war es schließlich sehr angenehm, daß mein Magen wenigstens diesen einen Tag vor Attacken bewahrt wurde, denn er ging einer für ihn kriegerischen schweren Zeit entgegen.

Überall, wo wir durchkamen, wurden wir mit Triumphbogen, Kränzen, Reden empfangen, dann sollten wir, je nach der Tageszeit, frühstücken oder dinieren, es wurden Reden geredet und angestoßen und ausgetrunken, daß gar kein Ende abzusehen war. In kluger Voraussicht, daß die zu konsumierenden Massen bedeutend werden würden, hatte man meist die Quantität durch die Qualität zu balancieren gesucht, um die Kosten des Patriotismus nicht zu hoch anlaufen zu lassen. Es ward mir bei meinem durch die Cholera sehr angegriffenen Magen sehr schwer, diese Stürme auszuhalten. Ich wandte aber die unlautersten Mittel von der Welt an. Ich goß, statt auszutrinken, den Inhalt unbemerkt unter den Tisch, ich fälschte mein Glas mit neunzig Prozent Selterwasser, und was dergleichen Listen mehr waren. Ich aß wenig, und je mehr ich in meiner Stellung als Chargenältester reden mußte, desto weniger trank ich dabei. So aß ich mich durch alle die Feierlichkeiten glücklich durch bis Berlin, wie der Zwerg in der Fabel durch den Zuckerberg, ohne die geringste Magenverstimmung. Not macht erfinderisch.

In Kalau, wo fast jeder Einwohner ein Schuhmacher ist, waren die Stiefel an den Fenstern malerisch gruppiert. Ich war froh, daß ich die berühmte Schusterstadt nicht vor dem Kriege berührt hatte, sonst hätte ich gefürchtet, Pech mit in den Krieg zu nehmen. Wer dies liest, wird diese Bemerkung mit Rücksicht darauf erlauben, daß in Kalau ein Kalauer erlaubt ist.

In Luckau war es aber ganz schlimm. Als wir uns der Stadt näherten, donnerten uns Geschütze entgegen. Das altertümliche Städtchen hat zwar seine Festungswerke in Promenaden verwandelt, aber die engen Tore behalten. Neben diesen standen in den Tiefen der hochseligen Stadtgräben die magistratualischen Böller, alte verrostete Rohre aus der Zeit Wallensteins. Der ladende und zündende Kanonier im Kostüm eines städtischen Boten oder arbeitenden Hausknechts fütterte die Rohre mit Pulvermassen, die ihrer Existenz bei ihrem ehrwürdigen Alter Gefahr brachten, und entzündete sie mit einer Art von Lunte, die einem brennenden Scheite Holz ähnlich sah wie ein Ei dem andern. Auf

den ersten Signalschuß wälzte sich eine ungeheure Volksmasse uns entgegen. Voran schritt der kleine, aber ehrwürdige Bürgermeister, ein Herr zwischen siebzig und achtig Jahren, im Ornat mit Kette. Ihm folgten die Väter der Stadt und die Honoratioren, diesen die weißgewaschenen Mädchen mit Blumengirlanden und diesen wiederum die Bevölkerung von Luckau und wohl vom zweimeiligen Umkreis im bunten Gewirr.

Als ich diese Kolonne ankommen sah, ließ ich die Trompeter Tusch blasen. Dann trafen sich beide Parteien, es wurde gehalten, und das Parlamentieren begann. Der alte Herr hielt eine Anrede, bei der er sich seines schwachen Gedächtnisses wegen soufflieren ließ, ich antwortete, was mir gerade Schönes einfiel, und dann wurde ich um Erlaubnis gebeten, daß die Mädchen die Truppen bekränzen dürften. Bei der Länge der Marschkolonne reichten die Blumen nur für die Vordersten. Das war ganz gut, sonst wäre das Bekränzen vor dem andern Morgen nicht fertig geworden. Während der Bekränzung schlug mir plötzlich eine schwere Hand auf mein linkes Knie, das mich noch von Königgrätz her schmerzte. Ich hatte keine Zeit, „Au!" zu schreien, denn der Übeltäter schrie mit Stentorstimme: „Sehen Sie, Durchlaucht, das ist der preußische Geist!" Ich sah den Sprecher an. Der Spitzhut saß schief und verwegen auf dem hellblonden, weißmelierten Haupthaar, die klein gekniffenen Augen mit den unter den Wimpern verschwimmenden grauen Pupillen und der starken Nase von blühender Farbe machten einen eigentümlichen Eindruck, und wenn auch der Hals künstlerisch frei getragen wurde, so machte doch die verwogene Haltung und der starke rötliche Schnurrbart in mir die Vermutung rege, daß ich es mit einem Offizier a. D. zu tun habe. Ich sagte also, meinen Schmerz verbeißend: „Richtig! Das müssen Sie als früherer Militär am besten wissen." Da lachte der Mann hell auf. „Hält mich der für einen früheren Militär! Bin ja nie Soldat gewesen. Bin ja der Rechtsanwalt N. N." „Mein Gott", sagte ich, „wie konnte ich mich so irren und Sie nicht wiederkennen!" „Na, wie wollen Sie mich denn wiederkennen, Sie haben mich ja nie gesehen!" „Schadet nicht", sagte ich, „wir sind und bleiben doch gute Freunde!" „Richtig", sagte er nun. Geschmückt setzten wir uns in Bewegung, die Mädchen voran, dann die Väter der Stadt, dann die Truppen, und passierten die Dardanellen, d. h. das enge Tor, zu dessen beiden Seiten die Böller knallten. Der Mann muß uns für taub gehalten haben; wenigstens waren die überladenen Geschütze mit den Mündungen auf uns gerichtet, so daß wir das Feuer fühlten, uns die Ohren entsetzlich schmerzten und einige Pferde, die den Kanonendonner von Königgrätz stumm ertragen hatten, wild wur-

den und zur nicht geringen ernsten Bedrohung der patriotischen Bevölkerung rücksichtslos durchgingen. Plötzlich sah ich den alten Herrn, den Bürgermeister, an der Erde liegen. Er war umgeritten worden. Glücklicherweise hatte er keinen Schaden genommen. In der Stadt reihte sich eine Blumengirlande an die andere, Blumen regneten aus den Fenstern auf uns herunter und machten noch die Pferde scheu, die beim Donner der Böller kaltes Blut bewahrt hatten, und auf dem Markte marschierte nun die endlose Kolonne meiner Truppen an dem Publikum vorbei, das jedem Kanonier Hurra zuschrie.

Während dieses Vorbeimarsches erhielten wir Offiziere eine Einladung zum Diner um drei Uhr, die Unteroffiziere und Mannschaften zum Ball um neun Uhr in demselben Saal, wo wir dinieren sollten.

In Anbetracht dieser bevorstehenden weiteren Strapazen begab ich mich schleunigst in meinen Gasthof, schloß die Tür ab und legte mich schlafen.

Das Diner fand um drei Uhr statt. In einem großen Saal war die Tafel aufgeschlagen. Eine Riesentafel in Hufeisenform. Ich hatte den Ehrenplatz zwischen Bürgermeister und Stadtverordnetenvorsteher. Jeder Offizier war von patriotischen Bürgern eingeschlossen.

Dicht hinter mir war das Orchester der Stadtmusici aufgestellt und erfüllte mein Trommelfell mit so kräftigen Mißtönen, daß mir der Schädel vibrierte. Es wurden sehr viele Speisen und Weine serviert, viele patriotische Reden gehalten, sehr oft Hoch gerufen, und jedesmal blies und geigte das Orchester einen Tusch, der mir durch Mark und Bein ging. Ich war genötigt, viermal öffentlich zu antworten. Der Rechtsanwalt, der mich aufs Bein geschlagen, strömte über von Patriotismus.

Es war ein großes Glück, daß noch denselben Abend in demselben Lokal getanzt werden mußte, sonst hätte das Trinken kein Ende genommen, und es wären der Leichen viele liegen geblieben, wenn ich mich auch durch meine bereits erwähnte Hinterlist vor übermäßigem Genusse bewahrte.

Um acht Uhr erschienen dienstbare Geister mit Besen und fegten Staub und Tischgenossen zur Tür hinaus.

Der Bürgermeister zeigte mir im Dunkeln die Stadt, die illuminiert hatte, und plötzlich zeigte er mich seiner Familie, zu der er mich hineinführte. Ich kam mir etwa so vor wie ein Bär, den man für Geld sehen läßt.

Um neun Uhr begann das Tanzen der Mannschaft, wobei auch einige Reden geredet wurden, und als alles im Gange war, drückte ich

mich und begab mich zur Ruhe. Die jungen Herren haben bis drei oder vier Uhr früh ausgehalten.

Der folgende Tag war Ruhetag. Mittags war wieder Diner, und abends luden wir die Honoratioren von Stadt und Umgegend zum Ball ein, wobei unsere Trompeter bliesen. Es war wenig Ruhe am Ruhetage.

Durch Zützen und Golßen frühstückten wir uns beim Grafen Kleist und Grafen Solms (Sohn) durch, in Baruth waren beim Grafen Solms (Vater) Diner, Aufzüge und Reden. Zossen stand den andern Städten in nichts nach an Reden, Girlanden und dergleichen. Abends war Ball. Den komischsten Einzug aber hielt ich in Köpenick.

Es waren außer meinem Stabe nur zwei Geschütze der vierpfündigen Batterie in Köpenick einquartiert. Alle übrigen Truppen der Garde-Reserveartillerie blieben auch noch auf dem linken Spreeufer, hatten also etwas kleineren Marsch. Ich hatte da, wo die Wege schieden, die Truppen in die neuen Quartiere entlassen, und, mit bloßen zwei Geschützen zu marschieren nach meinem Dienstrange nicht für nötig haltend, ritt ich nach Köpenick mit meinen Begleitern schneller voraus. War ich in Hoyerswerda für den Empfang zu spät gekommen, kam ich in Köpenick zu früh. Als ich mich der großen, langen, hohen Spreebrücke näherte, welche nach der auf einer Insel liegenden Stadt führt, kam mir gerade die mit Fahnen aller Farben bewaffnete Schuljugend entgegen, welche sich unter Anführung des Lehrers aufstellen wollte. Bei meinem Anblick fällten sie die Fahnen gegen den starken Wind wie Ulanen die Lanzen zur Attacke, setzten sich in einen Laufschritt, alles Knaben, Mädchen und Lehrer, marschierten auf und sperrten mir den Weg. Darauf begannen sie zu singen, und der Schullehrer schlug den Takt erbärmlich schön, trotz Hinz, des Murners Schwiegervater. Ich hörte ein, zwei, drei Lieder und sah mich nach offiziellen Personen und solchen um, die mir sagten, was das zu bedeuten habe. Da sprang ein Herr auf mich zu mit weißer Krawatte und sagte in gebrochenem Deutsch, einen Zaun hinauf deutend: „Ich bitte, hier". Der Zaun war mit einem Teppich behangen, und oben im Garten, auf einer Altane, saß, malerisch drapiert, eine junonische Schönheit mit wallendem blonden Haar und unter voller Entfaltung ihrer Reize. So wird die Loreley immer gemalt. Diese Loreley der Spree also begann zu singen, d. h. ohne Musik, also zu lesen, ein sehr schön, auf sehr schönem Papier geschriebenes Gedicht. Sie las mit Ausdruck, und das Gedicht war sehr patriotisch. Darauf überreichte sie es mir gnädig vom hohen Balkon herab, ich hob mich im Bügel, um es zu erfassen, aber sie ließ zu früh los, ehe ich es erreichen konnte, der Wind bemächtigte sich desselben und

trug es weit weg mitten in die Spree. Das ist also der Unterschied zwischen dieser Loreley und der des Rheins, dachte ich. Am Rhein wird der Hörer, hier der Gesang von den Fluten verschlungen. Das schallende Gelächter der versammelten Schuljugend brachte die Spreeloreley in um so größere Verlegenheit, als Prittwitz' Schimmel sich darüber erschreckte und unanständig aufführte. Sie verschwand hinter dem Zaune, und bald war ihre Spur verloren, sobald das Mädchen Abschied nahm. Ich habe sie nie wieder gesehen. Dann reichte man mir Blumen und Kränze in Menge, die aber mein Schlachtroß „Farmer" auf sich bezog und hineinbiß, um sie zu fressen, die schönen Geberinnen dadurch erschreckend. Nun dankte ich der Schuljugend dafür, daß sie hübsch gesungen, und ritt in mein Quartier, das in einer Villa diesseits der Brücke lag, die einem abwesenden Fräulein v. Flemming gehörte und mir ganz zur Verfügung gestellt wurde.

Ich machte es mir eben bequem und begann, mit den anderen Herren dem einladenden Frühstück zuzusprechen, das auf dem Tische stand, als der Bürgermeister von Köpenick und der Stadtverordnetenvorsteher in Begleitung von zwei Brückenbautechnikern angestürzt kamen. Atemlos bedauerte der Bürgermeister, mit seinen Vätern der Stadt zu spät gekommen zu sein, um mich zu empfangen, memorierte mir die Rede, die er öffentlich hatte halten wollen, und als ich sie sehr schön fand und ihm sagte, die Truppen kämen nach, stellte er an mich das Ansinnen, ich solle mich wieder ankleiden, zu Pferde steigen und mit den Truppen noch einmal einziehen. Ich sagte, das ginge nicht, die Köpenicker Jugend habe ebenso gewitzte Kinder wie die Berliner, und wenn ich noch einmal käme, würden sie schreien: „Der war ja schon einmal da", und mich mit Steinen werfen. Es käme der Hauptmann v. Werder und der könne die Rede beantworten.

Darauf stellte mir der Bürgermeister die Techniker vor, und alle vier protestierten dagegen, daß Geschütze über die Brücke marschierten, sie sei zu schwach, um sie zu tragen. Ich fragte, ob denn keine Lastwagen über diese Hauptbrücken fahren. Ja wohl, aber Kanonen! riefen sie. Es half nichts, daß ich ihnen sagte, die Kanonen seien nicht halb so schwer wie Frachtwagen. Kanonen waren immer Kanonen, und daran sei die Brücke nicht gewöhnt. Ich sagte den Herren nun, ich könnte mich an ihren Protest nicht kehren, denn ich habe Befehl, den nächsten Marsch nach Weißensee zu richten, müsse über diese Brücke, denn die Berliner Brücken wie das ganze Weichbild von Berlin dürfe keine Truppe betreten, und die nächste Brücke oberhalb sei die von Fürstenwalde, also zu weit. Übrigens bat ich die Herren, zum Fenster hinauszusehen und

sich zu überzeugen, daß die Brücke nicht zusammenbreche, obgleich eben Geschütze darauf marschierten. Da marschierte eben Werder mit zwei Kanonen und zwei Munitionswagen ein, einmal um den Ring herum und wieder heraus, er wie die Mannschaften, Pferde und Kanonen mit Blumen schwer beladen! Also hatten die Väter der Stadt die Truppen beim Einzuge auch verpaßt. Sie stürzten hinaus wie besessen, und auch sie sah ich niemals wieder!

Es war den Truppen als solchen verboten, Berlin vor dem Einzuge zu betreten. Dagegen war es den einzelnen erlaubt, uns hineinzustehlen, um unsere Bekannten zu besuchen, von denen ein großer Teil nur zum Einzuge nach Berlin gekommen war und dann bald wieder abreiste. Ich war also jeden Abend in Berlin, sowohl von Köpenick als auch von Weißensee aus.

Der 20. September. Zum Einzuge formierten sich die Truppen auf dem Königsplatz. Dann rückten sie durch das Brandenburger Tor ein. Wir mußten also nördlich, die 1. Garde-Division südlich um Berlin herummarschieren.

Den 21. September zogen die 2. Garde-Division und die Kavallerie ein. Der Witz der Kameraden nannte dies „aufgewärmten Einzug". Natürlich war der Enthusiasmus der Berliner den zweiten Tag nicht weniger warm.

Es würde ein vergebliches Beginnen sein, den Einzug zu beschreiben. Ich kann authentisch nur erzählen, was ich gesehen, und das würde nur ein sehr unvollständiges Bild geben. Ich weiß nicht, für wen ein solcher Einzug eine größere Anstrengung ist, für die Einziehenden oder für diejenigen, welche den Einzug sehen. Für beide Teile ist aber nach so großartigen Erfolgen eine solche Volksfestlichkeit ein Bedürfnis, also ein notwendiges Übel. Denn es würde anderseits keinen guten Eindruck machen, kehrten die Truppen danach zurück wie der Dieb in der Nacht.

Kurz vor dem Einzuge habe ich auch, solange ich Truppen kommandiert habe, die einzige Anfrage an meine Vorgesetzten gerichtet. Diese Anfrage von mir, der ich ein Feind aller Anfragen und ein Freund jeder Initiative, jeder Handlung auf eigene Verantwortung bin, nach solchem Kriege gestellt, charakterisiert in komischer Weise die Gewissenhaftigkeit, die uns in der preußischen Armee von Jugend auf eingeimpft wird. Es ward nämlich der Anzug befohlen, wie wir ihn im Kriege getragen. Jedoch ward den Stäben, die im Kriege Mützen getragen hatten, befohlen, der Gleichmäßigkeit halber Helme aufzusetzen. Nun war im Kriege erlaubt, hohe Stiefel über den Beinkleidern zu tragen. Viele

Offiziere hatten von der Erlaubnis Gebrauch gemacht, andere nicht. Der Gleichmäßigkeit wegen fragte ich nun an, ob die Offiziere mit den Stiefeln unter oder über den Beinkleidern einziehen sollten. Das Generalkommando antwortete, es könne darüber nicht selbständig entscheiden, sondern müsse erst bei Seiner Majestät dem Könige fragen. Diese Antwort war mir sehr wohltuend als Beweis, wie motiviert meine Frage in dieser wichtigen Angelegenheit war.

Trotz meiner Gewissenhaftigkeit beging ich auf dem Platze in der Paradeaufstellung ein großes Verbrechen. Vor dem Einmarsch in Feindesland war nämlich in der Zweiten Armee des Kronprinzen befohlen worden, daß die Stäbe bis einschließlich Divisionsstab herab zur Unterscheidung in Mütze reiten sollten. In Besitz aller Branchen eines Divisionsstabes, mit der Gerichtsbarkeit eines Divisionskommandeurs betraut, legte ich mir denn auch von dem Einmarsch in Feindesland an dieses Recht eines Divisionskomandeurs zu und ritt von da ab in Mütze, weil mich der Helm wegen einer Kopfwunde schwer drückte. Dadurch war ich des Helms ganz entwöhnt. Als Seine Majestät auf dem Aufstellungsplatz erschien und bei mir bereits vorbeigeritten war, machte mich der Tadel meines kommandierenden Generals erst darauf aufmerksam, daß ich verabsäumt hatte, die Schuppenketten vorschriftsmäßig herunterzunehmen. Der Schreck, der sich auf meinen Zügen malte, entwaffnete meinen Kommandierenden, so daß ein Lächeln auf seinem Antlitz meine ganze Strafe blieb. Dagegen wurden andere Abweichungen von der Vorschrift nicht nur nicht getadelt, sondern auch gut geheißen.

Der Ziegenbock der 5. vierpfündigen Batterie, genannt „Zahlmeisteraspirant Schneider", der alle Gefechte mitgemacht hatte, marschierte mit der Batterie ein und bei Seiner Majestät dem Könige vorbei. Seine Majestät lachte sehr und freute sich, das Tier zu sehen, das im Gefecht schon die Heiterkeit des Kronprinzen erregt hatte.

Die Munitionskolonnen konnten wegen ihrer kolossalen Länge nicht mit einziehen. Ich ließ so viel Mannschaften als möglich von den Munitionskolonnen, die wohl noch beschwerlicheren Dienst gehabt hatten als die Batterien, bei den letzteren verteilen, so daß die Batterien in einer ungewöhnlichen Mannschaftsstärke erschienen. Dadurch nahmen wenigstens Deputationen der Munitionskolonnen teil an der Ehre des Einzuges.

Auf die beiden Einzugstage folgte die Demobilmachung mit allen ihren Lasten und Quälereien, die Rechnungslegung, die Ordnung der Bekleidung, die Einrichtung des neuen Ausbildungsjahres. Zudem

mußte ich nicht nur die 4. reitende Batterie bestehen lassen, sondern auch zwei neue Batterien formieren, welche mit der vierten reitenden bestimmt waren, zur Artillerie des neuen, X., Armeekorps abgegeben zu werden.

Das alles machte viel Arbeit, eine Arbeit, die um so unbequemer wurde, als das Ordnen von Bekleidungsgarnituren, die Beschäftigung mit zerrissenen Röcken, Hosen und Stiefeln, die Rechnungslegung, die Rangierung von Pferden und Leuten mit den jüngsten Erlebnissen in einem so grellen Gegensatz stand. Nach den Aufregungen eines so großen Krieges, nach so wichtigen und großartigen Erfolgen wird es unendlich schwer, den wichtigen Kleinlichkeiten des Friedensdienstes das nötige Interesse abzugewinnen.

Am schwersten ward aber diese Zeit denjenigen Offizieren meines Regiments, die bei der Abgabe der genannten Batterien zu dem neuen Artillerie-Regiment des X. Armeekorps übertraten, also das lieb gewordene Regiment verlassen mußten, in dem sie sich soeben vor dem Feinde die Sporen verdient hatten. Da gab es bittere, heiße Tränen!

Anfang November marschierten diese Batterien nach Hannover ab, nachdem Seine Majestät sie persönlich besichtigt hatte und damit zufrieden gewesen war. Unterdessen war der Winterdienst geordnet, und mich befiel eine so entsetzliche Müdigkeit, daß ich, um auszuschlafen, einen vierzehntägigen Urlaub zu meinen Eltern antrat; denn ein Regimentskommandeur kann im Dienst nie ausschlafen. In dem Urlaubsgesuch machte ich einen Schreibfehler, der, vom Schreiber wörtlich abgeschrieben, die Instanzen hinaufging und viel Amüsement erregte. Ich schrieb nämlich um den Urlaub, um mich von den Anstrengungen der letzten „Sommerübungen" zu erholen. „Na", soll Hindersin gesagt haben, „wenn er das nur für eine Übung hält, so mag er den Urlaub haben." Mein Schreibfehler aber war so übel nicht. Hatte mir doch schon während des Waffenstillstandes Manteuffel mit dem ihm eigentümlichen Pathos gesagt: Wir wollen uns nicht einbilden, Großes erreicht zu haben. Wir müssen uns klarmachen, daß dies erst die Vorpostengefechte des großen Krieges waren, dem wir entgegengehen."

Und so war es auch. Der Krieg von 1866 war eine Sommerübung im Vergleich zu dem von 1870/71, eine gute Vorübung, eine Schule, in der wir durch unsere Fehler lernten, um den Riesenkampf bestehen zu können, der da folgen sollte.

Auf meinem Urlaub mußte ich meinem Vater natürlich viel vom Kriege erzählen. Die Züge einzelner Soldaten oder Unteroffiziere

amüsierten ihn sehr. Er brachte mich auf die Idee, sie authentisch notieren, zusammenstellen und durch den Druck vervielfältigen zu lassen, weil doch dem gemeinen Soldaten so selten die Ehrengenugtuung wird, sich gedruckt zu lesen.

Nach meiner Rückkehr forderte ich hierüber die Berichte der Batterien ein. Leutnant Villaume, eine schon damals sich entwickelnde schriftstellerische Kraft, stellte sie, gut stilisiert, zusammen. Ich versah sie mit Vorwort und Einleitung und ließ sie unter dem Titel „Erinnerungen des Garde-Feld-Artillerie-Regiments an den Feldzug des Jahres 1866" drucken.*) Jeder in dem Buch Genannte erhielt von mir ein Exemplar geschenkt.

*) Sie erschienen 1868 in der Vossischen Buchhandlung (Stricker) zu Berlin.



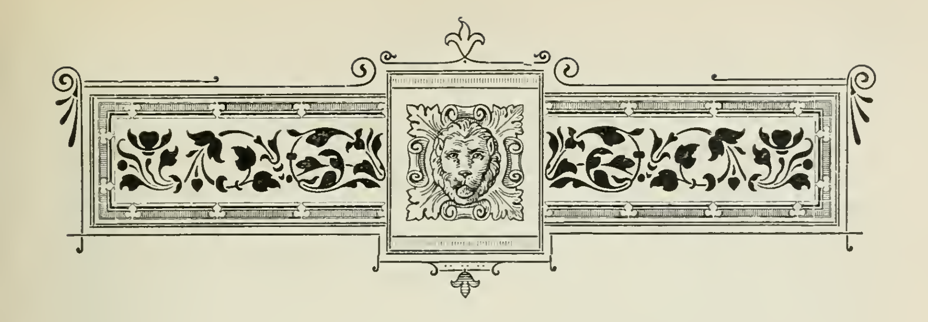


Zehntes Buch.

Die Friedenszeit 1867 bis 1870.







1. Das Jahr 1867.

Schlechte Artilleriewirkung im Kriege. Nach unserer Rückkehr aus dem Feldzuge 1866 gaben wir Artilleristen uns mit verdoppeltem Eifer der Ausbildung der Truppe hin. Ein jeder von uns war sich dessen bewußt, daß die Wirkung unserer Artillerie nicht den Erwartungen entsprochen hatte, welche man nach den Erfolgen auf dem Schießplatze daran geknüpft hatte. Hier hatten wir bis zu einer Entfernung von einer Viertelmeile jede Scheibe mit erstaunenswerter Sicherheit aus gezogenen Geschützen getroffen. Wir hatten erwartet, im Bereich dieser Entfernung den Feind binnen kurzem vernichten zu können. Dem war nicht so gewesen. Es konnte uns nicht trösten, daß die feindliche Artillerie noch schlechter geschossen hatte als die unsrige. Wir wußten vorher, daß der Feind schlechtere Geschütze hatte. Aber unsere Geschütze hätten besser schießen müssen. Woran lag es, daß sie es im Kriege nicht taten? Dies zu ergründen, war unsere erste Aufgabe. Es lag an der Handhabung unserer Schießübung im Frieden, bei der wir, gemäß den gemessensten und nicht zu übertretenden Vorschriften unserer General-Inspektion, auf mit der Meßkette festgestellten Entfernungen Munitionsmassen nach einer Scheibe schleuderten und uns der Erfolge freuten. Daß sich die Treffergebnisse ganz anders stellen mußten, wenn wir nicht wußten, wie weit das Ziel war, das konnte sich jeder denken. Dennoch kam ein Schießen auf unbekannte Entfernungen auf dem Schießplatze nur ausnahmsweise einmal im Jahre für jede Batterie vor und wurde noch dadurch zu einer reinen Spielerei, daß die Scheiben immer auf denselben Fleck gestellt wurden und die Entfernungen derselben auf den gewohnten Schießplätzen so genau bekannt waren, als ob sie abgemessen

wären. Noch schlimmer hatte sich das Fehlschießen im Kriege bemerkbar gemacht, wenn der Feind sich bewegte. Im Frieden aber wurde ein Schießen nach einem sich bewegenden Ziel nie geübt. Es bestand darüber eine lakonische Vorschrift, die besagte, man müsse gegen ein sich bewegendes Ziel etwas „vorhalten". Wie das zu machen sei mit feststehenden Geschützen, das war in keiner Vorschrift gesagt. Auch wurde nie eine Probe damit gemacht. Hindersin war sich der Schwächen der Artillerie vollkommen bewußt. Er berief sofort mit dem ihm eigenen Eifer eine provisorische Schießschule auf drei Monate, die, aus freiwillig dazu nach Berlin reisenden Offizieren zusammengesetzt, mit ersparter Munition schoß und Grundsätze eines besseren Schießens in die Truppe tragen sollte. Die Erfahrungen, die hierbei gemacht wurden, gaben ihm Veranlassung, beim Könige eine permanente Schießschule zu beantragen, wie sie die Infanterie hatte, und seinem Antrage wurde nach einem Jahre Folge gegeben, wenn auch zunächst nur in einer geringen Ausdehnung. Aber sie vervollkommnete sich allmählich zu dem Institut, welches für die ganze Artillerie so segensreiche Früchte bringen sollte.

Rekognoszierungsritte. Ein anderer Grund, weshalb die Artillerie im Kriege nicht stets gleich die richtige Wirkung gehabt hatte, war der, daß sie nicht immer schnell genug die richtigen Stellungen fand. Die Manöver geben uns darin nicht hinreichende Übungen. Ich ersann daher, mit meinen Batteriechefs Spazierritte in die Umgegend von Berlin zu machen, nach Art der Generalstabsreisen, jedoch in kleinerem, engerem Rahmen, eine Idee zugrunde legend, danach Artilleriepositionen auszusuchen und das Verhalten in denselben zu besprechen. Dann veranlaßte ich meine Stabsoffiziere, mit allen Offizieren, zuweilen auch unter Zuziehung der Unteroffiziere, solche Ritte zu unternehmen, so oft es die Witterung und der Ausbildungsdienst erlaubten. Eines Tages sah mich Hindersin in dieser Weise tätig. Er fragte mich, was ich da gemacht hätte. Der alte Herr ergriff den Gedanken mit dem Feuereifer eines zwanzigjährigen Reformators. Ich mußte ihm meine Gedanken darüber schriftlich eingeben, er machte daraus eine Vorschrift für die ganze Artillerie. Unterdessen hatte ich einmal davon meinem Bruder Friedrich Wilhelm erzählt, der das 3. Garde-Ulanen-Regiment kommandierte. Derselbe machte alsbald derartige Ritte mit seinen Offizieren, natürlich dem speziellen Kavalleriedienst angepaßt, und der Kommandeur des Garde-Husaren-Regiments, Oberst v. Hymmen, ahmte sie nach. Bald fand dies Beispiel noch mehr Nachahmung. Jetzt sind die Übungsritte ein vorgeschriebener Dienstzweig geworden, und es erfüllt mich mit einer nicht geringen Befriedigung, daß ich vor jetzt fünfzehn

Jahren*) den Anstoß zu diesem geistigen Fortschritt in unserer Armee gegeben habe.

Mangelhafter Gebrauch der Artillerie. Ein dritter, aber der hauptsächlichste Grund für die mangelhafte Tätigkeit unserer Artillerie im Kriege von 1866 war der, daß sie nicht oder doch nicht in genügender Anzahl rechtzeitig an den entscheidenden Punkten zur Stelle gewesen war. Unsere angreifende Infanterie wurde in allen Gefechten von einer feindlichen Geschützmasse begrüßt, die durch ihre bloße Anzahl imponierte, und manchmal focht sie den Kampf ohne alle Artillerie durch; meistens war unsere Artillerie an Zahl so schwach, daß die Kanonen des Gegners das Dreifache zählten und unsere Batterien sich beglückwünschen konnten, wenn es ihnen gelang, das gesamte Feuer der überlegenen feindlichen Artillerie auf sich zu ziehen und in dem Kampfe auszuhalten, während dann unsere Infanterie mit dem überlegenen Zündnadelgewehr den Sieg erstritt. Der Grund davon lag zum Teil darin, daß in dem ganzen Kriege von 1866 die Österreicher uns in wohlvorbereiteten Stellungen mit der gesamten Artillerie erwarteten, und wir meistens durch schwierige und lange Gebirgsdefileen anmarschierten und angriffen, also so lange mit allen Waffen in der Minderzahl kämpften, bis die Hauptkräfte aufmarschiert waren, zum Teil darin, daß unsere höheren Führer, in der Besorgnis, die Artillerie in den Gebirgsdefileen Gefahren auszusetzen, diese Waffe ganz hinten, zuweilen noch meilenweit hinter der letzten Infanterie, marschieren ließen. Die Infanterie hatte dann das Gefecht entschieden, ehe die Artillerie eingetroffen war. Bei Trautenau am zweiten Tage und bei Soor war es mit Mühe gelungen, unserseits vier Batterien durch das Defilee von Eipel durchzubringen, die den ganzen Tag gegen zwölf feindliche Batterien kämpften. Mir hatte man die Nacht vorher bei Braunau zu biwakieren befohlen und mich zu dem Gefechtstag von Kostelet, sechs Meilen weiter, beordert, wo ich weitere Befehle erhalten sollte. Dort fand ich nur den Kronprinzen, welcher mich festhielt und mir erst nachmittags erlaubte, meinem Korps zu folgen, das ich auch nach einem Marsch von im ganzen zehn Meilen noch nicht ganz erreichte. Den anderen Morgen aber riefen mich alle Kameraden von der Infanterie an: „Wo bleiben Sie denn? Sie haben uns im Stich gelassen!" Bei Königgrätz kämpfte ich in der Position von Maslowed—Nedelist mit achtundvierzig Geschützen gegen hundertzwanzig feindliche, und als diese durch unsere Infanterie vernichtet waren, auf der Höhe von Chlum mit denselben achtundvierzig Geschützen gegen hundertachtundzwanzig neue feindliche, und dabei hatte ich nur

*) Diese Erinnerungen wurden im Jahre 1882 niedergeschrieben.

durch fußfällige Bitten erreicht, daß man mich weit genug vorn marschieren ließ, um das Schlachtfeld überhaupt noch zu erreichen. Die große Reserveartillerie der Ersten Armee war den erhaltenen Befehlen gemäß immer einen Tagemarsch hinter der Armee hermarschiert, und da sie selbst sechs Meilen lang war, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie an den Schlachten von Podol, Münchengrätz und Gitschin gar nicht, an der von Königgrätz nur teilweise mitwirken konnte. Ja, es war vorgekommen, daß höhere Truppenführer in dem Vertrauen zu der Infanterie und zu ihrem Zündnadelgewehr soweit gingen, den Grundsatz auszusprechen, sie brauchten keine Artillerie und kümmerten sich nicht darum. Da konnte man während der Schlacht von Königgrätz die Artillerie von zwei Divisionen weit hinten auf Befehl ihres Divisionskommandeurs halten und weitere Ordres abwarten sehen, die nie eintrafen. Der eine dieser Divisionskommandeure ist den Heldentod gestorben, der andere später, als er die Artillerie gebrauchte, einer unserer berühmtesten Feldherren geworden.

Da gab es also in der ganzen Armee nach dem Kriege von 1866 mehrere große Artilleriemassen, die im Kriege mit gewesen waren und keinen Schuß abgefeuert, keinen Feind gesehen hatten.

Göricke. Noch immer litten wir an einem erheblichen Mangel an Offizieren. Dreiundzwanzig junge Herren, die ich angenommen, und wovon der größte Teil während des Feldzuges zu Offizieren befördert war, lagen auf der Artillerieschule ihrer theoretischen Ausbildung ob. Unter diesen jungen Offizieren befand sich ein an Jahren recht alter Knabe. Es war dies der frühere Wachtmeister Göricke der 3. reitenden Batterie. Dieser außergewöhnliche Mensch war in demselben Ausbildungsjahre wie ich eingetreten und hatte sich immer durch ein musterhaftes Verhalten ausgezeichnet. Seine geistige Befähigung hatte sich auch in taktischer Hinsicht einen Horizont gebildet, der viel weiter war als der mancher Offiziere. Er hatte sich bei Skalitz, Schweinschädel und Königgrätz ausgezeichnet, und so wählten wir ihn im Feldzuge zum Offizier, und der König bestätigte diese Wahl. Seine gründliche Kenntnis vom kleinen Dienste sollte uns auch in Zukunft recht nützlich sein, während sein geselliges Betragen nur noch eines geringen Schliffs bedurfte, um ihn überall als Kameraden gelten lassen zu können. Seine ehrenhaften Gesinnungen wurden von niemandem übertroffen. Jetzt ging auch er auf Artillerieschule, um seine theoretischen Kenntnisse derart zu erweitern, daß sie mit seinen Erfahrungen gleichen Schritt hielten. Auf dieser Anstalt gefiel es dem alten Jungen nun gar nicht. Er hatte so reiche praktische Erfahrung, daß ihm manches Graue in der

dort gelehrten Theorie durchaus nicht grün vorkommen konnte und ihn mehr anwiderte als jeden anderen. Eines Tages, es war im Februar, kam der alte Göricke, wie wir ihn nannten, zu mir, um sich von mir, als seinem Regimentskommandeur, Rat zu holen. Zum Reden aufgefordert, setzte er mir auseinander, wie er jetzt, wenn er abginge, mehr Pension verdient habe, als er je in seinem Leben früher Gehalt zu erlangen gehofft. Die Feldzugszulage zur Pension aber verliere er, wenn er jetzt nicht bald den Abschied nehme. Nun habe er in der Offizierskarriere keine Aussicht auf Avancement. Nach menschlicher Berechnung könne er, der in einem Alter von über vierzig Jahren der jüngste Sekondleutnant sei, höchstens noch Premierleutnant werden und dann als solcher den Abschied nehmen. Ob ich ihm nicht riete, bald seiner Wege zu gehen. Ich hatte gerade eine neue Karte von Deutschland auf dem Tisch zu liegen, wie es durch den Krieg von 1866 politisch gestaltet war. An diese Karte führte ich ihn heran. „Sehen Sie", sagte ich ihm, „diese Karte. Glauben Sie, daß diese Karte so bleiben kann? Ich kann mich irren, aber ich glaube es nicht. Ich kann mir nicht denken, daß wir einem langen Frieden entgegengehen. Haben wir aber bald Krieg, so werden Sie Gelegenheit haben, ebensogut wie Sie Ihr Offiziersexamen vor dem Feinde gemacht haben, auch Ihr Hauptmannsexamen ebenda abzulegen. Ich kann nichts versprechen, aber ich glaube, daß, wenn wir noch den Krieg erleben, den ich voraussehe, Sie in fünf Jahren Hauptmann sind. Nun können Sie wählen, entweder eine ganz ungewisse, recht glänzende Zukunft oder jetzt bald eine sichere, behagliche, bescheidene Existenz, immer noch behaglicher, als Sie sie sich früher je haben träumen lassen." Kaum hatte ich geendet, als der alte Göricke ernst und bestimmt antwortete: „Ich weiß, was ich zu tun habe. Ich bleibe dienen!" Sagte es, machte auf dem linken Hacken kehrt und ging ab.

Fünf Jahre später, ich war schon Inspekteur der 2. Artillerie-Inspektion, erhielt ich Görickes Ernennung zum Hauptmann. Ich sandte ihm die Benachrichtigung sofort in seine Wohnung. Eine Stunde darauf war er bei mir und meldete mir, daß noch fünf Tage an den fünf Jahren fehlten, die ich ihm prophezeit hatte.

Auf der Artillerieschule war er mir von ganz besonderem Werte gewesen. In den zwei Jahren, in denen er dort studierte, ist von seiten der Schuldirektion keine einzige Klage über die dreiundzwanzig jungen Offiziere der Gardeartillerie laut geworden. Das Beispiel des vierzigjährigen Göricke wirkte auch auf die an Patent älteren Offiziere günstig ein. Dann trat er in den Frontdienst ein und ward der Anleiter und Instruktor aller jungen Offiziere in der Handhabung des Detail- und Aufsichtsdienstes. Mehrfach ward ich von Seiner Majestät und vom

General v. Hindersin gefragt, was meine Ideen über diesen alten jungen Leutnant seien. Ich bat, ihn so lange im Offizierkorps zu belassen, bis er allmählich gewisse Unteroffiziersmanieren abgelegt haben würde. Da er nur mit Offizieren verkehrte — er war unverheiratet —, so gelang ihm dies sehr schnell, wenigstens verhältnismäßig schnell. Nach drei Jahren konnte ich melden, daß er jetzt auch in anderen Offizierkorps gezeigt werden könne, ohne der Garde Schande zu machen, und so wurde er im Juni 1870 als neunter Premierleutnant in die Pommersche Artillerie-Brigade versetzt. Er hatte Glück. Wenige Wochen darauf brach der Krieg gegen Frankreich aus. Göricke zog als Premierleutnant mit. In der Schlacht von Champigny am 2. Dezember kommandierte er nicht nur die Batterie, bei der er stand, und deren Hauptmann fehlte, sondern auch die Nachbar-Batterie, die auch keinen Hauptmann hatte, also zwölf Geschütze, mit solcher Auszeichnung, daß er sich eine Umarmung seines Regimentskommandeurs und seines kommandierenden Generals zuzog. Somit war sein Hauptmannsexamen bestanden und meine Prophezeiung erfüllt.

Als Hauptmann wurde er zur Artillerieschule als Reit- und Dienstlehrer kommandiert, und, damit ich gleich seine Laufbahn fertig erzähle, wenige Jahre später zum Major befördert. Dann erhielt er die Stelle als Oberst der Berliner Schutzmannschaft, mit der Erlaubnis, die Uniform als Major der Garde-Artillerie zu tragen. In dieser Eigenschaft ist er längere Zeit eine in ganz Berlin sehr populäre und in den höchsten Kreisen geachtete Persönlichkeit gewesen, bis vor zwei Jahren ein Herzschlag seinem noch vollständig rüstigen Leben ein unerwartetes Ende bereitete.

Es dürfte wohl wenige Menschen geben, die in der preußischen Armee vom Wachtmeister zum Major weniger als zehn Jahre brauchten. Dieses Avancement aber hatte ein Herr Göricke, ohne Verwandtschaft und Konnexionen, und dabei klagt man noch über Nepotismus und Aristokratie in unserer Armee!

Exerzieren vor dem König. Ein besonderer Freudentag war mir in diesem Frühjahr der Tag, an dem ich dem König mein Regiment vorexerzieren konnte. In diesem Jahre war ich meiner Truppe besonders sicher, und sie präsentierte sich auch in der vortrefflichen Verfassung, in der sie sich wirklich befand.

Der König war sehr gnädig. Bei der Kritik, die nur lobende Worte enthielt, setzte er hinzu: „Auch hat es mich gewundert, wie ruhig alle Pferde beim Feuern stehen. Voriges Jahr, als das Regiment mobil war, ging eine mit Augmentationspferden bespannte Protze beim Vor-

exerzieren durch." Ich erinnerte mich dieses Malheurs nur zu gut und hatte damals gehofft, der König habe es durch den Pulverdampf nicht gesehen. Aber es entging seinem Adlerauge nichts, und er hatte es damals nur nicht erwähnt, damit keine Strafe erfolge; nach Jahr und Tag aber neckte er mich damit jetzt. Es widerfuhr mir und meinem Regiment an diesem Tage eine besondere Ehre. Als der Kommandant von Berlin nach dem Exerzieren das Parolewort auf dem Platze erbat, fragte mich der König, bei welchem Ort auf dem Schlachtfelde von Königgrätz es für mein Regiment am heißesten hergegangen sei, und als ich Chlum nannte, bestimmte er, die Parole solle heute „Chlum" heißen, zu Ehren des Regiments, mit dem er heute so zufrieden gewesen sei. Ich befahl, daß dieser Zusammenhang den Mannschaften beim Appell bekannt gemacht werde, was große Freude im Regiment erregte.

Die Luxemburger Frage. Es war die Zeit, in welcher die Luxemburgische Frage die Politik in Bewegung setzte. Dies Land war im Frieden vergessen worden, und man war im Zweifel, ob es, da es früher zu Deutschland gehörte, jetzt zum Norddeutschen Bunde gehören sollte.*) Auch war es die Zeit der Pariser Weltausstellung. Der König hat damals, über seine Reisepläne für den Sommer befragt, geantwortet: „Nach Paris reise ich noch im Monat Juni, aber ob per Eisenbahn oder zu Pferde, das weiß ich noch nicht." Glücklicherweise zog das Kriegsungewitter noch an uns vorbei, ohne sich zu entladen. Die Luxemburger Frage kostete zu ihrer Erledigung viel Tinte, aber kein Blut. Ich sage „glücklicherweise", denn in meiner Stellung als Regimentskommandeur sah ich im Jahre 1867 einem Kriege nicht ohne Besorgnis entgegen. Wenn auch mein Regiment in einer vortrefflichen Verfassung war, so konnte ich mich der Überzeugung doch nicht verschließen, daß ein großer Teil der Offiziere, besonders die Hauptleute, zugrunde gearbeitet war. Auf den Krieg von 1866 war die Demobilmachung erfolgt, die eine entsetzlich langweilige und anstrengende Arbeit ist, dann kamen das Retablissement der Feldausrüstung und die Winterausbildung. Ich konnte

*) Die Frage, wie es mit der Zugehörigkeit Luxemburgs zum Deutschen Bunde stehe, wurde bei den Verhandlungen des Norddeutschen Reichstages über die dem Norddeutschen Bunde zu gebende Verfassung zuerst am 18. März aufgeworfen. Am nächsten Tage veröffentlichte Bismarck die mit den süddeutschen Staaten geschlossenen Schutz- und Trutzbündnisse, um damit Frankreich gegenüber, das Luxemburg zu annektieren wünschte und dies gerade an diesem Tage in Berlin mitgeteilt hatte, die Einigkeit Deutschlands, das einer Abtretung Luxemburgs an Frankreich widerstrebte, kund zu tun. Der König von Holland, von Napoleon gedrängt, war hingegen dazu bereit. Preußen aber war vor allem an dieser Frage beteiligt, weil es seit 1816 mit Holland zusammen das Besatzungsrecht der Festung Luxemburg ausübte, die seit 1815 deutsche Bundesfestung war.

eben im Mai melden, daß das Retablissement beendet sei. Meine Batteriechefs bedurften aber der Erholung ganz dringend, und ich sah, wenn ein Krieg erfolgte, einen großen Teil dieser braven Herren zusammenbrechen. Darum freute ich mich, daß die Krise hinausgeschoben ward. Es wurde die Luxemburger Frage ausgeglichen,*) und der Friede schien wieder gesichert.

Sommerferien. Die Übungen dieses Sommers wurden bedeutend abgekürzt. Ich selbst, im Sommer wieder etwas hustend, ging nochmals am 2. August auf sechs Wochen nach Reichenhall.

Diesmal genoß ich die Schönheiten dieser herrlichen Gegend noch ganz anders als vor zwei Jahren, denn ich war gleich nach Ankunft im Tale munter und rüstig, und die Luft allein kurierte mich aus, ohne daß ich den Arzt viel brauchte. Ich ging auf die Jagd, bestieg die Berge, nahm teil am Scheibenschießen der Bergbewohner und tat alles Mögliche, was Nerven und Lungen stärkte. Ein hochinteressantes Ereignis würzte noch die Zeit des Aufenthaltes an diesem Kurorte.

Dieses Ereignis war die Zusammenkunft des Kaisers Napoleon mit dem Kaiser Franz Joseph in Salzburg.

Napoleon in Salzburg. Daß diese Zusammenkunft mit ihrer Spitze gegen uns gerichtet war, wußte die ganze Welt, und eben deshalb setzte ich alles daran, um zu erfahren, was in Salzburg beschlossen werde.

Öffentlich machte Napoleon seinem „lieben Bruder" Franz Joseph nur einen Kondolenzbesuch wegen des Todes des Kaisers Maximilian von Mexiko, und es sollte diese Zusammenkunft lediglich einen privaten Charakter tragen. Man kann sich keine größere Ironie denken. Kaiser Maximilian war durch Napoleon zu dem mexikanischen Abenteuer verleitet worden. Französische Truppen hatten den Weg dorthin gebahnt. Dann erkannte Napoleon, in welche Schwierigkeiten er geraten war. Da ließ er den unglücklichen, phantastischen Maximilian nicht nur ganz im Stich und ohne alle Hilfe, sondern sein Marschall Bazaine, getreu den von Napoleon erhaltenen Instruktionen, verriet ihn sogar an seine Feinde. Nach den Erzählungen und Aufzeichnungen des Prinzen

*) Nachdem in der Reichstagsverhandlung vom 1. April die Einmütigkeit Norddeutschlands gegen die Abtretung Luxemburgs glänzend hervorgetreten war, verzichtete Napoleon darauf und wendete sich nun nur gegen das Besatzungsrecht Preußens. Auf Anregung des Kaisers Alexander von Rußland wurde diese Frage dann auf einer Konferenz der Großmächte in London am 11. Mai dahin entschieden, daß Luxemburg für neutral erklärt wurde und Preußen sein Besatzungsrecht aufgab. Da Frankreich schon zum Teil seine Reserven einberufen hatte, so hatte man während der ganzen Zeit mehrmals dicht vor dem Ausbruche des Krieges gestanden.

Felix Salm steht dies außer allem Zweifel. Hat doch der unglückliche Kaiser Maximilian, als er gefangen war, unsern König bitten lassen, wenn er frei werden solle, ihm zu erlauben, den wegen der Luxemburger Affäre drohenden Krieg gegen Frankreich im Hauptquartier des Kronprinzen mitmachen zu dürfen, weil er keinen ärgeren Feind habe als Napoleon. Bedenkt man nun noch, wie schlecht Napoleon im Jahre 1859 mit Österreich umgegangen war, so kann man die Zärtlichkeit des vertraulichen Kondolenzbesuchs von beiden Seiten nur als eine Ironie ansehen.

Man hegte auch von beiden Seiten nur ein geringes Vertrauen zueinander, wie ich aus guter Quelle erfuhr, denn es waren Kurgäste in Reichenhall, die täglich in Salzburg mit dem Kaiser Franz Joseph und dem Erzherzog Ludwig Victor, seinem Bruder, verkehrten. Zunächst traute der Kaiser Napoleon Österreich nicht viel Kräfte zu, nachdem es im vergangenen Jahre so heftige Niederlagen erlitten hatte. Er selbst verfügte aber auch noch nicht über eine Armee, welche zahlreich genug war, denn die mexikanische Expedition hatte, von den Kadres aller Armeekorps ausgeführt, die ganze Organisation der französischen Armee in Unordnung gebracht und war noch nicht verwunden. Napoleon glaubte daher nicht, daß Österreich und Frankreich zusammen zur Zeit stark genug wären, um die preußische Macht niederzuwerfen, die sich voriges Jahr so überraschend groß gezeigt hatte, wenn nicht Bayern dem Bündnis beiträte. Durch die Allianz mit Bayern hoffte man Württemberg mit fortzureißen und wollte beim Beginn des Krieges Baden überschwemmen. Dann wollte man vom Rhein, vom Main und von Böhmen her Preußen erdrücken. Daher stellte Napoleon die Bedingung, daß Bayern dem Bündnis beitrete.

Der junge König Ludwig schwankte. Die österreichische Partei an seinem Hofe schien den Sieg davonzutragen. Mein Vetter Chlodwig Hohenlohe, damals bayerischer Ministerpräsident, der den Anschluß an Preußen befürwortete, wurde vorläufig beurlaubt, und seine Gegner jubelten über seinen Sturz. Aber in Wien war man nicht geneigt, an Preußens Stelle, wenn es niedergeworfen sein würde, ein Bayern aufkommen zu lassen, das solche Wichtigkeit habe, wie sie Napoleon ihm beilegte. Man fürchtete, Napoleon könne nach dem Siege über Preußen den Löwenanteil der Beute an Bayern geben und daraus eine von ihm abhängige, schwer wiegende deutsche Macht schaffen. Um dies zu verhindern, wollte man gleich beim Beginn der Unterhandlungen Bayern schon durch die Formalitäten eine von Österreich ganz abhängige Rolle anweisen. Nachdem man in Wien infolge der geheimen, unter der Hand geführten Unterhandlungen dessen sicher zu sein glaubte, daß

der König Ludwig nach Salzburg kommen werde, erfolgte an ihn die offizielle Einladung. In derselben war auch das Programm der Beschäftigungen aufgeführt, denen man sich an diesen Tagen hingeben wollte, in welchen vom 18. August ab der Kaiser Napoleon in Salzburg sein werde. Da der Besuch ein Kondolenzbesuch sein sollte, so wollte man keine großen Feste arrangieren. Aber es stand auf dem Programm für den zweiten oder dritten Tag eine Jagd auf Gemsen am Königssee. Dieses äußerst wildreiche Jagdrevier war Eigentum des Königs von Bayern, aber er war von Wien aus vorher gar nicht gefragt worden, ob er diese Jagd geben wollte, sondern das Wiener Kabinett hatte, ohne ihn zu fragen, das Programm erst in Paris vorgeschlagen und dekretierte nun diese Jagd, um den Bayernkönig seine Stellung am Schlepptau Österreichs recht fühlen zu lassen. Man rechnete darauf, er werde sich überrumpeln lassen und nicht zu widersprechen wagen. Dieser Eingriff in sein Eigentum verletzte den König Ludwig auf das empfindlichste, der in seinen romantischen Träumen sich oft sagte, daß auch Bayerns Herrscher dereinst an der Spitze Deutschlands gestanden hätten. Er akzeptierte zwar das Programm, stellte seine Jagden zur Verfügung der beiden Kaiser, aber ließ auch baldigst seinen Minister Chlodwig Hohenlohe zu sich entbieten, setzte sich dann zu Pferde und ritt in die Alpen, wo ihn niemand fand, denn kein Mensch wußte, wo er sich versteckte. Als der Extrazug den Kaiser Napoleon durch Bayern führte, fand sich zu dessen Begrüßung statt des Königs dessen Großoheim, der Prinz Carl von Bayern, ein, der ihn auch in Salzburg vertrat. Nach Salzburg kam auch der alte König Ludwig, der 1848 abdiziert hatte. Man sagte, daß diese beiden alten Herren einem Kriege gegen Preußen günstig gestimmt waren. Im bayerischen Volke war aber die Stimmung dem französischen Kaiser vorwiegend feindlich. Als man daher erfuhr und sich zuflüsterte, daß der König den Kaiser nicht begrüßt habe, sondern verschwunden sei, da jubelte man in Bayern. Der Widerwille gegen Napoleon stieg durch die Art, wie er reiste. Er übernachtete in Augsburg. Dort und überall, wo er durchreiste, ward der Bahnhof abgesperrt, die Masse der Neugierigen, welche doch den soviel besprochenen Louis Napoleon und die schöne Eugenie gern gesehen hätten, wurde von der bayerischen Polizei zurückgedrängt, die den Anordnungen von französischen, an ihrem Dialekt und einer roten Nelke im Knopfloch kenntlichen Sbirren Folge leisteten. Man war entrüstet über solche Maßregeln und fragte sich, ob dieser Napoleon denn glaube, daß Bayern ein Land voll Räuber und Mörder sei.

Dem Kennerblick des französischen Kaisers, der selbst in Volksbewegungen früher genügend gemacht hatte, um die Stimmung einer

Bevölkerung beurteilen zu können, entging die kühle Aufnahme seitens des bayerischen Volks nicht. Daß der König von Bayern ihn nicht nur nicht begrüßte, sondern auch nicht zur Kaiserbegegnung nach Salzburg kam, stimmte ihn um so mißmütiger, als die österreichischen Diplomaten ihm versichert hatten, Bayern werde dem Unternehmen beitreten. Das französische Kaiserpaar kam also schon mit wenig Aussicht auf ein ersprießliches Resultat nach Salzburg.

Auf österreichischer Seite aber wurde man durch einen Etikettenfehler der Franzosen empfindlich berührt. Österreich hatte zur Zeit Landestrauer um den Kaiser Maximilian, und der Hof trug noch tiefe Trauer. Aber die Ankunft des französischen Kaisers in Salzburg erfolgte, ob aus Absicht oder unabsichtlich, was das Schlimmste wäre, gerade am Geburtstage des Kaisers Franz Joseph, dem größten Festtage Österreichs. Für solchen Freudentag wird die Trauer abgelegt. Daran hatte man französischerseits nicht gedacht. Louis Napoleon erschien also in schwarzem Zivilkleide mit Paletot, den Zylinderhut mit schwarzem Trauerflor umwunden, eine Trauerbinde um den Arm, die Kaiserin Eugenie in schwarzen Krepp ganz eingehüllt. Kaiser Franz Joseph aber war zu seinem Empfange in voller Gala als General-Feldmarschall, mit dem französischen Orden, die Kaiserin Elisabeth in glänzendster Toilette, mit Brillanten übersät. Man konnte sich keinen größeren Gegensatz denken, und der Kaiser Franz Joseph war sichtlich unangenehm berührt durch diese Rücksichtslosigkeit der Franzosen gegen seinen größten Freudentag.

Ich konnte es nicht über das Herz bringen, bei dieser wichtigen Monarchenbewegung abwesend zu sein, da ich mich einmal auf zwei Meilen von Salzburg befand. Überdem pilgerten alle Kurgäste, deren Gesundheit es irgend erlaubte, hierzu nach Salzburg.

Der Bahnhof liegt weitab von der Stadt, und die freien Plätze, die ihn umgeben, bieten von da bis an das neue Hotel de l'Europe und an die Stadt Raum genug für Hunderttausende von Schaulustigen, die die Ankunft des Kaisers erwarteten. Wenn daher auch der Bahnhof selbst abgesperrt war, so konnte man doch den ankommenden Extrazug von weither beobachten und nachher wieder die vom Bahnhofe in die Stadt fahrenden Equipagen an sich vorbeidefilieren lassen. Ich hatte mich ganz bescheiden in eine oberbayerische Joppe gekleidet, wie sie dort jedermann trägt, und mischte mich unter das Volk. Es war mir sehr interessant, die Stimmung des Salzburger Volks zu beobachten. Mit einer Freimütigkeit, die mir für Österreicher sehr überraschend vorkam, schimpften die gemeinen Leute laut darüber, daß ihr Kaiser jetzt den

Mann beherberge, der ihm vor sieben Jahren die Lombardei genommen. Mit dem Preußen habe man auch Krieg gemacht, aber der habe Österreich doch kein Land fortgenommen. Sie wollten keinen Krieg, in dem Deutsche dem Franzosen helfen sollten. Die geheimen Polizisten hatten vollauf zu tun, die französischen Mouchards mit der roten Nelke vor Insulten zu schützen. Dann wurde bekannt, der Kaiser Franz Joseph habe gewünscht, daß die Bürgerschützen von Salzburg bei der Ankunft Napoleons vom Bahnhof bis zur Stadt Salzburg Spalier bildeten, der Bürgermeister habe dem Kaiser aber bemerkt, er könne solches wohl anordnen, aber nicht befehlen, und er müsse fürchten, daß kein Bürger komme, denn dem Napoleon wollten sie nicht huldigen. Da hatte Franz Joseph Abstand genommen von diesem Gedanken, und Truppen bildeten Spalier, allerdings ein dünnes, denn der Weg war zu lang für die Garnison von Salzburg.

Dicht hinter diesem Spalier fand ich einen bequemen Platz zur Aufstellung, um alles auf zwei Schritte an mir vorbeipassieren zu lassen. Ich hörte auch die mißvergnügten Äußerungen des, wie ich, aus Neugier anwesenden Volkes. Kaiser Franz Joseph kam mit der Kaiserin Elisabeth in einer offenen, viersitzigen und vierspännigen Equipage in Gala gefahren, um den französischen Extrazug auf dem Bahnhofe zu erwarten. Kurze Zeit darauf kam der erwartete Extrazug auf dem hohen Viadukt an mir vorüber, nach dem Bahnhofe zu. An einem Fenster des Zuges stand der Franzosenkaiser in seinem schwarzen Zivilpaletot. Sein erdfahles, gedunsenes Gesicht zeigte nicht den geringsten Ausdruck. Seine Augen waren niedergeschlagen, aber unter den Lidern rollten die Augäpfel unruhig hin und her, und er beobachtete blinzelnd die Haltung des da unten versammelten Volkes. Bei seinem Erscheinen grüßte kein Mensch. Die Begrüßung der beiden Kaiserpaare konnte ich von meinem Standpunkte aus nicht sehen, weil das große Bahnhofsgebäude sie verdeckte. Bald kam aber die vierspännige kaiserliche Equipage wieder an mir vorübergefahren. Da saßen die beiden Kaiserinnen nebeneinander, die als die schönsten Frauen Europas berühmt waren. Die Kaiserin Elisabeth strahlte im jugendlichen Glanze und sah noch ebenso zauberhaft schön aus, wie ich sie vor zwölf Jahren gesehen hatte. Ihr reicher Diamantschmuck wurde von der Zartheit ihres Angesichts weit übertroffen. Rechts von ihr saß die Kaiserin Eugenie. Die tiefe Trauerkleidung trug nichts zur Hebung ihrer Schönheit bei, ließ nur die rötlich-blonde Haarfarbe recht grell hervortreten. Ihr Angesicht zeigte auch deutlich, daß die ersten Jugendjahre schon hinter ihr lagen; war sie doch einundvierzig Jahre alt, die österreichische Kaiserin erst dreißig. Dennoch mußte man sagen, daß es noch eine schöne Frau sei, und daß sie

jedenfalls bezaubernd schön gewesen sein müsse. Was aber ihren Zügen einen besonderen Reiz verlieh, war ein Ausdruck von Geist und Sicherheit, den man bei ihrer stets verlegenen Nachbarin vermißte.

Auf dem Rücksitz saßen die beiden Kaiser. Es mag gewiß selten vorkommen, daß zwei Kaiser in einem Wagen rückwärts sitzen müssen. Der österreichische Herrscher sah in seiner schlanken Gestalt und mit dem stattlichen Schnurrbart sehr gut aus, und die glänzende, besternte Uniform erhöhte den günstigen Eindruck seiner Erscheinung bedeutend. Daneben sah der dickbäuchige, untersetzte Franzosenkaiser mit seinem graugelben, äußerst ordinären Gesicht in dem schwarzen Zivilanzug aus wie ein Eindringling, der weder nach seiner Person noch nach seinem Anzug in diese Gesellschaft paßte, denn man hätte ihn, wenn man nicht wußte, wer es war, eher für einen Bierbrauer gehalten als für einen Kaiser.

Kaiser Franz Joseph machte auch ein höchst mißvergnügtes Gesicht. Es schien ihm gar nicht zu behagen, daß Napoleon sich nicht die Mühe genommen, sich zu erkundigen, wie man sich in Österreich bei dieser Gelegenheit kleide.

Als die Herrschaften sich vom Bahnhofe aus im Wagen in Bewegung setzten, hatte man vereinzelte Hochrufe in der Volksmasse gehört, die den Wagen umstand. Wie die Equipage dicht an mir vorbeifuhr, schrie ein Bauer neben mir in den Wagen hinein: „Es lebe *unser* Kaiser Franz Joseph." Der Begrüßte zuckte mißbilligend mit dem Mundwinkel.

Als ich an dem Abende nach Reichenhall fuhr, äußerte ich zu denen, die mich begleiteten, daß wir von dem Resultat dieser Zusammenkunft nichts zu fürchten hätten. Der Erfolg hat gezeigt, daß ich richtig urteilte.

Der Kaiserbesuch in Salzburg dauerte mehrere Tage. Nach dem 18. August wurde die Trauer auch am österreichischen Hofe wieder angelegt. Die Jagd am Königssee ward abgesagt. Man hielt keine großen Festlichkeiten ab und verbrachte daher die Zeit mit Spazierfahrten in die Umgegend, Familiendiners und Teesoireen, bei denen lediglich Konversation gemacht wurde. Da das österreichische Kaiserpaar, besonders die Kaiserin, äußerst wortkarg ist, so hat sich das französische Paar während dieser Tage der größten Intimität gewiß so gelangweilt wie wohl nie vorher oder nachher. Langeweile ist aber das größte Verbrechen, das man einem Franzosen gegenüber begehen kann. Die Unterbrechungen, welche der alte taube König Ludwig durch seine mit lautem Geschrei vorgebrachten derben Redensarten lieferte, trugen nichts dazu

bei, die Franzosen zu befriedigen, besonders als er sich eines Nachmittags auf der Terrasse von Klesheim, dem Schlosse des Erzherzogs Ludwig Victor, mit der Kaiserin Eugenie allein befand und zärtlich zu ihr wurde.

Napoleon seinerseits verletzte durch eine andere Handlung den Kaiser Franz Joseph auf das empfindlichste. Er wollte sich von der Stimmung des österreichischen Volkes überzeugen und davon, wie weit Österreich imstande sei, das zu erfüllen, was die Regierung verspreche. Nun hatten sich in Salzburg Männer aller Parteien eingefunden, um bald zu erfahren, was dort zustande käme, und gelegentlich ihre Interessen zu wahren. Diese Gelegenheit benutzte Napoleon, um sich mit ihnen zu unterhalten und die Stimmung des Landes persönlich zu erfahren. Er ließ ganz im geheimen Führer der politischen Opposition Österreichs zu sich kommen und sprach sie stundenlang. Daß die österreichische geheime Polizei aber dem Kaiser Franz Joseph diese Audienzen sofort meldete, ist selbstverständlich, und letzterer traute dem Kaiser Napoleon nun gar nicht mehr, nachdem dieser im geheimen mit seinen Gegnern unterhandelt hatte.

Die Monarchenzusammenkunft endete mit einer Entfremdung statt mit einem Bündnis. Es ist nicht das erste Mal in der Geschichte, daß eine solche zärtliche Zusammenkunft von Monarchen das Gegenteil von dem hervorbrachte, was damit beabsichtigt worden war.

Daß ich, wenn auch unaufgefordert, meinem Herrscher einen ausführlichen Bericht über alle Eindrücke machte, die ich in Salzburg empfangen hatte, verstand sich von selbst.

Diese Salzburger Zusammenkunft ist von großer Bedeutung für uns gewesen. Zunächst bewies sie, daß Napoleon nicht gewillt war, den durch die Ereignisse von 1866 geschaffenen Zustand fortbestehen zu lassen, daß er die Erstarkung Preußens nicht dulden wollte und sich nach Mitteln und Wegen umsah, es wieder zu schwächen. Sie bewies, daß er sich allein dazu noch nicht stark genug hielt, weil er durch die mexikanische Expedition in seiner kriegerischen Kraft erschüttert war. Er sah sich also nach Bundesgenossen um. Sie waren ihm nicht genügend. Er hatte auf diese verzichtet, also hatten wir in der allernächsten Zeit Ruhe vor ihm. Eins aber war sicher, sobald er genügende Bundesgenossen fand oder sein eigenes Heer stark genug glaubte, werde er wieder anfangen.

Nach der Salzburger Zusammenkunft arbeitete er mit aller Macht der französischen Finanzen an der Reorganisation des französischen Heeres. Marschall Niel*) lieh ihm dazu seinen Kopf und seine Tätigkeit.

*) Niel war Kriegsminister.

Es entstand seitdem ein friedlicher Zustand in Europa, der mit einem Sitz auf einem Pulverfaß verglichen werden kann, welchem sich ein langsam im trockenen Grase fortglimmendes Feuer nähert. Die Haltung aller Börsen und aller Geschäfte wie industriellen Unternehmungen bewies, daß sich ein ähnliches unheimliches Gefühl aller Gemüter bemächtigt hatte.

Vorläufig aber war der Friede wieder auf eine Weile gesichert, und wir Militärs hatten ihn zu benutzen, um uns auf den großen Kampf vorzubereiten, der nicht umgangen werden konnte.

Rückreise über Königgrätz und Prag. Meinen Rückweg vom Kurort Reichenhall nahm ich über Wien und Königgrätz. Es drängte mich, das Schlachtfeld noch einmal wiederzusehen. Im Laufe des Gefechts wird die Aufmerksamkeit nämlich oft so sehr durch die Ereignisse und das, was man selbst anzuordnen hat, in Anspruch genommen, daß, wenn man sich nicht überall von der Lage der Ortschaften mit dem Plan in der Hand Rechenschaft ablegt, man sich nachher schwer erinnert, wo die einzelnen Begebenheiten stattgefunden haben. Ich hatte nun zu meinem Vortrage die Detailberichte alle sehr genau durchstudiert und mir nachträglich ein Bild von der Aktion gemacht, das meine Erinnerung bedeutend klärte und vervollständigte, aber einige Einzelheiten blieben mir noch unklar, und darum zog es mich an Ort und Stelle. Ich war recht neugierig, ob ich ohne Belästigungen das Schlachtfeld würde besuchen können, denn in Reichenhall mieden alle Österreicher, selbst alte Bekannte, den Umgang mit uns Preußen. Da ich auch die österreichischen Paßbelästigungen von früher her kannte, so hatte ich mich mit den nötigen Reisedokumenten reichlich versehen.

Umsomehr war ich erstaunt, daß ich auf dem ganzen österreichischen Gebiet, weder in Wien, noch in Königgrätz, noch in Prag, nicht nur keine Schwierigkeiten fand, sondern auch nicht einmal nach meinem Namen gefragt wurde, weder an der Grenze noch in den Gasthäusern. Wenn ich allein reise und wohl bin, fahre ich am Tage gern in einem Coupé zweiter Klasse und ergötze mich an der Reisegesellschaft, die mehr Abwechslung bietet als die vornehme der ersten Wagenklasse. So reiste ich auch von Wien nach Königgrätz. Da saß mir gegenüber von Pardubitz bis Königgrätz ein patriotischer Böhme, der mir die Schlacht erzählte, die er gar nicht mitgemacht hatte. Ich spielte den Wißbegierigen. Er wies nach einem spitzen Berg. „Das ist der Kunickelberg", sagte der Tscheche, „vor dem haben sich die Herren Preußen gefürchten und sind immer um ihn herummarschiert, weil sie haben geglaubt, er könnte sein mit Kanonen bespickt." Dabei schoß der Patriot

Blitze mit den Augen. Ganz schüchtern fragte ich, wieviel Kanonen denn darauf waren, er aber sagte, verschmitzt lächelnd: „War gar nix drauf, aber sie haben geforchten, es könnte sein.“ Ich kannte den spitzen Berg sehr gut. Viele unserer Offiziere waren der Aussicht wegen 1866 hinauf geritten. Aber ich ließ dem Nachkommen der Libussaner seinen Triumph.

In die Festung Königgrätz wurde ich ohne die geringsten Umstände hineingelassen und fand in dem Gasthofe, in dem ich abstieg, unten im Speisesaale eine Menge österreichischer Offiziere, welche mir gleich anmerkten, daß ich ein preußischer Offizier war, aber sich sehr zuvorkommend und artig gegen mich benahmen.

Die Stadt Königgrätz hat durch die Schlacht sehr gewonnen. Ein großer Fremdenverkehr hatte sich im Sommer 1867 dort eingestellt, und es war alles auf den Besuch des Schlachtfeldes eingerichtet. Fremdenführer, Wagen usw., alles war zu jeder Stunde zu haben.

Ich fuhr also den nächsten Morgen hinaus und orientierte mich auf der Höhe von Chlum. Die Felder trugen noch die Spuren der Schlacht. Manch totes Pferd hatte die Stelle, auf der es gelegen, so gedüngt, daß man an dem üppigen Getreidewuchs die Stelle erkennen konnte. Manche Gräber waren noch an den Straßen und Wegen zu erkennen, aber aus manchen sah man auch, da sie in Eile gemacht waren, Menschenknochen herausragen. Mein Kutscher setzte mir die Schlacht auseinander. Er hatte in der Ebene zwischen Wsestar und Lipa bei einem Jäger-Bataillon in Reserve gestanden. Er erzählte mir, wie sie plötzlich von da oben, von Chlum her, mit Kanonen beschossen worden wären. Er hob die Faust, drohte nach der Höhe hinauf und meinte, wenn er nur einmal einen von denen kriegen könnte, die ihn von da oben beschossen, so wollte er es ihm entgelten lassen. Ich rühmte mich nicht damit, daß ich die gesamte Artillerie da oben kommandiert hatte, denn ich war mit dem Kerl allein und unbewaffnet.

Übrigens log er auch, denn er behauptete, die Offiziere des Bataillons hätten sich in den Chausseegraben gelegt, um nicht getroffen zu werden, das Bataillon aber hätte frei stehen müssen. Die Teile der Dörfer, welche abgebrannt waren, glänzten neuerbaut in Mauerwerk mit Ziegeldach, neben den vom Feuer verschonten jämmerlichen Häusern von Holz mit Schindel- und Strohdächern. Der Kirchturm von Chlum, der so lange Zielpunkt der österreichischen Artillerie gewesen war, trug noch Spuren dieser Granaten, denn er war nur notdürftig hergestellt. Die Höhe von Chlum war voll Denkmäler für die dort Gebliebenen, von denen einige dort begraben sind, das Land ist von den Angehörigen ge-

kauft. Alle diese mit Denkmälern versehenen Gräber wurden von den Behörden gut respektiert, gleichviel ob sie Preußen oder Österreichern gehörten. Am meisten gefiel mir in seiner rührenden Einfachheit das dem Major v. Reuß vom 2. Garde-Regiment gesetzte Denkmal. Am stolzesten aber sieht das riesengroße rote Kruzifix mit vergoldetem Heilande von der Höhe in das Land hinein, welches die Fürstlich Fürstenbergische Familie den gefallenen Österreichern hier zum Andenken hat errichten lassen. Es steht auf dem Fleck, auf dem der Hauptmann v. der Gröben mit seiner Batterie vernichtet wurde, als er bis auf wenige hundert Schritt an unsere Infanterie heranging, um sie mit Kartätschen zu beschießen.*)

Eine Menge Landleute drängten sich an mich heran, um mir Kugeln, Granatstücke, Teile von Waffen, Helmen, Käppis und dergleichen zu verkaufen, was man auf dem Schlachtfelde findet. Diese Gegenstände waren ein bedeutender Einnahmeartikel der Bevölkerung.

Ich besuchte auch Lipa und Sadowa, wenn ich auch dort nicht gefochten hatte. Bei Sadowa sprang ich zu Fuß über die Bistritz. In der Schlacht hatte sie ein so bedeutendes Hindernis gebildet, daß man sie nur auf Brücken überschreiten konnte, weil ein heftiger Regen vorher einen Monat lang fast ununterbrochen angehalten hatte, wogegen jetzt Trockenheit herrschte. Bestimmte Urteile über die Vergangenheit kann man also nicht fällen, auch wenn man gute Quellen hat und das Terrain an Ort und Stelle sieht. Es ändert sich gar zu sehr mit der Witterung.

In Prag blieb ich ebenfalls einen Tag. Ich besuchte das Palais, in welchem wir alle krank geworden waren. Es machte mir durch die Erinnerung daran einen recht schauerlichen Eindruck. Auch konnte ich mich der Überzeugung nicht erwehren, daß es noch immer dort und in der Umgegend in dem benachbarten Teil der kleinen Seite von Prag übel roch, als ob daselbst eine Epidemie herrsche. Ich schrieb dies der Einbildungskraft zu, die sich meiner in der Erinnerung an die Epidemie bemächtigt habe. Später aber erfuhr ich, daß ich mich nicht getäuscht habe. Man hat später entdeckt, daß die unterirdischen Kloaken, die sich unter dem Palais Waldstein zu einem Hauptstrang vereinen, gerade dort verstopft waren. Kein Wunder, wenn sich im Palais und den Nachbarhäusern ein Herd von Epidemien bildete und sich üble Gerüche verbreiteten.

---

*) Die österreichische Batterie von der Gröben deckte im Verein mit der Batterie Kühn der Armeegeschützreserve den Abzug des 3. und 10. österreichischen Korps bei Chlum bis zum letzten Augenblicke. Nur 1 Offizier und 11 Mann entkamen von beiden Batterien, und es gingen hier 11 Geschütze ruhmvoll verloren.

Des weiteren besuchte ich in Prag das Grab des Oberstleutnants v. Miesitschek und das Denkmal, das wir ihm hatten auf dem Kirchhofe setzen lassen. Dann kehrte ich nach Berlin zurück.

2. 1868 und 1869.

Der nächste Winterdienst ward mir jetzt ganz erleichtert. Jetzt endlich begann ich, die ersten Früchte meiner Mühen zu ernten, denn ich fing nun an, über eine größere Anzahl junger Offiziere zu verfügen, die nach meinen Anordnungen gründlich ausgebildet waren. Und gerade in diesem Winter rückte ich in eine höhere Charge und mußte das Regiment an meinen Nachfolger abgeben.

Es war auch notwendig, daß meine Arbeit als Regimentskommandeur nicht so überwältigend wurde, denn es harrten meiner andere größere Arbeiten.

Reglementsarbeiten. Zunächst hatte der General v. Hindersin mich mit den Entwürfen von neuen Reglements beauftragt. Es sollte aber nicht nur ein neues Reglement für den Vierpfünder entworfen, sondern es sollten auch alle anderen Reglements neu aufgestellt werden, damit sie aus einem Guß gearbeitet seien.

Diese Arbeit ist ebenso umfangreich als langweilig und angreifend. Ein Reglement gibt mit größter Genauigkeit die Funktionen selbst für den dümmsten Gemeinen an, soll für den Beschränktesten faßlich sein und keinen Zweifel aufkommen lassen. Schon die Beschäftigung damit ist also für denjenigen sehr langweilig, der es einmal kennt. Um so langweiliger ist es, ein solches Reglement zu schreiben. Denn es ist von der größten Wichtigkeit, daß alles darin, bis auf den Punkt über dem „i" genau überlegt werde. Es gehört eine große Pedanterie dazu, es zu schreiben, und die Beobachtung solcher Pedanterie ist eben angreifend, wenn man nicht von Natur Pedant ist. Ich suchte mir unter meinen Batteriechefs für jeden Abschnitt einen Referenten und einen Korreferenten aus, und dann wurde alles in gemeinschaftlichen Sitzungen Wort für Wort vorgetragen, schließlich auf dem Übungsplatz zur Probe danach verfahren. Zu den Sitzungen zog ich auch andere Batteriechefs hinzu, die selbst nichts bei der Redaktion des Reglements zu tun hatten und der Fassung ganz unparteiisch gegenüberstanden. Da saßen wir manche

Woche drei- bis viermal von acht bis ein Uhr vormittags und berieten, oder wir probierten auf den Übungsplätzen, unsere laufenden Dienstgeschäfte auf den Nachmittag verschiebend.

Arbeit für Moltke. Noch war ich mit dieser Arbeit beschäftigt, als eine noch mühsamere an mich herantrat, die aber auch weit interessanter war und der Abfassung der Reglements an Wichtigkeit nicht nachstand. Die Geschichte des Krieges von 1866 war nämlich im Jahre 1867 vom großen Generalstabe unter Moltkes Leitung geschrieben worden und herausgegeben. Jetzt wollte Moltke aber die Erfahrungen, die wir in diesem Kriege gemacht hatten, noch praktisch für die Armee ausnutzen und faßte deshalb den Plan, Auszüge aus den Originalberichten der Truppen machen und daran die Vorschläge knüpfen zu lassen, was an ihrer Organisation, Verwendung, Ausrüstung usw. zu ändern sei. Diese Auszüge sollten zunächst waffenweise gemacht und ihm eingereicht werden, dann wollte er ein Promemoria zusammenstellen, in dem er dem König die Verbesserungsvorschläge für die Armee unterbreitete. Er hatte die Offiziere bereits bestimmt, welche die Auszüge für die Infanterie und Kavallerie wie für das Ingenieurkorps machen sollten, und ließ mir seinen Wunsch aussprechen, wonach ich diese Arbeit für die Artillerie übernehmen sollte. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes konnte ich nicht daran denken, wieviel ich schon zu tun hatte, sondern übernahm freudig diese Arbeit. Zwei Offiziere, Bychelberg und Buddenbrock, unterstützten mich gern darin, denn allein konnte ich sie in der Zeit nicht vollenden, in der sie Moltke brauchte. Mit meiner Bereitwilligkeitserklärung zu dem Werke hatte ich nämlich bald eine solche Masse Akten und Originalberichte in meiner Stube, daß sie kaum dort Platz hatten. Ich legte die Arbeit derart an, daß jeder von uns die Berichte einiger Armeekorps vornahm und daraus die interessanten Stellen exzerpierte. Dann machte ich auf Grund dieser Auszüge ein Resümee, das zuerst die wichtigsten Erfahrungen, besonders die Übelstände rekapitulierte, welche sich im Kriege herausgestellt hatten, dann die Vorschläge taktischer und organisatorischer Natur enthielt, die ich machte, um die Übelstände abzustellen. Moltke hat alles Taktische akzeptiert, was ich ihm vorgeschlagen hatte, und in seiner Denkschrift an den König in Kürze angegeben.*)

Vortrag in der Militärischen Gesellschaft. Der König war mit allem einverstanden, was darin taktischer Natur war, wenigstens hat er in der

*) Diese Denkschrift Moltkes ist vom 25. Juli 1868 gezeichnet und vom Großen Generalstabe in Moltkes Werken veröffentlicht. II, S. 32 ff.

nächsten Manöverperiode sich sehr eingehend, viel mehr als sonst je, mit dem Gebrauch der Artillerie beschäftigt und dieselben Ansichten entwickelt, die ich in meinem Resümee geäußert hatte. Ich war damals, wie ich hier vorgreifend bemerke, bereits in die Stellung als Kommandeur der Garde-Artillerie-Brigade hinaufgerückt. Da sprach mir einmal am Schluß der Manöver der kommandierende General, Prinz August von Württemberg, aus, wie er im Zweifel sei, wie die vielen neuen Ansichten, die der König über den Gebrauch der Artillerie ausgesprochen, derart im Korps verbreitet werden könnten, daß sie in Zukunft befolgt würden. Ich sagte dem Prinzen, daß ich ganz leicht aus den gemachten Notizen eine Instruktion für den Gebrauch der Feldartillerie zusammenstellen könnte. Er begrüßte diesen Gedanken mit großer Freude. Ich hatte eine leichte Arbeit. Ich brauchte nur den Inhalt des dem General Moltke eingereichten Resümees in die Form einer Instruktion umzuschreiben, wobei ich einzig die taktischen Vorschläge erschöpfte und die organisatorischen fortließ. Meine Arbeit war also bald gemacht. Kurz nach der Rückkehr von meinem Urlaub nach den Manövern 1868 hatte der Prinz die Instruktion. Er las sie mit großer Aufmerksamkeit und billigte sie, aber er trug doch Bedenken, sie als Instruktion vom Generalkommando ausgehen zu lassen. Diese Bedenken gründeten sich zum Teil auf seine Bescheidenheit, weil er das Werk eines anderen nicht als eigene Instruktion ausgeben wollte, zum Teil auf Besorgnisse vor Konflikten mit der obersten Artilleriebehörde, wenn etwa die eine oder andere Idee in dieser Instruktion deren Billigung nicht hätte, endlich zum Teil auf die Ungewißheit, ob wohl der König mit allem einverstanden sei. Deshalb wünschte der Prinz, ich möchte meine Arbeit zu einem Vortrage in der Militärischen Gesellschaft umändern. Dies war leicht gemacht, indem ich nur ein Vorwort hinzusetzte. Es waren in diesem Winter bereits mehrere Vorträge für die Militärische Gesellschaft angemeldet, und so kam es, daß ich erst am 18. März des darauffolgenden Jahres (1869) mit meinem Vortrage an die Reihe kam. Es spielte hierbei hinter den Kulissen noch ein erwähnenswertes Kuriosum. Der Prinz kannte meinen Vortrag und wußte, daß ich darin, ohne Namen zu nennen, eine Anzahl außerordentlicher Maßregeln als verwerflich bezeichnete, die Steinmetz im Kriege 1866 getroffen, und durch die er die Wirksamkeit seiner Artillerie erheblich beeinträchtigt hatte. Am Morgen des Vortragstages ließ mich der Prinz kommen und sagte mir, er sei sehr in Sorge, mein Vortrag könne den alten Steinmetz verletzen, denn dieser werde ihn mitanhören. Ich solle doch sicher alles fortlassen, was Steinmetz auf sich beziehen könne. Ich versprach, den alten Herrn nicht zu verletzen, und flocht nur zwei oder drei Zitate ein

aus seinen Gefechten, wo etwas Gutes von seiner Artillerie geleistet war. Im übrigen änderte ich nichts. Ich muß bemerken, daß ich sonst kein Gefecht erwähnte, nicht einmal die Schlacht von Königgrätz, denn mein Vortrag: „Ideen über die Verwendung der Feldartillerie", bewegte sich in der Zukunft. So waren die Gefechte Steinmetz' die einzigen, welche erwähnt wurden. Das schmeichelte dem alten Herrn derart, daß er gar nicht merkte, wie nebenbei alle von ihm getroffenen Anordnungen getadelt waren, ohne seinen Namen zu nennen, und daß er nachher sehr befriedigt auf mich zuschritt und mir dankend die Hand drückte.

Der König und wohl alle Königlichen Prinzen wohnten dem Vortrage bei. Der König äußerte sich mit allem einverstanden, und diesmal erhielt ich alsbald die Erlaubnis zum Druck. In gewisser Beziehung kam der Vortrag, wie man sich so häufig ausdrückt, „einem langgefühlten Bedürfnis" nach. Denn man hatte überall das Bewußtsein, daß die Artillerie im Kriege 1866 nicht richtig verwendet war. Da die Gesamterfahrungen dieses Krieges meinem Vortrage zugrunde lagen, so fühlte sich jeder, der einen Teil dieser Ereignisse miterlebt hatte, sympathisch durch meine „Ideen" berührt. So fanden sie in der ganzen preußischen Armee Zustimmung und wurden freudig begrüßt. Die knappe Form, in der sie gegeben sind, machten sie ganz dazu geeignet, als Vorschrift benutzt zu werden. Waren sie ja doch ursprünglich als Vorschrift abgefaßt. Und so geschah es in der Tat. Mehrere Armeekorps machten meinen Vortrag ohne weiteres zur Vorschrift für die Truppenübungen, in den übrigen wurde danach verfahren, ohne daß die Vorschrift ausdrücklich ausgegeben war. Es kam übrigens noch ein mächtiges Element hinzu, welches in derselben Richtung wirkte. Der König befahl dem General v. Moltke, eine mit seiner Denkschrift im Einklang stehende Instruktion für die höheren Truppenführer zu entwerfen. Die die Artillerie betreffenden Teile derselben gab Moltke wieder mir zur Durchsicht. So standen die nun erfolgenden Allerhöchsten Befehle mit meinem Vortrage in Übereinstimmung, denn sie gründeten sich auf dieselbe Arbeit, nämlich mein Resümee aus den Erfahrungen von 1866. So hat diese Arbeit einen wesentlichen Anteil an den großen Erfolgen der deutschen Artillerie im Kriege 1870/71 gehabt, und ich kann mich dessen freuen, daß meine schwere Arbeit dem Vaterlande wesentliche Dienste geleistet hat. Wenn man die Mißerfolge der Artillerie des Jahres 1866 mit ihren glänzenden Leistungen im französischen Kriege vergleicht und dabei bedenkt, daß es doch im letzten Kriege in der Mehrzahl dieselben Männer waren, welche die Artillerie führten, wie im österreichischen Feldzuge, so muß man zu dem Schluß gelangen, daß diese Männer, die 1870/71 so brav fochten, doch 1866 weder feige noch unfähig gewesen sein

können, daß also die Artillerie selbst 1866 nicht allein schuldig an ihren Mißerfolgen war. Der Fehler lag eben daran, daß die höheren Führer die Artillerie 1866 nicht richtig verwendet hatten. Dies fällt mir jetzt oft ein, wenn ich lese, wie man im Kriege von 1870/71 und im russisch-türkischen Kriege der Kavallerie Vorwürfe macht. Dieser Waffe geht es jetzt aber so wie nach 1866 der Artillerie. Die Waffe ist gut. Man gebrauche sie nur richtig und lasse sie rechtzeitig los, dann werden auch für sie die Zeiten von Seydlitz und Zieten wiederkehren.

Auch die militärische Presse erkannte die Wichtigkeit meines Vortrages allseitig an. Ich ward um die Erlaubnis gebeten, daß er übersetzt werde, und er erschien in russischer, schwedischer, englischer, französischer und italienischer Sprache. Im Auslande machte er noch mehr Aufsehen als im Inlande, und allseitig wurde ihm beigestimmt. Nur die Franzosen konnten und wollten nicht zugeben, daß neue Ideen, die von einem Deutschen ausgingen, richtig seien. Es machte mir im Hinblick auf den bevorstehenden großen Entscheidungskampf mit unserem westlichen Nachbarn eine ganz besondere Freude, daß die französische Kritik über meine Ideen herfiel, als ob sie das Dümmste enthielten, was ein Mensch nur schreiben könnte. Einverstanden, wie ich damit war, daß sie nicht danach handeln möchten, versuchte ich nicht, ihre tadelnden Worte zu entkräften.

Mit den Vorschlägen organisatorischer Natur, die ich in meinem Resümee an Moltke gemacht habe, erreichte ich keinen solchen Erfolg wie mit denen taktischer Natur. Ich weiß nicht, ob sie Moltke überhaupt zur Kenntnis des Königs gebracht hat. Nur der kleinste und unwesentlichste Teil derselben ist ins Leben getreten. Später hat Podbielski einen wesentlicheren Teil davon verwirklichen wollen, nämlich die allmähliche Unterstellung der Artillerie unter die Generalkommandos, aber er drang noch nicht damit durch. In meinem Vortrage habe ich die Vorschläge organisatorischer Natur nicht berührt, weil ich mich darin nur auf den Boden des tatsächlich Bestehenden stellen wollte, indem ich es für unrecht halte, wenn man in solchen Vorträgen öffentlich an dem Bestehenden rüttelt und vorhandene Organisationen unbeliebt macht, solange man nicht weiß, ob eine Änderung in Aussicht steht.

Brigadekommandeur. Es war gegen Ende Januar 1868 abends. Ich wollte mich eben zu einem Musik- und Tanzabend des Offizierkorps meines Regiments begeben, als ich die Kabinetts-Ordre erhielt, welche mich zum Kommandeur der Garde-Artillerie-Brigade ernannte. Der General v. Colomier war Inspekteur der 1. Artillerie-Inspektion in Stettin geworden, und mein Nachfolger war der Oberst v. Scher-

dening, der bis jetzt das Garde-Festungsartillerie-Regiment kommandierte. Wohl selten ist einem Offizier die Beförderung so ungelegen gekommen wie mir damals die zum Brigadekommandeur. Ich hatte noch manche Pläne mit meinem Regiment. Ich fand durchaus nicht, daß es schon auf dem Standpunkte stand, auf den ich es zu bringen hoffte. Mit Schmerz trennte ich mich von dem engeren Zusammenhange mit dem Truppenteil, mit dem ich mich durch den siegreich bestandenen Feldzug von 1866 eng verwachsen fühlte. Zwar blieb ich mit dem Offizierkorps als Brigadekommandeur in näherer Berührung, aber als ich von den versammelten Unteroffizieren Abschied nahm, da hätte mich beinahe die Gewalt der Gefühle übermannt, und es ward mir recht schwer, militärisch würdig zu bleiben und meine Weichheit zu beherrschen.

Vorschläge zu einer Änderung der Schießübung. Durch meine Ernennung zum Brigadekommandeur kam ich in die Lage, im nächsten Sommer die Schießübung leiten zu müssen. Ich habe schon erwähnt, daß bisher unsere Schießübungen, dem alten für glatte Geschütze vorgeschriebenen Schema folgend, uns wenig für den Krieg Ersprießliches lehrten. Ich beschloß daher, alles daran zu setzen, meine Schießübung lehrreicher zu machen. Dazu bedurfte ich aber der Genehmigung der General-Inspektion und des Kriegsministeriums, und damit die Entscheidung dieser Behörden rechtzeitig eintreffen könnte, war es mein erstes Geschäft als Brigadekommandeur, daß ich eine Eingabe schrieb und bat, nach spezifizierten Vorschlägen die Schießübung anders handhaben zu dürfen. Diese Eingabe war eine umfangreiche Arbeit, aber ich ließ alles andere liegen und stehen, und meine Eingabe war noch im Januar fertig. Noch war ein Schreiber damit beschäftigt, sie abzuschreiben, als vom General v. Hindersin eine Aufforderung an verschiedene Brigadekommandeure erging, Vorschläge zu einer besseren Handhabung der Schießübung zu machen. Es war merkwürdig, wie diese Idee ohne vorangegangene Rücksprache gleichzeitig in seinem und in meinem Kopfe entsprungen war. Diese Übereinstimmung in der Überzeugung von dem, was uns not tat, begründete ein gegenseitiges dienstliches Vertrauen zwischen Hindersin und mir. Sie glich alle Härten und Rauheiten in seinem Wesen aus, die zuweilen recht empfindlich waren, und machte meine dienstliche Stellung sehr angenehm. Meine Eingabe fand seine vollständige Billigung. Er hatte aus den Erfahrungen der sich mehr und mehr erweiternden Schießschule so ziemlich dieselben Ideen gewonnen wie ich aus den negativen Resultaten der Schießübungen, und da er im Frühjahr bei der Verschiedenheit der Vorschläge, die er erhielt, noch zu keiner ganz streng vorschreibenden Vor-

schrift gelangen konnte, so ließ er mir für die Schießübung von 1868 ganz freie Hand, und es wurde nur vom Kriegsministerium die zu verbrauchende Munition der Kosten wegen begrenzt. Mit der größten Freudigkeit machte ich mich an das Werk. Materiell hat wohl nichts die Wirkung unserer Artillerie so erhöht als die von Hindersin gegebene Einrichtung der Schießschule und die nach deren Erfahrungen eingeführte bessere Handhabung der Schießübungen der Truppen. Es ward von jetzt ab der größte Wert darauf gelegt, immer auf unbekannte Entfernungen zu schießen, sich bald einzuschießen und keinen Schuß zu verfeuern, ohne daß Offiziere und Mannschaften daraus eine Belehrung entnehmen.

Die Festungs-Dienstübungen. Das Nächste, worauf ich meine Aufmerksamkeit richtete, war der Dienst der Festungsartillerie. Ich war jetzt dreiundzwanzig Jahre Artillerist und hatte noch nie bei der Festungsartillerie gestanden. Aber unter meinem Kommando stand jetzt ein Festungsartillerie-Regiment, und es war meine Pflicht, nicht nur dessen Ausbildung bei den Besichtigungen zu kontrollieren, sondern auch die Details der Schießübung zu leiten. Zwar hatte ich durch mein langjähriges Beiwohnen bei den Sitzungen der Artillerie-Prüfungs-Kommission Gelegenheit genug gehabt, das Material der Festungsartillerie kennen zu lernen, aber den eigentlichen, ausführenden Dienst, die Praxis, die Details des Exerzierens kannte ich noch gar nicht. Ich orientierte mich daher mit Eifer im Reglement, um bei meiner nächsten Besichtigung nichts anzuordnen, was unausführbar oder falsch wäre, und fühlte mich binnen weniger Wochen sicher genug, um mit Bestimmtheit gewisse Dinge verlangen zu können, wenn ich dann auch noch einzelne Details mit Stillschweigen „vornehm ignorieren mußte“.

Als ich einmal nach einer Festungsübung Spandau zu Pferde verließ, begegnete ich dem General v. Hindersin, welcher zu Wagen nach Spandau fuhr und, von einem gichtischen Anfall Rekonvaleszent, daselbst einen Besuch machte. Als ich dann in einer anderen Angelegenheit bei ihm war, fragte er mich, was ich denn im Februar in Spandau gemacht hätte. Ich erzählte ihm, wie ich die Offiziere überfallen und welche Übung ich angestellt. Nach einer längeren Unterredung kam er mit mir zu der Überzeugung, daß die Festungsartillerie in der ganzen Armee eigentlich nur Elementarexerzieren treibe, aber von der wirklichen Anwendung ihrer Geschütze praktisch nie etwas lerne. Er faßte meinen Gedanken, Festungsübungen abzuhalten, auf und verlangte von mir einen Entwurf, wie man solche Übungen planmäßig in der Artillerie einführen könnte. Bei der vollkommenen Neuheit des Gedankens, der

mir durch den Kopf gekommen war, konnte ich aber solch einen fertigen Entwurf noch nicht sogleich aufstellen und bat und erhielt von ihm die Erlaubnis, erst noch einige praktische Versuche zu machen.

Hierbei stellte sich aber bald eine höchst unerwartete Schwierigkeit in den Weg. Der Artillerieoffizier von Spandau protestierte gegen eine Wiederholung solcher Übungen. Zunächst war das Gras, welches auf den Wällen der Festungen wächst, an Unternehmer verpachtet. Wir hatten die Wälle betreten, und es lag die Gefahr vor, daß die Intendantur bei Wiederholung derartigen Grasschadens einen geringeren Ertrag von der Grasnutzung ziehen könnte. Schwerer noch als diese Beeinträchtigung der Staatskosten wog das bestimmte Verbot des Kriegsministeriums, daß niemand außer den Fortifikationsbeamten die Festungswerke betreten durfte, damit die geheim zu haltenden Festungsbauten nicht verraten würden. Auch war es streng verboten, außerhalb der Festung die Linien und Winkel derselben zu betrachten, die Verlängerungen derselben abzustecken und Messungen vorzunehmen, wie wir es getan hatten. Jetzt wird so etwas niemand mehr glauben, und dennoch war es damals Tatsache. Der Graspächter mit seinen Arbeitern durfte die Wälle betreten, und niemand kontrollierte ihn, ob er nicht dabei einem Spion erlaubte, dort eine Zeichnung zu machen. Der Bauer bearbeitete sein Feld vor den Wällen und konnte nicht verhindert werden, zu messen und abzustecken, was er wollte. Aber die Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, welche bestimmt waren, diese Werke zu verteidigen, durften sie nicht kennen lernen. Sie, die da vielleicht in einer Belagerung kämpfen sollten, durften nie erfahren, wie eine Festung aussieht. Sie waren auf das Exerzierbastion angewiesen, einen kleinen Teil einer Defenslinie, welcher womöglich bereits zur Einebnung verurteilt war oder bestimmt nie zur Tätigkeit kam. Dort richteten sie die stets auf demselben Fleck stehenden Geschütze stets nach denselben Scheiben und durften sich auch das Exerzierbastion nie von außen ansehen! Auf diese Weise wurde die Festungsartillerie damals in einer naiven Unkenntnis von ihrem eigentlichen Gefechtszweck erhalten, welche jetzt denjenigen geradezu unglaublich und unmöglich vorkommen muß, die das damalige dienstliche Leben der Festungsartillerie nicht gekannt haben.

Einem solchen Zustand mußte ein Ende gemacht werden, wollten wir in dem bevorstehenden Kriege bei einem Gebrauch der Festungsgeschütze nicht Schimpf und Schande einernten. Es war ein Glück, daß der damalige Kriegsminister, v. Roon, auf alles mit dem lebhaftesten Interesse einging, was die Verbesserung der Armee betraf, und sich nicht mit der früher so beliebten bequemeren, abweisenden Antwort begnügte, es seien die bisherigen Bestimmungen auf so vielseitige Erwägungen und

Erfahrungen gegründet, daß kein Grund vorliege, darin eine Änderung eintreten zu lassen. Die Entscheidung des Kriegsministeriums erlaubte das Betreten der Festungswerke und des Vorterrains behufs „erweiterter Festungs- und Belagerungsübungen", wie ich derartige Übungen genannt hatte, jedoch unter der Bedingung, daß keine Meßinstrumente gebraucht, daß keine Pläne mitgeteilt und gezeichnet, daß höchstens freihändige Krokis gefertigt und daß alle dabei gemachten Arbeiten nachher entweder unter Aufsicht vernichtet oder in die Archive der Festung gelegt würden, damit sie keine Gelegenheit gäben, irgend einem Feinde die Geheimnisse der Festung zu verraten. Es war zunächst etwas und der Anfang jener im großen betriebenen Übungen, die die Fußartillerie-Regimenter jetzt alljährlich als ihre Manöver am Schluß des Ausbildungsjahres vornehmen, und der noch ausgedehnteren Belagerungsübungen, die jetzt unter Leitung höherer Generale stattfinden, und bei denen sich Generalstabsoffiziere und Offiziere anderer Waffen beteiligen.

Im Verlauf der Zeit wurde die Schießübung durch den General v. Hindersin für das Jahr 1869 schon bestimmter und sehr lehrreich festgestellt, und was die erweiterten Festungsdienstübungen betrifft, so erlangte er im Jahre 1869 schon die Genehmigung, nicht nur die Übungen abzuhalten, sondern auch die Bewilligung von Reisekosten für die Inspektion zu diesem Behufe. Dagegen durften die Übungen sonst kein Geld kosten, und insbesondere durfte kein Flurschaden angerichtet werden. Es wurde deshalb der Oktober dazu gewählt, wo man die Felder betreten kann. Mein Inspekteur, General v. Schwartz, ward beauftragt, in allen drei Festungs-Regimentern seiner Inspektion solche Übungen abzuhalten. Er veranlaßte mich, die Erfahrungen, die wir bei den Festungsübungen in Küstrin gemacht hatten, zusammenzustellen, und daraus entstand der Vortrag, den ich im Winter 1869/70 hielt, betitelt: „Die erweiterten Festungs- und Belagerungs-Dienstübungen zu Küstrin im Oktober 1869." Auch dieser Vortrag machte Aufsehen in der artilleristischen Welt. Damals galt ich als ein Neuerer, jetzt ist mein damaliger Standpunkt schon mit Recht gänzlich veraltet. Hindersin aber war nicht der Meinung, daß ich in meinen, von dem Alten und Hergebrachten abweichenden Ansichten zu weit ginge, sondern ergriff jeden Fortschritt mit einem Eifer, der mich manchmal durch seine Hast beinahe bange machte.

Festungskriegsspiel. Im Winter 1869/70 tauchte die Idee auf, das Kriegsspiel auch auf den Festungskrieg anzuwenden; diese Idee war nicht von mir ausgegangen, sondern von einigen Stabsoffizieren der Artillerie. Sie baten mich, es zu leiten, und ich unterzog mich dieser mir ganz

neuen Arbeit. So spielten wir im Winter 1869/70 eine Belagerung durch, allwöchentlich einmal, in den Räumen der Artillerie- und Ingenieurschule, die damals noch das Gebäude Unter den Linden*) inne hatte. Hier arbeiteten wir alles im Detail durch, worüber man sonst im Frieden nur oberflächlich hinweggeht, wie z. B. die Anlage und Einrichtung der Parks, den Dienst in denselben, den Munitionsnachschub, den Ersatz, den Dienst in den Batterien. Als Festung wurde Metz gewählt. Die Generalinspekteure der Artillerie und des Ingenieurkorps, Hindersin und Kameke, wohnten diesem Kriegsspiele von Anfang bis zu Ende jeden Abend bei. Es war ein eigener Zufall, daß ich gerade Metz gewählt hatte. Als ich das Kriegsspiel im Frühjahr 1870 schloß, mußte ich auf allgemeines Verlangen ein Resümee geben. Zufällig aß ich vorher mittags mit dem General v. Stiehle zusammen, der mich fragte, wohin ich ginge. Er kam mit und hörte sich dies Resümee an. Als ich geendet hatte, sagte er lächelnd: „Sollten wir also in die Lage kommen, Metz angreifen zu müssen, so ist es bei dem Aufwand von Menschen und Munition, den es erfordert, billiger, die Festung auszuhungern, als sie mit einem regelmäßigen Angriff zu nehmen." Derselbe General v. Stiehle war noch in demselben Jahre Chef des Generalstabes der Armee des Prinzen Friedrich Karl, welche die Festung Metz im Ernste aushungerte.

Beförderung zum General. Am 22. März 1868 wurde ich zum General befördert. Es geschah dies für mich überraschend, denn ich hatte noch Vorderleute, die in der Infanterie noch Regimenter kommandierten, und wußte keine Beförderung für diese im Werke. Mein Vater, der in Berlin anwesend war, fragte mich noch, als ich am 21. mit ihm aß, ob ich den nächsten Tag General werden könnte. Ich bewies ihm, daß darauf nicht zu rechnen sei. Nach dem Essen ging ich nach Hause und hatte, weil ich arbeiten wollte, mich eingeschlossen und meinem Diener befohlen, mich jedenfalls zu verleugnen. Währenddessen kam ein Paket an, und als ich es öffnete, ehe ich mich zur Ruhe begab, fand ich darin ein paar Generalsepauletts und einen Zettel von des Königs Hand mit den Worten: „Zum 22. März". Meine Vorderleute waren ebenfalls befördert worden und in Generalsstellen gerückt. War daher meine Beförderung auch in der Tour erfolgt, so lag ein Zeichen großer Huld darin, daß der König mir eigenhändig ein paar Generalsepauletts sandte. Hiermit vermied er auch auf eine sehr zarte Weise eine Frage, auf die es ihm peinlich gewesen wäre, eine Entscheidung in Worten zu geben. Er hatte nämlich beim Ableben des Königs, seines Bruders,

*) Die heutige Kriegsakademie.

befohlen, daß die von diesem ernannten Flügeladjutanten den Namenszug F. W., die von ihm selbst ernannten aber den Namenszug W. tragen sollten. Hätte ich meine Ernennung zum General und General à la suite nur schriftlich erhalten, so hätte ich fragen müssen, ob ich den Namenszug des verstorbenen Königs oder den des regierenden tragen solle. Es wäre dem Könige sehr schwer geworden, in Worten zu befehlen, daß jemand den Namenszug des verewigten Königs ablegen solle. Dadurch, daß er mir aber ein Paar Epauletts mit dem Namenszug W schenkte, entging er allen Fragen und entschied, ohne zu reden. Es wäre diese Bagatelle nicht der Erwähnung wert, aber sie charakterisiert das Zartgefühl des Königs.

Fußparade. Im April kommandierte ich zum ersten Male selbständig eine Parade vor dem Könige. Damals fanden im Frühjahr noch des Sonnabends die Fußparaden der Garnison statt, die aus den früheren Kirchenparaden hervorgegangen waren. Zu der ersten Parade rückten die ganze Infanterie von Berlin, zu der zweiten die Kavallerie von Berlin, zu der dritten die Artillerie, Pioniere und Train-Bataillone aus. Diese letzte Parade hatte ich zu kommandieren. Man nannte sie, wegen ihrer Zusammensetzung aus Spezialwaffen, unter den Kameraden spottweise „das Fest der Handwerker".*) Wer zum ersten Male in seinem Leben eine Parade vor dem Monarchen kommandiert, der ist gewöhnlich in großer Aufregung, wie ein debütierender Schauspieler am sogenannten Lampenfieber leidet. So würde es mir wohl auch gegangen sein, wenn ich nicht schon öfter mein Regiment vor dem Könige exerziert gehabt und vor dem Feinde die Probe bestanden hätte. Nach diesen Vorgängen aber war ich der Meinung, daß wenig Wert darauf gelegt werden würde, ob ich eine Fußparade gut oder schlecht kommandiere, und wenn ich mir auch alle mögliche Mühe gab, Seine Majestät den König zufrieden zu stellen, so sah ich doch diesem Ereignis mit einer großen Seelenruhe entgegen. Ich sollte aber bald, wenn auch auf eine für mich höchst angenehme Weise, eines Besseren belehrt werden. Auch diese Kleinigkeit wäre nicht der Erwähnung wert, wenn sie nicht für die damals herrschenden Ansichten charakteristisch wäre. Bisher hatten diese Paraden nämlich immer derart stattgefunden, daß die Truppen zu beiden Seiten der Linden in Linie aufgestellt waren. Hierdurch war der sich alljährlich steigernde Verkehr in der Friedrichstraße, Wilhelmstraße und Unter den Linden für den ganzen Vormittag der Sonnabende gesperrt. Außerdem war es aber eine bedeutende Anstrengung für den

*) Es geschah dies mit Anspielung auf eine damals in Berlin beliebte Posse, die diesen Namen führte.

einundsiebzigjährigen Monarchen, die ganze Länge der Linden auf und ab an der Front der Truppen entlang zu gehen, und wenn er, erhitzt von diesem Marsch von fast viertausend Schritt, auf dem Opernhausplatz am Blücherdenkmal in dem zuweilen recht frischen Aprilwetter stand und die Parade abnahm, dann zog er sich leicht eine Erkältung zu. Deshalb hatte in diesem Jahre bereits die Kavallerie den Befehl erhalten, zu ihrer Fußparade nicht in Linie zu beiden Seiten der Linden, sondern in Kolonnen mit dem Rücken gegen die Neue Wache und die Universität, den rechten Flügel gegenüber dem Palais, zur Parade Aufstellung zu nehmen. Diese Parade gefiel dadurch sehr, denn es ward kein Verkehr gehemmt, und der König hatte von seinem historisch gewordenen Eckfenster aus schon den Überblick über die Truppen, der ihn erfreute, und brauchte nur, von seinem Palais gerade gegenüber dem rechten Flügel der Truppen heraustretend, eine kurze Strecke bis zur Schloßbrücke zu gehen. Es wurde daher gleich auf dem Platze mündlich befohlen, ich solle mein „Fest der Handwerker" den nächsten Sonnabend analog einrichten. Ich hielt diesen Befehl für ausreichend für einen General und glaubte, man könne ihm die Fähigkeit zumuten, seine Truppen dahinzubringen. Ich sandte also an alle beteiligten Truppen die betreffenden Befehle. Einige Tage vor der Parade aber wurde ich auf das Generalkommando gewünscht, und der Chef des Stabes des Korps, Oberst v. Dannenberg, sagte mir, der Prinz von Württemberg wundere sich, warum ich noch keine Anfragen wegen der Parade gestellt. Ich bemerkte, ich hätte den Befehl erhalten, mit den Truppen in Kolonnen zu stehen, bataillonsweise nebeneinander, rechts in Kolonnen in Batterien und Kompagnien, und da sei keine Anfrage meinerseits nötig. Das übrige werde ich schon machen. Gott bewahre! So was ginge gar nicht. Ich müßte erst Vorschläge machen. Zu der letzten Parade seien alle Tage an die hundert Anfragen gekommen. Ich machte also meine Vorschläge, die weiter nichts enthielten als den eben erwähnten Befehl, und diese Vorschläge wurden genehmigt. Dennoch sagte mir dann Dannenberg, der kommandierende General sei in großer Besorgnis, es werde nicht gut gehen. Ich dächte mir das so leicht, aber es habe seine großen Schwierigkeiten. Das Zeughaus werde mich sehr genieren. Allerdings stand das Zeughaus hinter meiner Front weiter vor als die Wache und die Universität und beengte die Tiefe meiner Aufstellung auf meinem linken Flügel. Dafür standen auf diesem Flügel die Train-Bataillone mit nur zwei Kompagnien Tiefe, während alle anderen Truppen vier Kompagnien tief waren. Der Prinz von Württemberg kam sehr zeitig, ehe die Truppen eingerückt waren. Er sah zu und war ganz erstaunt, daß alles so glatt ging. „Aber sagen Sie mir", fragte er mich, „wie sieht es

an der Zeughausecke aus?" „Diese stimmt gerade in meine Truppen hinein. Ich glaube, das Zeughaus ist extra so für meine Parade erbaut", entgegnete ich. Der Prinz lachte herzlich und überzeugte sich, daß alles paßte. „Sagen Sie mir aber um alles in der Welt, wie haben Sie das angefangen, daß das so glatt ging, ohne hin und her zu rücken." Als ich mein Geheimnis verriet, daß ich die Frontlängen der Truppen von der gefährlichen Zeughausecke aus habe abschreiten und die rechten Flügel der Bataillone vorher feststellen lassen, nannte er das eine glänzende Idee. Ich wurde für diese Parade mehr gelobt als für alles, was ich bisher im Kriege und im Frieden geleistet.

Frühjahrsbesichtigungen. Die Frühjahrsübungen gingen ihren regelmäßigen Gang, nur daß ich als Brigadekommandeur den Obersten v. Scherbening mit den Besichtigungen weniger lange quälte als mich Colomier gepeinigt hatte. Des letzteren Besichtigungen hatten immer zwei Monate in Anspruch genommen. Ich brauchte vier Tage dazu. Dadurch blieb der Truppe mehr Zeit zu ihrer Detailausbildung, die um so gründlicher betrieben wurde, und als Scherbening sein Regiment vor dem Könige exerzierte, war es in einer unübertrefflichen Verfassung. In meinem Sinne fortfahrend, hatte er darauf hingewirkt, daß die Batterien imstande waren, lange Strecken im Trabe und Galopp zurückzulegen und die Pferde systematisch in Training zu bringen. So begann er sein Exerzieren nach dem Parademarsch damit, daß er die Reitende Abteilung nach einem Trab von sechstausend Schritt noch einen Galopp mit Karriere von tausend Schritt machen ließ. „Das wird mir zu toll", rief der König, jagte mitten in die Batterien hinein und machte die Karriere mit, um zu sehen, ob die Pferde noch laufen könnten. Er mußte die Sporen gehörig einsetzen, um mitzukommen, dann ritt er während des Feuerns zwischen den Pferden herum, und als er keins mit den Flanken schlagen sah, sagte er: „So was hatte ich nicht für möglich gehalten."

Schießübung 1868. Bei der ganz veränderten Handhabung der Schießübung hätte leicht ein Unglück durch falsche Behandlung blind gegangener Geschosse stattfinden können, wenn nicht die angespannteste Aufmerksamkeit an die Stelle des bisherigen Schlendrians trat, wie ein kurz zuvor mit einem solchen Blindgänger vorgekommener Unglücksfall bewies. Auch war ich gezwungen, diese angestrengte Aufmerksamkeit bei ganz jungen Offizieren, die ihren Aufsichtsdienst zuweilen nicht mit der nötigen Gewissenhaftigkeit ausübten, hier und da durch strenge Strafen anzuregen. Anderseits aber erregte die Schießübung das allgemeine Interesse, und die größere Selbständigkeit der einzelnen Batteriechefs,

welche damit in Zusammenhang gebracht wurde, machte es ihnen möglich, den Schießdienst so zu legen, daß ihre Truppen weniger angestrengt wurden.

Ich freute mich ordentlich auf die Besichtigung durch den General Hindersin. Er kam und inspizierte mit großer Schärfe und Genauigkeit. So hatte er den Beginn des ersten Besichtigungstages auf sechs Uhr früh angesetzt. Ganz im geheimen ritt er im Dunkeln von Berlin fort und lauerte seit vier Uhr früh von einem Hügel, unfern des Plötzensees, aus — es war im Juli, also um vier Uhr schon hell — auf alles, was da marschierte, und notierte Zeit und Ort jeder Truppe, die er sah. Als ich um fünf Uhr in diese Gegend kam und ihn sah, erschrak ich, denn ich glaubte, ich hätte mich in der Zeit geirrt, und meine Uhr sei stehen geblieben. Als ich mich bei ihm meldete, sagte er: „Lassen Sie sich nicht stören. Ich will bloß sehen, wie das ganze Uhrwerk geht." Er muß nichts Tadelnswertes bemerkt haben, denn er war von Anfang des Schießens an sehr gut aufgelegt.

Den Schluß seiner vier Tage dauernden Besichtigung bildete ein Exerzieren des Feld-Regiments unter Scherbening. Auch dies befriedigte ihn ausnehmend, und seine Schlußkritik war sehr kurz und derb, so im Lob wie sonst im Tadel. Seine Worte charakterisierten ihn, er sagte: „Meine Herren, ich glaube nicht, daß Seine Majestät eine bessere Artillerie-Brigade hat wie diese hier. Wenn ich aber bei meinen weiteren Besichtigungen eine bessere finden sollte, so werde ich es Ihnen nachher sagen." Es war gerade sein Geburtstag. Die sämtlichen Offiziere sprengten noch einmal an ihn heran, um ihm zu gratulieren. „Ich danke Ihnen", sagte er, „und ich habe mir eine ganz besondere Geburtstagsfreude ausgedacht. Ich will an der Spitze einer so vortrefflichen Truppe nach Hause reiten und ihre Musik hören."

Reichenhall. Die Manöver des Gardekorps waren in diesem Jahre sehr früh beendet, am 2. September marschierten wir nach Berlin zurück, und ich begab mich noch denselben Abend auf den Bahnhof, um andern Tags in Reichenhall zu sein. Dort vertrieb der Aufenthalt in der schönen Luft bald wieder die Folgen aller der Erkältungen, denen ich mich im Sommer aussetzen mußte. Zwar ging die „Saison" bald zu Ende, und es schmolz der Kreis der Kurgäste auf sieben Personen zusammen. Aber desto schöner waren das Wetter und die Alpenlandschaft, desto gesicherter die Kur. Es ist unrecht, daß die meisten Patienten im Juni, Juli und August nach den Alpen geschickt werden. Abgesehen davon, daß dort die Wohnungen durch alle diejenigen sehr überfüllt und dadurch ungemütlich werden, welche, wie Lehrer, Schüler, Studenten, Gerichtsbeamte usw.,

nur die Zeit der Ferien benutzen können, um an ihre Gesundheit zu denken, ist das Wetter in den Alpen im September und Oktober am stetigsten, schönsten und heilkräftigsten. Es kommt daher, daß die Zeit, in der die Zunahme der Erwärmung der Hochalpen aufzuhören und einer Abkühlung Platz zu machen beginnt, auch die Zeit des Stillstandes in den Mischungen verschiedener Luftarten, also in den Witterungskrisen, ist. Aber die meisten Badeärzte sind im Winter praktizierende Doktoren in irgend einer großen Stadt. Sie senden ihre Patienten in die Bäder, in denen sie Badeärzte sind, zu der Zeit, wo die übrige Kundschaft der großen Stadt aufs Land, auf Ferien oder in andere Kurorte reist. Sie kehren also dann selbst Mitte September in ihren Winteraufenthalt zurück und reden ihren Patienten in den Alpen vor, dort sei der Aufenthalt nun nicht mehr heilbringend, damit sie ebenfalls zurückkehren und nicht der Behandlung eines anderen Arztes anheimfallen. Mein Arzt in Reichenhall, der verständige Dr. Pachmayr, war aber daselbst ansässig und hatte kein Interesse daran, seine Kranken fortzuschicken. Er tat es nur, wenn er sah, daß ihnen Reichenhall nicht dienlich war. Ich blieb bis zum 6. oder 7. Oktober daselbst und besuchte auf der Rückreise meine Eltern in Koschentin auf einige Tage.

Wintervorträge 1868/69. Über die Tätigkeit, der ich mich im nächsten Winter hingab, habe ich das Hervorzuhebende schon bei Gelegenheit der Erzählung der einzelnen Bestrebungen vorgreifend wiedergegeben. Es sei hier nur noch eine Idee des Generals von Hindersin erwähnt, welche mißglückte. Er hatte nach den verschiedenen Handhabungen der Schießübung bei den verschiedenen Brigaden, denen er, wie mir, im verflossenen Sommer freie Hand gelassen hatte, und nach dem, was er dabei erfahren hatte, sowie nach den Experimenten der sich täglich vervollkommnenden Artillerie-Schießschule, sich ein immer fester begründetes System der Schießkunst gebildet. In diesem System wurden in dieser Schule in den zweijährigen Kursen jährlich zwei Offiziere pro Regiment unterrichtet. Aber das genügte ihm nicht. Denn es war vorgekommen, daß diese Offiziere, die Leutnants oder Hauptleute waren, mit den von der Schießschule mitgebrachten Theorien und Künsten bei ihren Vorgesetzten in der Provinz keinen Beifall fanden, und man konnte nicht überall erwarten, daß die Vorgesetzten sich gern von ihren Untergebenen belehren ließen. Hindersin aber wollte, in dem Bewußtsein, daß eine schnelle Verbreitung der Schießkunst bei der Unsicherheit der allgemeinen politischen Lage dringend notwendig sei, den Fortschritten in dieser Kunst möglichst schnell einen allgemeinen Eingang schaffen und auch auf die höheren Vorgesetzten belehrend einwirken. Er ließ daher

Vorträge über diesen Gegenstand wöchentlich einmal halten und befahl, daß sämtliche in Berlin anwesende Generale und Stabsoffiziere der Artillerie diesen Vorträgen beiwohnen sollten. Wenn dieser Gedanke an sich ein ganz richtiger war, so war die Ausführung aber in mehreren Hinsichten recht unglücklich. Es gab kein anderes Lokal, in dem er diese große Versammlung vereinigen konnte, als die Artillerieschule, denn es sind immer außer den Offizieren der Truppe noch sehr viele Generale und Stabsoffiziere der Artillerie bei den verschiedenen Anstalten in Berlin kommandiert. Am Tage sind die Säle der Artillerieschule von der Anstalt in Beschlag genommen, am Tage waren auch alle die Herren anderweitig dienstlich beschäftigt. Also blieben nur die Abende übrig, um sie zu diesen Vorträgen zu vereinigen. Da saßen wir also wöchentlich ein- bis zweimal auf denselben Bänken von sieben bis zehn Uhr abends, auf denen wir als Fähnriche oder junge Offiziere vor dreißig und vierzig Jahren gesessen hatten. Wenn auch der Zweck es manchem möglich machte, über solche Äußerlichkeiten hinwegzusehen, so vermochten die meisten, im Dienst ergrauten Herren dem keinen Geschmack abzugewinnen, daß sie auf ihre alten Tage wieder „Schulbänke reiten" sollten. Die Familienväter waren wenig erfreut darüber, daß ihnen die einzigen Stunden entzogen wurden, die sie ihren Familien widmen konnten. Mancher mußte auf die angeknüpften geselligen Beziehungen verzichten, und wer des Morgens auf dem Schießplatz, in der Reitbahn oder sonst im äußeren Dienst durchgefroren war, der hörte abends nach dem Essen die theoretischen Erörterungen über das Schießen wohl nur schnarchend mit an. Wer aber den ganzen Tag, dienstlich an den Schreibtisch gefesselt, mit dem Geiste gearbeitet hatte, der hatte nicht mehr die geistige Spannkraft, um auch noch abends spät über dasselbe Thema geistigen Ausführungen zu folgen.

Alle diese für den Erfolg der Vorträge wenig günstigen Umstände aber wogen noch nicht so schwer wie die unglückliche Wahl des Vortragenden. Dieser war ein alter Hauptmann, einer der Lehrer an der Artillerie-Schießschule. Eiserner Fleiß, reiche Kenntnisse und fortwährende Übung im Schießen, die diesem Manne unbedingt zur Seite standen, hatten den Generalinspekteur bestimmt, ihn dazu auszuerlesen, uns die Schießkunst zu erläutern. Aber der Mann war entsetzlich taktlos. Er hatte sich früher nur dem Unteroffizierstande gewidmet. Sein Fleiß und seine Kenntnisse hatten ihm 1848 den Weg in die Offizierslaufbahn geebnet. Deshalb hatte er aber doch nicht die Sitten seines früheren Standes abzulegen gesucht, mit denen er allseitig anstieß. Er hatte deshalb in der Offizierslaufbahn manche Zurücksetzung erfahren, die er in dem berechtigten Vollbewußtsein seiner geistigen und wissen-

schaftlichen Überlegenheit über die meisten anderen Offiziere für unverdient hielt, und die ihn deshalb verbitterten. Diese seine Stimmung fand in seinen Vorträgen vollen Ausdruck. Zunächst nahm er einen Ton an, als ob ein Altmeister der Gelehrtheit kleinen Kindern den Stein der Weisen zu erklären habe. Dann ging er dazu über, Spitzen und Seitenhiebe gegen alle diejenigen Vorgesetzten auszuteilen, welche bisher nicht in der rationellen Weise verfahren hätten. Allmählich wurde er immer dreister und immer gröber, und zuletzt war unter dem ganzen Auditorium wohl kein Vorgesetzter, der nicht das Gefühl hatte, daß die eine oder die andere Grobheit auf ihn Bezug habe. Als daher der General Hindersin eröffnete, er werde das nächste Mal eine freie Diskussion über die ausgesprochenen Ansichten zulassen, rüsteten sich viele, das Wort zu ergreifen und dem sich überhebenden Präzeptor mit dem Range eines Hauptmanns den Standpunkt anzugeben, den er einer Versammlung von lauter höher gestellten Offizieren gegenüber einzunehmen habe. Das Gewitter, welches dann losgebrochen wäre, war in seinen Grenzen nicht zu berechnen. Die nächste Abendversammlung ward aber abgesagt, und es fand gar keine mehr statt. Wahrscheinlich hat Hindersin bald Nachricht von der Stimmung erhalten, die sich der ganzen artilleristischen Versammlung bemächtigt hatte. Ich fragte ihn gelegentlich einmal, wann denn wieder solch eine Versammlung stattfinden werde. Er antwortete, er habe diese Vorlesungen aufgegeben, der Hauptmann N. sei ein ganz tüchtiger Mann, aber er mische so viel „Sentimentalität" — ein neuer Ausdruck für Grobheit — in eine Angelegenheit, die doch nur sachlich aufgefaßt werden könne, daß er ihn nicht fortsetzen lassen werde.

Goldene Hochzeit. Im Frühjahr 1869 wurde ich mit meiner ganzen Familie durch ein, auch die weiteren Kreise der Verwandtschaft und Bekanntschaft freudig bewegendes Familienereignis beglückt, welches zwar von einem allgemeinen Weltinteresse nicht ist, aber das ich doch bei der Aufzeichnung meiner Erlebnisse nicht mit Stillschweigen übergehen kann. Meine Eltern feierten nämlich ihr fünfzigjähriges Ehejubiläum. Es fehlte nicht viel, so wäre dieses Fest in einer schrecklichen Weise unmöglich gemacht worden. Mein Vater hatte nämlich die Absicht, sich an diesem Tage lediglich der Freude hinzugeben und sich aller Sorgen, auch für das Fest selbst, zu entschlagen. Er beauftragte daher meinen ältesten Bruder Carl, alles in Koschentin so zu arrangieren, wie er es für gut halten werde, und stellte ihm Geldmittel in unbeschränkter Ausdehnung zur Verfügung, damit alles recht würdig verlaufe. Nachdem er auch meiner Mutter untersagt hatte, sich um die Details der Bewirtung und Arrange-

ments für das Fest zu kümmern, damit auch sie einen Tag habe, an dem sie sich lediglich der Freude hingeben könne, verreiste er nach dem Odenwalde zu meiner Schwester*) und deren Kindern, bei denen er gern verweilte, und kehrte erst kurz vor dem 19. April, dem Festtage, über Berlin nach Schlesien zurück. In Berlin hatte ich auf dieser Rückreise den Mittag mit ihm verlebt, und ihn abends elf Uhr auf den Bahnhof begleitet, auf wenige Tage von ihm Abschied nehmend, denn ich wollte ihm bald nach Koschentin nachfolgen. Ich war eben in meiner Wohnung eingeschlafen, als ich nach Mitternacht durch ein Telegramm des Dieners meines Vaters aus Erkner geweckt wurde, des Inhalts, mein Vater sei gesund. Erst wußte ich gar nicht, was das zu bedeuten habe, als der Telegraphenbote mir sagte, es sei ein Eisenbahnunglück vorgefallen.

In der Tat war in der Nähe der Station Erkner die Lokomotive aus den Schienen geraten, einen Damm hinabgefahren und hatte den Zug nach sich gezogen. Die vorderen Wagen waren zertrümmert. Die folgenden hingen den Abhang hinab, jeden Augenblick in der Gefahr, umzuschlagen. Die letzten Wagen waren oben auf dem Damm. Mein Vater hatte sich in einem der Wagen befunden, welche schräg am Damm hingen. Allein im Coupé, alt und schwerfällig, wie er schon war, war er auf den Boden des Coupés geschleudert worden und lag da, bis die Eisenbahnbeamten ihn aus dieser Lage befreiten. Eine unbedeutende Kontusion an der Hand war alles, was ihm dabei zustieß, und wir konnten Gott nicht genug für seine Rettung danken. Auch Prinz Albrecht (Sohn) befand sich in demselben Zuge. In einem der letzten Wagen schlafend, die auf den Schienen blieben, hatte er nichts gemerkt, bis er geweckt wurde. Das Fest verlief glänzend und würdig zur allseitigen Zufriedenheit.

Masern. Die militärischen Übungen und Besichtigungen im Frühjahr und Sommer des Jahres 1869 gingen ihren gewöhnlichen Gang und wurden für mich nur dadurch auf eine unangenehme Weise unterbrochen, daß ich im Mai von den Masern befallen wurde. Der Arzt behandelte mich in origineller Weise durch Abreibungen mit kaltem Wasser und setzte mich in den Stand, zwölf Tage nach meiner Erkrankung wieder den militärischen Übungen beiwohnen zu können. Ich habe gar keine Folgen der Schwäche nachträglich von dieser perfiden Krankheit verspürt, wogegen ich, nach der alten Methode unter Absperrung von aller frischen Luft behandelt, fünfzehn Jahre früher sechs Wochen lang krank gewesen und noch ein volles Jahr lang kränklich und anfällig geblieben war. Besichtigungen, Exerzitien und Paraden lieferten zu meiner großen Freude

*) Gräfin v. Erbach-Fürstenau.

einen immer befriedigenderen Beweis von dem zunehmenden Verständnis von dem Wesen der Dinge.

Schießübung 1869. Stoffel. Die Schießübung ward im Sommer 1869 nach festen, auf die neuesten Erfahrungen der Schießschule gegründeten Regeln durch die Generalinspektion vorgeschrieben. Es fanden sich deshalb zu diesem Schießen auch viele Zuschauer anderer Waffen ein, auch fremde Offiziere, die zufällig in Berlin anwesend oder bei den Gesandtschaften kommandiert waren. Unter diesen befand sich auch der französische Oberst Stoffel, ein zwar etwas derber, aber liebenswürdiger und heiterer Kamerad. Ich hatte ihn gut kennen gelernt, und wir sprachen über manche Dinge offener miteinander, die man sonst unter Offizieren verschiedener Länder zu berühren vermeidet. Unser Schießen und unsere Wirkung interessierten ihn sehr. Die Scheiben waren nicht mehr weiße Quadrate mit schwarzen Punkten, sondern Figuren, in Farbe und Größe verschiedener Truppengattungen. Als wir nach dem Schießen an die Ziele ritten, waren die Scheiben ganz zerschossen. Die zerfetzten Figuren der hölzernen Infanteristen hatte alle blaue Röcke und rote Hosen sowie spitze Kinnbärte. Ich war sehr unangenehm berührt, daß Stoffel sehen mußte, wie unsere Scheiben als französische Soldaten gemalt waren. Ein alter Befehl, wonach alle Zielfiguren nur preußische Soldaten darstellen durften, damit die Truppe nicht daran gewöhnt werde, eigene Politik zu treiben, war nämlich in Vergessenheit geraten und ward nun von mir in Erinnerung gebracht. Seitdem wurden die Infanteriescheiben so täuschend gemalt, daß der Prinz von Württemberg, als er einmal zusah, Halt und Einstellen des Schießens befahl, weil da unten am Waldrande Infanterie marschiere, bis er sich überzeugte, daß dies eben die Scheiben waren, nach denen wir schossen, und die bei der glühenden Sonnenhitze so flackerten, als ob sie sich bewegten. Aber im folgenden Jahre, im Juni 1870, wohnte Stoffel wieder dem einleitenden Belehrungsschießen bei, und als wir uns an die Ziele begaben, sahen wir wieder eine Menge zerschossener Zuaven mit roten Hosen und Knebelbart herumliegen, welche uns auf der beweglichen Scheibe entgegengefahren waren. Ich hatte bereits angeordnet, daß die Nichtbefolgung meines vorjährigen Befehls bestraft werden sollte, und konnte ihm dies auch sofort sagen. Aber angenehm war mir diese Unhöflichkeit doch nicht, die ich wider meinen Willen dem fremden Offizier erwies.*)

---

*) Der bei der französischen Botschaft kommandierte Oberst Stoffel hatte seiner Regierung schon seit langem ausgezeichnete Berichte über die Fortschritte und den Zustand der deutschen Armee gesandt, die aber dort keine Beachtung fanden.

Herbstmanöver 1869. Bei den großen Herbstübungen des Gardekorps erhielt ich einen Auftrag, der mir eine sehr angenehme Abwechslung bereitete. Der Kommandeur einer Garde-Infanterie-Brigade, der die Übungen mit gemischten Waffen leiten und nachher diese kombinierte Brigade beim Manöver kommandieren sollte, General v. Budritzky, erkrankte nämlich kurz vor dem Ausmarsch aus Berlin, und ich wurde vom Generalkommando gefragt, ob ich ihn vertreten wollte. Ich war sehr gern dazu bereit, denn es galt für eine noch nie dagewesene Ausnahme, daß eine solche Übung einem Artilleristen übertragen wurde. Die Truppen versammelten sich vor den Toren von Berlin, und von da tummelte ich sie fast vierzehn Tage lang. Ich hatte viel Freude daran und fand auch auf allen Seiten ein recht williges Entgegenkommen. Größtenteils drehte sich das Gefecht um die Gegend von Zossen. Die letzte Zeit kommandierte ich die so von mir taktisch eingeschulte Brigade, der auch zwei Kavallerie-Regimenter beigegeben waren, gegen die andere kombinierte Brigade, die in der Nähe geübt hatte. Zum Schluß erhielt ich von dem Divisionskommandeur eine Aufgabe, welche, an sich schon leicht, durch die Fehler des Gegners noch leichter gemacht wurde. Er rannte in den dichtesten und gedrängtesten Massen gerade in die Front meines Artilleriefeuers hinein, wurde durch versteckt gehaltene Infanterie plötzlich mit Feuer überschüttet und schließlich allseitig von Kavallerie angegriffen. Als ich ihn so ankommen und in das gestellte Netz eingehen sah, rief ich aus: „Könnte ich doch einmal in meinem Leben die Franzosen so ankommen sehen!“ Es war im September 1869. Also verging seitdem noch kein Jahr, als mir die Franzosen schon zweimal so ankamen, einmal bei St. Privat, einmal bei Sedan. Aber auch recht wehmütige Gefühle mischten sich dann in diese Rückerinnerung an das Manöver vom Jahre 1869. Da waren unter den 1. Garde-Dragonern, unter anderen zwei junge Rittmeister, Prinz Reuß und Graf Westarp. Ich mußte sie wiederholt wegen ihrer Entschlossenheit und Gewandtheit bei der Führung ihrer Eskadrons vor den versammelten Offizieren loben. Es verging kein Jahr und beide starben im heldenmütigsten Angriff auf die Franzosen bei Vionville den Tod fürs Vaterland. Auch von dem Alexander-Regiment sind im folgenden Jahre die meisten Offiziere gefallen, und das Garde-Schützen-Bataillon, dessen Verhalten beim Manöver ebenfalls meine wiederholte Anerkennung gefunden hatte, sah ich im folgenden Jahre zweimal — einmal bei St. Privat und einmal bei Le Bourget — seine sämtlichen Offiziere*) durch feindliche Kugeln verlieren.

*) Bei St. Privat verlor allerdings das Garde-Schützen-Bataillon seine sämtlichen Offiziere, bei Le Bourget jedoch nicht. Hier wurden am 31. Oktober vier, am 21. Dezember zwei Offiziere des Bataillons durch feindliche Kugeln außer Gefecht gesetzt.

Das Manöver fand in diesem Jahre so spät statt, daß ich keine Zeit mehr fand, einen Urlaub zu meiner Erholung anzutreten. Dagegen hatte ich mich vor dem Manöver auf Rat des Arztes einige Wochen in der Seeluft bewegt, um meine Lungen zu kräftigen, die nicht mehr krank waren. Ich ging zunächst nach Kiel, um unsere Panzerflotte zu sehen. Leider sah ich nur den Rauch der Schornsteine am Horizont, denn die Flotte war wenige Stunden vor meiner Ankunft zu einer Übungsfahrt nach der Nordsee abgedampft. Da setzte ich mich auf ein Passagierschiff, dampfte nach Sonderburg und besuchte von dort die Düppeler Schanzen, vor denen ich vier Jahre vorher solange gelegen hatte. Da ich in Zivil reiste und, um durch Meldungen nicht in der Freiheit meiner Bewegungen beeinträchtigt zu werden, bei den Militärbehörden keinen Besuch machte, so wurde ich auch über die Absicht nicht unterrichtet, die den Neubauten zugrunde lag; durch meine Besichtigung als Tourist konnte ich gar keinen Plan erkennen.*) Die dänischen Verschanzungen, mit der Front gegen uns, waren nicht nur wiederhergestellt, sondern unsere Ingenieure hatten auch noch dazu eine zweite Verteidigungslinie in derselben Front erbaut. Dagegen war gegen das Meer hin und in der Richtung des Innern der Insel Alsen, woher doch allein ein feindlicher Angriff kommen konnte,**) gar nichts oder doch nur sehr wenig geschehen. Ein Gefreiter von der Infanterie, der mich und mehrere andere Touristen auf den Schanzen herumführte, erklärte uns die Belagerung von 1864 und die Bedeutung der Festungswerke mit einer Sicherheit, die im Verein mit seiner totalen Unwissenheit sehr komische Resultate zutage förderte. Ich tat naive Fragen und erhielt die merkwürdigsten Antworten. In jeder Schanze lagen ein oder zwei Geschützrohre ohne Lafette. Ich fragte, ob man so aus diesen Röhren schösse. Er bejahte es mit geheimnisvoller Weisheit. Dann fragte ich, ob denn nicht mehr Kanonen in die Forts gestellt würden und wieviel. „Das kommt darauf an", sagte der Mann, „wieviel Feinde da unten sind. Je mehr Feinde, desto mehr Kanonen."

Von Sonderburg fuhr ich nach Kiel zurück, erreichte dort selbigen Tages ein Segelschiff, das nach Swinemünde ging, und segelte um Rügen herum dorthin in vierundzwanzig Stunden, worauf ich nach Heringsdorf fuhr und den Rest meines Urlaubs in diesem Seebade zubrachte, den ganzen Tag mich am Strande aufhaltend, denn baden sollte ich nicht.

*) Die nach dem Jahre 1865 ausgebauten Befestigungen Sonderburg-Düppel sind später wieder aufgegeben worden.

**) Dies hatte seinen Grund darin, daß die Befestigungen weniger gegen einen dänischen Angriff als gegen einen französischen gedacht waren, da man bei einem etwaigen Kriege gegen Frankreich mit einer Landung stärkerer französischer Kräfte im nördlichen Schleswig rechnete.

Nach den großen Manövern hatte ich noch die erste erweiterte Festungsdienstübung in Küstrin zu leiten, welche offiziell angeordnet war. Diese Übung gewährte mir eine recht freudige Überraschung in der Richtung, daß die betreffenden Truppen in einer Weise orientiert, instruiert und gewandt waren, wie ich es nach dem apathischen Zustande nicht erwartet hatte, in dem ich sie früher vorgefunden hatte. Sieben Vierteljahre hatten seit der ersten Anregung genügt, um ein allseitiges, lebhaftes Interesse zu erwecken, und mit diesem Interesse hatten die Leute ihre Kenntnis vom Festungskriege derart erweitert, daß die Antworten und Entschlüsse selbst der gemeinen Kanoniere in Erstaunen setzten.

Bei dieser Gelegenheit machte ich auch die Erfahrung, daß diejenigen Offiziere, welche bei der Feldartillerie den Ruf hervorragender Tüchtigkeit genossen, auch bei der Festungsartillerie Besonderes leisteten, während die Schwächeren in beiden Waffengattungen gleich schwach waren. Diese Erfahrung bewog mich später, mich gegen die scharfe Trennung der Offizierkorps der Feld- und Festungsartillerie auszusprechen, da ich kein Bedürfnis zu einer Maßregel vorliegen sah, welche so vielen braven Offizieren die Freudigkeit an ihrem Beruf raubte.

---

3. Bis zum Ausbruch des Krieges 1870.

Examinator zur Hauptmannsprüfung. Der Winter fügte zu meinen übrigen außergewöhnlichen Beschäftigungen noch eine hinzu, da ich durch meine Beförderung zum Brigadekommandeur Mitglied der Examinationskommission für die Hauptmannsprüfung geworden war.

Es war mir noch lebhaft in Erinnerung, wie peinlich es für Premierleutnants ist, welche das dreißigste Jahr fast erreicht oder gar überschritten haben, wenn sie noch in einem Examen unter Aufsicht ihre Befähigung zur Beförderung dartun sollen. Solches Arbeiten in geschlossenen Sälen in großer Gesellschaft hat immer etwas Schülerhaftes, das durch die Aufsicht gegen den Gebrauch unerlaubter Hilfsmittel noch vermehrt wird, und das die kräftigen, vollbärtigen Männer anwidert und bedrückt. Der Gedanke an den Einfluß, den das Examen auf die Laufbahn hat, benimmt aber den gesunden Sinn der Examinanden, und mancher unter ihnen, der ein tüchtiger Offizier im Dienst ist, möchte lieber während der ganzen vierzehn Tage im Kartätschfeuer aushalten, als unter Aufsicht schreiben, besonders, wenn er das Gefühl hat, nicht allzu gewandt mit der Feder zu sein. Unbedingt aber fielen alle diese Arbeiten weit schlechter aus, als es diese Herren im Ernstfalle machen

würden oder gar schon gemacht hatten, denn die meisten unter ihnen hatten sich im Kriege ausgezeichnet. Dennoch konnte ich mich der Überzeugung nicht verschließen, daß eine solche Prüfung für die Artillerie mindestens sehr nützlich ist, denn im reiferen Alter haben die Offiziere dieser Waffe oft plötzlich mit Dingen zu tun, die so unendlich langweilig sind, daß sich kein Mensch damit bekanntmacht, der nicht durch die Furcht vor einem Examen dazu gezwungen wird.

Dagegen wirkte ich darauf hin, der Prüfung selbst soviel als möglich alles Unwürdige, Schülerhafte zu nehmen, und die darin gestellten Aufgaben interessant, lehrreich und so zu gestalten daß die Geprüften daran Geschmack gewannen und nachher noch sich mit darin angeregten Fragen beschäftigten. Vollkommen gelang mir dies erst, als ich zwei Jahre später in der dann mir anvertrauten Stellung als Inspekteur der 2. Artillerie-Inspektion Präses dieser Kommission wurde.*)

Die Politik im Frühjahr 1870. Das friedliche Äußere der politischen Lage Europas wurde in diesem Frühjahr noch durch keinen Schatten getrübt. Zwar hatte Napoleon im Herbste ein anderes Ministerium genommen und den Franzosen einen größeren Anteil an der Regierung versprochen, als er ihnen bisher gestattet hatte. Dies Ministerium Ollivier**) schlug eine neue Richtung ein, eröffnete gewissermaßen eine liberale Ära, aber es schien, als ob das alles nur auf die inneren Verhältnisse Frankreichs Bezug haben sollte, die äußere Politik davon unberührt bleiben werde. Die Oppositionsblätter aller Länder prophezeiten den Sturz Napoleons als bevorstehend, und selbst die Kreuzzeitung brachte einen Artikel mit der Überschrift „Der Kaiser wird alt und Frankreich wird jung". Napoleon schien das selbst zu fühlen und setzte deshalb wieder einmal eine allgemeine Abstimmungskomödie in Szene, bei der jeder erwachsene Franzose zu seinen Regierungsprinzipien „ja" oder „nein" sagen sollte. Bei der satrapischen Knechtschaft, die die französische Polizei damals auf die Gemüter ausübte, konnte es nicht fehlen, daß eine bedeutende Majorität „ja" sagte.***) Aber es fiel doch allgemein auf, daß eine starke, gar nicht zu unterschätzende Minorität „nein" zu sagen wagte, und daß sogar in der aktiven Armee mehr als 70 000 Stimmen „nein" abgaben.†) Man hatte der Armee ganz sicher zu sein geglaubt, da sie unter einem drakonischen Disziplinargesetze stand, und geglaubt, durch alle Stimmen der Armee die Majorität der Regierung nur um so impo-

*) Die Hauptmannsprüfung der Artillerieoffiziere wurde später abgeschafft.

**) Das Ministerium Ollivier wurde am 2. Januar 1870 ernannt.

***) Über 7 Millionen stimmten mit „ja", $1^1/_2$ Million mit „nein".

†) Nicht 70 000 sondern nur 40 000 von 300 000 Soldaten stimmten mit „nein", immerhin noch eine bedeutende Zahl.

samer zu machen, und hatte den Fehler begangen, der bewaffneten Macht eine politische Frage vorzulegen. Jetzt erschrak man über die Antwort. Es wurden in Frankreich allseitig Stimmen laut, daß die Armee eine Beschäftigung brauche, da sie seit elf Jahren keinen Krieg geführt habe — die mexikanische Expedition ausgenommen — und auf den Glanz der preußischen Waffen neidisch sei. Indessen gab man bei uns im Publikum noch nicht viel auf solches Geschrei der westlichen Nachbarn. Wollte man darauf achten, so müßten wir ja in den letzten elf Jahren keine ruhige Stunde gehabt haben. Aber seit dem Anfang Mai wurde doch unsere Geschäftswelt recht vorsichtig. Kein Unternehmen industrieller Art wurde begonnen. Große Kapitalisten äußerten sich dahin, die Zustände Europas seien derart, daß ein kleiner Funke einen allgemeinen Brand erzeugen könnte, und sprachen offen aus, ein Krieg sei ihnen lieber als eine Fortdauer dieses lähmenden, unheilvollen Zustandes.

In der Armee glaubten die meisten an keinen Krieg, nachdem die Aufregung in der Luxemburger Frage und dann die Salzburger Konferenz im Jahre 1867 im Sande verlaufen waren. Alles gab sich, wenn auch mit Eifer, den friedlichen Waffenübungen hin. Aber unser König wachte und mit ihm Bismarck, Roon und Moltke, wenn sie auch in die festeste Friedenszuversicht eingeschläfert zu sein schienen. Es wurden aber alle Vorbereitungen für die möglichen Fälle mit solchem Geheimnis betrieben, daß selbst wir, die Generale von der Truppe, nichts davon erfuhren. Es gab damals eine gewisse Tagesstunde, in der ich, wenn keine militärische Übung stattfand, meine Pferde im Tiergarten ritt. Ich fand da gewöhnlich Gesellschaft von Generalstabsoffizieren, die sich vor den Bureaustunden auch derselben Beschäftigung hingaben, da fiel mir nur auf, daß dann und wann einer und der andere von ihnen auf ein paar Wochen fehlte, und wenn er wiederkam, aussagte, er habe eine Vergnügungsreise gemacht. Alle diese Vergnügungsreisen hatten die Richtung nach Frankreich, aber selten war einer von ihnen bis Paris gekommen. Die Gegend von Metz, Nancy, Belfort, Verdun, Chalons und Dijon hatte sie meist „landschaftlich“ so interessiert, daß sie nicht Zeit hatten, weiter zu kommen. Auch fiel mir auf, daß ganz unbemittelte Offiziere solche „Vergnügungsreisen“ unternahmen. Da sie mir weiter nichts mitteilten, so tat ich auch keine indiskreten Fragen, sondern dachte mir mein Teil und schwieg. Als aber in den nächsten Monaten nichts erfolgte, glaubte auch ich an keinen Krieg für dieses Jahr mehr und gab mich meinen militärischen, friedlichen Beschäftigungen mit Eifer hin. Überdem wurde ich durch dieselben so in Anspruch genommen, daß ich weiter keine Muße mehr fand, mich den Konjunkturen der höheren Politik zu widmen.

Der Großherzog von Hessen. Auch erfuhr ich in meiner laufenden dienstlichen Beschäftigung eine Unterbrechung im Anfang Mai durch den Besuch des Großherzogs von Darmstadt an unserem Hofe, denn ich wurde zu ihm zur Begleitung kommandiert. Daß der König mich hierzu auserwählte, war eine große Auszeichnung, aber ich mußte die fünf Tage, die ich dadurch in meiner dienstlichen Besichtigungstätigkeit verlor, nachholen, wodurch sich meine Arbeit sehr vermehrte.

Überdem war dieser Besuch im hohen Grade interessant für mich. Es war der erste Besuch in Berlin, zu dem sich der alte Großherzog nach den Ereignissen von 1866 hatte entschließen können, bei denen er uns feindlich gegenüber gestanden hatte. Verschiedene diplomatische Verhandlungen waren vorausgegangen, und ich ward persönlich vom Könige instruiert, alles zu tun und einzuleiten, wie es dem Gaste bequem sein werde. Dieser war ein Original durch und durch. Seine riesenhafte Körpergröße, neben der unser König und unser Kronprinz wie ganz kleine Menschen aussahen, hatte im Verein mit dem zunehmenden Alter eine große Schwerfälligkeit erzeugt.

Er kannte alles, wußte alles, hatte aber eine souveräne Verachtung aller Menschen im allgemeinen, der vornehmen Welt im besonderen, und sprach von Zeremonien nur mit der bittersten Ironie. So ward jedes Wort, das er sagte, ein attischer Witz, und ich kam aus dem Lachen gar nicht heraus, solange ich bei ihm kommandiert war. Sein hessischer Dialekt, der dem Frankfurter sehr ähnlich war, machte seine Rede für ein Berliner Ohr noch komischer. Als er seine Visiten bei den Mitgliedern der Königlichen Familie machen wollte, verlangte er von mir, ihn so zu diesen Visiten herumzuführen, daß er niemanden zu Hause träfe, denn die Unbequemlichkeit des Treppensteigens wollte er vermeiden. Meiner Instruktion gemäß benachrichtigte ich davon den König, der einen Befehl an alle ergehen ließ, den Großherzog nicht anzunehmen. Demzufolge wies uns überall der Portier mit der Meldung ab, die Herrschaften seien ausgefahren. Die Königin Augusta gab eine Soiree. Er ging nicht hin, sondern blieb in seinem Zimmer, rauchend. Aber zur Königin Elisabeth ging er, weil er sie verehrte.

Unser König liebte ihn eigentlich, obgleich sie lange politische Gegner gewesen waren. Er lachte über seine Witze und neckte ihn schelmisch. Ich habe nie den König so aufgelegt und redselig gesehen, als wenn er mit diesem Riesen unter seinen Standesgenossen verkehrte.

Von den fünf Tagen seiner Anwesenheit behielt ich aber noch ein anderes, minder angenehmes Andenken. Als ich ihn in Jüterbog empfangen hatte, wie der Befehl lautete, der mich zu ihm kommandierte, mußte ich von da bis Berlin im Extrazuge ihm gegenüber am offenen

Fenster sitzen, gegen den Zug, und sehr laut sprechen. Dadurch erkältete ich meinen Hals und zog mir einen Husten zu, den ich während seiner Anwesenheit in Berlin und während der darauf unmittelbar folgenden, vermehrten dienstlichen Anstrengungen nicht hüten konnte, und der mich bis zum Beginn des Krieges nicht verließ, ja sogar beim Ausbruch desselben fast dienstunfähig machte. Ich hatte große Besorgnis, daß das Übel wiederkehren könne, das mich 1865 an den Rand des Grabes gebracht hatte. Erst der Krieg selbst und der fortwährende Aufenthalt in freier Luft brachten mir wieder Genesung.

Eugenie. Im Juni kam der Kaiser von Rußland wieder nach Berlin, und die großen Frühjahrsparaden fanden vor ihm statt. Damals erfuhren wir, daß die Kaiserin Eugenie der russischen Kaiserin auf deren Durchreise durch Frankreich gesagt hatte: „Il nous faut récoudre la question Rhénane à cause de notre petit.“ Sie hatte sich auch ähnlich gegen Mitglieder der preußischen Botschaft ausgesprochen, als dieselben einmal zu ihr eingeladen waren, und den naiven Gedanken vorgebracht, wir würden das linke Rheinufer gutwillig hergeben. Auf die Vorstellung, daß das kein deutscher Staatsmann tun könne, hatte sie erstaunt gemeint, das käme doch nur auf die Kompensationen an, die man Deutschland dafür biete. Sie sah dann ein, daß auf friedlichem Wege dies Spielzeug für ihren Lulu, nämlich das linke Rheinufer, nicht zu haben war, und erfaßte den nächsten, ganz lächerlichen Vorwand, um den Krieg bei den Haaren herbeizuführen. Denn sie hat damals offen bekannt, daß sie zu dem Kriege getrieben, indem sie sagte: „C'est ma guerre à moi, ma jolie petite guerre.“ Die leichtfertige Art und Weise, mit der sie über eine so ernste Sache wie den Krieg sprach, der so viele Tausende von Familien unglücklich macht, hat sich bitter an ihr gerächt. Das Weltgericht in der Weltgeschichte.

Scherzhafte Prophezeiungen. Unmittelbar an die Frühjahrsbesichtigungen und -Paraden schloß sich in diesem Jahre bei uns die Schießübung, welche schon im Juni begann, weil General v. Hindersin seine Besichtigungen bei der Garde beginnen lassen wollte. So war ich eifrig auf dem Schießplatze beschäftigt, während unser König nach Ems zur Kur reiste. So überzeugt auch jeder war, daß die französische Regierung jede Gelegenheit ergreifen werde, um das linke Rheinufer zu nehmen, so sah doch bei uns niemand eine Gelegenheit dazu, und kein Mensch hielt es für möglich, daß noch in diesem Jahre ein Krieg ausbreche.

In dieser Überzeugung lebend, war ich eines Tages gerade mit Vorbereitungen zu meiner Schießübung beschäftigt und ging in der Kaserne vom Hofe, wo ich zu tun gehabt, in das Offizierspeiselokal, um etwas zu

frühstücken. Dort fand ich eine fröhliche Gesellschaft junger Offiziere, die den Leutnant v. G. neckte, weil er immer jedem Kriegsgerücht Gehör schenkte. Deshalb hatten die Kameraden ihm oft etwas aufgebunden. Heute aber wollte der kriegsdurstige junge Herr nichts mehr glauben. Um auf die Scherze einzugehen, bot ich dem Leutnant v. N., der den Leichtgläubigen am meisten quälte, eine Wette an, daß wir binnen drei Monaten in einen großen Krieg verwickelt sein würden, bei dem schon Garde-Batterien zur Tätigkeit gekommen sein müßten. v. G. horchte auf. Ich machte leise mit dem Leutnant v. N. aus, daß der Gegenstand der Wette ein Glas Bier sein solle, welches ich gleich bezahlen werde, wenn Leutnant v. G. genügend neugierig gemacht sei. Die Wette wurde abgeschlossen. Leutnant v. G. sah uns mißtrauisch an und sagte: „Ich wette zwei Flaschen Champagner, daß hier in dieser Wette kein wirklicher Krieg gemeint ist.“ Sofort hielt v. N. die Wette. Ich bezahlte mein Glas Bier, aber Leutnant v. G. mußte zum allgemeinen Jubel die zwei Flaschen Champagner geben, denn er hatte seine Wette verloren. Drei Monate später waren wir im vollen Kriege bereits vor Paris angelangt. Die sämtlichen Garde-Batterien hatten bei St. Privat und Sedan heftig mitgekämpft. Nun hatte ich auch meine Bierwette gewonnen, und Leutnant v. N. mußte mir zwei Gläser Bier wiedergeben. Mancher Offizier aber glaubte, ich hätte besondere geheime Verbindungen mit den höchsten politischen Kreisen, weil ich den Krieg mit solcher Bestimmtheit vorhergesagt hatte, während ich doch hierbei absichtlich etwas Unmögliches hatte aussprechen wollen.

Eine ähnliche scherzhafte Prophezeiung machte in der Weinlaune Hauptmann v. d. P., und auch sie traf nahezu ein. Es war am 3. Juli. Wir feierten bei einem Liebesmahle den Jahrestag der Schlacht von Königgrätz. P. war kurz zuvor von seiner Frau mit einem Söhnchen beschenkt worden, und die Kameraden tranken auf das Wohl des Kindes. „Freunde“, sagte er, „durch diesen Jungen hoffe ich noch in die Weltgeschichte zu kommen. Denn mein Wilhelm wird einst ein berühmter Mann; dann wird von ihm die Geschichte schreiben: Sein Vater erwarb sich in der Schlacht von Kaiserslautern am 20. September 1870 den Orden pour le mérite und starb später als pensionierter Offizier.“ Man muß bemerken, daß am 3. Juli noch keine Kriegsgerüchte existierten, denn erst am 6. Juli hielt Gramont jene Brandrede, die den Krieg herbeiführte. Am 20. September aber erhielt P., wenn auch nicht den Orden pour le mérite, so doch das Eiserne Kreuz für sein Verhalten in der Schlacht von Vionville—Mars la Tour.

Schießübung. Unsere Schießübung wurde mit dem gewöhnlichen Eifer betrieben. Das Instruktionsschießen war am 15. Juli beendet.

Ihm sollte das Schießen auf taktischer Grundlage folgen. An demselben Abend ward die Mobilmachung befohlen, also ward uns das Schießen zur Darstellung der taktischen Anwendung für den Ernstgebrauch aufbewahrt. Für die taktische Brauchbarkeit meiner Batterien konnte Louis Napoleon keinen willkommeneren Zeitpunkt zum Beginn des Krieges treffen.

Noch ehe man in der Welt an einen Krieg dachte, eröffnete sich für mich eine Aussicht auf eine erhöhte und erweiterte Tätigkeit. Der Inspekteur der 3. Artillerie-Inspektion, General Herkt, hatte sich krank gemeldet, und der General v. Hindersin befahl mir, nach Abhaltung meiner Schießübung die Schießübung der Brigaden zu besichtigen, welche dem General Herkt unterstellt waren. Durch die stete Anstrengung nahm bei der Unmöglichkeit, mich zu schonen, mein Husten so zu, daß ich zuweilen gar nicht sprechen konnte, und ich hatte darauf gerechnet, unmittelbar nach meiner Schießübung nach Reichenhall gehen zu können. Wie ich statt dessen die Anstrengungen der Besichtigungsreisen nach Hannover und Holstein aushalten sollte, war mir unklar.

Gramonts Rede. Indessen Louis Napoleon, oder besser gesagt die Kaiserin Eugenie, verschaffte mir eine andere Beschäftigung.

Es ist wohl noch im Gedächtnis aller, wie am 6. Juli Gramont die französischen Abgeordneten und den Senat durch seine törichte Rede aufregte, und wie ein unsinniges Geschrei: „Rache für Sadowa!" durch ganz Frankreich erscholl. Man hatte das Kriegsgeschrei in Frankreich oft genug gehört, und es war immer kein Krieg daraus entstanden. Außerdem kannte ich von meinem Wiener Aufenthalt her den Herzog von Gramont als einen Gecken und Einfaltspinsel. Ich zweifelte keinen Augenblick daran, und viele, die die Personen in Frankreich kannten, waren derselben Ansicht, daß der alternde Kaiser keine verständige Veranlassung zu einem Kriege gegen Preußen darin finden werde, daß die Spanier den mit dem preußischen Königshause gar nicht verwandten Erbprinzen von Hohenzollern zum Könige wählten, denn eher konnte Frankreich, wenn ihm dies nicht genehm war, deshalb Krieg mit Spanien anfangen. So dachten wir auch, Gramont habe sich durch seine Eitelkeit und seine Sucht nach einem theatralischen Effekt und nach allgemeinem Beifall in eine Hitze hineingeredet, deren Tragweite er in seiner Borniertheit nicht berechnet habe, und man glaubte allgemein, Napoleon werde ihn desavonieren und sich einen anderen Minister des Auswärtigen nehmen. Diese bei uns vorwaltende Meinung ward dadurch bestärkt, daß bei uns wohlbekannt war, wie ganz ohne alle Vorbereitungen zu einem Kriege die französische Armee ihren

übungen oblag, und wie noch nicht die geringsten diplomatischen Schritte zu Allianzen getan waren. Man hielt daher den so berechnenden Napoleon einer solchen Torheit, wie es in diesem Augenblick ein gegen uns vom Zaun gebrochener Krieg sein mußte, gar nicht für fähig. Das persönliche Verhalten unserer höchsten Spitzen bewies, daß auch sie derselben Meinung waren. Unser König trank ruhig seinen Krähnchenbrunnen in Ems weiter, Bismarck blieb still in Varzin und Moltke in Kreisau in Schlesien. Unser kommandierender General, Prinz von Württemberg, blieb bei seiner Schwester in Petersburg. Als daher am Sonntag, den 10. Juli, abends der Abteilungskommandeur, Major v. K., zu mir gestürzt kam und mir von Krieg und Mobilmachung vorfabelte, in größter Aufregung, fragte ich ihn bloß lachend, ob ihm das nicht der Major v. W. weisgemacht. Diese beiden Offiziere wetteiferten nämlich schon seit mehr als zwanzig Jahren darin, sich gegenseitig Gerüchte aufzubinden, und lachten dann den aus, der es geglaubt. Und richtig, v. W. hatte es erzählt! Am Montag wurde v. K. auf dem Schießplatz noch so über seine Leichtgläubigkeit ausgelacht, daß er sich selbst schämte, dem Gerücht Glauben beigemessen zu haben. Als wir aber am Montag Abend die Abendzeitungen in Berlin vorfanden, da lasen wir die ersten Anforderungen, welche Benedetti an unseren König gestellt hatte. Es ist bekannt, wie schnell sich die Ereignisse vom 11. bis zum 15. Juli folgten.

Stoffel. Am 12. Juli hatte ich eine Konversation mit dem Obersten Stoffel, die mir unvergeßlich bleiben wird. Auf meinem Wege zum Mittagessen an dem Portal des Kasinos traf ich ihn, und er fragte mich, ob er wieder einmal bei meinen Schießübungen zusehen könne wie beim einleitenden Belehrungsschießen. Ich war durch diese, bei der augenblicklichen politischen Lage doch etwas taktlose Frage überrascht, ließ mir aber nichts merken und sagte ihm, augenblicklich habe unser Schießen den Elementarunterricht der Rekruten zum Zweck und sei für ihn langweilig. In vierzehn Tagen werde es interessanter sein, und da behielt ich mir vor, ihn einzuladen. Es lag eine nicht beabsichtigte Ironie in meiner Antwort, denn vierzehn Tage später schossen schon Preußen und Franzosen auf einander. „Eh bien“, sagte Stoffel, „je viendrai en quinze jours. Il faut donc voir, comment Vous allez nous tuer.“ Ich bemerkte ihm, ich hätte von dieser traurigen Aussicht mit ihm nicht angefangen, aber da er davon spreche, so könne ich ihm wenigstens bemerken, daß dieser Krieg vom militärisch-wissenschaftlichen Standpunkte aus im höchsten Grade interessant sein werde. „Elle sera éminemment intéressante.“ „Mais avouez“, sagte ich, „qu'elle est inutile.“ Da platzte Stoffel heraus: „C'est la plus grande bêtise, qu'on puisse imaginer“, schrie er, indem er sich mit der Hand vor die

Stirn schlug. „Voyez vous, c'est chose que je ne conçois pas, notre Empereur est un homme calme et raisonnable, et Ollivier est calme, raisonnable et un peu peureux, et ces deux-là commettent des bêtises, qui nous jeteront tête-dessus tête-dessous dans un grand gouffre.“ Der arme Stoffel sah mit ungetrübten Augen. Er kannte unsere Armee und die französische genau und wußte, daß die letztere unterliegen werde. Er hat Bericht auf Bericht an den Kaiser geschrieben und ihn dringend gebeten, diesen Krieg nicht zu wagen. Vergebens! Seine Briefe sind nicht nur nicht beachtet, weil nicht gelesen, sondern auch nicht einmal aufgemacht worden. Als Napoleon zur Armee ging, lagen sie noch versiegelt in St. Cloud. Die Aufregung, in die Stoffel geriet, steigerte sich von Tag zu Tag. Am 15. Juli, während der Rückkehr unseres Königs, war Stoffel geradezu unzurechnungsfähig. Nach der formellen Kriegserklärung ging er nach Frankreich zurück. Nach der Schlacht von Sedan gehörte er zu den gefangenen Achtzigtausend. Hindersin hatte Befehl, für diese das Weitere zu veranlassen, und als er das Lager der Gefangenen beritt, begrüßte er Stoffel, der zu Pferde ohne Waffe im Lager herumritt und sich Hindersin anschloß. Bei den äußersten, das Lager bewachenden Posten angekommen, fragte Hindersin ihn, ob er ihn noch weiter begleiten wollte. Stoffel aber sagte, er habe hier links zu tun, und Hindersin achtete nicht darauf, daß Stoffel den Raum für die Gefangenen überschritt; die Posten aber wagten nicht, einen französischen Offizier zu arretieren, der anscheinend mit Genehmigung, wenigstens unter den Augen des Höchstkommandierenden, fortritt. So ist Stoffel verschwunden. Während der Belagerung von Paris verwaltete er das Artilleriematerial der Festung. Von ihm waren die Listen unterschrieben, auf Grund deren mir das Material bei der Kapitulation übergeben ward. Es muß ihm recht schmerzlich gewesen sein. Wie er später Opposition gegen Thiers machte und seine Stelle verlor, ist bekannt.

Der 15. Juli. Täglich überstürzten sich vom 12. Juli an die aufregenden Nachrichten von den Ereignissen in Ems. Fast will es den Anschein gewinnen, als ob Napoleon geglaubt hat, König Wilhelm sei schwach und willenlos und habe bisher nur dadurch eine energische Politik verfolgt, daß er Bismarck und Moltke schalten ließ, und werde in Abwesenheit dieser beiden in Ems sich alles gefallen lassen. Wenigstens haben frühere, jetzt bekannt gewordene französische diplomatische Berichte den König als furchtsam dargestellt. Wenn dem so ist, so hat sich die französische Staatskunst gewaltig verrechnet. Nachdem der König alle entehrenden Zumutungen höflich, aber entschieden abgelehnt hatte, trat er seine Rückreise nach Berlin an.

Am Freitag, den 15. Juli, als ich mit meinem Dienst auf dem Artillerieschießplatz fertig war, erfuhr ich in Berlin, daß der Köng des Abends erwartet werde. Eine dichtgedrängte Volksmasse wogte in den Straßen, welche der König vom Bahnhof nach dem Palais einschlagen konnte. Es war kein allgemeiner Empfang befohlen, aber die sämtlichen Generale und Kommandeure sowie alle dienstfreien Offiziere eilten nach dem Bahnhof, den König beim Empfang zu sehen. Überzeugt, daß ich unter dieser Menge von weit höher Gestellten nur ein verschwindendes Atom bilden würde, und natürlicherweise begierig, etwas mehr als bloße Gerüchte zu erfahren, ging ich nicht auf den Bahnhof, sondern zog mir meine Uniform als General à la suite an. und begab mich in das Palais des Königs, ihn dort zu erwarten. Ich hatte ganz richtig gerechnet. Im Palais waren nur der Hofmarschall Graf Pückler und der General v. Steinäcker anwesend. Wir beschlossen, beim Vorfahren des Königs am Portal des Palais zu stehen, und warteten im Vorzimmer. Entscheidende Entschlüsse mußten vorbereitet sein, denn der Kriegsminister v. Roon und der Kronprinz waren dem Könige einige Stationen weit entgegengefahren. Allen Gerüchten, die sich, oft im Widerspruch miteinander, in der Stadt verbreitet hatten, schenkte ich keinen Glauben.

Während wir im Palais warteten, belustigte mich die Routine, mit der der alte gewiegte Hofmarschall den Volkslärm beurteilte. Es war eine unübersehbare Volksmasse Unter den Linden, welche hin und her wogte und ein fortwährendes Schwirren von Stimmen in der Luft verursachte, das selbst in dem nach dem Hofe gelegenen Vorzimmer hörbar war. Da ließen sich Hurrarufe vernehmen. Steinäcker und ich sprangen auf, um dem Könige entgegenzugehen, denn wir konnten uns nicht anders denken, als daß die Rufe dem Könige galten. Aber Pückler blieb ruhig sitzen. „Blinder Lärm", sagte er ruhig, „das muß viel ärger kommen, wenn der König vorfährt." Dies wiederholte sich einige Male. Plötzlich, es mag gegen neun Uhr abends gewesen sein, erzitterte die Luft von einem Gebrüll, unter dem die Mauern des Palais zu wanken drohten. „Sehen Sie, meine Herren", sagte Pückler, „nann ist es Zeit." Wir gingen dem König entgegen, der in einer zweispännigen, offenen Kalesche, mit dem Kronprinzen zu seiner Linken, gefahren kam.

Er stieg schnell aus, trat in das Palais, begrüßte uns auf der Treppe mit der Hand und sagte, tief aufatmend: „Na, wenn der Volksjubel eine Vorbedeutung ist, dann geht alles gut. Das war ja heute ärger als vor vier Jahren, wie ich als Sieger zurückkehrte. Wie Gott will. Wir sind überraschend angefallen, wie von einem tollen Hunde, wir müssen uns unserer Haut wehren. Ich habe soeben die Mobilmachung der ganzen

Armee befohlen, denn ich habe heute im Laufe des Tages die Meldung erhalten, daß heute früh die Mobilmachung der französischen Armee befohlen ist, und wir können nicht zurückbleiben." Damit ging der König in seine Salons. Der Kronprinz begrüßte mich ebenfalls sehr gnädig mit den Worten: „Ihnen gratuliere ich, denn Sie werden es wieder ebenso machen wie bei Königgrätz."

Jetzt ging ich nach Hause. Ich wußte genug und hatte danach viel zu tun, und zwar noch in derselben Nacht. Denn mein ganzes Material stand auf dem Schießplatze. Es mußte die Schießübung für den nächsten Tag abbestellt, statt dessen der Schießplatz aufgeräumt, das Material, wo es hingehörte, nach Berlin und Spandau abgegeben werden, und die Festungs-Kompagnien mußten noch am 16. Juli in ihre Garnisonen zurückkehren, um ihre Mobilmachung regelmäßig betreiben zu können. Die hierzu erforderlichen Befehle mußten überlegt, ausgearbeitet und noch bei Nacht so expediert werden, daß sie die Truppen vor Tagesanbruch erreichten.

Betrachtung. Die Sicherheit, Ruhe und Schnelligkeit, mit der die preußische Politik in voller Übereinstimmung mit der Heeresleitung in der Zeit vom 16. Juli bis zum Beginn des Feldzuges handelte, hat mit Recht die Bewunderung der ganzen Welt erregt. Sie war nur möglich durch die Sicherheit und Bestimmtheit unserer auswärtigen Politik, durch die genaue Kenntnis von den Kräften und von der Verfassung unserer Gegner und durch den guten Zustand unserer Armee sowie deren vortreffliche Vorbereitung zur Mobilmachung. Die drei bedeutenden Männer, Bismarck, Roon und Moltke, sowie alle die fleißigen Arbeiter, welche ihnen zur Seite standen, haben daran ein unbestrittenes Verdienst. Wer aber die Tätigkeit dieser drei so ganz verschiedenen Geister in Übereinstimmung brachte, das war König Wilhelm allein, und wer sie auf ihren Platz gestellt hatte, war wieder nur er. Ihm gebührt dabei das Hauptverdienst ganz allein, denn er zog darüber niemand zu Rate. Unter einem minder entschlossenen und zähen Monarchen würde die Tätigkeit der untergebenen Gewalten nicht in solchen Einklang gebracht worden, und manches Mißverständnis, manche Verwirrung entstanden sein, welche die Handlungen Preußens gelähmt hätten.

Vergleicht man damit die Planlosigkeit und die Widersprüche in dem Verhalten unserer Feinde, so nimmt es nicht wunder, daß der Krieg für sie unglücklich ausfiel.

Mit einer Armee, die noch gar nicht auf den Krieg vorbereitet war, entzündet der Minister der auswärtigen Angelegenheiten am 6. Juli aus einem ganz unbedeutenden Anlaß die Leidenschaften des

leicht erregbaren Volkes durch eine säbelrasselnde Brandrede. Um der erregten Stimmung zu genügen, soll der König Wilhelm gedemütigt werden, und weil er dazu nicht gefügig ist, wird am 15. Juli die Einberufung der Reserven beschlossen, und als am selbigen Tage in Preußen die Mobilmachung des Heeres befohlen wird, beschließt man in Paris den Krieg, lediglich um der Erregung des Straßenpöbels Rechnung zu tragen, und die Kriegserklärung wird am 19. Juli übergeben. Es ist zwar unter zivilisierten Nationen Sitte, sich nicht plötzlich mit Krieg anzufallen und vor Beginn der Feindseligkeiten den Krieg zu erklären. Die Zeit, welche man von da bis zum ersten Schuß verstreichen läßt, hat zwischen vierundzwanzig Stunden und drei Tagen geschwankt. Aber am 19. Juli den Krieg zu erklären, ohne kriegsbereit zu sein, und dann behufs der eigenen Rüstungen noch über zwei Wochen verstreichen lassen zu müssen, das ist ein Verbrechen der Regierung an ihrem eigenen Vaterlande. In dem militärischen Publikum und im ganzen deutschen Volke hielt niemand die französische Regierung für fähig, so kopflos zu handeln. Louis Napoleon hatte bisher in allen Fragen der äußeren Politik überlegt und wohlberechnet gehandelt. Auch genoß die französische Armee noch ein bedeutendes Ansehen in der ganzen Welt. Wir waren fest überzeugt, daß große Heeresmassen alsbald die Grenze überschreiten und uns mit Übermacht angreifen würden, und da wir wußten, daß wir drei Wochen brauchten, bis wir die ersten Hauptschläge austeilen konnten, so machten wir uns auf anfängliche Mißerfolge gefaßt und glaubten, unsere an der Grenze stehenden Truppen würden nach einigen Niederlagen auf den Rhein zurückweichen müssen, wo dann die Franzosen erst durch Belagerung von Cöln, Coblenz, Mainz und Rastatt aufgehalten werden würden, ehe unsere Hauptkräfte dort Hilfe bringen könnten.

Mit dem Pflichtgefühl und der Resignation, welche die Erwartung harter Schläge erzeugt, machten wir uns daher an die bevorstehenden Vorbereitungsarbeiten, um dann die ersten Scharten auszuwetzen und den Sieg doch schließlich zu erringen.

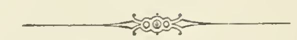




Namen- und Sachverzeichnis.

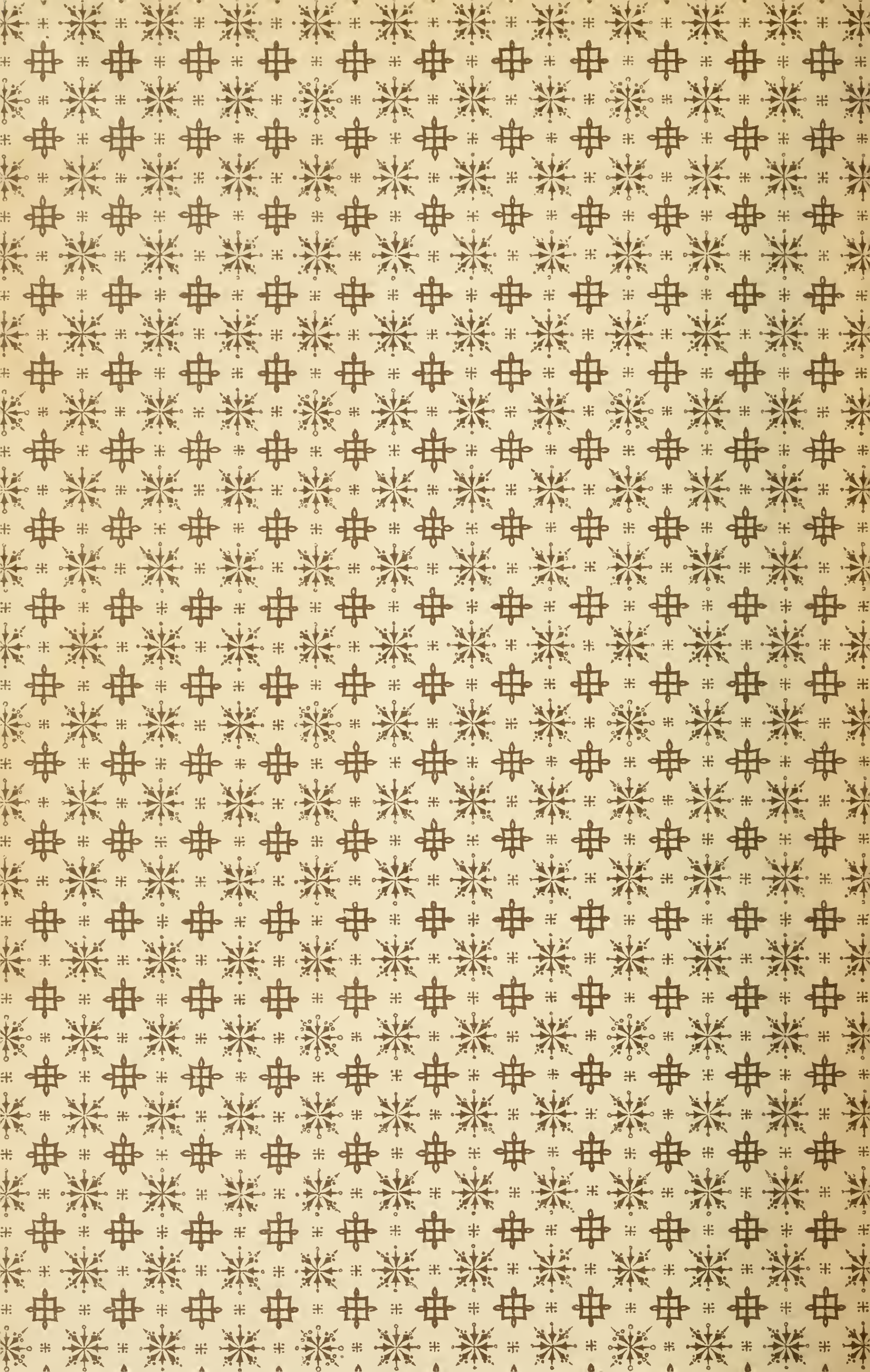
A.

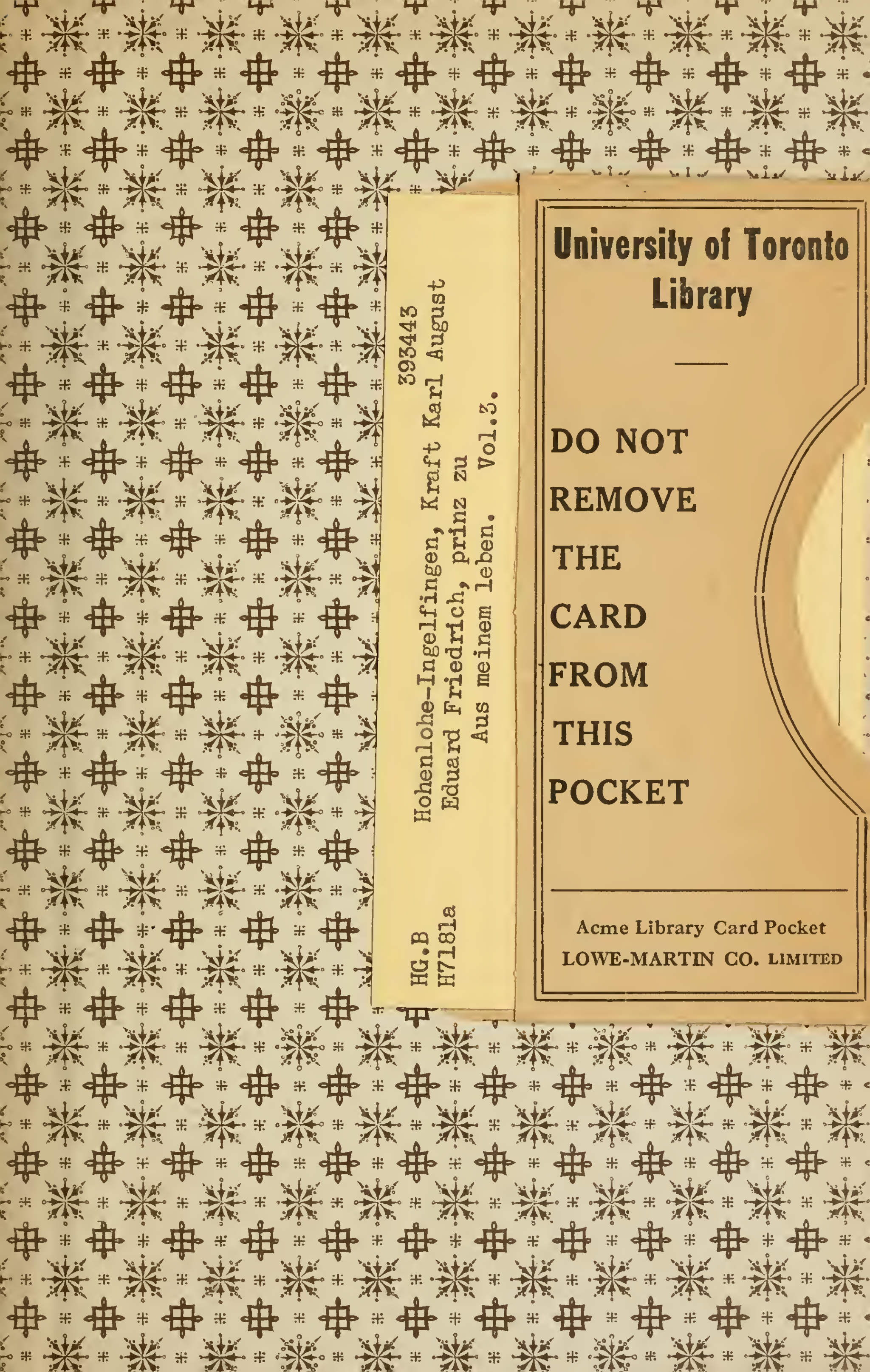
B.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.






393443
Hohenlohe-Ingelfingen, Kraft Karl August
Eduard Friedrich, prinz zu
Aus meinem leben. Vol.3.
HG.B
H7181a
University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

